DIE INSELN DES STILLEN OCEANS, EINE GEOGRAPHISCHE MONGRAPHIE

Carl Eduard Meinicke

DIE

INSELN DES STILLEN OCEANS.

II.

DIE

INSELN DES STILLEN OCEANS,

EINE

GEOGRAPHISCHE MONOGRAPHIE

VON

PROF. DR. CARL E. MEINICKE.

ZWEITER THEIL.

POLYNESIEN UND MIKRONESIEN.

LEIPZIG
VERLAG VON PAUL FROHBERG.
1876.

INHALTS-VERZEICHNISS.

VIERTES BUCH.
POLYNESIEN.

ERSTER ABSCHNITT.
Der Archipel Viti.

ERSTES KAPITEL.
Die Vitiinseln. Vitilevu. Kandavu. Yasava.

Der Archipel, den seine Bewohner Viti nennen [1]), ist 1643 von Ab. Tasman entdeckt worden, der auf der Fahrt von Tonga gegen NW. auf seine nordöstlichsten Theile stiess, die er Prins Willemsinseln und Hemskerksdroogten benannte. Cook hat später in Tonga manches über den dort wohl bekannten Archipel erfahren, aber nur eine der südlichsten Inseln desselben (Vatoa) 1774 gesehen. Dann durchschiffte ihn Bligh auf seiner berühmten Bootfahrt 1789 [2]) und besuchte ihn drei Jahre später noch einmal; 1797 erforschte Wilson die östlichen Inseln genauer [3]). Durch alle diese Besuche gewannen jedoch unsere Kenntnisse von Viti ebenso wenig, wie durch die der Händler, welche der Verkehr mit Sandelholz nach den so gefürchteten Inseln lockte. Die erste gründlichere Erforschung derselben verdankt man dem Besuche von d'Urville 1827, dem er auf seiner zweiten Reise 1838 nicht viel Erhebliches hinzufügte [4]). Ihm folgte 1840 Wilkes, dessen Aufnahme so ausführlich und vollständig ist, dass sie die Grundlage für alle künftigen Forschungen geworden ist und bleiben wird [5]). Seitdem sind die Inseln öfter besucht und geschildert worden; allein Werth für die Wissenschaft haben nur die Untersuchungen von Erskine und Seemann, der namentlich die Flora von Viti gründlich erforscht hat, die sparsam bekannt gemachten Berichte von Denham und die für die Ethno-

graphie höchst wichtigen Mittheilungen der Missionare T. Williams, Calvert und Waterhouse [6]).

Der Archipel liegt zwischen dem der neuen Hebriden im W. und Tonga im O., von jenem etwa 125, von diesem 50—60 M. entfernt. Der nördlichste Punkt desselben ist die Insel Θikombia [7]) in 15° 48′ Br., der südlichste Tuvana iϑolo in 21° 4′ Br., der östlichste die Insel Reid in 181° 38′, der westlichste Viva in 176° 51′ O. Lge.; er nimmt also einen Raum von 5 Breiten- und $4\frac{1}{2}$ Längengraden ein. Den Gesammtinhalt hat man zu 378 Q.-M. berechnet. Die Zahl der Inseln ist sehr gross, man schätzt sie auf 200 bis 230, von denen zwei von bedeutender Grösse, (die Bewohner nennen sie daher Vanua, Länder), 15 grössere, die übrigen alle klein sind.

Das von diesem Archipel umschlossene Meer gehört zu den gefährlichsten Theilen des ganzen Oceans. Denn alle Inseln werden von Korallenriffen umgeben, die theils Küstenriffe, theils Barrierriffe sind, und von denen besonders die letzteren sich oft weit in das Meer erstrecken und nicht selten nur durch schmale Strassen von einander getrennt werden; daher ist die Schifffahrt zwischen den Inseln überaus beschwerlich, zumal bei der Heftigkeit und Unregelmässigkeit der Strömungen zwischen ihnen. Hinter den Riffen finden sich zahlreiche Häfen, allein die meisten nur für kleinere Schiffe brauchbar und alle schwer zugänglich und gewöhnlich durch einzelne Korallenriffe gefährdet. Die Inseln selbst gewähren fast durchaus einen überaus interessanten und anziehenden Anblick. Sie sind mit Ausnahme der kleinsten, welche der Korallenbildung angehören, und einzelner grösserer Ebenen auf den beiden grössten Inseln (namentlich an den Mündungen der bedeutenderen Flüsse) voll romantischer Berge, deren scharfe und zackige, steil aufsteigende Piks höchst malerische Formen zeigen und mit einer schönen und üppigen Vegetation bedeckt sind; nur das Innere der grössten Inseln scheint ausgedehntere, wellige und hügelige Hochebenen zu enthalten. Das Gestein der Berge, die von nicht bedeutender Höhe (bis höchstens 1300 M.) sind, ist überwiegend vulkanischer Art (Basalt, Trachyt, vulkanische Conglomerate und Tuffe); aber Spuren der vulkanischen Thätigkeit finden sich nur in den häufigen Erdbeben und den heissen Quellen. Den ganzen Archipel für vulkanisch zu erklären, ist jedoch ein Irrthum; im südöstlichen Vitilevu wird im Thale des Vailevu Sandstein erwähnt, und am Vai manu sah Macdonald versteinerungsreiche Felsen in grosser Ausdehnung [8a]), Graeffe fand im Innern

von Vitilevu ein bläuliches Gestein mit Pflanzenabdrücken, ein anderes dem Oolith ähnliches Gestein und (bei Namosi) in den Geröllen der Bäche rothen Jaspis 8b), und in derselben Gegend sind Kupfer und Antimonerze entdeckt, wie in Vanualevu Gold[9]). Hiernach ist es wohl anzunehmen, dass auch ältere Formationen (vielleicht von der Kohlen- und silurischen Bildung) in diesen Inseln verbreitet sind[10]).

Der Boden ist gewöhnlich ein aus der Auflösung der vulkanischen Gesteine hervorgegangener rother Thon und bei hinreichender Bewässerung überaus reich und ergiebig; es ist demnach nicht zu bezweifeln, dass bei gehöriger Entwickelung des Landbaus dieser Archipel in commercieller Hinsicht eine grosse Bedeutung gewinnen wird. Er trägt in den meisten Inseln eine üppige und glänzende Vegetation; doch finden sich Urwälder, wie sie in Melanesien vorherrschen, nur an einzelnen Punkten und in beschränkter Ausdehnung, der grösste Theil der Wälder ist in Folge der Weise, wie die Eingeborenen den Landbau betreiben, erst auf verlassenen Pflanzungen emporgewachsen. Auch besteht (aber nur in den grösseren Inseln) ein auffallender Unterschied zwischen den Nordwest- und Südostküsten, der eine Folge der grösseren Feuchtigkeit und häufigeren Niederschläge auf den letzteren, der grösseren Trockenheit der ersteren ist[11]); während auf jenen daher alles mit dichtem Walde bedeckt erscheint, finden sich auf diesen ausgedehnte Stellen, die bis auf einzelne Gruppen von Bäumen, besonders Pandanus, meist bloss Gras oder Farren tragen, und sich daher jetzt besser zur Betreibung der Viehzucht und selbst des Landbaus eignen. Die Vegetation der Inseln ist überwiegend von indischem Charakter, wie es sich aus dem Auftreten der Farren, Palmen (zusammen 13 Arten), Scitamineen, Apocyneen, Pipereen, Melieen, Rubiaceen, Leguminosen, Myrtaceen und anderer Familien ergiebt; während diese Pflanzen in den tieferen Gegenden vorherrschen, tritt in 700 M. Höhe eine Aenderung ein, die sich in dem Vorwiegen gewisser Pflanzenformen (Myrtaceen, Melastomeen, Epakrideen, parasitische Orchideen, Moose, Flechten) zeigt, eine alpine Vegetation fehlt ganz. Neben diesem überwiegenden indischen Element der Flora erscheint jedoch auch, vor allem in den waldfreien Gegenden der Westküsten, ein anderes neuseeländisch-australisches Element, mit dem auch die Verwandtschaft der Flora mit der der neuen Hebriden und Neukaledoniens zusammenhängt, in dem Auftreten von Acacien, Epakrideen, Myrtaceen, Casuarinen, der Geschlechter Dammara und

Podocarpus, endlich des Sandelholzes [12]. Die Zahl der Pflanzen von Viti wird gewiss über 1000 betragen; Phanerogamen und Farren sind jetzt 750 bis 800 bekannt.

Auch die Fauna des Archipels ist vorzugsweise von indischem Charakter. Von den das Land bewohnenden Thieren sind Mammalien sparsam (eine Ratte und 5 Fledermausarten); bei den Eingeborenen fanden die Europäer, welche jetzt alle europäischen Hausthiere eingeführt haben, Hunde und Schweine. Viel zahlreicher sind die Vögel (einige 40 Landvögel) und alle von indischen oder nordaustralischen Geschlechtern, wenige Raubvögel (zwei Falken und eine Eule), von Papageien 5 Arten (Domicella und Pyrrhulopsis), von Tauben 9. Von Amphibien sind mehrere Arten Schlangen [13]), gegen 15 Arten Eidechsen und einige Frösche. Insecten sind zwar an Individuen sehr zahlreich, allein an Arten arm; gefährliche und schädliche sind wenig, (Moskiten, die eine arge Plage sind, und ein nicht häufiger Tausendfuss); die Koleopteren treten sehr zurück, viel häufiger sind die Schmetterlinge, aber verhältnissmässig am reichsten an Arten die Orthopteren, dagegen die Hymenopteren und vor allem die Dipteren an Arten auffallend arm; von Ameisen sind 10 freilich meist eigenthümliche Arten, Myriapoden und Spinnenarten sind häufiger. Von den das Meer bewohnenden Thieren finden sich von Mammalien 4 Cetaceen, von Seevögeln höchstens 15 Arten und meist nur die gewöhnlichen des Oceans, von Amphibien Schildkröten (3 Arten) und Wasserschlangen. Fische von durchaus indischem Charakter sind in grosser Menge und von viel bedeutenderer Artenverschiedenheit als die übrigen höheren Thierfamilien, darunter auch mehrere Süsswasserfische, die nichts Eigenthümliches haben, während es andererseits auffallend ist, dass mehrere Seefische hier auch die grösseren Flüsse wenigstens im untern Laufe zu bewohnen lieben [14]). Noch zahlreicher und verschiedenartiger sind die Mollusken, deren jede grössere Insel neben vielen gemeinsamen ihre besonderen eigenthümlichen Arten zu besitzen pflegt; das Land und das süsse Wasser bewohnende sind gar nicht selten, allein das Meer ist sehr viel reicher daran [15]). Ebenso gross ist die Fülle und Verschiedenartigkeit der Crustaceen und Zoophyten; von Korallenthieren sind allein über 100 Arten.

Das Klima der Vitiinseln ist für ein tropisches gesund zu nennen; Fieber sind, wahrscheinlich weil Sümpfe nur in beschränktem Maasse vorkommen, nicht bekannt, die für Europäer gefährlichste

Krankheit ist die Dyssenterie. Bei der Lage der Inseln, die sich gegen S. bis fast an den Wendekreis erstrecken, ist das Klima weniger gleichförmig als in anderen Tropengegenden und die Temperaturwechsel viel stärker und schroffer. Es giebt zwar eine Regen- und eine Trockenzeit, allein die Unterschiede zwischen beiden sind bei weitem nicht so scharf als sonst. Die Regenzeit, zugleich die heisseste des Jahres, reicht vom October bis zum April. In diesen Monaten fällt der meiste Regen und starke Gewitter sind überaus häufig; es ist das zugleich die Zeit der furchtbaren Orkane, die besonders vom Januar bis März auftreten und die Schifffahrt zwischen den Inseln in so hohem Grade gefährlich machen, wenn sie gleich weder so häufig, noch so verheerend sind als in den östlicheren Archipelen. Im Mai beginnt die Trockenzeit, und die folgenden Monate sind allerdings die trockensten, wenn es gleich in ihnen an Regenschauern durchaus nicht fehlt; sie sind zugleich die kühlsten und für die Europäer die angenehmsten. Ueberhaupt ist die Hitze nicht übermässig und wird noch dazu durch die Seewinde gemässigt; besonders schön und lieblich sind die Morgen, die Abende der Moskiten wegen weniger. Die Mitteltemperatur scheint an den Küsten 26 bis 27° C. zu betragen; aber in der Trockenzeit fällt das Thermometer bis 16°. In dieser Zeit herrscht der Ostpassat, der gewöhnlich aus SO. kommt; in der Regenzeit ist Ostwind nicht selten, allein häufiger sind West- und Nordwestwinde, und am unangenehmsten die aus Nord kommenden, die Tokelau der Eingeborenen, welche eine drückende, erschlaffende Hitze bringen. Die Strömungen, die in den Strassen zwischen den Inseln und Riffen heftig und vielfach wechselnd sind, gehen, wie es scheint, überwiegend nach W. und NW., nur zwischen den südlichsten Inseln wird häufig eine nach O. führende Strömung bemerkt.

Man hat den Archipel in verschiedene Gruppen getheilt; zunächst werden deren vier durch die grössten Inseln mit den sie umgebenden kleineren, Vitilevu, Vanualevu, Kandavu und Taviuni, gebildet, dazu kommen im W. die Kette der Yasava, im O. die drei Gruppen der Ringgold, der Exploring (oder Vanuambalavu) und der Lakembainseln, die achte ist diejenige, welche die Eingeborenen Viti i loma (das innere Viti) nennen, die centralen Inseln, die zwischen den beiden grössten und den östlichen liegen.

1. Vitilevu (Grossviti [16a]) ist nicht bloss die grösste von allen

Inseln, 22 M. lang, 15 breit und von einem Flächeninhalt von 210 Q.-M., auch die bevölkertste und politisch die bedeutendste. Ihre Küsten sind von grossen Riffen umgeben, die südliche von einem breiten Küstenriff, die übrigen von ausgedehnten Barrierriffen, die in verschiedener Entfernung vom Lande liegen. Von dem Ostcap der Insel, C. Kamba, geht die flache, von dem Küstenriffe umschlossene Küste nach SW. bis zum Hafen Reva an der Mündung des Vailevu, der durch die Entfernung des Riffes vom Lande gebildet wird und guten Grund und Schutz besitzt; er hat drei Eingänge, von denen die beiden südlichen sicher, der dritte durch Korallenbänke gefährdet ist, zwischen den beiden ersteren liegen auf dem Riff die kleinen, flachen und bewaldeten Inseln Nukulau (18° 11′ Br., 178° 27′ O. Lge.) und Makuluva. Von da erstreckt sich die Küste gegen W. und vom Granbyhafen gegen WNW., fortwährend nahe von den Riffen umgeben. $2^1/_2$ M. W. vom Revahafen führt ein breiter Kanal in den Hafen Suva, der tief in das Land eindringt, frei von Bänken, vollkommen sicher und geschützt, leicht zugänglich, daher einer der schönsten Häfen des Archipels ist; an seiner Ostseite trennt ihn die 1 M. breite, hügelige Halbinsel des C. Suva von dem flachen Mündungslande des Vailevu, während im W. das Küstenland schon nahe am Meere hoch und bergig ist, bis gegen das Westende der Insel die Berge niedriger werden. An dieser Küste liegt westlich von Suva die kleine Insel Naingani (oder Nanggara) und dieser nahe die Bai Nukumbalavu, dann die Tangurubai mit der Mündung des Vai ni Koroiluva, deren Westcap das C. Vanuandongo ist.

Hierauf folgt westlicher, wo sich das Küstenriff tiefer als sonst in das Meer ausdehnt und fast mit dem die Gruppe Mbengga umgebenden Barrierriffe zusammenhängt, der Hafen Whippy und 1 M. weiter ein zweiter Granby (von Wilkes), beide durch das Küstenriff gebildet und schwer zugänglich. Weiterhin hindern die Riffe allen Zugang zur Küste bis an den kleinen, unsicheren, gegen SW. ganz offenen Hafen Nandronga, der nur kleine Schiffe zulässt; westlicher entfernt sich das Riff mehr vom Lande, nach $1^1/_2$ M. wird es von einem Kanale bei der kleinen Insel Liku durchschnitten, der zu einem ziemlich sichern Hafen führt, und 1 M. weiter verlässt es da, wo sich die Küste gegen N. wendet, das Land und geht in das grosse Barrierriff über, das zunächst die Gruppe Malolo umschliesst.

Vor der Südküste von Vitilevu liegen noch zwei kleine Inselgruppen, Mbengga im O. und Vatulele im W. Mbengga wird von einem grossen Barrierriff umgeben, an dessen Ostende die grösste Insel der Gruppe desselben Namens liegt, die über 1 M. lang und mit basaltischen Bergen (der höchste Pik von 393 M. Höhe) bedeckt ist. An ihrer Nordseite ist der Hafen Savau (18° 22′ Br., 178° 8′ Lge.) mit einem schmalen Eingange, der die Insel fast in zwei Theile theilt, an der Westseite der weniger tief eindringende Hafen Elliot und im W. davon die kleine Insel Yanuθa (Stuart von Wilkes). Die zweite grössere Insel der Gruppe, Namuka, am Westende des Riffes ist nur ½ M. lang; ausserdem finden sich noch einige Inselchen auf dem Riff, auf seiner Nordseite, wo es dem Küstenriff von Vitilevu ganz nahe kommt, Bird und Storm, an der Ostseite Elizabeth. Die andere Gruppe Vatulele besteht aus der grössern Insel dieses Namens, die 2 M. lang gegen SO. geht und ½ M. breit, übrigens niedrig, im nördlichen Theile 20 M. hoch, im südlichen ganz flach ist, dennoch nicht der Korallenbildung angehört, sondern vulkanischen Ursprungs ist; die schöne Vegetation giebt ihr ein höchst anmuthiges Ansehen, ein Riff umgiebt sie, das im W. der Küste nahe bleibt, im O. sich bis auf ½ M. von ihr entfernt und im N. der Insel noch 4 Inselchen umschliesst. Zwei M. im O. von der Südspitze von Vatulele liegt die kleine, aber sehr gefährliche Bank Flyingfish.

Am Westende von Vitilevu breitet sich eine Gruppe von kleinen Inseln aus, die man nach der grössten die Malologruppe nennen kann. Sie wird von einem grossen Barrierriff umgeben, das im SO. mit dem Küstenriff von Vitilevu zusammenhängt und hier an seinem Anfange von 2 Pässen, dem Navulapass im O. und dem viel sichereren Malolopass, vor dem im N. zwei kleine flache Inseln liegen, im W., durchschnitten wird; an der Nordseite der Gruppe scheint es sich in einzelne Riffe aufzulösen und bis fast an die Riffe der Yasavainseln zu reichen. Die grösste Insel der Gruppe ist Malolo (17° 46′ Br., 177° 3′ Lge.), von der südlich, nur durch einen schmalen, felsigen Kanal davon getrennt, Malolo lailai (Kleinmalolo) liegt, beides hohe Inseln; im NW. von Malolo ist erst die Insel Palmer. dann eine Gruppe kleiner Inseln, die Hudsoninseln (von Wilkes, bei d'Urville Chaptal), die alle hoch und hügelig sind und von denen die bedeutendsten Perry, Emmons und Walker heissen. Dagegen besteht die im NO. von Malolo liegende Gruppe der

Underwoodinseln, von denen die bedeutendste Reynolds, die südlichste Linthicum, die nordöstlichste Vanderford heisst, aus kleinen, flachen Koralleninseln.

Das Barrierriff, welches diese Inseln umgiebt, setzt sich nördlicher längs der ganzen West- und Nordküste um Vitilevu fort, besteht aber aus mehreren getrennten Riffen, zwischen denen Pässe bis an die Küstenriffe führen, die allenthalben das Land begrenzen; die Schifffahrt ist daher dieser Bänke halber sehr beschwerlich. Hinter der Malologruppe trifft man zuerst die grosse Bai Vitiraurau[16b]), die im N. mit dem Cap desselben Namens endet und in deren Nordtheil der District Vunda an dem gleichnamigen Flusse liegt. Nördlich von dieser Bai führt bei der Insel Votia ein breiter Pass (der Mbapass von Wilkes) durch das Barriereriff zur Küste, an der hier der District Mba beginnt, der durch den Gegensatz zwischen dem flachen Strande und den fernen Bergen sehr anmuthig und malerisch ist; $2^1/_2$ M. weiter erreicht man Ndongoloa, wo die Küste wieder hoch und bergig wird und sich nach O. wendet. Hier liegt zunächst der Bezirk Tavua mit der von flachen Ufern umgebenen Bai dieses Namens und in der Nähe östlicher Korovatu am Fusse eines basaltischen Piks; dann folgt der District Rakiraki mit der runden, von steilen Bergen begrenzten Bai Navatu und bei dieser die kleine Insel Malaki, die durch eine schmale Strasse vom Lande getrennt wird, hügelig und gegen 150 M. hoch ist; an ihrer Westseite führt der breite Malakipass durch das Barrierriff, und östlicher liegen die zwei kleinen Inseln Nananu (Nananu levu [Annan bei Wilkes] und Nananu ngata), beide aus basaltischen Felsen bestehend und mit Gras und einzelnen Pandanus bedeckt, daher als Weideland sehr brauchbar. Von hier wendet sich die Küste von Vitilevu gegen SO. und später von den Inseln Navumbalavu an nach S., bis sie an der nördlichsten Mündung des Vailevu die Halbinsel des C. Kamba erreicht; in dieser ganzen Ausdehnung ist sie von einem breiten Küstenriff, das öfter kleine Inseln umschliesst, begrenzt und daher schwer zugänglich, an ihr liegen im SO. von Nananu die Bai Vitilevu und südlicher die Bai und das Cap Verata, bei dem ein sehr gefährlicher Ankerplatz, wie ein besserer auf einer Bank 1 M. östlicher sich findet.

Das Barrierriff, welches die Nordküste von Vitilevu begleitet, verlässt das Land bei den Inseln Nananu und geht, von mehreren Pässen durchschnitten, nach O. in das Meer bis an den breiten

Pass von Makongai, der es von dem Barrierriff von Vakaia scheidet, und an dessen Westseite es sich dann (unter dem Namen Passageriff) weiter nach N. fortsetzt, bis es sich mit den Riffen von Vanualevu verbindet; es versperrt, wie es scheint, den Raum zwischen den beiden grossen Inseln ganz und gestattet die Fahrt zwischen ihnen nur in den Kanälen zu seinen beiden Seiten. Auf diesen Riffen liegen zwei kleine Inseln, Vatuira O. von Nananu und Ovatu (Passage von Wilkes) 4 M. W. von Makongai an der Ostseite eines gegen N. nach Vanualevu führenden Kanales. An seiner Südseite reicht bis an die Küste von Vitilevu ein weites Küstenmeer, in welches ein breiter, allein durch einzelne Riffe gefährlicher Kanal zwischen dem nördlichen Barriereriff und der Insel Ovalau hineinführt, während es südlicher durch das die letzte Insel umgebende Barrierriff und seine nach S. gehende, und zuletzt bei C. Kamba mit dem Küstenriff von Vitilevu sich vereinigende Fortsetzung umschlossen wird; in der Mitte desselben liegt die kleine, durch zwei Zuckerhüten ähnliche Berge von 183 M. Höhe kenntliche Insel Naingani, die Beschiffung dieses Küstenmeeres wird durch zahlreiche Korallenbänke ungemein erschwert. Der südlichste Theil desselben bildet die sogenannte Bai von Mbau, die zwar gegen alle Winde geschützt ist, allein bei der Menge der Korallenriffe, die sie enthält, nur beschränkten Raum zum Ankern, noch dazu fern vom Lande, darbietet. Das Barrierriff, welches diese Bai im O. und S. umgiebt, die eben erwähnte Fortsetzung des Barrierriffes von Ovalau, hat keine Pässe, der einzige von O. hineinführende Kanal ist der Moturikipass (Ndaveta levu der Eingeborenen), der im S. der Insel Moturiki zwischen zwei Riffen von NO. herführt, $^1/_2$ M. lang und $^1/_8$ M. breit, zwar verwickelt, doch für alle Schiffe tief genug ist. Im Südwesttheil der Bai liegt die kleine Insel Mbau, die durch eine seichte, bei der Ebbe stellenweise trockene Korallenbank mit der Küste von Vitilevu verbunden, nur $^1/_4$ M. lang ist und aus einem Hügel besteht, den die Stadt Mbau, die Hauptstadt und der politische Mittelpunkt des ganzen Archipels, bedeckt. $^1/_4$ M. N. davon ist die etwas grössere, mässig hohe und mit schönen Bäumen geschmückte Insel Viva, und ausserdem auf den Riffen im O. einige kleine, flache Koralleninseln, wie auf dem Riff an der Westseite des Moturikipasses Θangala und Leleuvia, auf dem Riffe O. vom Passe Nangasautambu und südlicher bei C. Kamba Mambualau und Tomberua.

Mit dem Innern von Vitilevu sind wir nur wenig bekannt. Der Südosttheil, das Mündungsland des Vailevu, ist eine grosse, überwiegend mit dichten Wäldern bedeckte Ebene; westlicher erheben sich an der Südküste hinter dem niedrigen Küstenlande hügelige Ketten, über denen die höheren Gipfel des Innern hervorragen, erst gegen das Westende der allenthalben dicht bewaldeten Küste werden die Ketten niedriger und unregelmässiger. An der Westküste ist das ebene Land am Meere ausgedehnter und erscheint durch das Ueberwiegen der waldlosen Flächen dürrer als die bewaldete Ost- und Südküste, ist aber doch an mehreren Stellen sehr anziehend und lieblich; dahinter erheben sich ebenfalls niedrige Hügel und tiefer höhere Berge, wie der Pickeringpik von Wilkes und der Berg Vitiraurau. An der Nordküste treten bei Ndongoloa die Berge wieder näher an die Küste und beschränken das ebene Land; vor allem tritt der Bergzug hervor, der die Bai Navatu im Kreise umgiebt und mit dem Berge Kauvandra, dem Olymp der Vitier, im W. endet; ebenso ist auch die Nordostküste hoch und bergig, an ihr erhebt sich der kegelförmige Tovapik nahe am Meere und der Richpik (von Wilkes) tiefer im Innern. Was wir jedoch Genaueres über das Innere erfahren, berechtigt zu der Annahme, dass es eine hochgelegene, hügelige Ebene bildet, über die sich einzelne steile Piks und kleine Bergzüge isolirt erheben; der grosse See in der Mitte der Insel, von dem die Eingeborenen sprechen, scheint jedoch nicht zu existiren.

Der bekannteste Theil des Inneren ist der südöstliche, das Flussgebiet des Vailevu (Pealefluss bei Wilkes [17]). Dieser Fluss, wahrscheinlich der grösste des Archipels, entsteht aus zwei Armen, von denen der bedeutendere (der Vaindina) in dem ausserordentlich anmuthigen Gebirgsthal von Namosi entspringt und im Allgemeinen gegen ONO. durch ein von hohen Wänden eingeschlossenes, reiches und zum Theil gut angebautes Thal fliesst, (in welchem bei Naseivau heisse Quellen sich finden), bis er bei Tausa sich mit dem andern Arme (dem Munandonu) verbindet, der von NNW. kommt und jenem ganz ähnlich ist. Beide sind für grosse Boote nur kurze Strecken, höher der starken Strömung und der vielen Untiefen halber nur für kleine Kanots fahrbar. Unterhalb Tausa tritt der Fluss in grossen Serpentinen aus den Bergen in das Tiefland ein, nimmt von W. her den dem oberen Vailevu parallel fliessenden Vaimanu auf und bildet ein grosses Delta, dessen Arme von der Mbaubai bis zum

Revahafen reichen; die drei grössten sind der Vainiki, der in die Mbaubai fällt, der Vainimbokasi und der eigentliche Vailevu, der zum Hafen Reva führt. Ueber die Hochebene, welche der Fluss im oberen Laufe durchschneidet, erheben sich einzelne steile Berge, die zur Verschönerung der Landschaft viel beitragen. Die bedeutendsten sind der Voma, eine imposante Basaltkuppe und vielleicht der höchste Berg des Archipels (1220 M.), S. von Namosi, der von Seemann unter grossen Beschwerden erstiegen ist und eine prächtige Aussicht[18]) gewährt, und der Mbukelevu (1143 M.) im District Soloira am linken Ufer des Vaindina, dessen Ersteigung Graeffe[19]) nicht weniger beschwerlich fand, und von dessen Gipfel man gegen W. noch mehrere schroffe Piks (wie den Korombasangasanga mit sägenförmig gezacktem Grat, den zweigipfligen Ndevo) übersieht, während gegen O. die Hochebene sich allmählich hinabzusenken scheint. Im N. von diesem Berge liegt an der Quelle des Munandonu der von bewaldeten Hügeln umgebene süsse See Vai kalou (der Göttersee).

Den Abfall des Hochlandes am oberen Vailevu zur Südküste lernen wir aus den Berichten von Seemann und Graeffe über ihre Reisen von der letzten nach Namosi kennen[20]). Seemann ging im Thale des Vai ni koroiluva, eines grösseren Flusses, der 1 M. unterhalb Navua in einem kleinen Delta mündet, aufwärts; das ebene Land an seiner Mündung fand er nur schmal, dahinter betritt der Fluss sogleich die steil aufsteigenden bewaldeten Berge und ist der häufigen Stromschnellen halber nur sehr beschwerlich zu befahren, bis bei Vainuta die Schifffahrt unmöglich wird. Von da führt der Weg über die Berge steil aufwärts und über einen hohen Rücken, von dem man Namosi übersieht, in das Thal des Vaindina. Dieses Bergland ist mit lichten Wäldern, besonders von Coniferen, bedeckt, in denen nur die Farren an die Tropenzone erinnern. Graeffe wählte einen andern, aber ganz ähnlichen Weg aufwärts im Thale des Vai ni lomba. Von Namosi aus hat endlich noch derselbe Reisende die ganze Insel von S. gegen N. durchschnitten[21]). Er folgte von Namosi dem Thale des Vaindina zwischen steilen Felswänden bis zur Quelle des Flusses und gelangte über einen Bergrücken in das des Vai ni koroiluva, der hier durch ein schmales, von felsigen Bergen eingeschlossenes Thal in Fällen über Felsen hinabstürzt. Der weitere Weg führte nach NW. und N. in dem Thale des Flusses, das bald enge Schlucht, bald breitere, sumpfige

Niederung war; schon am zweiten Tage war der Koroiluva zu einem kleinen Bach geworden, und an seiner Quelle erstieg der Reisende den Bergzug Naivindra und erreichte über einen zweiten durch lichten Wald voll Farren das Thal eines nach Nandronga zur Südwestküste hinabfliessenden Flusses (wohl des Singanganga) und jenseits desselben ein andere Kette, deren höchster Gipfel der pyramidale Berg Tulotu ist, und an deren Fuss das waldlose Land des Nordwesttheiles der Insel beginnt. Hier erreichte Graeffe das Dorf Vunivatu und stiess in der Nähe auf einen andern breiten Fluss, der in vielen Krümmungen gegen NW. angeblich auch zur Südwestküste fliesst[22]); an seiner Nordseite kam er über einen Bergzug in ein hügeliges, mit Gras bedecktes Land nach Ndelevatu und aus diesem über eine andere Kette, von deren Gipfel bei Numbetautau er zuerst das Meer an der Nordküste erblickte. Weiterhin führte der Weg durch Hügelland zu der hohen Kette Nakeli und später auf eine andere, deren Gipfel den grössten Wald zwischen Vunivatu und der Küste trug, und hinab nach Koimbra, von wo er sich über Berge und Hügel in die Ebene von Tavua hinabsenkte, in welcher der Reisende, dem in einem Delta mündenden Flusse desselben Namens folgend, die Küste erreichte.

2. Kandavu. Im S. werden die Gruppen Mbengga und Vatulele durch die in der Mitte 7 M. breite, sehr tiefe Strasse von Kandavu von der Insel dieses Namens (Meiwulla von Bligh) getrennt, der südwestlichsten des Archipels, die sich bei geringer Breite 6 M. nach ONO. ausdehnt und an Grösse die vierte von allen und fast 10 Q.-M. gross ist. Sie gehört zu den schönsten und reichsten aller Inseln und ist mit üppiger Vegetation bedeckt, trotz der bergigen Beschaffenheit gut angebaut und reich an Lebensmitteln. Sie wird von einem Küstenriff, das mehrere, jedoch wenig brauchbare Häfen einschliesst und sich namentlich an der Südküste nicht weit vom Lande entfernt, umgeben, und ihre Form ist sehr unregelmässig, da die Küsten von mehreren tiefen Baien durchschnitten werden. Aber alle, selbst die am häufigsten besuchte Bai von Tavuki an der Nordküste, sind durch die vielen Korallenbänke sehr gefährlich; die Bai Naϑeva an der Südküste soll durch Tiefe, guten Ankergrund und den Schutz des durch drei Kanäle durchbrochenen Küstenriffs Vorzüge vor den übrigen besitzen, in ihrem Innern liegen die Inseln Ngaloa, die 60 M. hoch und voller Fruchtbäume ist, Taundromu und noch eine dritte. Die Küste dieser Bai bildet

der Isthmus Na arambala, der nur einige Fuss hoch ist, (weshalb die Eingeborenen ihre Boote über ihn fortziehen), und im S. von einem Mangrovesumpf, im N. von einem Kokoswalde eingenommen wird; an seiner Nordseite liegt die Bai Malata, die wenig Schutz, beschränkten Ankerraum und viele Korallenbänke hat. Das Innere der Insel ist voller Berge von vulkanischer Natur, die eine nach beiden Seiten sich senkende Kette bilden, aber in der Mitte durch den erwähnten Isthmus in zwei Bergzüge getrennt werden; beide sind mässig hoch, mit einziger Ausnahme des auf der Westspitze der Insel sich erhebenden Berges Mbukelevu, der als ein konischer, majestätischer Pik von 792 M. Höhe aufsteigt, dessen Ersteigung Seemann erstaunlich beschwerlich fand[23]), namentlich weil dicht verwachsener Urwald seine höheren Theile ganz bedeckt. Schon die äussere Form des Berges zeigt, dass er ein alter Vulkan ist; auch hat der Gipfel noch an der Stelle des früheren Kraters einen kleinen Sumpf, und an seinem Fusse finden sich bei Nasau heisse Quellen.

N. vom Ostende von Kandavu, das d'Urville C. Bligh genannt hat (19° Br., 178° 20' Lge.), liegt noch die viel kleinere Insel Ono (Ono i ra, auch Umbenga), die über 1 M. lang, rund und höchstens 25 M. hoch ist; die Strasse zwischen ihr und Kandavu soll einen sichern Hafen bilden. Von ihr geht das grosse Astrolaberiff (von d'Urville) weit gegen N., das ein Barrierriff zu sein scheint, dessen Ostseite eine ununterbrochene Riffkette bildet, die sich um Ono herum bis an das Küstenriff von Kandavu hinzieht, während auf der Westseite mehrere Kanäle durch das Riff in die tiefe Lagune führen, in der 11 kleine Inseln zerstreut liegen. Das durch einen hohen Felsen kenntliche Nordende ist ein besonderes, durch einen Kanal getrenntes Riff.

3. Die Yasavagruppe (Asaua bei Wilkes). Diesen Namen führen die westlichen Inseln des Archipels, die sich in einer Reihe von der Malologruppe nach NNO. erstrecken. Sie werden von einem grossen Barrierriff umschlossen, das aber nur an der Süd- und Ostseite hervortritt, an der ersten den Inseln ganz nahe, an der andern weit von ihnen entfernt, im W. dagegen an vielen Stellen so tief zu liegen scheint, dass es die Schifffahrt nicht hindert. Ausserdem werden sie noch von Küstenriffen, doch weniger als die übrigen, umgeben. Die südlichste Insel ist Vomo (17° 29' Br., 177° 10' Lge.), die $^1/_2$ M. Umfang und im südlichen Theil einen hohen, schmalen,

schwer ersteiglichen Felsrücken hat, während den Nordtheil eine sandige Ebene voll Gebüsch einnimmt, die von Tauben und Schildkröten belebt wird. Am Nordwestende ist bei dem Felsen Castlerock ein unsicherer Ankerplatz und nahebei die kleine Insel Vomo lailai. Von Vomo geht das Barrierriff ohne Unterbrechung nach W. bis an die aus 4 kleinen Inseln bestehende Gruppe Vitongo. Ein breiterer Pass trennt diese südlichsten Inseln von der kleinen Gruppe Vaya, die aus 3 Inseln, der grössten Vaya von über 1 M. Länge und den kleineren Vayalailai und Vayalailai ϑake besteht; alle sind voll wilder, zackiger Berge, welche die höchsten in den Yasava sind, (der Pik von Vaya hat 520 M., der Observatorypik in Vayalailai ϑake, dessen Ersteigung Wilkes so beschwerlich fand, nur 170 M. Höhe), allein sie sind gut bewohnt und gelten für fruchtbar. Riffe umgeben sie wenig, und ein Hafen fehlt. NW. von ihnen liegt Viva, die westlichste Insel des Archipels (17° 9' Br., 176° 51' Lge.), die flach und voll Kokospalmen ist; ein grosses Riff, das noch zwei kleine Inseln umschliesst, geht von ihr 1 M. nach S., eine Oeffnung an seinem südlichen Ende führt zu keinem Ankerplatze. Im N. folgt auf Vaya eine kleine Gruppe von 4 Inseln, deren grösste Wilkes Fox und Eld nannte; nördlich von ihnen ist Naviti, die grösste aller Yasava, alle diese Inseln sind voll steiler, rauher Berge, von denen der Pik von Naviti 291 M. Höhe hat. Die ferneren Inseln im N. sind Yanggeta, dann Nanuia und von dieser im W. Matuϑava levu, dann folgen im N. Otovava und Ndrola, alle sind durch schmale, doch anscheinend sichere Pässe von einander getrennt. Nördlich von der letzten ist die Hauptinsel der Gruppe, Yasava i ra, die 2½ M. lang, schmal und mit vulkanischen Bergen bedeckt ist. Auf ihrer Südspitze liegt der Pik Tauϑake (238 M.) über der kleinen schönen Bai Yasava i lau, die durch die kleine Insel gleichen Namens geschützt wird, und im N. des Piks die Insel Kavakava. Am Nordende der Insel gewährt die Emmonsbai Schutz, und das die Nordspitze umgebende Küstenriff umschliesst noch einige kleine Inseln. Die 2½ M. breite, ganz sichere Roundislandpassage, der Hauptpass, der aus dem Ocean von NW. her in den Archipel führt, trennt die Yasava von dem grossen Barrierriff von Vanualevu.

ZWEITES KAPITEL.

Vanualevu. Die östlichen und centralen Inseln.

4. Vanualevu (oder das grosse Land[1]) ist an Grösse die zweite Insel des Archipels, 25 M. lang, im Durchschnitt 6 bis 7 breit und 117 Q.-M. gross. Sie erstreckt sich gegen ONO. und ist voll hoher Berge, die den von Vitilevu an Höhe nicht nachstehen. Die öfter aufgestellte Behauptung, dass die Insel an Fruchtbarkeit von den übrigen übertroffen würde, scheint nicht begründet zu sein. Die Nordküste wird von einem ausgedehnten Barrierriff umgeben, das anfangs an der Nordostspitze dem Lande nahe liegt, bei Mali sich von ihm entfernt und weit über die Insel hinaus bis Aleva kalou fortzieht und sich hier wieder nach S. wendet, bis es die Südküste erreicht, welche sie, und zwar östlicher dem Lande immer mehr sich nähernd, bis zur Somosomostrasse begleitet. Auf der Ostküste von Vanualevu fehlt es fast ganz und wird hier durch ein Küstenriff ersetzt. Am Westende dieses grossen Riffs liegt die kleine Insel Aleva kalou (gewöhnlich Avakalo, Roundisland bei Wilkes), welche die Form eines Halbmonds hat und aus einem steilen Bergrücken von 160 M. Höhe besteht, der sich nach beiden Enden hinabsenkt. Sie ist ohne Riffe und durch breite Pässe von den Enden des Barrierriffs getrennt; O. von ihr aber ist eine grosse Korallenbank. Weiter im O. trifft man auf die grössere Insel Yandua, die an der Nordseite des südlichen Barrierriffs liegt und durch einen für Boote fahrbaren Kanal in zwei Inseln getheilt wird, deren Berge aus schwarzen, vulkanischen Felsen bestehen und einen abschreckenden Anblick gewähren. Die sie einschliessenden Riffe füllen alle Baien der Westküste an und umgeben auch die kleine Insel Yandua tambu, an deren Ostseite sie den kleinen, aber brauchbaren Porpoisehafen bilden; dann dehnen sie sich über den ganzen Raum bis Vanualevu aus. Noch ist im N. von Yandua der niedrige Felsen Vatuma (Sailrock bei Wilkes).

Im O. von Yandua liegt an der Westküste von Vanualevu die Bai Mbua (oder die Sandelholzbai, weil sie in früheren Zeiten der Mittelpunkt für den Handel mit Sandelholz war), eine grosse, runde Bai, die gegen das Meer durch ein Riff geschützt wird, durch welches zwei Pässe hineinführen, und die einen sicheren und bequemen Ankerplatz bietet; allein die Küsten sind von grossen Schlamm-

bänken umgeben, die fruchtbaren, alluvialen Ebenen umher der Sümpfe halber nicht gesund. Ihr Nordcap ist das C. Naiϑombo-ϑombo (16° 48′ Br., 178° 26′ Lge.), das Westcap der Insel, das von einem Riffe umgeben und bei den Vitiern als der Eingang zur Unterwelt angesehen wird. An seiner Nordseite ist die durch Bänke gefährdete Bai Rukeruke, und N. von ihrem Nordcap (Sleepypoint bei Wilkes) wendet sich die Küste anfangs nach O., später von der Ngaloabai an nach NO. An ihr liegt ihr die bergige, unbewohnte Insel Yangganga 4 M. S. vom Barrierriff, vom Lande durch die Monkeyfacestrasse getrennt, die schmal. gefahrlos, doch heftigen Windstössen unterworfen ist. Sie führt in die durch einige kleine, flache, dicht bewaldete Inseln (Tavea, Ngaloa) geschützte Bai Ngaloa, an deren Ostseite die ähnliche Bai Vailea ist, beide von ebenem, fruchtbarem Lande umgeben. Weiterhin erstrecken sich längs der nach NO. gehenden Küste des Districts Ndreketi einige Inseln (Vatoa und Nuvera), die flach und fast durchaus mit dichten Mangrovewäldern bedeckt sind; von C. Vana an nimmt die Küste die Richtung gegen ONO., der erste Hafen, den man erreicht, ist der von Maϑuata, der durch die kleine Insel desselben Namens, deren felsige Höhen mit Casuarinen bedeckt sind, gut geschützt, bequem und sicher ist; 1 M. weiter liegt eine andere kleine Bai bei Nanduri. Hierauf folgt die Bai Mali im Districte Mouta, wo der Malipass, einer der brauchbarsten Kanäle des Barrierriffs, zum Lande führt; an seiner Westseite ist auf dem Barrierriff die kleine Insel Kia (16° 14′ Br., 179° 1′ Lge.), 3 M. N. von der Insel Maϑuata. Der nächste Pass ist der von Sausau, an dessen Nordseite die vom Barrierriff eingeschlossene Insel Ndruandrua liegt; dann folgt der ziemlich bequeme Hafen Tibeϑi im District Vaϑevaϑe und östlicher der Hafen Mbekana, zu dem auch ein Riffkanal führt, von da läuft die Nordostspitze der Insel, eine lange, schmale Halbinsel bildend, in das Ostcap, C. Undu (16° 8′ Br., 180° 1′ Lge.), aus.

An der Südseite desselben erreicht man die grosse, tief einschneidende Bai Naϑeva oder Vaituimate (todtes Salzwasser), die den Schiffen keinen Schutz gewährt und bei der grossen Wassertiefe Ankergrund nur nahe am Lande hat. Der innerste Grund im S. wird von der Südküste der Insel durch einen Isthmus von nur ½ M. Breite[2]) getrennt, über den der Weg von der Bai einen steilen Hügel von 30 M., über den die Einwohner ihre Boote ziehen, hinauf und eben so steil hinab zu einem See mit salzigem Wasser

führt, aus dem ein kleiner Fluss zur Südküste abfliesst. Vor dem Südcap der Naϑevabai liegt die grosse Insel Rambi (Gillet bei Wilson, 16° 24' Br., 180° 3' Lge.), eine schöne, gut bewaldete Insel voll hoher, zerrissener Berge mit mehreren tiefen Baien, von denen eine an der Südostseite einen Ankerplatz hat, durch einen Pass voll Korallenriffe von Vanualevu getrennt. Südlicher ist eine andere tiefe, noch ununtersuchte Bai und vor ihrer Mündung die Insel Kioa (oder Owen, Wilsons Tate), SW. von Rambi, die gut bewaldet ist und von einem steilen, schmalen Bergzuge durchzogen wird, an ihrer Nordwestseite ist der Hafen Port Safety. Im S. von Kioa beginnt am Südostende der Insel die Somosomostrasse.

Die Südküste von Vanualevu, welche das Barrierriff in grösserer Nähe begleitet als die nördliche und manchmal sogar berührt, beginnt zuerst mit der Landschaft Θakaundrovi, in ihr liegen der Hafen Mbenau und 1 M. westlicher der Fawnhafen (oder Vaikava), beides kleine Häfen hinter Kanälen des Riffs. 5 M. weiter ist der Kanal, welcher zu der Mündung des Flusses des Isthmus von Naϑeva führt, und in seiner Nähe die kleine Insel Rativa. Dann folgt die grosse Bai Savusavu, die bedeutendste der Südküste, von $2^1/_2$ M. Länge und mit einem guten Ankerplatz im Osttheil bei der kleinen Insel Navi in der Nähe des niedrigen Ostcaps der Bai, C. Savusavu (16° 49' Br., 179° 13' Lge.), bei dem auch (im Districte Vailevu) bei Vaiϑama zahlreiche heisse Quellen sich befinden, die den Einwohnern zum Baden und Kochen dienen; das Barrierriff, das, an der Bai vorüberziehend, ihr zum Schutz dient, ist am Ostende durch einen breiten Kanal unterbrochen. Bei dem Westcap der Bai, C. Kombelau, vor dem die kleine Insel gleichen Namens liegt, entfernt sich das Barrierriff weiter vom Lande als sonst und umschliesst mit seinem südlichsten Vorsprung die Insel Namena (Direction bei Wilkes), eine kleine, grüne Insel mit zwei regelmässigen Hügeln, von der westlich, da wo das Riff sich mit dem Passageriff verbindet, zwei Pässe, der Nandi- und Vuyapass, es durchschneiden und zur Küste von Vanualevu führen. Diese bildet hier eine grosse offene Bai zwischen den Caps Kombelau und Vuya (Mbuia), zu der an der Westseite die kleine, aber sichere Bai von Nandi und die gefährlichere Bai Solevu (17° Br., 178° 45' Lge.) gehören. Nahe bei C. Vuya liegt im W. das C. Raviravi (Cocoanutpoint) mit der kleinen Insel desselben Namens, und auf dies folgt die offene, weite Bai von Ndama, an der das Barrierriff dem Lande näher tritt und die

Küstenfahrt gefährdet, und die mit dem niedrigen C. Lekumba, dem Südcap der Mbuabai, endet.

Vanualevu ist voller Berge, Wilkes hat die am weitesten sichtbaren benannt, im O. den Hale- und Draytonpik, in der Mitte den Nadel-, im W. den Danapik; auch soll die Insel grosse Flüsse enthalten, der Vainanu gilt für einen der grössten des Archipels [3]. Was man jedoch von dem Innern weiss, ist nur, was man von der Küste aus erblickt hat. Bei Mbua erheben sich bald hinter der fruchtbaren Küstenebene Hügel, dann steile Berge von malerischen Formen, unter denen der Korombato (610 M.) besonders kenntlich ist, der Fluss, an dem das Dorf Mbua liegt, bildet bereits einige Meilen höher einen hohen Katarrakt; dieses Hochland soll aber wenig fruchtbar und dürrer als das Küstenland sein. Auch die beiden Halbinseln, welche die Bai Rukeruke umschliessen, haben spitze, steile Berge, besonders die nördliche (der Ivaϑapik (477 M), der Seleseki); weiterhin ist an der Nordküste das fruchtbare Küstenland viel breiter, und erst tief im Innern steigen Berge von phantastischen Formen auf, unter denen besonders ein einem Zuckerhute ähnlicher kenntlich ist. Oestlicher mündet der Ndreketi, einer der grössten Flüsse der Insel, der bis über die Insel, auf der Nambukavu liegt, für kleine Schiffe zugänglich ist; dann aber wird bei Maϑuata die Küstenebene schmal, und hinter ihr erheben sich Berge von 244 bis 366 M. Höhe von sehr phantastischen Formen, die dürrer als früher zu sein scheinen [4]. Die ähnliche Beschaffenheit besitzt das Küstenland weiter östlich; die Berge erheben sich bei Mali bis zu 610 bis 716 und noch bei C. Undu bis zu 631 M. Längs der ganzen Südküste zeigen sich ebenfalls bald hinter der Küste Berge, vor allem ist ein hoher sattelartiger Pik im Grunde der Savusavubai kenntlich.

5. Taviuni (Wilsons Lambert [5])) ist eine grosse Insel, an Grösse die dritte des Archipels, 6 bis 7 M. lang, gegen 2 M. breit und von einem Flächeninhalt von 10 Q. M., deren Hauptrichtung von NO. nach SW. geht. Von der Südspitze von Vanualevu wird sie durch die Somosomostrasse getrennt, die an der schmalsten Stelle über 1 M. Breite hat, und in der die kleine Insel Korolevu (die Ziegeninsel bei Wilkes) liegt, die von ausgedehnten Korallenriffen umgeben ist, zwischen denen und der Küste von Vanualevu ein sicherer Pass hindurchführt. Die Insel ist eine der schönsten und fruchtbarsten des ganzen Archipels, mit der herrlichsten Vege-

tation geschmückt, gut bewässert, was hauptsächlich auch die Folge der grösseren Feuchtigkeit des Klimas ist; allein die reichen Ebenen sind weniger gesund als andere Theile von Viti. Die Küsten sind von Riffen eingefasst und einfach gebildet, Häfen daher selten. Bei Somosomo an der Nordwestküste ist ein wenig sicherer Ankerplatz, an der Nordostseite ein besserer in einem durch grosse Bänke geschützten Hafen, den Wilkes Tubou benannt hat, nahe an der Nordspitze der Insel (16° 40′ Br., 180° 7′ Lge.), an der die bei der Ebbe in eine Halbinsel verwandelte kleine Insel Viumbani liegt. Das Innere von Taviuni erhebt sich zu einem Pik von 625 M. Höhe, dessen Gipfel fast beständig von Wolken umhüllt ist, und von dessen Fuss sich die Abhänge allmählich nach allen Seiten zu den Küsten herabsenken. Seemann, der ihn erstiegen hat[6]), fand daher den Weg anfangs nur durch die Dichtigkeit der Wälder beschwerlich, bis er am Ende einer grösseren Ebene den Fuss des steil aufsteigenden Piks erreichte; auf dem Gipfel traf er einen alten, von schöner Vegetation (Baumfarren und Federpalmen) umgebenen Krater mit einem grossen See im Grunde, dessen Nordosttheil eine dicke Schicht einer mikroskopischen Alge bedeckt, die bis zum offenen Wasser $^1/_2$ M. weit darüber hin zu gehen gestattet.

Im O. von Taviuni liegt die Insel Nggamea (16° 46′ Br., 180° 15′ Lge.), die durch den $^1/_2$ M. breiten, durch die starken Strömungen und einzelne Korallenbänke gefährdeten Tasmankanal[7]) von Taviuni getrennt wird; sie ist mit dichten Wäldern bedeckt, bergig, doch von geringerer Höhe als Taviuni und von einem Barrierriff umgeben, das zugleich die nahe im O. von ihr liegende Insel Lauϑala umschliesst. Diese ist in jeder Hinsicht Nggamea ähnlich, die Ostspitze niedrig und mit Kokos bedeckt[8]).

6. Die Ringgoldinseln. Von dem Ostende von Vanualevu zieht sich, den Osttheil des Archipels bildend, eine lange Reihe von meist kleinen Inseln weit gegen S. hin, die durch zwei breitere Strassen, den Nanuku- und den Lakembakanal, in drei Abtheilungen zerfällt, von denen die nördlichste von Wilkes den Namen der Ringgoldinseln erhalten hat.

Diese Inseln sind alle sehr klein und liegen auf ausgedehnten Lagunenriffen[9]). Die südlichste ist Nanuku (Wilsons Warner, 16° 31′ Br., 180° 31′ Lge.), eine kleine, flache Insel von $^1/_4$ M. Länge, auf der Südostecke eines 4 bis 5 M. lang nach SW. gehenden

Riffes, das eine schmale Strasse von dem Riffe von Lauϑala trennt. Im NW. von ihr liegt die Gruppe Yanuϑa (Wilsons Clusters), die aus mehreren, von grossen Riffen umgebenen Inseln besteht, von denen die grösste, zugleich die nördlichste, Budd heisst; diese ist der 250 M. hohe, aus Lavablöcken und Skorien zusammengesetzte, sehr schmale Rand eines alten Kraters, der sich nach innen senkrecht, nach aussen sehr steil herabsenkt und nur an seinem Fusse einige Bäume trägt, die übrigen Inseln sind kleine, dürre Felsen. Im NO. von Yanuϑa sind die kleinen Inseln Nukumanu (Wilsons Sandy) und Nukumbasanga, von grossen Riffen umgeben, die im S. bis an das Riff von Nanuku, nach N. weit bis an Wilsons Duffriff reichen, und N. von ihnen zwei 3 M. lange Lagunenriffe, jedes mit einer kleinen flachen, bewaldeten Insel am Südostende, Nukulevu (Wilsons Charybdis) auf dem südöstlichen und Korotuna (Wilsons Scylla) auf dem nordwestlichen. Auf sie folgt endlich die nördlichste Insel des Archipels, Θikombia (Wilsons Farewell, 15° 48′ Br., 180° 5′ Lge.) von fast 1 M. Länge und ½ M. Breite, die durch zwei bedeutende Hügel kenntlich ist und von einem Küstenriff umgeben wird, das nur Boote zulässt [10]).

7. Die Exploringislands. Obschon Wilkes diesen Namen ursprünglich bloss der Gruppe Vanuambalavu beigelegt hat, wird er doch zweckmässig auf alle Inseln zwischen der Nanuku- und der Lakembastrasse ausgedehnt, von denen die erste ein sicherer, 2½ M. breiter Pass ist, der zwischen Nanuku und Nggamea im N. und Veilangilala, Naitoumba und Yaϑata im S. gegen SW. in das innere Meer führt.

Die nördlichste der Exploringinseln ist Veilangilala (Wilsons Low I., 16° 49′ Br., 180° 52′ Lge.), eine flache Insel an der Südostecke eines Lagunenriffs; in NO. von ihr liegt ein anderes grosses Riff, das Wilkes Duffriff benannt hat, mit der flachen Sandinsel Velerara und weiter im N. das ganz bedeckte Riff Lookout von 1½ M. Länge. Im S. von Velerara ist die kleine Gruppe Olimbo (bei Wilkes Okimbo), drei Inselchen auf einem Riff von fast 1 M. Durchmesser 2 M. im N. von Vanuambalavu, und an ihrer Nordseite noch drei kleine bedeckte und gefährliche Lagunenriffe. Im W. von Olimbo trifft man Naitoumba (oder Naitumba, Wilsons Direction), eine runde Insel von fast ½ M. Durchmesser 4 M. NO. von Yaϑata, die mit wilden, rauhen Bergen angefüllt und von einem Küstenriff umgeben ist, und im NO. von ihr in der Mitte eines

grossen Riffs die kleine flache Insel Malima (Wilsons Scars) 2 M. N. von Kanaϑia.

Die bedeutendste Insel dieser Abtheilung ist die grosse Gruppe von Vanuambalavu, die auf einem dreieckigen Barrierriff liegt, dessen Seiten jede 6 M. lang ist, und das von fünf sicheren Kanälen durchbrochen wird, von denen je zwei auf der Südost- und Westseite, der fünfte auf der Nordseite sich finden. Innerhalb dieses Riffes liegen 7, alle noch von Küstenriffen umgebene Inseln, von denen die grösste Vanuambalavu (das lange Land, Wilsons Middleton) eine lange Insel ist, die sich der Westseite des Barrierriffes nahe von N. nach S. $3^1/_2$ M. lang hinzieht, allein nirgends über $^1/_2$ M. breit ist. Der Nordtheil derselben heisst Loma, der südliche Yaro [11]; in dem letzten liegt Susui gegenüber ein kleiner, durch ein Inselchen geschützter Hafen, in dem ersten ein anderer grösserer an der Westseite (Port Ridgely bei Wilkes) und ein dritter an der Ostküste bei dem Dorfe Lomaloma. Die Insel ist bergig, des Berg Totten (von Wilkes) im Südtheil von Loma 203 M. hoch. An der Südspitze der Insel, durch einen engen Pass von ihr getrennt, liegt die kleine Insel Malata und O. von ihr die grössere Insel Susui (Wilsons Scots), deren Osttheil flach, voll Gebüsche und Kokospalmen ist, während im Westtheil sich steile basaltische Piks voll dichter Wälder erheben; an der Nordwestseite ist ein schöner, wohlgeschützter Hafen, zu dem ein kleiner Fluss durch ein fruchtbares, gut angebautes Thal fliesst. Im O. von Susui ist Munia (Wilsons Hadows), die einen brauchbaren Hafen (Discoveryharbour von Wilkes) besitzt und voller vulkanischer Berge ist; darunter der schwer ersteigliche, in steilen Felswänden sich erhebende Pik Ndelanikoro (321 M.). Die übrigen Inseln der Gruppe sind Avea (Wilsons Curlong) NO. von Vanuambalavu, Osumbu (Wilsons Threebrothers), 3 kleine Inseln 1 M. O. von Avea und Θikombia i lau (Wilsons Vanshirnding), 1 M. NO. von Munia, dem sie ganz ähnlich ist, mit Bergen von 183 bis 210 M., unter denen ein besonders kenntlicher Pik ist. Endlich erstreckt sich noch das Riff Nukuϑikombia, das eine Sandinsel an seinem Ende trägt, dem Barriereriff der Gruppe parallel und $^1/_2$ M. im O. von ihm entfernt, 1 M. weit von N. nach S.

Ausserdem liegen noch im W. und S. der Gruppe Vanuambalavu mehrere kleine Inseln. Kanaϑia (Wilsons Cox, 17° 17′ Br., 180° 50′ Lge.), etwas über 1 M. im W. von ihr entfernt, hat etwa

$^3/_4$ M. Durchmesser und ist eine schöne und anmuthige Insel voll fruchtbarer Hügel, in deren Mitte sich ein hoher, steiler Pik mit Basaltsäulen erhebt; das Riff umher geht im N. bis 1, im O. bis $^1/_2$ M. vom Lande und hat an der Nordseite einen Kanal für Boote. W. von Kanaϑia ist die Insel Yaϑata (Wilsons Hamilton), eine 1 M. lange, fruchtbare, hohe Insel mit einem glockenförmigen Pik, von einem grossen Riff umgeben, das im O. von ihr noch zwei kleine Inseln umschliesst, deren Kern aus Lavafelsen besteht; 1$^1/_2$ M. im W. liegen die drei kleinen, bewaldeten Inseln Nukutolu auf einem Riffe. Vatuvara (Wilsons Haweis, Hat I. der älteren Karten), 2$^1/_2$ M. S. von Yaϑata, ist durch einen grossen, hohen Felsen, der sich in ihrer Mitte erhebt und oben so eben wie ein Tisch ist, überaus kenntlich. 4 M. O. von ihr und 1$^1/_2$ M. S. von Kanaϑia ist Mango, eine hohe, vulkanische Insel, von einem Riff eingeschlossen, das, obschon ein Pass an der Nordwestseite hineinführt, keinen Hafen bildet und an seinem Südende noch 2 kleine Inseln trägt; etwa 2 M. WNW. von ihr ist das Frostsriff. 4$^1/_2$ M. S. von Mango ist Θiϑia (Favorite der älteren Karten), eine runde Insel von $^3/_4$ M. Durchmesser, voller Hügel, die sich bis 100 M. erheben, und sehr fruchtbar, von einem Küstenriff umgeben, dessen Kanäle nur Boote zulassen; kaum 1 M. SW. von ihr liegt das davon getrennte Riff Kneass. Nayau (Oedide der älteren Karten, 18° Br., 180° 58′ Lge.), 5 M. SO. von Θiϑia ist kleiner als dieses, allein ebenso hoch, am Meer mit steilen Wänden von über 80 M. Höhe eingefasst und nur an einer Seite von einem Riffe begrenzt. Tavuϑa (das Cap der Karten), O. von Θiϑia und 7$^1/_2$ M. N. von Lakemba, ist durch den Pik am nordwestlichen Ende und zwei andere an der Ostseite leicht kenntlich und von einem Riff umgeben, das an der Westseite zwei Bootkanäle hat; $^3/_4$ M. im SSW. davon liegen die 2 kleinen, durch einen Pass von einander getrennten Riffe Namouko. Im O. von Tuvuϑa ist die kleine, hübsche Insel Yaro (Aro oder Aroua) und bei ihr noch 3 getrennte Riffe, das eine im NO. 2, die anderen im O. und S. 1 M. von ihr entfernt. Nördlicher liegen endlich noch die ebene Insel Vekai 1$^1/_2$ M. von Tuvuϑa mit einem grossen Riff an der Nordwestseite und ONO. von ihr die Insel Kanavanga, die von einem 1 M. langen Riff, in welchem eine Oeffnung zu einem gefährlichen Ankerplatze führt, umgeben und hügelig, gegen 50 M. hoch und vulkanischen Ursprungs ist und wie die beiden vorigen nur zur Zeit des Schildkrötenfanges

besucht wird; 2 M. N. von ihr ist das $^1/_2$ M. lange, gefährliche Riff Malevuvu.

8. Die Lakembagruppe. Der Lakembakanal führt zwischen Tuvuϑa und Nayau einer- und Reid, Bacon und Lakemba andererseits nach SW. in das Innere des Archipels und scheidet von den eben geschilderten Inseln die Lakembagruppe, die wieder durch zwei andere Kanäle, den Oneata- und den Vulangakanal, in drei Abtheilungen getheilt wird.

Die nördlichste ist die eigentliche Gruppe Lakemba, die hauptsächlich aus zwei grösseren Inseln besteht. Die westliche derselben, Lakemba (18° 14′ Br., 181° 9′ Lge.), die bedeutendste der ganzen Gruppe, liegt 4 M. SO. von Nayau und ist über 1 M. lang und fast 1 M. breit, ein hügliges, anmuthiges Land mit fruchtbaren, waldreichen Thälern, während die Hügel grösstentheils nur Gras tragen; der höchste Berg ist der Kendekende (218 M.) an der Spitze des Thales, in dem der Hauptort der Insel liegt. Das Gestein derselben ist vulkanisch, allein an manchen Stellen ist Korallenkalk hoch erhoben, und in ihm liegt eine grosse Stalaktitenhöhle. Ein Riff, das von einigen Kanälen durchschnitten wird, umgiebt die Küsten; an der Südseite führt ein sehr schmaler Pass zu dem nur für kleine Schiffe brauchbaren Hafen Ndawa, ein anderer Ankerplatz liegt an der Ostseite. Die zweite grössere Insel Oneata SO. von Lakemba ist mit ihrem Riffe 2 M. lang, mässig hoch, doch eben, auch vulkanischen Ursprungs; innerhalb des Riffes liegt noch die kleine Insel Loa (Observatory bei Wilkes), ein 76 M. hoher Berg mit einigen Bäumen auf der Spitze, und bei ihr ist ein guter Ankerplatz, wie ein zweiter an der Westseite von Oneata, doch nur für kleine Schiffe, zu welchem wie zu jenem 2 Kanäle durch das Riff führen. Zwischen Oneata und Lakemba sind noch die 2 kleinen Inseln Aiwa, von denen die eine hoch, die andere flach ist, auf einem grossen Riff, durch welches an der Nordostseite ein breiter Pass zu einem Ankerplatze leitet, und im NO. von Lakemba das Riff Mbukatatanoa (oder, nach einem dort verunglückten Schiff, Argoriff), ein dreieckiges Lagunenriff, das 15 M. im Umfang und in seinem Nordtheil die 2 kleinen Baconinseln hat, sowie NO. von ihm das ähnliche Riff Latte, in dessen Mitte die östlichste Insel des ganzen Archipels, Reid (17° 54′ Br., 181° 38′ Lge.), liegt.

Der von O. nach W. gehende Oneatakanal, der in dem 1 M. breiten Passe zwischen Oneata und dem gefährlichen Riffe

Tekutaka in seiner Mitte ganz sicher ist, trennt diese Inseln von der zweiten Gruppe Moϑe, die aus 6 Inseln besteht. Die westlichste derselben ist Olorua, eine kleine, öde, basaltische und mit Schlacken bedecke Insel innerhalb eines Riffes, zwischen der und Komo das gefährliche Riff Tavunuku mit einer kleinen Sandbank liegt. Komo im SO. von Olorua besteht aus zwei kleinen, felsigen Inseln, die von einem Riffe umgeben sind, innerhalb dessen an der Nordostseite ein durch einen Kanal zugänglicher Ankerplatz sich findet. Oestlicher liegt die grössere Insel Moϑe (Wilsons Danger, 18° 35′ Br., 181° 23′ Lge.), eine sehr malerische und fruchtbare Insel voller nicht stark bewaldeter Hügel, über die ein kenntlicher Pik sich erhebt; ein grosses Riff umgiebt sie und zugleich die kleine Insel Koroni (Wilsons Skerries) S. von Moϑe, und O. von ihm liegen noch 3 kleine Riffe von einander getrennt, wie ein viertes zwischen Moϑe und Namuka (Wilsons Neatstongue), welche Insel lang, schmal, einförmig gebildet und von einem grossen Riffe eingeschlossen ist. Yangasa (Wilsons Table) ist eine Gruppe kleiner Inseln im SO. von Namuka, von denen die grösste durch die langen, regelmässig sie durchziehenden Rücken kenntlich ist, die anderen drei auch hügelig sind; alle werden von einem grossen Riff umgeben, von dem im O. noch mehrere andere getrennte liegen, und 2 M. südlicher ist die Gruppe Ongea (19° 4′ Br., 181° 27′ Lge.), die aus zwei wasserlosen Inseln von mittler Höhe, Ongealevu und Ongeariki, besteht. Das Riff, das sie umschliesst, hat im NW. einen Pass, der zu dem Hafen Refuge (von Wilkes) führt. 1 M. südlich davon liegt noch das getrennte Riff Nukuongea mit einer kleinen Sandbank.

An der Westseite dieser Inseln führt der Vulangapass nach NW., dessen Westseite die Inseln der Vulangagruppe bilden, von denen 4 grössere sind. Die nördlichste ist Vanuavatu W. von Lakemba, die ½ M. lang, hoch und bewaldet, doch unbewohnt ist. SW. von ihr und 6 M. im NO. von Totoia ist das überaus gefährliche Riff Vatu (oder Tova, 18° 40′ Br., 180° 27′ Lge.), ein Lagunenriff von 1 M. Durchmesser, dessen Rand bei der Ebbe fast trocken liegt. SO. von Vanuavatu liegt die kleine, unbewohnte Insel Tavunasiϑi und 3 M. SO. davon die grössere Vuanggava (Wangara oder Fukafa), eine ½ M. lange, gut bewaldete Insel von mässiger Höhe. Kambara (Apallo der früheren Karten) liegt nahe bei dieser im SW., ist fast 1 M. lang, fruchtbar und gut bewaldet, durch einen glockenförmigen Pik von 107 M. Höhe kenntlich und

von einem Riff ausser an der Nordwestseite umgeben. O. von ihr ist die kleine Insel Moramba und 2 M. SO. von dieser Vulanga (19° 3′ Br., 181° 12′ Lge.), die schmal, über 1 M. lang, schön, gut bewaldet und voll Hügel von vulkanischen Gesteinen ist, deren höchster am Westcap 116 M. Höhe hat. Ein Korallenriff umgiebt die Insel und zugleich ein grosses Becken an ihrer Nordküste, das ganz einem alten Krater gleicht, und in welches ein für kleine Schiffe fahrbarer Pass führt.

Südlicher liegen endlich noch einige von Vitiern bewohnte Inseln. Die nördliche derselben ist Vatoa (Cooks Turtle I., 19° 50′ Br., 181° 22′ Lge.), eine kleine Insel von kaum 1 M. Länge und voll dicht bewaldeter Hügel (der höchste von 64 M.), von einem grossen Riff umgeben, von dem 2 M. im SW. noch ein anderes getrenntes (Vuatavatoa) liegt. Noch südlicher ist die kleine Gruppe Ono, die Bellingshausen entdeckt hat und die aus einer grösseren Insel (Onolevu), die fruchtbar, gut bewaldet und hoch ist und zwei besonders kenntliche Hügel enthält, und einigen kleineren besteht, welche von dem grossen Riff von Onolevu, das kleinen Schiffen Schutz gewährt, umschlossen werden. Im SW. davon ist noch ein zweites ähnliches Riff (Vuata ono oder Bereghis) mit einigen kleinen Inseln, und südlicher die beiden kleinen, von grossen Riffen umschlossenen Inseln Tuvana i Ꝺolo im W. und Tuvana i ra im O. (21° Br., 181° 15′ Lge., Simonoff und Mikhailoff), die südlichsten des Archipels. 2½ Grad S. von ihnen liegen noch die zwei gefährlichen Minervariffe, die 5 M. von einander entfernt sind.

9. Die centralen Inseln (Viti i loma der Eingeborenen) nennt man diejenigen, welche in dem Meerestheile zwischen Vitilevu, Vanualevu und den östlichen Inseln liegen und im Ganzen eine gegen SSO. sich erstreckende Kette bilden. Die nördlichste ist Koro (Bligh der älteren Karten, 17° 13′ Br., 179° 23′ Lge.) im SO. von Namena, eine Insel von über 2 M. Länge und 1 M. Breite, die für eine der fruchtbarsten des Archipels gilt, mit Bergen von mässiger Höhe und von einem Küstenriff umgeben, hinter dem ein Hafen liegen soll[12]. SW. von Koro liegt Makongai, die kaum 1 M. lang ist und einen Berg von 267 M. Höhe hat, von einem grossen Korallenriff, das an der Nordwestseite bei der kleinen Insel Makondranga einen Hafen einschliesst, umgeben, westlicher durch den Makongaikanal von dem Ostende des Barrierriffes von Vitilevu getrennt wird und sich weit nach S. ausdehnt und dort die Insel

Vakaia umfasst, die bei geringer Breite sich nach SO. ausdehnt und einen 182 M. hohen Berg enthält; an ihrer Ostseite hat das Riff mehrere Pässe für kleine Schiffe, an der Südwestseite einen sehr schmalen, der zum Flyingfishharbour führt.

Diese Inseln trennt ein sicherer, 2 M. breiter Kanal von Ovalau, einer der wichtigsten des ganzen Archipels. Sie ist 2 M. lang und fast ebenso breit, eine Insel von grosser Schönheit besonders durch ihre dicht bewaldeten, romantischen und thurmartigen Piks von vulkanischen Gesteinen, zwischen denen sich schmale, reiche, von Gebirgsbächen durchschnittene Thäler hinziehen; die höchsten Berge sind der Andulong (631 M.) und der Ndelai (637 M.). Sie wird von einem durch mehrere Pässe unterbrochenen Barrierriff umgeben, das von der Küste durch einen schmalen Meeresstreifen getrennt ist, der geschützte, aber durch Bänke gefährdete Ankerplätze enthält. Der beste Hafen ist der von Levuka (17° 41′ Br., 178° 50′ Lge.), der bequem und sicher und durch zwei Kanäle im Riff zugänglich ist; der Hafen Mbureta (Port Kinnaird) in dem schmalen Kanale, der die Insel von Moturiki trennt, und an dessen Ostende die zwei kleinen Inseln Yanuϑa innerhalb des Riffes liegen, ist voller Korallenriffe und nur von W. her zugänglich. Das Riff von Ovalau umgiebt auch noch die im S. nahe bei ihr liegende Insel Moturiki, die 1 M. lang ist und in der Mitte von einem Bergrücken durchschnitten wird; an ihrer Südseite führt der Moturikikanal in die Mbaubai.

Mbatiki liegt O. von Ovalau und ist eine hohe Insel mit einem domartigen Gipfel (229 M.), nicht unfruchtbar, doch wenig bewaldet, von einem Küstenriff umgeben, das keinen Schutz gewährt. Im NO. von ihr ist das gefährliche, 1/4 M. lange Riff Θakumomo, das die Europäer nach seiner Form das Hufeisenriff nennen. Von Mbatiki 3 M. SO. und 8 M. von Ovalau ist die Insel Nairai (17° 47′ Br., 179° 24′ Lge) von 1 M. im Durchmesser, die bergig ist und von einem Bergrücken durchschnitten wird, der besonders steil gegen O. abfällt, und in dessen Nordtheil sich Denhams Nadelpik (329 M.) erhebt. Rings umgiebt sie ein grosses Barrierriff, das bis auf 1 M. in das Meer reicht und an der Südwestseite eine breite Oeffnung hat, durch die man in den von zwei Inselchen geschützten Hafen Venemole an der Westküste, hinter dem die kleine, schöne, einem alten Krater gleichende Bai desselben Namens liegt, und zugleich um die Südspitze herum in den Hafen Korobamba an

der Ostküste der Insel gelangen kann. Der südliche Theil dieses Barrierriffes ist das Riff Moϑea (oder Eliza), innerhalb dessen $^1/_4$ M. von seinem Südende der vulkanische Felsen Kovu sich erhebt. Zwei M. SW. von Nairai und 7 M. SO. von Ovalau ist die grössere Insel Ngau von 3 M. Länge und $1^1/_2$ M. Breite, die hoch und bergig ist, (der höchste Berg hat 715, der Löwengipfel Denhams 320 M.); sie wird von einem grossen Barrierriff umgeben, das an der Nordseite dem Lande nahe bleibt, an der Westseite sich bis fast 1 M. von ihm entfernt und im NW. drei verwickelte Kanäle hat, durch die man zu einem erträglichen Ankerplatze kommt. Im S. von Ngau liegt noch das kleine, gefährliche Riff Mambualiϑi; südöstlich davon erreicht man die Insel Muala, die von dreieckiger Form, mit dem Riffe 3 M. lang und gegen 600 M. hoch, dicht bewaldet und sehr anmuthig ist; das Riff umher hat an der Ost- und Westseite sichere Kanäle, was die Brauchbarkeit des schönen Hafens, der in einem Einschnitt der Ostküste liegt, sehr erhöht. SO. von ihr ist Totoia, eine merkwürdige Insel von runder Form und $1^1/_2$ M. Durchmesser, die nur einen schmalen Streifen um ein grosses, seeähnliches, für Schiffe nicht zugängliches Becken (Denhambasin) bildet, den Rest eines alten Kraters, dessen Rand der rings um das Becken sich hinziehende Bergzug ist, dessen höchster Pik 361 M. misst [13]). Durch das Barrierriff der Insel führt ein breiter Pass an der Westseite in eine gut geschützte Bai. Die südlichste aller dieser Inseln ist Matuku 5 M. SW. von Totoia, die 1 M. lang, hoch und bergig ist (der höchste Berg misst 385 M.); das sie umgebende Riff hat 4 M. Umfang und an der Westseite einen Pass, durch den man in den Carrsharbour (von Wilkes, 19° 11′ Br., 179° 41′ Lge.), einen der schönsten Häfen des Archipels, gelangt.

DRITTES KAPITEL.

Die Vitier.

Genauere Untersuchungen über die natürliche Bildung der Vitier, wie namentlich über ihre Sprache haben ergeben, dass sie ursprünglich ein melanesischer Volksstamm sind, der sich jedoch in seinem Bildungszustande von den übrigen Melanesiern weit entfernt hat und darin den Einfluss der Polynesier in nicht geringem

Grade aufweiset, wenn er gleich an Bildung diesen immer noch nachsteht. Wie diese Umbildung stattgefunden hat, lässt sich nicht entscheiden. Allerdings finden wir noch jetzt eine enge Verbindung zwischen den Vitiern und Tonganern, die bereits vor einem Jahrhundert bestand und wahrscheinlich noch viel älter ist; sie hat zu tonganischen Niederlassungen in Viti und zur Entstehung eines Mischstammes zwischen beiden Völkern (namentlich in den Lakembainseln) geführt, der mit dem Namen Kaitongaviti bezeichnet wird, Farbe und Gesichtszüge der Polynesier mit der Haarbildung der Vitier vereinigt und die Sprache von Viti spricht, während er die Religion der Tonganer beibehalten hat; ähnliche Mischungen findet man auf der Nordküste von Vanualevu zwischen Vitiern und Einwohnern von Rotuma. Indessen scheinen diese Verbindungen nicht hinreichend, um die gründliche Umbildung des früheren Culturzustandes des Volkes zu erklären, und wenn auch gewisse Uebereinstimmungen zwischen den Polynesiern und Melanesiern schon in der Urzeit bestanden haben, so muss man doch eine noch ältere und innigere Vereinigung der melanesischen Vitier mit den nächsten polynesischen Völkern annehmen, um das Resultat begreiflich zu finden, wie es in dem jetzigen Zustande der Vitier vorliegt. Aber die Ansicht von Waterhouse [1]), dass die jetzige Bevölkerung aus einer Vermischung einer Urbevölkerung, deren Reste er noch im inneren und westlichen Vitilevu finden will, und eines eingewanderten Stammes entstanden sei, eine Annahme, die er durch Hinweisung auf gewisse religiöse Ansichten und Eigenthümlichkeiten der Sprache zu begründen sucht, hat doch geringe Wahrscheinlichkeit für sich.

Die Zahl der Vitier wurde früher auf 200,000 bis 300,000 geschätzt, welche Zahlen zu hoch sind. Wilkes berechnet sie nach seinen Erkundigungen auf 133,500, aber er nimmt dabei an, dass das Innere der grossen Inseln fast unbewohnt sei, was gar nicht der Fall ist. Eine neuere Schätzung ergiebt für 1871 zusammen 146,000 Eingeborene, von denen auf Vitilevu 70,000 und auf Vanualevu 33,000 kommen. Uebrigens ist die Bevölkerung entschieden in der Abnahme begriffen [2]), was bei den Zuständen, die unter ihr herrschen, sehr natürlich ist.

Der Charakter des Volkes bietet ein merkwürdiges Gemisch von bösen und guten Seiten. Rachsucht, Wildheit und Grausamkeit ist ein wesentlicher Charakterzug bei den Vitiern, der in dem Verkehr unter ihnen selbst in so schreckensvoller und entsetzlicher

Art auftritt, dass dagegen sogar die unglaubliche Vorliebe für das Fleisch des Menschen fast zurücktritt; Kriegs- und Kampflust herrscht bei ihnen in ausserordentlicher Weise, und wenn sie dennoch oft als feig in ihren Kämpfen geschildert werden, so ist das, da Beispiele von Todesverachtung nicht selten sind, nicht für begründet zu halten, sondern erklärt sich vielmehr daraus, dass Hinterlist und Verrath bei ihnen höher steht, als Muth und Tapferkeit, womit denn auch Anderes, wie die Vorliebe für Ränke und Lügen, der Argwohn und das Misstrauen, der häufige Diebstahl zusammenhängt. Kurz die üblen Seiten des melanesischen Charakters treten bei den Vitiern fast stärker und zurückschreckender hervor als bei den übrigen Völkern dieses Stammes. Dem gegenüber werden sie aber auch allgemein als geschickt und industriös und in geistiger Hinsicht den Polynesiern überlegen geschildert, Erskine nennt sie geradezu das bildsamste Volk des Oceans [3]). Dabei sind sie, wenn keine kriegerische Erregung sie ergriffen hat, zutraulich, offen, theilnehmend und freundlich, heiter und froh, überaus gastfrei, im Verkehr von auffallender Höflichkeit, Eigenschaften, in denen sie die Tonganer übertreffen. An Stolz und Selbstgefühl fehlt es ihnen nicht; sie sind, wenn nicht der Einfluss der Europäer Einzelne an die Trunkenheit gewöhnt hat, mässig und der Sinnlichkeit nicht in dem gleichen Maasse wie die Polynesier ergeben. So scheinen sie im Bösen wie im Guten die übrigen Melanesier zu überragen.

Was ihre Körperbildung betrifft, so sind sie im Ganzen nicht sehr gross, allein gut und kräftig gebaut; an physischer Kraft scheinen sie den Polynesiern überlegen und haben nicht so gerundete Glieder wie diese, aber an Anmuth stehen sie ihnen nach. Die Frauen sind im Allgemeinen hässlich, obschon es auch an Beispielen von körperlicher Schönheit bei ihnen nicht fehlt. Die Hautfarbe ist dunkel, eigentlich chokoladenbraun, die vielen Haare des Körpers geben ihr eine bläuliche Schattirung; dabei fehlt es durchaus nicht an hellfarbigen Vitiern, die eher kupferroth sind und auch im Lande als rothe Vitier bezeichnet werden [4]). Die Haut ist rauh, die Gesichtszüge haben nichts Abschreckendes, sind manchmal selbst ziemlich schön, doch gewöhnlich scharf gezeichnet; die Stirn ist hoch und an den Seiten wie zusammengedrückt, die Augen schwarz und tiefliegend, die Nase meistens etwas flach, der Mund breit und die Lippen dick, das Kinn kurz und dick, der Bart, auf den sie sehr stolz sind, stark und buschig. Das Haar ist schwarz, stark und sehr kraus, daher

anscheinend wollig, es wird durch die darauf gewandte Sorge noch dicker und gekräuselter. Sie sind im Ganzen gesund, Krankheiten sind wenig, Aussatz, Elephantiasis, Ophthalmien, die Θoko, eine auch in Tonga bekannte Kinderkrankheit; Cholera, Influenza u. s. w. sind eingeführt, die Syphilis soll nicht vorkommen, und Blattern werden nicht erwähnt.

Die Nahrung ist überwiegend eine vegetabile. Sie leben von Früchten (besonders Brodfrucht, Bananen, Kokos) und Wurzeln (Taro und Yams); von animaler Nahrung brauchen fast nur die Vornehmen Schweine und Hühner, die hochgeschätzten Schlangen und die aus religiösen Gründen ihnen vorbehaltenen Schildkröten, besonders häufig isst man Fische (auch in einer Art Suppe), Muscheln und Krebse, die Annelide Mbalolo gilt als Leckerbissen und zugleich als Arznei. Ausserdem werden noch Hunde, Katzen, Eidechsen, Würmer u. s. w. gegessen. Sie verstehen es, die Brodfrucht in den Zustand der Gährung zu versetzen (mandrai), in dem sie sich lange hält, auch Fische zu räuchern und bereiten durch Mischung der Pflanzenspeisen verschiedene Gerichte, wie die sogenannten Vakalolo (Pudding). Zuckerrohr kauen sie blos aus. Der Anthropophagie sind sie in wahrhaft schaudererregender Weise ergeben, sie übertreffen darin die Neuseeländer weit und essen Menschenfleisch gar schon halb verfault, während sie alles andere faulende Fleisch sorgfältig meiden. Gefressen werden nicht blos Kriegsgefangene, nicht selten auch Leute des eigenen Stammes; der König von Somosomo liess 1840, bloss weil er zornig war, elf seiner Unterthanen herbeischleppen und zum Frass schlachten. Es kam sogar vor, dass man von noch lebenden Menschen Stücke Fleisch abschneiden und zubereiten liess; ja Männer sollen aus Gier die eigenen Frauen erschlagen und gefressen haben [5]). Wenn auch der sinnliche Genuss unzweifelhaft ein Hauptmotiv zu solchen Gräuelthaten gewesen ist, so darf man doch nicht übersehen, dass mit den Leichenmahlen fest bestimmte religiöse Gebräuche verbunden waren; damit hängt es auch sicher zusammen, dass ursprünglich das Menschenfleisch nur den Männern gestattet, den Frauen untersagt war, und selbst in den neuesten Zeiten diese und die Kinder nur die Ueberreste erhielten, dass man sich besonderer hölzerner Gabeln zum Essen des Fleisches bediente, während man bei aller übrigen Nahrung nur die Finger dazu brauchte, dass das Fleisch nicht mit den Lippen berührt, sondern in den Mund gesteckt werden musste. Die Leichen der

Kriegsgefangenen sind ursprünglich offenbar als Opfer an die Götter angesehen worden, und wahrscheinlich haben auch alle sonst geschlachteten Menschen früher als Opfergaben gegolten; so erklärt es sich, dass bei dem Bau der Tempel und der Häuser der Vornehmen oder bei der Vollendung ihrer Boote Menschen geschlachtet wurden, jederzeit waren deshalb die Leichenmahle mit religiösen Ceremonien verbunden. Die Knochen der Gefressenen hing man an Bäumen auf und bezeichnete die Zahl der Leichen durch in den Boden gesteckte Steine oder durch Zeichen an einem Baume. Jetzt ist übrigens diese Sitte, die nach der Aussage der Priester erst in neueren Zeiten ihre schreckliche Ausdehnung erhalten haben soll, bei den zum Christenthum Bekehrten ganz unterdrückt.

Von Reizmitteln ist Betel unbekannt, der Tabak dagegen jetzt allgemein beliebt. Die geistigen Getränke der Europäer haben Einzelne, besonders Vornehme, von diesen angenommen, doch verhältnissmässig nicht viele. Das Hauptgetränk ist Wasser, nächstdem Kokosmilch. Die Kawa (hier Yanggona) trinken sie ganz allgemein und ganz in derselben Weise wie die Polynesier; die grossen Kawafeste sind stets religiöse Acte und von allerlei Ceremonien, besonders Anrufung der Götter begleitet, damit hängt auch das Anbieten der Wurzel bei Verträgen oder Gesuchen zusammen. Die Speisen bereiten sie theils in Töpfen von Thon oder Eisen, theils einfach über offenem Feuer, bei grossen Festen auch durch erhitzte Steine in den Lovo, den bekannten Oefen der Polynesier. Zur Bereitung des Menschenfleisches dienten besondere Oefen und Töpfe, die zu keiner weiteren Speise benutzt werden durften. Auf Sauberkeit und Reinlichkeit bei der Bereitung der Speisen wenden sie grosse Sorgfalt; das Trinken geschieht durch Eingiessen der Flüssigkeit in den Mund. Mahlzeiten haben sie zwei, eine des Morgens, der gewöhnlich ein Kawatrank vorhergeht, die Hauptmahlzeit des Abends; die Frauen essen stets für sich und getrennt von den Männern. Feuer bereiten sie durch Reiben eines härteren Stückes Holz gegen ein weicheres.

Die Kleidung der Vitier ist dürftig, sie sind aber darin wie auch sonst reinlicher als andere Inselbewohner. Die Männer tragen gewöhnlich bloss den Maro (hier Malo) von Zeug mit zwei herabhängenden Enden, von denen das hintere bei Vornehmen oft eine lange Schleppe zu bilden pflegt; auch legen sie jetzt noch häufig den Frauenrock (liku) darüber. Dieser besteht aus Streifen von Hibiscusrinde, Gras oder Waloa[6]), verschieden gefärbt und ge-

wöhnlich nur ½ Fuss breit und reicht bei verheiratheten Frauen bis zum Knie und selbst tiefer herab, während er bei unverheiratheten kaum handbreit ist. Kinder gehen ganz nackt. Von den mannigfachen Zierrathen werden die meisten auf die Ausschmückung des Haares gewandt, auf welche die Männer eine wahrhaft ausserordentliche Sorgfalt wenden, der Art, dass die Vornehmsten ihre besonderen Friseure zu haben pflegen und oft täglich einige Stunden auf den Putz des Haares wenden. Die Hauptsache dabei ist, das Haar möglichst weit auszudehnen und seine natürliche Bildung durch Kunst zu steigern; sie verstehen es, dadurch dem Haar einen Umfang von über 3, ja bis 5 Fuss zu geben und vortreffliche Perücken herzustellen. Die Form, in welche dieser Haarbusch gebracht wird, ist nach der Mode sehr verschieden und der Erfindungsgabe der Friseure voller Spielraum gelassen. Den Vornehmsten allein ist es gestattet, über dem Haar nach den Sala, ein turbanartiges Stück feinen, weissen Zeuges, zu tragen, und bei Regen schützen sie es noch durch gewärmte Bananenblätter und jetzt auch durch Schirme. Ausserdem tragen sie darin lange Nadeln von Schildpatt (milamila) und Kämme aus Kokosblattrippen mit langem Handgriff, Federn, Blumen, Glaskorallen, und ganz allgemein ist es, das Haar (mit der Asche von Blättern) zu pudern, was aber den Frauen untersagt ist, und nach verschiedenen Mustern roth, gelb, schwarz oder grau zu färben. Die Mädchen lassen das Haar lang wachsen, verheirathete Frauen schneiden es ab und schmücken es wie die Männer, dehnen es aber nicht zu solchem Umfang aus. Die Durchbohrung der Nasenwand scheint nicht Sitte[7]); Ohrlöcher haben beide Geschlechter und oft lang herabgezogen, sie tragen Stücke Holz (ndutua) oder Muscheln darin. Die Halsbänder bestehen aus Muscheln, (besonders hochgeschätzt dazu ist Cypraea Aurantium), Zähnen von Menschen, Schweinen, Walfischen, Schildpatt, die Armbänder aus Muscheln und zusammengeflochtenen Wurzeln; ähnliche tragen sie auch um die Beine. Endlich bemalen sie das Gesicht schwarz (besonders Krieger), roth oder weiss, in den mannigfaltigsten, oft höchst seltsamen und barocken Mustern, die Frauen gewöhnlich roth. Das Salben mit Kokosöl, das sie auch wohl mit Sandelholz parfumiren, kommt häufig vor, ebenso das Bestreichen mit Curcumapulver. Die Tättowirung (nggia) ist nur auf Frauen beschränkt und bei Männern überaus selten; doch gilt sie für eine religiöse Institution und soll von den Göttern eingeführt sein, und die Herstellung

lung der Figuren, welche die Sache gewisser dafür bezahlter Frauen ist, die sich dabei eines scharfgezähnten Instrumentes aus Knochen bedienen, wird stets von Festen begleitet; die Zeichen finden sich gewöhnlich an den Schenkeln und Beinen, auch an den Händen und einige im Gesicht. Allgemein ist auch die Aufschneidung der Vorhaut bei Knaben, die nach dem siebenten Jahr vorgenommen wird und zwar gewöhnlich nach dem Tode eines Häuptlings und unter Ceremonien, die es vermuthen lassen, dass auch diese Handlung ursprünglich eine religiöse Bedeutung besass [8a]).

Die Häuser sind, wenn auch fast durchweg nach einem System gebaut und viereckig, doch in den einzelnen Gegenden sowohl im Material, als in der Ausführung des Baues sehr verschieden, im Allgemeinen aber in den östlichen Inseln fester und besser als in den westlichen und allenthalben für die Vornehmen grösser und zierlicher als für andere. Die Wände bestehen aus massiven Pfosten, zwischen denen dünne Stangen, Rohr, Grasbündel, Blättermatten befestigt werden, zum Verbinden der Holzstücke dient geflochtener Kokosbast; die Dächer, welche darauf ruhen, bestehen aus Palm- oder Zuckerrohrblättern und Gras und sind auffallend hoch und spitz, der Dachbalken pflegt bei besseren Häusern an jedem Ende über das Dach weit hervorzuragen und dann hier mit Muscheln geschmückt zu sein, auch ist er, wie überhaupt das Holzwerk in den Häusern, oft durch herumgewundene Kokosbaststricke verziert. Oft reicht das Dach über die Hauswände bis fast auf den Boden, jedoch nicht bei den aus Gras gebauten Häusern, die dafür eine Art Schutzdach aus Flechtwerk über der Thür haben, die stets an dem schmalen Ende, (manchmal auch an beiden), angebracht und sehr niedrig ist; in einigen Häusern giebt es auch kleine Fenster. Das Innere ist fast immer ein einziger grosser Raum, dessen Boden mit Matten bedeckt ist, mit einem eingesenkten, mit Steinen umlegten Feuerplatz, Gerüsten zum Aufbewahren der Sachen und einer Erhöhung von Stangen (longa) zum Schlafen; der Moskiten halber brennt man die ganze Nacht Feuer, dessen Rauch durch das Dach entweichen muss. Aber von allen Häusern ganz abweichend sind die von Graeffe im Innern von Vitilevu gefundenen, die kegelförmig spitz zulaufenden Hütten, die grossen Bienenkörben gleichen [8b]) und an die Häuser der Neukaledonier erinnern. Gewöhnlich liegt jedes Haus in einem Hofe, der von einem Zaun umschlossen ist; auch ist es Sitte, jedem Hause einen besonderen Namen beizulegen.

Ausser den Wohnhäusern giebt es noch kleinere zur Zeugbereitung, zum Kochen (lau), zum Aufbewahren der Wurzeln, sie werden alle den Wohnhäusern ganz ähnlich gebaut, die letzten stehen auf 4 Pfosten und werden durch Treppen erstiegen. Bei den am Wasser stehenden Häusern der Vornehmsten findet man auch Werfte, und Brücken sind nicht unbekannt, obwohl Wege und Strassen wie Lastthiere fehlen; ein Beweis der Reinlichkeit des Volkes ist, dass sie besondere zu Abtritten bestimmte Plätze haben. In der Mitte jedes Dorfes ist endlich ein freier offener Platz (rara) für Feste und öffentliche Versammlungen.

Die Hauptbeschäftigung der Vitier ist der Landbau, für den sie eben so grosse Vorliebe als Sorgfalt und Geschick an den Tag legen. Sie verstehen es, wo es nöthig ist, das Land zu bewässern, und verlassen, wenn der Boden erschöpft ist, das bebaute Land und suchen anderes auf; nette Zäune umgeben die Gärten. Die meiste Sorge wenden sie auf die Cultur der Wurzeln, des Taro und vor allem des Yams, den sie, wie die Bewohner der Hebriden, auf kleinen Erdhaufen pflanzen, während sie die Ranken über niedrige Gerüste ziehen; ausserdem ziehen sie Bananen, Brodfruchtbäume, Zuckerrohr u. s. w., Broussonetia, Tabak, Kawa, in neuerer Zeit auch etwas Baumwolle. Die dazu gebrauchten Geräthe sind sehr dürftig; den Pflug ersetzt ein spitzer, spatenartiger Stock aus hartem Holz. Von Hausthieren ziehen sie Schweine und Hühner. Gleiches Geschick zeigen sie im Fischfang, den sie lebhaft betreiben. Sie brauchen dazu Netze oft von grossem Umfange aus Schlingpflanzen oder der Rinde und den Fasern mehrerer Gewächse, grosse vierspitzige Speere, Leinen und Haken, auch Wehre und verstehen es, die Fische durch die Blätter einer Art Glycine zu betäuben. Besondere Sorgfalt wenden sie auf den Fang der Schildkröten in grossen Netzen und bewahren sie lebend in besonders dazu errichteten Umzäunungen (mbi) im Wasser. Muscheln sammeln die Frauen, denen auch der Fang mit Handnetzen obliegt, auf den Riffen, der Nautilus wird in Netzen gefangen[9]). Ehe sie den geschätzten Mbalolo, ein Thier, das stets zu bestimmten Zeiten erscheint, fangen, wird ein grosses Fest gefeiert[10]). Sie gelten für erfahrene Seeleute; doch sind sie wahrscheinlich erst durch den Einfluss der Tonganer zu Seefahrern geworden, denn sie haben zu grossen Seereisen weder Geschick noch Lust und beschränken sich gewöhnlich auf Fahrten zwischen den Inseln ihres Archipels. Ihre

Boote[11]) sind gut und geschickt gebaut, lang und schmal, haben Ausleger, über denen manchmal eine Platform liegt, und Masten und werden durch dreieckige Segel aus der Länge nach zusammengenähten Mattenstreifen, breite Steuerruder und Riemen fortbewegt, auf den Flüssen auch mit Stangen gestossen. Die besten Boote sind die Doppelboote (ndrua), die oft von bedeutender Grösse sind und aus zwei verbundenen Booten bestehen, von denen das kleinere (ϑama) die Stelle des Auslegers vertritt; über beide liegt jederzeit eine Platform, auf der gewöhnlich eine Hütte steht. Im Bau der Boote sind sie überaus erfahren; sie verfertigen sie aus hartem Holz (besonders der Bäume Casuarina, Afzelia, Calophyllum), der Bau eines grossen Doppelbootes dauert oft mehrere Jahre, die einzelnen Planken werden ohne Nägel durch Binden mit geflochtenem Kokosbast verbunden. Die Stelle des Ankers vertritt in seichtem Wasser ein in den Boden gestossener Pfahl.

In der Industrie übertreffen die Vitier die Polynesier; und schon seit Cooks Zeit haben die Europäer die Geschicklichkeit, die sie in ihren Arbeiten zeigen, mit Recht bewundert. Auch darin unterscheiden sie sich von den Polynesiern, dass sie die Arbeit theilen, so dass in den Districten den Bewohnern gewisser Dörfer bestimmte Geschäfte übertragen sind (z. B. Zimmerarbeit, Fischfang u. s. w.), worüber der König des Districtes das Nöthige festzusetzen hat, während manche Gewerbe, (z. B. die Verfertigung der Töpfe), Einzelnen überlassen bleiben. Zeuge werden ungemein schön und elegant von den Frauen angefertigt, obwohl sie an den Küsten durch die baumwollenen Stoffe der Europäer jetzt fast ganz verdrängt sind. Sie machen das Zeug für die Männerkleidung (masi) aus der Broussonetia, den Liku der Frauen aus der Rinde des Paritium tiliaceum oder einer Art Schilf (Eleocharis articulata); die Rinde wird in Wasser geweicht, nachdem die Epidermis durch eine Muschel davon getrennt ist, dann auf einem Holzblock mit einem hölzernen, viereckigen Hammer (ike), von dessen Seiten drei gerippt, die vierte glatt ist, geklopft, und dadurch wie durch Anwendung eines Kleisters aus Pfeilwurzel die einzelnen Stücke ververbunden und durch Pflanzenstoffe gelb, roth oder schwarz gefärbt, wobei sie auch Muster aller Art durch mit Farbe bestrichene Bambusstreifen anbringen. Ein besonderer Schmuck sind die Franjen der Woloa. Nicht weniger zierlich sind die Matten, welche die Frauen gewöhnlich aus den Blättern des Pandanus, auch aus denen

der Flagellaria indica flechten; sie sind von verschiedener Feinheit, die gröbsten (aus Kokosblättern) zu Segeln, feinere zum Bedecken des Bodens, die feinsten (ono) zum Schlafen, auch sie werden mit Mustern geziert. Gleiche Erfahrung haben sie in der Verfertigung der Körbe, die aus denselben Materialien wie die Matten gemacht und auch mit Mustern geschmückt werden; ebenso werden Netze und Fächer vorzüglich schön gearbeitet. Noch ausgezeichneter sind aber die aus geflochtenen Kokosfasern verfertigten Stricke (mangimangi, das Sinnet der Engländer), die, in zierlich geschmückte Rollen gepackt, als Tribut und Geschenk gegeben werden und auch zum inneren Handel dienen, übrigens für alle Bauten des Volks unentbehrlich sind, da sie die Nägel und Schrauben ersetzen; auch aus der Rinde von Hibiscusarten und einigen Leguminosen machen sie Stricke. Sehr erfahren sind sie dann in der Bereitung der Töpfe, die aus Thon mit der Hand durch Hülfe eines flachen Steins hergestellt, dann im Feuer leicht gebrannt und mit dem Harz der Dammara glasirt werden. Als Zimmerleute sind sie, wie es ihre Haus- und Bootbauten beweisen, sehr geschickt. An einigen Orten machen sie etwas Salz aus Seewasser, kochen Zucker aus dem Saft des Zuckerrohrs und bereiten Pfeilwurzel aus der Wurzel der Tacca, aber alles in sehr geringem Maasse; die Bereitung des Rums aus Zuckerrohr und Bananen hat sich von den polynesischen Inseln, allein nur wenig, nach Viti verbreitet.

Was ihre Geräthe betrifft, so bestehen die Hausgeräthe aus Schlafmatten, cylindrischen Kissen von Holz oder Bambus, den Kopf darauf zu legen, die oft hübsch geschnitzt sind, und Gardinen zum Schutz gegen die Moskiten; beim Essen werden die Schüsseln durch grosse Blätter ersetzt, die auf hölzernen Tellern liegen, zum Trinken dienen Kokosschaalen, Bananenblätter (namentlich beim Trinken der Kawa), auch wohl Schädel, zum Kochen irdene Töpfe. Hölzerne Bolen haben sie oft von wahrhaft erstaunlicher Schönheit und Zierlichkeit, namentlich die für die Kawafeste bestimmten. Zum Schneiden dienen Haifisch-, auch Rattenzähne, Bambusstücke, Muscheln; dann haben sie kleine, steinerne Beile, eine Art Reibeisen aus einem Stück Korallenfels, Nadeln aus den Knochen erschlagener Feinde, Fächer von ausserordentlicher Sauberkeit und Eleganz aus Pandanus- und Kokosblättern, Fackeln aus gespaltenem Bambus, auf die man manchmal etwas Oel tröpfelt, und aus den auf einen Stock gereiheten Früchten der Aleurites triloba und eine Art Lampe

mit baumwollenem Docht, in der man das Harz der Dammara brennt.

Die religiösen Vorstellungen der Vitier sind nicht klar, auch nicht vollständig uns überliefert; sie zeigen aber eine auffallende Verwandtschaft mit denen der Polynesier. Die Gottheit bezeichnet das Wort Kalou, und man unterscheidet zwei Arten Götter, die allgemein und jederzeit anerkannten und die deificirten Vornehmen. Von den ersten, den sogenannten Kalou vu (ursprüngliche Götter), ist bei weitem der höchste[12]) der Gott Ndengei, der Schöpfer und Erhalter aller Dinge, der im Berge Kauvandra in Vitilevu in einer Höhle lebt und die Form einer Schlange besitzt, deren Umdrehen das Erdbeben hervorbringt, (in Lakemba heisst seine Frau daher Mavuike oder Erdbeben); aber Verehrung erhält er nur in sehr beschränktem Maasse, er kümmert sich auch um die Welt nur durch die Vermittelung seiner Söhne, die ihm das Vorgefallene berichten und den Verkehr zwischen ihm und den übrigen Göttern leiten. Diese zerfallen wieder nach den Berichten der Missionare[13]) in 4 Klassen, die allgemeinen, nationalen, Districts- und Familiengötter, denen als eine fünfte die Götter der Unterwelt zugerechnet werden müssen. Zu den allgemeinen Göttern gehören Ndengeis Söhne, die in verschiedenen Inseln andere Namen führen, (in Lakemba Tokairambe und Tuilakemba randinandina, in Vitilevu Uto, Rokomautu, Nanggai), nächstdem vor allem Ndanϑina (Lichtgott), der mehr Verehrung empfängt als Ndengei und besonders als der Gott der Seefahrer gilt, und Ratumaimbulu, der den Feldern Gedeihen und Fruchtbarkeit verleiht und alle Jahre einen Monat auf der Erde lebt, während welcher Zeit kein Geschäft vorgenommen werden darf, selbst kein Kriegszug. Nationale Götter sind solche, die in einer oder mehreren Volksabtheilungen Anerkennung finden und in verschiedenen Inseln gewöhnlich besondere Namen führen; Waterhouse giebt ihrer nur drei an, Θangawalu (der 8 Spannen hohe), ein mächtiger, besonders in Mbau verehrter Kriegsgott, Mbetaninggori, der Sohn Ratumaimbulus, der ebenfalls einen Monat des Jahres lang auf Erden lebt, in dem nichts vorgenommen werden darf, und Ndakuwangga (ausserhalb des Boots), ein Seegott, der in der Form eines Haifisches erscheint. Die Districts- und Familiengötter stehen einzelnen Districten und Familien vor, die sie als ihre Schutzgötter ganz besonders verehren; sie sind sehr zahlreich, und man kann in den Missionsberichten ihre Namen und Schilderungen nach-

lesen, (Waterhouse zählt allein 34 Districtsgötter auf), es lässt sich jedoch nicht entscheiden, ob nicht manche identisch und nur in verschiedenen Districten anders benannt, manche auch aus deificirten Menschen hervorgegangen sind. Jede Familie hat hiernach ihre bestimmte Gottheit; es berechtigt das zu der Behauptung, dass der religiöse Sinn in diesem Volke stark ist. Nach einer Angabe soll man die beiden ersten Götterklassen als Söhne, die dritte als Enkel, die letzte als entfernte Verwandte Ndengeis betrachtet haben, was allerdings vollkommen der Gliederung der Stände entsprechen würde. Von Göttern der Unterwelt werden besonders zwei erwähnt, Ravuyalo (oder Ratumbatindua, in Lakemba Samuialo), der den Eingang in den Hades bewacht, und Loϑia, der eigentliche Beherrscher desselben.

Zu diesen Gottheiten kommen dann noch die überaus zahlreichen Kalou yalo (Seelengötter), die nach dem Tode zu Göttern erhobenen Vornehmen, die schon oft während des Lebens sich als Götter betrachten, gestorben die göttliche Verehrung empfangen. Auch sie zerfallen in mehrere Klassen, die dem Range entsprechen, den sie während des Lebens einnahmen. Selbst ihre gleich nach der Geburt gestorbenen Kinder werden Götter und heissen als solche Kaϑisinga; sie haben keine Tempel und Priester wie die übrigen Kalou yalo, sollen aber unsichtbar unter lautem Rufen die Zukunft verkünden.

Bilder der Götter haben die Vitier nicht; dagegen besteht der Glaube, dass sie zu Zeiten gewisse Thiere und Pflanzen zum Wohnsitz wählen, die alsdann von den Verehrern des Gottes nicht zur Nahrung gebraucht werden dürfen. Ebenso giebt es gewisse Lokalitäten, selbst einzelne Steine, die als zeitweilige Aufenthaltsorte von Göttern betrachtet wurden. Tempel (mbure) sind sehr häufig und durch ihren Bau kenntlich; wenn sie auch im Ganzen den Wohnhäusern gleichen, so unterscheiden sie sich doch wieder von diesen, sie stehen auf bis 20 Fuss hohen Hügeln von Steinen und Erde, die auf einer Art Treppe erstiegen werden, sind viel kleiner als die Wohnhäuser, haben oben ein auffallend hohes Dach und sind sehr geschmückt, die Pfosten und Balken mit Kokosbast umflochten, der weit vorspringende Dachbalken mit Muscheln besetzt. Das Innere enthält den Göttern geweihte Gegenstände; Opfer werden darin gebracht, allein die Asche nur einmal im Jahre daraus entfernt, womit ein Fest verbunden ist. Sie dienen dabei auch zu Versamm-

lungen und den Häuptlingen, manchmal darin zu schlafen; die Bestimmung, welche sonst die Tempel der Melanesier haben, den Fremden Unterkunft zu gewähren, erfüllen sie hier nicht, es giebt dazu besondere Gebäude, die aber auch Tempel heissen (Mbure ni sa, Tempel der Fremden).

Jedes Dorf hat seinen Priester (mbete), der einem Tempel vorsteht und durch eine Art langzahnigen Kamms und ein Stirnband von rothen Federn kenntlich ist; es giebt auch Priesterinnen, aber wenige. Ihr Amt ist gewöhnlich erblich, sie bilden eine Art Kaste, in die jedoch auch andere eintreten können, wenn sie es verstehen, die Götter zu befragen. Ihre Stellung hängt von dem Range des Gottes ab, den sie verehren; aber eine Hierarchie ist unbekannt. Ihr Einfluss ist, zumal wenn sie mit den Häuptling im Einverständniss stehen, bedeutend. Sie haben alle gottesdienstlichen Handlungen zu besorgen; ihre Hauptmacht liegt jedoch in der Inspiration, welche die Folge davon ist, dass die Gottheit in sie eintritt, deren Beschlüsse dann der Priester seinen in tiefster Ehrfurcht umherstehenden Verehrern verkündet, am Ende der Inspiration trinkt er Kawa.

Die gottesdienstlichen Gebräuche sind ohne Rücksicht auf den Rang der Götter bei allen dieselben. Bei jeder einigermaassen wichtigen Veranlassung ruft man sie an, manchmal mit Gesang. Man bringt ihnen im Tempel Opfer, theils um ihnen zu danken (mandrali), theils um bei Vergehungen gegen sie ihre Verzeihung zu erwirken (soro) oder ihre Hilfe zu gewinnen; diese Opfer bestehen gewöhnlich aus Lebensmitteln, von denen ein Theil dem Gotte bleibt, das Uebrige von den Opfernden verzehrt wird, auch aus Waffen, Geräthen, Walfischzähnen u. s. w. Menschenopfer sind häufig; alle zum Frass Bestimmten wurden früher wenigstens vorher den Göttern geopfert, und daher sind gewisse Handlungen bei Vornehmen stets von Menschenopfern begleitet gewesen [14]). Besondere Gebete begleiten die Opfer und jede Anrufung eines Gottes, auch jedes Kawafest. Regelmässig wiederkehrende Feste giebt es auch, das Sevu bei der Opferung der Erstlingsfrüchte der Yamserndte und das Tandravu, das am Ende des Jahres gefeiert wird. Augurien und Orakel zur Erforschung der Zukunft und des Unbekannten kennen sie von verschiedener Art; Zauberei wird von Menschen geübt, die von den Priestern unterschieden werden und Krankheiten und Todesfälle hervorbringen, auch zur Entdeckung von unbekannten Uebelthätern dienen. Das Tapu (hier tambu) kennen die Vitier

wohl und sehen es ganz wie die Polynesier an, von denen sie es doch nicht entlehnt haben können. Es liegt allem Göttlichen und den Häuptlingen von selbst bei; nur die letzten können es auf andere Gegenstände auflegen, und die Priester bezeichnen es dann auf verschiedene Weise, am häufigsten durch einen Stein oder eine Nuss, auch bei der Aufhebung des Tapu sind gewisse Ceremonien nothwendig. Wer damit belegt ist, darf keine Speise berühren und wird so lange gefüttert; eine Verletzung des Tapu bestraft man durch Plünderung, manchmal mit dem Tode.

Die Vitier kennen eine Unterwelt, die sie Mbulu nennen [15]). Als Zugang zu demselben, das im Westen liegt, gilt nach der allgemeinsten Annahme das Cap Naiϑomboϑombo [16]) in Vanualevu; die uns öfter geschilderte Art, wie die Todten dahin gelangen [17]), ist durch die Phantasie des Volks in hohem Grade ausgeschmückt, allein über den Zustand der Todten darin in den Berichten nichts Klares, sie sollen dort leben wie auf der Erde, nach einigen sogar noch einmal sterben, einige auch bestraft, andere in Götter verwandelt werden. Wie sich hierin bei den Vitiern eine Phantasie zeigt, die viel lebhafter und glühender ist als bei den meisten Polynesiern, so geht dasselbe auch aus den zahlreichen Mythen hervor, von denen die Berichte der Missionare voll sind, und unter denen auch die Sage von einer grossen Sündfluth (valuvu) nicht fehlt.

Die Bestattung der Todten scheint, wenn auch Priester dabei zugegen sind, doch ohne alle religiösen Ceremonien zu erfolgen. Vornehme werden gesalbt und möglichst geschmückt bald nach dem Tode in einem seichten, mit einer Matte belegten Grabe beigesetzt mit einer Keule an der Seite, mit welcher der Todte den Gott Ravuyalo abwehren könne; auf dem Grabhügel errichtet man ein kleines tempelartiges Gebäude oder legt ein Boot darauf, bei Gemeinen, die einfacher, doch in ähnlicher Weise begraben und bekleidet und in sitzender Stellung in das Grab gelegt werden, umgiebt man ihn bloss mit Steinen. Allgemeine Sitte ist es, eine oder mehrere Frauen des Todten mit ihm zu begraben; dasselbe geschieht auch manchmal mit weiblichen Verwandten oder ihm nahestehenden Freunden und Dienern, und in den meisten Fällen bieten sich diese Opfer selbst an und erblicken darin etwas Ehrenvolles. Ihre Leichen werden in das Grab gelegt, theils unter, theils neben den Todten. Zeichen der Trauer sind Brandmahle auf der Haut, das Abschneiden von Fingergliedern oder Zehen,

wahrscheinlich als Ersatz für die ausbleibende Aufopferung des Darbringenden anzusehen, Scheeren von Kopf und Bart, excessive ceremonielle Trauerklagen, dann (in Vanualevu) Plünderung des Eigenthums des Verstorbenen. Endlich begräbt man ganz in derselben Art auch solche, die alt und schwach geworden sind oder auch an langwierigen Krankheiten leiden, lebendig auf ihr eigenes Ansuchen und legt auch ihnen die erwürgten Frauen in das Grab.

Die politischen Verhältnisse der Vitier haben neben manchem, was sie mit den Polynesiern gemein haben, auch vieles Eigenthümliche. Das Volk zerfällt in verschiedene Klassen, über die jedoch die Berichte nicht klar genug sind. Man unterscheidet Könige und Häuptlinge von niederem Range, dann die Mata ni vanua (die Matabule der Tonganer, die gewöhnlich bloss als Diener der Häuptlinge aufgefasst werden, nach Wilkes aber auch Grundeigenthümer sind, dann eine besondere Klasse von Kriegern, die ebenfalls eine bevorrechtete Stellung einnehmen. Diesen gegenüber steht das niedere Volk (Kaisi), das wiederum in zwei Abtheilungen zerfällt, die Freien, die des Grundeigenthums zu entbehren scheinen, und aus Arbeitern, wahrscheinlich auch aus Pächtern der Grundeigenthümer bestehen, und die Sclaven, die durch den Krieg in diese Lage versetzt sind. Alle Häuptlinge bezeichnet man mit den polynesichen Worten Tui oder Turanga, gewöhnlich mit Beifügung des ihnen untergebenen Districtes. Die eigentlichen Könige (Tui oder Turanga lèvu) sind die Angesehensten des Volkes; es lässt sich jedoch mit Sicherheit nicht entscheiden, ob sie diese Stellung der Macht, die sie erworben, oder, was wahrscheinlicher ist, ihrer Geburt und der Abstammung aus gewissen angesehenen Familien verdanken. Ihr Einfluss ist unbeschränkt, sie behandeln das Volk mit tyrannischer und despotischer Willkür; die ihnen im vollsten Maasse einwohnende Kraft des Tapu dient dazu, dies Verhältniss zu erhalten und ihre Herrschaft zu kräftigen, ihre Personen sind heilig, sie gelten nicht selten selbst als Götter und sehen sich als solche an. Sie haben mancherlei Vorrechte im Tragen besonderer Kleidungsstücke und Zierrathe, auch eines besonderen Stabes (Matana ki langi), keiner darf sich ihnen stehend nahen, man ehrt sie ferner durch das Tama, eine Art des Ausrufes, den das Volk erschallen lässt, wenn es sich der Person oder dem Wohnsitz des Königs nähert. Sie beziehen von allen Unterthanen Tribute (solevu) an Lebensmitteln und Producten der Industrie, die unter bestimmten Feierlichkeiten übergeben

werden, und erhalten nach ihrem Belieben Dienste von ihnen. Die Würde ist erblich, geht aber zunächst auf den Bruder, und, wenn dieser fehlt, auf den ältesten Sohn oder den des Bruders über, ausser wenn der höhere Rang einer Frau Abweichungen davon zur Folge hat; der Nachfolger erhält jedoch die Rechte und Stellung eines Königs erst nach einer förmlichen Ernennung durch die ihm untergebenen Häuptlinge bei Gelegenheit des ersten Kawafestes einige Tage nach dem Tode seines Vorgängers, welcher dann nach einigen Monaten eine Art Krönung folgt, bei der der Priester dem neuen Könige ein auseinander geschlagenes Kopftuch (sala) um den Oberarm bindet [18]). Die niederen Häuptlinge stehen unter der Oberhoheit des Königes den einzelnen Districten vor; die Mata ni vanua sind zugleich Beamte der Könige und Häuptlinge, die den Verkehr derselben mit dem Volke vermitteln und die ihnen aufgetragenen Botschaften mit Hülfe von Stöcken und Rohren von ungleicher Länge überbringen, durch die sie sich an die einzelnen Befehle erinnern. Auch die Krieger sind noch eine Art von Häuptlingen von untergeordneter Stellung; denn in den Kriegen sind nicht bloss sie, auch die Gemeinen thätig. Wie sehr es übrigens in dieser ganzen Ordnung auf Abstammung und Familienzusammenhang ankommt, zeigt am besten die den Vitiern mit den Tonganern und Samoanern gemeinsame Einrichtung der Vasu (Neffen), eigentlich der Vasu levu, welche die Söhne eines Königes von einer Frau sind, die einem Häuptlingsgeschlechte angehört und, wenn die Mutter aus demselben Staate wie der Vater stammt, Vasu taukei genannt werden. Diese Vasu haben das auffallende Vorrecht, sich alles aneignen zu dürfen, was sie in dem Lande, dem die Mutter von Geburt angehört, zu besitzen wünschen, mit Ausnahme der Frauen und des Eigenthums des Königes; sie werden dem entsprechend bei Besuchen in der Heimath der Mutter mit den äussersten Ehrenbeweisen empfangen.

Die Inseln des Archipels zerfallen in eine grosse Zahl von Districten, deren Gebiete gewöhnlich nur unbedeutend sind, wenn man erwägt, dass auf einer Insel wie Ovalau, die kaum 2 Q.-M. Inhalt und höchstens 3000 Einwohner hat, deren fünf existiren. Ohne Zweifel muss jeder derselben als ein eigener Staat betrachtet werden; ob es früher grössere Staaten gegeben hat, aus deren Zerfall die spätere Ordnung hervorgegangen ist, lässt sich nicht entscheiden, so wahrscheinlich es auch ist, um das Bestehen gewisser

bevorrechteter Königsgeschlechter zu erklären. Unter den bestehenden Umständen ist es begreiflich, dass in den dadurch bedingten nneren Kriegen manche dieser Staaten durch die stärkere Bevölkerung und die Energie und geistige Kraft ihrer Leiter andere unterworfen und von sich abhängig gemacht haben; daher sind unter ihnen einige Staaten besonders mächtig und nehmen die Herrschaft über die schwächeren in Anspruch, ihre Zahl ist nicht bestimmt und nicht immer dieselbe geblieben, Wilkes rechnete zu seiner Zeit (1840) deren 7 (Mbau, Verata, Reva, Naitasiri, Mbua, Maϑuata und Somosomo), allein es gab ihrer damals wohl mehr. Mit der Zeit hat jedoch das Königshaus der kleinen Insel Mbau, das aus Kamba in Vitilevu stammt, und dessen Fürsten den Ehrentitel Vu ni valu (Wurzel des Krieges) führen, alle übrigen Staaten in grössere oder geringere Abhängigkeit gebracht und sich die Oberherrschaft über fast den ganzen Archipel erworben. Die Art dieser Abhängigkeit ist eine verschiedene und wird von den Vitiern durch die Worte Mbati und Nggali bezeichnet. Die ersten Staaten sind solche, die mit dem Hauptstaat in einer Art Conföderationsverhältniss, doch mit ungleichen Rechten stehen, sie haben in Kriegen Truppen zu stellen, sind aber frei von Tribut und bringen nur von Zeit zu Zeit Ehrengeschenke; die Nggali sind dagegen direct unterworfene und zu regelmässigen Tributen verpflichtete Staaten, deren Bevölkerung in Abhängigkeit und unter strengem Druck lebt.

Ueber die Einrichtung dieser Staaten ist wenig zu sagen. Alles kommt auf den Willen des Regierenden oder vielmehr auf seine Energie an, und ob er im Stande ist, durch persönlichen Einfluss seinen Willen zur Geltung zu bringen und sich Gehorsam zu verschaffen. Von Formen der Verfassung und Verwaltung weiss man nichts; wenn auch zu Zeiten der Wille des Herrschers durch den Einfluss der unter ihm stehenden Häuptlinge beschränkt und bestimmt werden mag, so sind das immer nur persönliche Verhältnisse. Wer sich irgendwie vergangen hat, kann unter Umständen die Strafe dafür wie den Göttern gegenüber durch eine Busse (soro) an den König abwenden, ein Geschenk, das bei Weigerung der Annahme vermehrt wird; diese Soro sind der Grösse des Vergehens entsprechend von verschiedener Art [19]). Auch eine Art gerichtlicher Verhandlung findet Statt, indem die Beleidigten unter dem Vorsitz eines Häuptlings oder bei hohem Range des Angeklagten des Königs das Urtheil sprechen; dies geschieht bei Diebstahl, Mordbrennerei, Ehebruch,

Verletzung des Tapu u. s. w., die Strafen bestehen in Bussen, Beraubung des Eigenthums, Verlust von Gliedern des Körpers, Hinrichtung, sind aber nicht constant, sondern von dem Range des Angeklagten abhängig.

Unter solchen Verhältnissen müssen, abgesehen von der Kriegslust des Volks, Kriege in Viti überaus häufig sein; Weigerung der Tributzahlung, Flucht oder Entführung von Frauen, Verletzung des Tapu, der Wunsch, Beleidigungen oder Mordthaten zu rächen u. s. w., geben hinreichende Veranlassungen dazu. Der Krieg wird vorher erklärt, dann folgen Opfer an die Götter, die man um ihren Beistand bittet, und Orakelbefragung über den Ausgang; die Krieger werden berufen und eine grosse, feierliche Revue (tangga) gehalten. Die Kämpfe bestehen nicht aus offenen Schlachten, vielmehr aus Ueberfällen und Hinterhalten; Verrath und List gilt mehr als Tapferkeit. Bei einem glücklichen Erfolge zeigt sich die Wildheit und Grausamkeit des Volks in grellster Weise; die Kriegsgefangenen werden oft erst nach grässlichen Martern erschlagen und zum Frass bereitet, die, welche verschont werden, in die Sclaverei geführt, ein Loos, das hauptsächlich die Frauen trifft. Bei Friedensanträgen werden Boten mit Geschenken an die Feinde gesandt. Ist der Krieg beendet, so folgt ein besonderes Fest Ngininginі, bei dem diejenigen, welche sich durch Muth ausgezeichnet, namentlich Feinde mit der Keule erschlagen haben, unter grossen Ceremonien im Tempel feierlich geweiht und mit einem neuen Namen belegt werden [20]. Die Waffen der Vitier bestehen aus langen Speeren mit einer bis vier Spitzen, manchmal mit Widerhaken oder mit Rochenstacheln gespitzt, Keulen (ndromu, ndui, totokea), die beliebteste aller Waffen, die der Mann jederzeit bei sich führt, von hartem Holz und von verschiedener Form, zum Schlagen wie zum Werfen, Bogen (aus Holz, auch aus dem Rückgrat von Fischen), und Pfeile von Rohr, Schleudern. Jetzt sind sie aber alle mehr oder weniger durch die Flinten und eisernen Beile der Europäer verdrängt, die jetzt hauptsächlich die Bewaffnung bilden; hier und da haben sie auch einige Kanonen. Schutzwaffen kennen sie nicht; die Dörfer sind oft stark befestigt, theils an von Natur geschützten, schwer zugänglichen Punkten angelegt, theils auch von Gräben, Palissaden und Wällen eingeschlossen und durch in den Boden gesteckte, spitzige Holzstücke gedeckt.

Die Vitier leben in Polygamie. Die Zahl der Frauen hängt

von der Stellung und dem Reichthum des Mannes ab, es giebt Beispiele, dass Häuptlinge gegen 100 Frauen hatten; allein nur die von der vornehmsten Herkunft ist die Hauptfrau, die übrigen wenig mehr als ihre Dienerinnen, viele sind auch wirklich nur Sclavinnen. Die Mädchen werden nicht selten schon in früher Jugend verlobt und bis zur Heirath von den Aeltern sorgfältig bewacht, auch als Frauen insofern bereits angesehen, als sie sogar beim Tode ihres Verlobten erwürgt werden können. Von der Zuchtlosigkeit, die bei den Polynesiern so sehr hervortritt, sind die unverheiratheten Frauen im Ganzen frei, wo nicht der Einfluss europäischer Seeleute übel gewirkt hat. Die Werbung wie die Verheirathung sind mit einer Reihe von Festlichkeiten verbunden, deren Sinn uns nicht immer klar ist; eine religiöse Form der Eheschliessung fehlt, auch sind die übrigens von beiden Theilen gegebenen Geschenke nicht als ein Kaufpreis für die Frau zu betrachten. In der Ehe gelten die Frauen für treu und ihren Männern ergeben, freilich auch jeder Art von Grausamkeit und Härte von ihrer Seite ausgesetzt; ihre Lage ist traurig, sie haben für die ganze Wirthschaft zu sorgen, Zeug und Matten zu verfertigen, Theil am Fischfang zu nehmen und sind bei Reisen wahre Lastthiere, während die Männer Boot-, Haus- und Landbau, vorzugsweise aber der Krieg beschäftigt. Bei der Geburt eines Kindes bestehen wie bei der Hochzeit eine Reihe von Ceremonien und Festlichkeiten; zwei oder drei Tage nach der Geburt pflegt das Kind einen Namen zu erhalten, den es später auch wohl mit einem andern vertauscht, auch ist es Sitte, wie Häuptlinge nach dem Namen ihres Hauses, so Aeltern nach denen der Kinder zu benennen. Abortion wird nicht selten geübt, Kindermord ist sehr häufig und soll hauptsächlich aus Bequemlichkeit und um sich an dem Vater zu rächen, von der Mutter, welcher der Mord obliegt, verübt werden; aber es fallen viel mehr Mädchen als Knaben zum Opfer, uneheliche Kinder werden fast stets getödtet. Die Erziehung der Kinder ist in hohem Grade lax, Tadel und Strafen unbekannt, und namentlich den Söhnen der Häuptlinge ist alles, sogar der Mord gestattet; der Unterricht besteht darin, dass sie den Aeltern bei der Arbeit helfen.

Was ihre Kenntnisse betrifft, so besitzen sie deren vorzugsweise in der Medicin und stehen deshalb in Tonga und Samoa in hoher Achtung. Ihre Aerzte (vunivai) und Hebammen (mbuiningone) sind auch wirklich geschickt, und sie verstehen nicht bloss Wunden zu

heilen, auch Blutentziehung und Anwendung der Säfte von Pflanzen, deren officinelle Kräfte sie wohl kennen. Sie haben auch eine Art Chronologie und theilen das Jahr in 12 Monate[21]), deren Namen in den einzelnen Inseln verschieden sind, und die Mondmonate sein sollen und gewöhnlich nach Erscheinungen des Landbaues und der Vegetation benannt werden. Sternbilder zu benennen, ist nicht Sitte. Gesang und Tanz lieben sie ausserordentlich. Sie haben Lieder (meke) verschiedenen Inhalts, die gewöhnlich im Chor unter stetem Zusammenschlagen der Hände im Takt und mit Bewegungen des Körpers vorgetragen werden. Diese mündlich überlieferten Lieder lyrischer und epischer Art (Hymnen, Tanzlieder, Kriegslieder [ϑimbi], Romanzen u. s. w.) werden von besonderen Dichtern gemacht, die sich zu Zeiten dadurch hohes Ansehen gewonnen haben; nicht selten werden sie auch extemporirt. Das Auffallendste dabei und zugleich ein Beweis, dass sie die Poesie mehr pflegen als die Polynesier, ist, dass diese Lieder ein bestimmtes Metrum (drei Daktylen und einen Trochäus, von denen die ersten durch Spondäen und vier kurze Sylben ersetzt werden können), und zugleich eine Art Alliteration haben (dadurch, dass die Vokale der zwei letzten Sylben dieselben sein müssen)[22]). Nicht weniger beliebt sind die stets von Gesang und Musik begleiteten Tänze, die auch verschiedener Art sind, (es giebt natürlich auch Kriegstänze), gewöhnlich von zwei gegenüberstehenden Chören von möglichst geschmückten Menschen vorgetragen werden und mit einem lauten Schrei und allgemeinem Händeklatschen zu enden pflegen. In den Dörfern sind besondere Tanzplätze, auf denen sie diese Tänze besonders des Nachts aufführen. Die musikalischen Instrumente sind eine Trommel (lali), die aus einem mit einer Haut überzogenen, hohlen Stamme besteht, der mit kurzen Stöcken geschlagen wird, am häufigsten aber zur Berufung des Volkes zu dienen scheint, ein Bambusstock, den sie im Takt auf den Boden stossen, und der den Tanz zu begleiten pflegt, Muscheln, die besonders in Kriegen und von Seefahrern gebraucht werden, eine mit der Nase geblasene Flöte von Bambus und eine Art Panflöte.

Die Lebensweise der Vitier ist einfach und regelmässig. Sie stehen früh auf, die Männer gehen dann in den Mbure, Kawa zu trinken; bis die Hitze zu gross wird, arbeiten sie in den Feldern, nehmen die erste Mahlzeit ein und setzen gegen Abend die Arbeit bis zur Hauptmahlzeit fort, nach der sie sich zu Tänzen schmücken.

Im Verkehr unter einander sind sie sehr ceremoniös und halten streng auf die Beobachtung der hergebrachten Sitten. Feste lieben sie sehr und feiern sie bei jeder Gelegenheit. Ein sehr gewöhnliches Zeichen der Zustimmung und Bekräftigung ist allgemeines Händeklatschen aller Anwesenden, dies geschieht bei jeder Gelegenheit, besonders bei dem Empfange der Vornehmen. Sie sitzen auf dem Boden mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen und tragen Kinder auf dem Rücken lang herabhängend. Die Begrüssung durch Berühren der Nasen ist verbreitet, aber das Vertauschen der Namen nicht Sitte. Grüne Zweige und Erscheinen von Frauen und Kindern sind Zeichen der friedlichen Gesinnung. Geehrte und angesehene Gäste empfängt man feierlich mit Ueberreichung eines Kaschelotzahns und einer Rolle Zeug. Allgemein verbreitet ist die Ansicht, dass Schiffbrüchige denen gehören, in deren Gebiet sie stranden; sie werden getödtet, gefressen, ihr Eigenthum vertheilt. Spiele giebt es sehr verschiedene; in den Dörfern sind besondere Spielplätze dafür bestimmt. Ueberaus beliebt ist das Werfen mit Rohrstäben nach einem Ziele (tingga oder ulutoa); dann giebt es Schaukeln, Wettfahrten in Booten, Wettlaufen, Scheinkämpfe, ein Spiel Vei tenggi vutu, das im Werfen der Frucht des Vutu (Barringtonia speciosa) besteht u. s. w.[23]).

Für den **Handel** zeigen die Vitier ebenso viel Geschick als Vorliebe. Sie treiben unter sich lebhaften Verkehr, indem die Bewohner der einzelnen Inseln Lebensmittel und besonders Producte der Industrie unter einander austauschen; Graeffe staunte über die Menge der europäischen Geräthe, die er in dem von der Verbindung mit den Europäern ganz abgeschlossenen Innern von Vitilevu sah. Von nicht geringerer Bedeutung ist jederzeit der Verkehr mit Tonga gewesen, wohin sie thönerne Geschirre, Sandelholz, rothe Papageienfedern, Boote, Segelmatten u. s. w. ausführen und dafür besonders Kaschelotzähne, Rochenstacheln, Muscheln u. dergl. beziehen. Daher ist es nicht auffallend, dass sie auch mit den Europäern in eine so innige Handelsverbindung getreten sind; es werden ihnen von diesen jetzt vor Allem eiserne Geräthe, Zeuge, Waffen, Glasperlen, Flaschen, Tabak u. s. w. zugeführt, zum Ersatz dafür liefern sie Sandelholz (wenigstens früher), Schildpatt (nicht mehr so viel als sonst), Tripang, den die europäischen Händler durch die Eingeborenen sammeln und trocknen lassen, jetzt besonders Kokosöl (1868 schon 500 Tonnen), Pfeilwurzel, Kokosfaserstricke, in beschränktem Maasse Orangen und

Baumwolle. Geld ist noch wenig verbreitet; allein sie besitzen in den Kaschelotzähnen, welche jetzt hauptsächlich von den Walfischfängern eingeführt werden, ein das Geld ersetzendes Medium, und diese Zähne (tambua) sind erstaunlich geschätzt und dienen bei jeder Verhandlung als ein durchaus nothwendiges Mittel, die Gunst Anderer zu gewinnen.

Ueber die Sprache der Vitier kann nach den Untersuchungen von Gabelentz kein Zweifel mehr sein. Dass sie nicht rein polynesisch sei, erkannte man schon früh; Hale wies nach, dass fast vier Fünftel der Wörter einer nichtpolynesischen Sprache angehörten, allein seine Behauptung, dass sie in grammatischer Hinsicht mit den polynesischen Sprachen übereinstimme, ist unrichtig, denn nach Gabelentz zeigt sie darin gerade die hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten der melanesischen Sprachen, wenn es gleich nicht geläugnet werden kann, dass sie durch den Einfluss des Polynesischen, besonders des Tongischen, vielfach umgestaltet und modificirt ist. Im ganzen Archipel herrscht nur eine Sprache, aber in vielen Dialekten, die bei Uebereinstimmung in der Grammatik in den Wörtern zum Theil erstaunlich abweichen. Solcher Dialekte zählen die Missionare wenigstens 15, von denen die wichtigsten die von Mbau, Reva, Somosomo und Lakemba sind; der erste ist die Grundlage der jetzigen Schriftsprache geworden, der von Lakemba hat aus dem Tongischen vieles (so z. B. den Laut des [englischen] j) in sich aufgenommen, dem von Somosomo soll das k, wie dem von Rakiraki das t fehlen [24]). Auch giebt es eine ceremonielle Sprache, die man im Verkehr mit Häuptlingen sprechen muss.

Lange vorher, ehe die Vitier mit den Europäern in Verbindung traten, haben sie in engen Beziehungen zu den Tonganern, den nächsten ihrer polynesischen Nachbarn, gestanden. Beide Völker kannten die Vorzüge, die ihnen eigen waren, willig an; die Vitier waren in Tonga besonders als Krieger hoch geschätzt, die Tonganer in Viti nicht weniger hoch geachtet wegen ihrer höheren Bildung. Eine besondere Veranlassung, welche die Tonganer häufig nach Viti führte, war die Möglichkeit, hier grössere Boote zu bauen, was bei dem Mangel an Bauholz in Tonga sehr schwierig war; es scheint, als hätten die Vitier den Bau der Boote dadurch erst von ihnen gelernt, zumal da die Tonganer ihnen als Seeleute sehr überlegen waren. Daraus gingen zahlreiche Niederlassungen der Tonganer in Viti hervor; ja in neuester Zeit hat der König von Tonga,

Taufaahau, sogar Versuche gemacht, seinen Einfluss wenigstens über die östlichen Inseln des Archipels, in denen die tonganischen Niederlassungen am häufigsten waren, auszudehnen und sie seiner Herrschaft zu unterwerfen, Versuche, die durch die Thätigkeit des Königs von Mbau erfolgreich hintertrieben worden sind.

Viel wichtiger aber für die Entwickelung des Volkes sind seine Verbindungen mit den Europäern geworden. Sie begannen in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, als die Entdeckung des Sandelholzes in Viti einzelne englische und amerikanische Handelsleute bewog, trotz der Gefahren, welche die Schiffahrt in dem klippenreichen Meere und die Wildheit des Volkes brachten, die Inseln des Handels halber zu besuchen. 1808 scheiterte das Schiff Eliza an den Riffen von Nairai, und dieser Unfall führte mehrere Seeleute in den Archipel, welche den Einwohnern den Gebrauch der Flinten lehrten und es dadurch dem Könige Naulivou von Mbau, dem sie sich anschlossen, möglich machten, den Staat Verata im östlichen Vitilevu, der damals das politische Uebergewicht im Archipel besass, zu unterdrücken und Mbau an seine Stelle zu setzen; sein Bruder Tanoa, der ihm 1829 in der Regierung folgte, hat dann die von ihm gegründete Herrschaft noch weiter ausgedehnt, bis sie nach dessen Tode 1852 durch seinen Sohn Seru, der unter dem Namen Θakombau [25]) bekannter geworden ist, den höchsten Gipfel erreicht und sich fast über den ganzen Archipel ausgedehnt hat. Jene ersten europäischen Seeleute, denen sich bald andere Menschen ähnlichen Schlages, desertirte Matrosen und aus Sydney entflohene deportirte Verbrecher, anschlossen, verbreiteten sich über alle Inseln, liessen sich aber vorzugsweise am Hafen Levuka in Ovalau nieder und gründeten hier die Niederlassung, aus der jetzt die englische Colonie daselbst erwachsen ist; sie leben besonders vom Kleinhandel, den sie, begünstigt durch ihre Bekanntschaft mit dem Volke und ihre Familienverbindungen, in ihren eigenen Booten betreiben.

Ihnen folgten später christliche Geistliche, die sich die Bekehrung der Vitier zum Christenthum zum Ziel setzten. Sobald die wesleyanischen Missionare die Begründung des Christenthums in Tonga durchgeführt hatten, dachten sie sogleich an die Bekehrung der Vitier und liessen sich deshalb 1835 zuerst in Lakemba nieder. Sie erkannten jedoch bald, dass sie hier bei dem grossen Einflusse des Königs von Mbau nichts ausrichten würden, vielmehr danach streben müssten, bei diesem Eingang zu gewinnen; obschon in Mbau

zurückgewiesen, fanden sie doch in der naheliegenden Insel Viva Aufnahme, und dasselbe gelang ihnen in Reva und später in Mbua, während ein gleichzeitiger Missionsversuch in Somosomo an der grauenvollen Wildheit der Bewohner scheiterte. Von diesen ersten Anfängen an haben sie sich dann durch ihre Ausdauer und Energie immer weiter verbreitet und allenthalben nicht geringen Einfluss zu verschaffen verstanden, sie haben es endlich dahin gebracht, dass sie in ihren Gemeinden 1869 schon 18550 Getaufte zählten, während in den von ihnen gegründeten Stationen, deren über 40 bestehen, mehr als 100,000 Vitier ihrer Bekehrung zugänglich sind. Ihnen sind auch die katholischen Missionare gefolgt, die sich 1844 zuerst in Namuka niederliessen, später aber ihre Hauptniederlassung nach dem Dorfe Totongo nahe bei Levuka verlegten und ausserdem noch 5 Stationen gründeten, ohne dass ihr Einfluss und die Zahl ihrer Anhänger bei dem grossen Uebergewicht der wesleyanischen Missionare bedeutend geworden wäre.

Die Thätigkeit der Missionare hat auch noch die Folge gehabt, dass sich die Eingebornen allmählich mehr und mehr an die Europäer gewöhnten, und in den Küstenländern wenigstens Ruhe und Sicherheit in grösserem Maasse eintraten als früher; damit stieg die Zahl der europäischen Einwanderer und insbesondere der Kaufleute, die den zunehmenden Verkehr des Archipels in ihre Hände brachten. Die englische und die amerikanische Regierung setzten Consuln ein, die bald nicht geringen Einfluss gewannen. Aber unangenehme Verwicklungen blieben nicht aus. Ein amerikanischer Schiffscapitain zwang 1855 den König Θakombau durch Drohungen, eine Forderung, welche ein amerikanischer Kaufmann, wie der König, (und es scheint mit Recht), behauptete, ungerechter Weise gegen ihn geltend machte, anzuerkennen und eine Schuld von 45000 Dollars, die später bis auf 80000 hinaufgeschraubt ist, über sich zu nehmen; auf den Rath des englischen Consuls Pritchard bot er daher 1858 der Regierung desselben für die Zahlung der Summe die Oberhoheit über den Archipel und eine Abtretung von 100000 Acres Landes an. Die Regierung sandte zur Untersuchung der Sache den Obristen Smythe, den der Botaniker Seemann begleitet hat, her und lehnte in Folge seines Berichtes den Antrag ab. Diese Ereignisse lockten aber die Blicke besonders der Australier mehr als je auf den Archipel; in Melbourne bildete sich 1868 eine eigene Gesellschaft, die polynesische Compagnie, welche die

Schuld des Königs zu übernehmen sich erbot und dafür ausser anderen Vorrechten die Abtretung von 200000 Acres forderte, und wenn sich das auch zerschlug, so bewog es doch nicht wenige Australier, nach Viti auszuwandern und dort theils Viehzucht zu treiben, theils Pflanzungen, besonders von Baumwolle und Kaffee, anzulegen, zu denen sie, da die Eingeborenen als Arbeiter zu dienen sich weigerten, eingeführte Melanesier brauchten. Dadurch ist die Zahl der Europäer (1871) schon bis über 2000 gestiegen. Es konnte nicht ausbleiben, dass sich zwischen diesen einflussreichen Colonisten und den Ureinwohnern Verhältnisse entwickelten, die wenig Gutes versprachen. Θakombau, der unterdessen den ganzen Archipel unter seine Herrschaft gebracht und zugleich, da er die Stärke des Einflusses, den die Missionare ausübten, begreifen gelernt hatte, selbst Protestant geworden war, kam, um die europäischen Colonisten zügeln zu können, wahrscheinlich auf den Rath der Missionare, auf den Gedanken, 1871 eine constitutionelle Verfassung mit Ministern und Parlamenten nach europäischem Zuschnitt einzuführen, eine jener abgeschmackten Nachäffereien europäischer Zustände, wie sie in den polynesischen Inseln mehrmals versucht worden sind. So lange die Interessen der Regierung und der Colonisten zusammentrafen, ging alles ganz gut; sobald sie sich trennten, namentlich sobald Steuern von den Weissen gefordert wurden, erfolgte offener Widerspruch von ihrer Seite und die Weigerung, die neuen Gesetze anzuerkennen, und in kurzer Zeit stieg die Verwirrung so hoch, dass Θakombau 1873 nichts Anderes übrig blieb, als sein Land jetzt der englischen Regierung aufs Neue, aber als Eigenthum anzubieten. Diese, so abgeneigt sie auch war, darauf einzugehen, fühlte jedoch die Nothwendigkeit, ihren in Viti lebenden Unterthanen gegenüber Schritte zu thun, um Schlimmerem vorzubeugen, auch wohl den Versuch zu machen, den schändlichen Menschenhandel in den melanesischen Inseln, der einzig in Viti straflos blieb, gründlich zu unterdrücken, gab aus diesen Gründen nach und erklärte 1874 Viti für eine englische Colonie mit einer der australischen ähnlichen Einrichtung.

Wie nun diese neue Ordnung der Dinge auf die Vitier wirken wird, steht dahin; man kann aber vorhersehen, schwerlich anders und wahrscheinlich nicht besser als in Neuseeland, selbst wenn die neue Regierung mehr Einsicht zeigen sollte, als sie dort gezeigt hat. An Verwicklungen wird es nicht fehlen; ob die Vitier den

Europäern einen so erbitterten Widerstand entgegensetzen werden wie die Neuseeländer, muss die Zeit lehren, jedenfalls sind sie hiermit an einem entscheidenden Wendepunkt in ihrer Entwickelung angelangt.

VIERTES KAPITEL.

Rotuma. Tukopia. Taumako.

Im W. von Viti liegen 3 kleine Inselgruppen zerstreut, die von Polynesiern bewohnt sind, Rotuma und weiterhin Tukopia und Taumako, diese beide den Königin Charlotte-Inseln so nah, dass sie sich zweckmässig mit diesen vereinigen liessen, wenn sie nicht polynesische Einwohner hätten[1]).

1. Rotuma ist zuerst 1791 von Cap. Edwards entdeckt und Grenville benannt, seitdem namentlich in den letzten 50 Jahren von sehr vielen Schiffen besucht worden, ohne dass wir eine einigermaassen genügende Schilderung dieser interessanten Inselgruppe besässen; wir müssen uns mit den Berichten Dillons, Bennetts und des Verfassers der Rovings[2]) begnügen. Die Hauptinsel Rotuma ist nur 2 bis 3 M. lang und etwas über 1 M. breit und liegt 75 M. von Viti, das Südostcap in 12° 33′ Br., 177° 14′ O. Lge. Sie ist mit Hügeln und Bergen von mässiger Höhe angefüllt, (einen der höchsten im Osttheil nannte Edwards den Tempelberg); das Gestein ist vulkanisch, (Laven, Skorien u. s. w.), allein die vulkanische Thätigkeit längst erloschen, es finden sich noch alte Krater, deren grösster bedeutend tief und auf dem Grunde mit hohen Bäumen bedeckt ist. Der Boden ist fruchtbar und ergiebig, die Küsten mit Kokospalmen bedeckt, unter denen die Dörfer der Einwohner am Strande sich hinziehen, die Berge und die romantischen Thäler theils bebaut, theils mit Wald bedeckt, das Land überhaupt von grosser Anmuth und Schönheit. Die Vegetation scheint der von Viti nahe zu stehen, die tropischen Nahrungspflanzen finden sich in Fülle; auch die Thierwelt hat nichts Eigenthümliches. Der vorherrschende Wind ist der Südostpassat, vom December bis zum April wird er von Westwinden unterbrochen, die von heftigen Stürmen begleitet sind. Die Ufer der Insel sind ganz sicher und gefahrlos, das Küstenriff, das sie umgiebt, reicht nirgends tief ins

Meer; leider fehlt ihr ein Hafen, doch giebt es zwei Ankerplätze für Schiffe. Das Westende der Insel bildet eine kleine, bergige Halbinsel, die ein schmaler, sandiger, flacher Isthmus mit dem Hauptlande verbindet; die dadurch gebildete Bai von Fau an der Nordseite (Leeharbour der Engländer) enthält den ersten Ankerplatz, der andere liegt auch an der Nordküste östlicher in der Bai von Oinafa (Northeastroad), beide sind gegen W. offen und schutzlos und nur zu brauchen, wenn der Passat weht, welcher der bessere ist, darüber sind die Ansichten verschieden[3]. Im O. endet die Insel mit der sandigen Spitze C. Noatau; ähnlich ist die südliche Spitze gebildet, hinter der ein kegelförmiger Berg isolirt aufsteigt.

Um die grosse Insel liegen noch 7 bis 8 kleinere, so Solnahu und Solkop an der südlichen, Afgaha (Duperreys Atangota) an der östlichen Seite, Hanua im O. der Bai von Oinafa. Die bedeutendsten sind die drei an der Westküste sich hinziehenden, die durch Riffe mit einander verbunden sind, und die ein sicherer Kanal von 1 M. Breite von Roturna trennt. Die grösste derselben ist die nördliche Uea (oder Wia, Highpeaked oder Emery I.), eine kleine, steil aufsteigende Insel mit einem Pik von 213 M. Höhe, die mittlere, Attan, (Outer I., nach einer auf ihr wachsenden Frucht Atta benannt), ist mässig hoch und der Riffe halber schwer zugänglich; die südliche Haðliuna (oder der hohle Stein, Split oder Cleft I.), besteht aus zwei sehr steil sich erhebenden und schwer ersteiglichen Felsen, welche ein Kanal trennt, der nur für ein Boot breit genug ist, und über dem ein herabgestürzter Block die beiden Felsen verbindet. Von diesen drei Inseln ist nur Uea bewohnt, die anderen werden nur manchmal von den Einwohnern besucht.

Die R o t u m a n e r sind ein polynesisches Volk sowohl nach ihren Sitten und Gebräuchen, als nach ihrer körperlichen Bildung. Sie sind gross, schlank und gut gebaut, besonders die Männer, haben regelmässige und einnehmende Gesichtszüge, kupferbraune Hautfarbe und langes, schwarzes Haar; ihre Krankheiten sind die gewöhnlichen des Oceans. Ihr Charakter wird überaus vortheilhaft geschildert; sie sind auffallend mild und zutraulich, an Sanftheit und Freundlichkeit fast den Karoliniern gleich, trotz der so häufigen Besuche der Europäer ist kein Beispiel von Händeln mit diesen bekannt, und ihr einziger Fehler scheint die Lust am Stehlen zu sein; dabei gelten sie mit Recht für geistvoll und geschickt, kräftig und energisch. Ihre Zahl betrug (1871) 2680. Sie leben hauptsächlich

von Vegetabilien und essen auch von den Sagopalmen die jungen Früchte und das zwischen Steinen zerriebene Mark, Fleisch meist nur bei grossen Festen, öfter dagegen Fische. Als Getränk dienen Wasser und Kokosmilch; Kawa trinken sie gern und oft, auch stets mit religiösen Ceremonien und unter Anrufung der Götter. Ihre Kleidung ist der Maro, ausserdem tragen die Frauen auch noch Matten über den Oberleib. Das Haar lassen beide Geschlechter lang herabhangen oder wickeln es in Knoten, auch färben sie es mit Kalk oder mit der Rinde des Mangrovebaumes weiss oder roth; unverheirathete Mädchen allein schneiden es ab. Von Zierrathen werden Halsbänder von Muscheln und Schildpatt, Armbänder von Muscheln, Ohrringe von Schildpatt erwähnt; eine eigenthümliche Sitte ist es, den Körper dick mit einer Salbe aus Kokosöl und Curcumapulver zu bestreichen, weshalb sie alles durch ihre Berührung roth färben, und es scheint fast, als habe das eine religiöse Bedeutung, denn der Bau des Curcuma und die Bereitung des rothen Pulvers aus den Wurzeln geschieht unter allerlei religiösen Ceremonien[4]. Sie tättowiren den Körper von Nabel bis fast zum Knie und die Arme, manchmal recht elegant; dies besorgen bestimmte Menschen mit feingezähnten Instrumenten von Schildpatt. Die Knaben werden vom fünften Jahr an beschnitten. Ihre Häuser sind viereckig, haben sehr niedrige Wände von Stein oder Kokosstämmen, tief herabgehende Dächer von Kokos- und Sagoblättern und sehr niedrige Thüren; der Boden wird sorgfältig mit Matten bedeckt.

Ihre Hauptthätigkeit ist dem in grosser Ausdehnung betriebenen Landbau gewidmet, dessen Gegenstände ausser den gewöhnlichen Nahrungspflanzen auch Kokos- und Sagopalmen sind. Fischfang treiben sie viel und kennen auch steinerne Wehre, in die sie die Fische hineintreiben, und die Betäubung der Fische. Vögel fangen sie in Netzen. Sie sind geschickte und erfahrene Seefahrer. Die kleineren Boote, die aus einzelnen, durch Zwirn an einander genähten Stücken bestehen und stets Ausleger haben, sind plump und ungeschickt; besser sind die grossen, mit einer Platform bedeckten Doppelboote, die aus einem grösseren und einem kleineren, den Ausleger vertretenden Boote zusammengesetzt, durch 6 Fuss lange Holzstücke verbunden sind und mit dreieckigen Segeln fortbewegt werden, diese dienten früher zu den weiteren Seereisen, welche den Ruhm Rotumas so weit verbreitet hatten, dass Cook den Namen der Insel in Tonga und Tahiti nennen hörte, sind aber jetzt fast

ganz ausser Gebrauch gekommen, seitdem die Rotumaner ihre Reisen auf den Schiffen der Europäer zu machen pflegen. Von Industrie kennen sie die Bereitung der Matten von verschiedener Feinheit aus Pandanus- und Fächerpalmblättern, des Zwirns und der Stricke aus Kokosfasern, des Kokosöls, das sie mit den Früchten der Uvaria parfumiren, und einer Art Seife aus der Asche der Casuarinen; zur Erleuchtung dienen ihnen Fackeln aus trocknen Kokoszweigen oder Lampen aus Kokosschalen, in denen sie Kokosöl brennen, zum Fegen Besen aus Kokosblättern, statt Sonnenschirme brauchen sie Fächerpalmblätter, statt Teller Kokosblätter, zum Trinken Kokosschalen.

Ihre religiösen Ansichten sind uns nur dürftig bekannt. Sie haben zahlreiche Götter (aitu), die in einem besonderen Lande leben sollen; unter ihnen wird auch der allgemeine Gott der Polynesier Tanaroa genannt. Sie verehren sie in Tempeln und bringen ihnen Opfer; alle Monat versammeln sich alle in den Tempeln[5]) zu gewissen grossen Festen, mit denen stets Kawatrinken verbunden ist. Es kommt vor, dass Götter in Menschen ihren Wohnsitz nehmen; nach dem Tode soll die Seele des Todten in ein Mitglied seiner Familie übergehen. Priester haben sie auch, die zugleich die Häuptlinge sein sollen. Bei einem Todesfalle wird die Leiche, roth bemalt, unter heftigen Trauerklagen der Verwandten in ein mit Steinen ausgesetztes Grab beigesetzt, diese liegen auf Begräbnissplätzen, deren jedes Dorf einen hat, und die aus 4 bis 5 Fuss hohen Wällen von Steinen bestehen, deren Inneres bis zur Höhe mit Sand ausgefüllt ist, umher pflanzen sie Casuarinen. Zeichen der Trauer sind Scheeren des Haares, Brandwunden und Abschneiden von Fingergliedern. Was von den Verfassungsverhältnissen berichtet wird, erinnert an die in Samoa bestehenden Zustände, ist jedoch so auffallend, dass man den Verdacht von Missverständnissen nicht zurückhalten kann. An der Spitze des Volkes steht ein Häuptling, der den Titel Riamkau (Rimakau) führt, und den die Europäer Kaiser zu nennen pflegen, er soll von den übrigen Häuptlingen gewählt werden und bei ihren Versammlungen den Vorsitz führen, sein Amt aber nur eine bestimmte Zeit (nach Dillon 6, nach Hale 10 Monate) dauern, worauf er, wenn er die Abdankung weigert, von den Wählern dazu gezwungen wird. Unter ihm stehen die den Districten vorgesetzten Häuptlinge (Ngangacha), die (nach einer Nachricht)[6]) ebenfalls auf ein Jahr gewählt werden sollen, die in

ihren Districten Wohnenden regieren und Tribute von ihnen erheben, von denen sie dem Riamkau einen Theil erlegen. Jeder hat einen sogenannten Sprecher zu seiner Seite, dem die Regierungsgeschäfte obzuliegen scheinen. Unter den Häuptlingen steht noch eine andere Klasse von Vornehmen, die Mamϑua, die den tongischen Matabule entsprechen; die Gemeinen heissen Θamuri. Districte giebt es nach der gewöhnlichen Angabe[7]) sechs. Wie es mit diesen Nachrichten zu vereinigen ist, dass um 1820 die Insel dem Hohepriester von Maofanga in Tonga Tribut zahlen musste, ist eben so schwer zu verstehen, als die Angabe, dass früher zwei Staaten unter Häuptlingen bestanden haben, deren beständige Kämpfe endlich so geschlichtet seien, dass dem Besiegten die Mitte, dem Sieger die beiden Enden der Insel überlassen seien[8]). Jetzt sind Kriege unter ihnen selten und nicht blutig, die Waffen Speere und Keulen aus Casuarinenholz.

Sie leben in der Polygamie; zu jeder Verheirathung gehört die Genehmigung des Districtshäuptlings. Bei der Hochzeitsfeier geben sich beide Theile Geschenke, und es wird ein grosses Fest veranstaltet, bei dem die Brautleute, roth bemalt, auf einer Matte sitzen; bei Vornehmen müssen sich einige Verwandte des Bräutigams am Kopfe arg verletzen, wofür sie Belohnungen erhalten. Die Ehen lösen sie manchmal schnell und leicht auf, den unverheiratheten Frauen ist alles erlaubt, allein auf Ehebruch steht der Tod. Ihre Lebensweise ist einfach. Feste lieben sie sehr und feiern sie bei allen Gelegenheiten. Ihre mit Gesang begleiteten Tänze bestehen in Bewegungen des Körpers, die Lieder sind einförmig, doch nicht unharmonisch, musikalische Instrumente besitzen sie nicht. Von der Medicin haben sie einige Kenntnisse, allein keine besondere Klasse von Aerzten. Ihre Chronologie besteht in einer Epoche von 6 Monaten, deren Namen sich im Laufe eines Jahres wiederholen. Handel treiben sie eifrig mit den Europäern; sie liefern den Schiffen Lebensmittel gegen Kaschelotzähne, eiserne Geräthe, Glaskorallen u. s. w. Ihre Sprache ist zwar ein polynesischer Dialekt, der von den Grundeigenthümlichkeiten der melanesischen Sprachen nichts zu besitzen scheint, aber doch von den übrigen polynesischen Sprachen sehr abweicht, (wie z. B. in dem Auftreten der Consonanten ϑ und ch), und eine Mischung mit fremdartigen Elementen zeigt, die doch nur melanesische sein können.

Ihre Verbindungen mit den umliegenden Inseln des Oceans waren in früheren Zeiten sehr ausgedehnt; man befragte, wenn Menschen zu viel schienen, die Götter und sandte nach ihrem Ausspruch auf grossen Doppelbooten Colonien aus, so sind vielleicht die rotumanischen Niederlassungen auf der Nordküste von Vanualevu entstanden. Der Verkehr mit den Europäern begann vor 50 Jahren und ist bis jetzt sehr lebhaft geblieben; die Händler und Walfischfänger nehmen hier gern Lebensmittel ein, die Eingeborenen begleiten sie als Matrosen oder Arbeiter. Auch die Missionare haben ihnen ihre Thätigkeit gewidmet. 1839 begann der bekannte Missionar Williams die Bekehrung durch Einführung von tahitischen Lehrern, denen später samoanische folgten, die aber lange Zeit wenig wirkten; dann trat die Londoner Missionsgesellschaft 1845 die Insel an die wesleyanische ab, die tonganische Lehrer hersandte, und diesen ist es endlich gelungen, einen Theil der Bewohner für das Christenthum zu gewinnen, was endlich die Anstellung eines europäischen Missionars in Noatau zur Folge gehabt hat. 1846 liessen sich auch katholische Geistliche nieder, die jedoch nichts ausrichteten; 1856 gaben sie die Mission auf, die sie 1862 wieder herstellten, anfangs unter polynesischen Lehrern, denen später europäische Missionare folgten, ihre Erfolge sind bis jetzt noch nicht erheblich gewesen. Leider bestehen zwischen den Bekennern der beiden Religionen sehr gespannte Verhältnisse, zu Zeiten selbst Krieg.

2. Die Gruppe Tukopia besteht aus drei kleinen Inseln. Die Hauptinsel Tukopia (Tikopia) ist 1606 von Quiros entdeckt, der bereits ihren Namen erfuhr, dann vom Schiffe Barwell 1798 wieder entdeckt und nach ihm benannt; die besten Nachrichten über sie verdanken wir Dillon, der hier die ersten Spuren von la Pérouse's Schiffbruch entdeckte, und d'Urville[9]). Sie liegt in 12° 18′ Br., 168° 55′ Lge. im O. von Wanikoro und ist dreieckig und von einem Durchmesser von kaum 1 und einem Umfange von 2 M. Sie wird von einem nach W. gehenden Bergzug von vulkanischem Gestein durchschnitten, der am Nordostende einen spitzen, bewaldeten Pik von 1000 M. Höhe hat, während der südliche mit diesem höheren durch eine Art Sattel verbundene Theil niedriger ist und im Südwesten mit einem steilen, cylindrischen Felsen endet. Umher ist keine Gefahr, aber die Insel hat keinen Hafen, selbst ein brauchbarer Ankerplatz fehlt; nur im Nothfall lässt sich nahe an der Westküste ankern, und in den Kanälen des schmalen

Küstenriffs sind Landungsplätze, der beste bei dem flachen Südwestcap. Die Ostküste scheint durch die Brandung und die steilen Felsufer unzugänglich; im Südtheil der Insel liegt nahe am Meere der kleine, salzige See Deroto[10]. Die Insel ist gut bewaldet; man findet die gewöhnlichen Culturpflanzen, und das Vorkommen der Antiaris Bennettii[11] zeigt die Uebereinstimmung der Flora mit der von Viti. Von Mammalien giebt es Fledermäuse und Ratten, Schweine und Hühner haben die Einwohner absichtlich vertilgt, um ihre Gärten zu schützen; sonst sind wenige Landvögel, einige Tauben und Papageien, Seevögel sind häufiger. Fische lassen sich bei der grossen Tiefe des Meeres schwer fangen; Insecten sind eben so sparsam, als Mollusken häufig. Den grösseren Theil des Jahres über herrscht der Ostpassat, vom December bis März Nordwestwinde mit heftigen Gewittern und Regengüssen.

Die beiden anderen Inseln der Gruppe heissen bei den Bewohnern Anuta und Fataka. Anuta (Anuda, das Edwards 1791 entdeckte und Cherry benannte), liegt etwa 15 M. O. von Tukopia in 11° 37′ Br., 169° 48′ Lge. und hat kaum $^1/_2$ M. Durchmesser. Sie ist nur mässig hoch und hat am Nordende einen mit Pflanzungen bedeckten Berg von 107 M. Höhe, an dessen Fuss das Dorf der Bewohner in einem schönen Thale liegt; eine Bank, die aber keine Gefahr bietet, umgiebt das Nordende, und $^1/_4$ M. von dem Südcap liegt ein niedriger, durch ein Riff mit der Insel verbundener Felsen. Fataka (bei Edwards 1791 Mitre, 11° 55′ Br., 170° 9′ Lge.) 8 M. O. von Anuta ist dieser an Grösse gleich, ein hohes, steil abfallendes Land mit zwei isolirten Bergen von 140 M. Höhe am Nordost- und Südwestende, die ein niedriger Landstrich verbindet; ein seltsamer, durchbohrter Felsen hängt durch einen sandigen Isthmus mit der Nordwestküste zusammen. Die Insel ist gut bewaldet und soll auch Trinkwasser haben, allein keine Kokospalmen, welche die Tukopianer angeblich vertilgt haben, um Ansiedlungen zu verhüten[12]. Das Meer umher ist sehr tief, es fehlt ein Ankerplatz, und die Landung ist schwierig; die unbewohnte Insel wird von den Bewohnern der beiden anderen besucht, um Seevögel zu fangen. An diese Inseln schliessen sich östlicher noch zwei Bänke, die Strathumorebank (11° 9′ Br., 170° 42′ Lge.), von Mann 1856 nach seinem Schiffe benannt, eine kleine, felsige Bank mit 4 bis 5 Faden Tiefe, und die Pandorabank (12° 11′ Br., 172° 7′ Lge.), von Edwards 1791 benannt, mit noch 11 Faden Tiefe[13].

Von diesen Inseln sind Tukopia und Anuta bewohnt, zusammen von 600 Menschen, von denen 400 auf der ersten Insel leben. Sie sind in beiden ein Volk und zwar ihrer Körperbildung und ihren Sitten nach ein polynesisches, wenn sie gleich von ihren melanesischen Nachbarn manches angenommen haben; ihre Sprache ist eine polynesische und steht der von Tonga und Samoa sehr nah. Die ersten Europäer, die sie besuchten, fanden sie anfangs scheu und ängstlich, bald aber sehr freundlich und zutraulich; sie schildern ihre Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit in den glänzendsten Farben, und wenn sie später hinterlistig und verrätherisch genannt werden, so sind das sicher Missverständnisse, wie sie z. B. auch bei den Karoliniern vorkommen[14]). Sie sind gross, schön und stark gebaut, von Farbe kupferbraun; die häufigste Krankheit ist der Aussatz. Ihre Hauptnahrung liefert das Pflanzenreich, Fische essen sie wenig, Fleisch noch seltener; die Speisen bereiten sie in den bekannten Oefen, die Hauptmahlzeit halten sie gegen Abend. Betel kauen sie allein von allen Polynesiern, sie haben es ohne Zweifel von den Melanesiern entlehnt; Kawa trinken sie auch, allein nur bei religiösen Feierlichkeiten und in Verbindung mit Opfern. Ihre Kleidung ist der Maro, dem sie manchmal lange Pandanusblätter hinzufügen; die Haare färben beide Geschlechter mit Kalk roth, die Männer tragen sie lang herabhangend, die Frauen schneiden sie ab. Sie haben Hals- und Armbänder, auch Ohrlöcher mit Schildpattringen, wie deren auch einige nach melanesischer Weise in der Nase tragen; den Körper bestreichen sie mit Curcuma, die Tättowirung ist sorgfältig und reich, besonders auch Brust und Armen, sie brauchen dazu eine in 5 Theile gespaltene Gräte. Ihre niedrigen Häuser gleichen den tonganischen, sie sind zu kleinen Dörfern verbunden, deren d'Urville in Tukopia 8 zählte. Landbau treiben sie ausgedehnt und mit Eifer und Geschick, ihre Geräthe dazu sind von Holz; Zeuge bereiten sie aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums wie der deshalb angebauten Antiaris. Fischfang treiben sie mit Netzen, Haken und Leinen, aber bei der Tiefe des Meeres umher nicht stark. Ihre Boote sind klein, aber zierlich gehaut; auch besuchen sie damit von Tukopia aus die beiden östlichen wie die Königin Charlotte-Inseln, um Handel zu treiben, bei welchen Fahrten sie sich nach den Sternen richten.

Ihre religiösen Einrichtungen sind ganz polynesischer Art, so die Verbindung zwischen einzelnen Gottheiten und besonderen vor-

nehmen Individuen, die ihnen specielle Verehrung widmen, die Achtung vor den Geistern der Gestorbenen, die Institution des Tapu, die Berücksichtigung gewisser Thierarten, (Aale, Rochen, Fledermäuse), als bestimmten Gottheiten geweiht, die Priester, die von den Häuptlingen verschieden sind, allein in enger Verbindung mit ihnen stehen und grossen Einfluss besitzen. In jedem Dorfe besteht ein sogenanntes Geisterhaus, in dem man den Göttern Opfer von Lebensmitteln bringt, auch die Kawa bereitet, die aber hier bloss der Priester trinkt; bei Epidemien wird ein kleines, geschmücktes Boot rund um die Insel getragen und dann in das Meer gesetzt. Die Todten begräbt man, neu bekleidet und roth bemalt, die Häuptlinge in ihren Häusern. Auch die politischen Institutionen sind ganz polynesischer Art. In Tukopia sind 4 Häuptlinge (Ariki), von denen der eine (Ariki tapu oder der Heilige) die höchste Würde bekleidet; die anderen drei scheinen besonderen Districten vorzustehen. Die Würde ist erblich; fehlt ein Sohn, so folgt der Bruder des Häuptlings, der auch Vormund des minorennen Erben ist. Die Vorrechte dieser Häuptlinge bestehen in der ihnen einwohnenden Kraft des Tapu und den von dem Volke erlegten Tributen; man erweiset ihnen ausserordentliche Ehrfurcht, jeder muss sich vor ihnen niederwerfen. Uebrigens sind die Tukopianer auffallend friedlich, Kriege scheint es nie zu geben, nicht einmal Waffen sind bei ihnen bemerkt worden. Sie haben mehrere Frauen und feiern die Hochzeiten mit Festen; Wittwen dürfen sich nicht wieder verheirathen, sie schliessen daher gern Ehen mit Fremden, die sich niedergelassen haben, die Frauen sind gegen die polynesische Sitte keusch und züchtig, obschon die Unverheiratheten volle Freiheit besitzen. Bei der Geburt eines Kindes macht man den Aeltern Geschenke; die Behauptung Dillons, dass sie, um die zu starke Zunahme der Bevölkerung zu hindern, die Knaben bei der Geburt tödteten und nur die Mädchen leben liessen, ist unrichtig und nur aus Beispielen des auch bei ihnen geübten Kindermordes geschlossen. Die Frauen haben schwer zu arbeiten; der Landbau liegt ihnen allein ob, die Männer bauen Häuser und Boote. Sie lieben Tänze bei Nachtzeit, zu denen sie mit einem Stück Holz den Takt schlagen, musikalische Instrumente sind unbekannt. Sie haben einige medicinische Kenntnisse und eine Art Aerzte und theilen das Jahr in Mondmonate. Sie baden sich häufig in frischem Wasser, sitzen kreuzweis auf Matten und kennen die Begrüssungsweise durch Nasen.

3. Taumako (Tamako). Diese Gruppe entdeckte Quiros 1606 und benannte sie Monterey, obschon er den Namen der Bewohner erfuhr; seine wenigen Nachrichten sind fast das Einzige, was wir von diesen bei weitem am dürftigsten von allen polynesischen Ländern bekannten Inseln wissen. Wahrscheinlich sind es dieselben Inseln, welche Wilson 1797 Duff und Simpson 1801 Dexter benannten, und die seitdem öfter von Handelsschiffen gesehen worden sind. Sie liegen in gegen 10° Br., 167° 15' Lge., ONO. von den Keppelinseln und bestehen aus 10 bis 11 Inseln, die sich von NW. nach SO. bis 5 M. weit ausdehnen und von grossen Riffen umgeben sind; doch fand Quiros einen sicheren Hafen zwischen den kleinen Inseln im O. der grösseren, und Moresby ankerte auf einem durch Korallenriffe gefährdeten Platze im W. von Disappointment[15]. Die beiden grössten Inseln liegen in der Mitte und sind jede über 1 M. lang, zwischen ihnen ist noch eine kleine Insel; im Osttheil der Gruppe sind zwei runde hohe und eine längliche flache Insel, am Nordwestende 5 bis 6 andere, die zum Theil hoch sind, besonders kenntlich ist ein obeliskenartiger Felsen. Nach Quiros heissen die grössten Taumako und Chikayana (Sikayana), Wilson benannte sie Disappointment und Treasury. Die hohen Inseln scheinen vulkanischen Ursprungs su sein, und Taumako schildert Quiros selbst als einen Vulkan; Wilson hielt sie für nicht fruchtbar, doch sind sie gut bewaldet, die Pflanzungen enthalten (nach Quiros) die Nahrungspflanzen des Oceans, auch giebt es Schweine und Hühner.

Die Einwohner, die jetzt bloss auf Disappointment leben und deren zusammen 350 sind, zeigten sich gegen Quiros anfangs scheu und vorsichtig, bald aber so zutraulich und freundlich, wie die Polynesier überall; in neuerer Zeit haben sie sich gegen die Europäer misstrauisch und argwöhnisch benommen. Sie sind entschieden Polynesier, von heller Kupferfarbe und mit langem Haar, sie sollen den Tukopianern nahe verwandt sein und einen polynesischen Dialekt sprechen[16]; wenn Quiros unter ihnen einzelne Schwarze mit krauswolligem Haar fand, so kann das bei ihren Verbindungen mit den nahe wohnenden Melanesiern nicht auffallen[17]. Sie haben grosse Häuser mit Dächern von Palmblättern, deren Boden mit Matten bedeckt ist, die Dörfer sind von steinernen Mauern umgeben. Ihre Hauptwaffen scheinen Bogen mit angeblich vergifteten Pfeilen zu sein. Landbau treiben sie in grosser Ausdehnung und

besuchen in grossen und starken Booten des Handels halber die umliegenden Inseln. Sie scheinen in Stämme getheilt zu sein und unter der Leitung von Häuptlingen zu stehen, die öfter Krieg mit einander führen [18]).

ZWEITER ABSCHNITT.
Der Archipel Tonga.

ERSTES KAPITEL.
Die Tongainseln.

Der Entdecker dieses Archipels war Abel Tasman, der 1643 die südlichen Inseln desselben auffand, der Wiederentdecker Cook auf seiner zweiten Reise 1773; auf der dritten hat er 1777 4 Monate hier verweilt und sie genau und sorgfältig geschildert, die nördlichsten Inseln hat erst 1781 der Spanier Maurelle aufgefunden [1]). Eine viel gründlichere Kenntniss von diesen Inseln und besonders von ihren Bewohnern gewährte das Werk des Engländer Mariner [2]), der 1806 in Gefangenschaft gerathen war und mehrere Jahr hier zubringen musste, und weitere Untersuchungen verdankt man den Reisen von d'Urville 1827, Wilkes 1840, Erskine 1849 und den Missionaren Lawry und West [3]). Aber eine ordentliche Aufnahme und wissenschaftliche Erforschung dieses Archipels ist noch nicht erfolgt.

Er liegt gegen 80 M. SSW. von Samoa und über 50 M. O. von Viti, der nördlichste Punkt (Fonualei) in 18° 1′ Br., 174° 16′ W. Lge., der südlichste (Ata) in 22° 25′ Br., 176° 4′ W. Lge. In der Hauptrichtung von NNO. nach SSW. erstreckt er sich etwa 70 M. weit, bei der geringen Grösse der Inseln, deren Zahl sehr bedeutend (gegen 150) ist, beträgt der Flächeninhalt nur 19 Q.-M. Der Name Tonga ist in neuerer Zeit der Gesammtname geworden, der von Cook ihnen beigelegte Name der Friendly islands (Freundschaftsinseln) hat sich nicht erhalten.

Die Tongainseln zerfallen in zwei durch ihre Bildung sehr verschiedene Theile, nämlich in zwei Ketten von Inseln, die sich parallel neben einander nach SSW. ausdehnen. Die westliche ist eine Reihe

von hohen, bergigen Inseln, mit Wald bedeckten, vulkanischen Piks, von denen drei noch thätige Vulkane sind; dass sie auf einer vulkanischen Spalte liegen, hat sich neuerdings gezeigt, als 1852 und 1857 submarine vulkanische Ausbrüche mit Lavaergüssen in der Mitte zwischen Latte und Tofua vulkanische Inseln bildeten, die später wieder zerstört worden zu sein scheinen[4]). Erdbeben sind häufig und heftig. Die zweite viel längere und breitere Kette östlicher besteht aus niedrigen Inseln von Madreporenkalkstein von im Durchschnitt etwa 40 F. Höhe und gewöhnlich mit steil zum Meere abfallenden Wänden, in denen sich einzelne Höhen bis gegen 200 M. erheben. Diese erhobenen Koralleninseln unterscheiden sich jedoch von den übrigen des Oceans dadurch, dass ihre Oberfläche nicht wie sonst felsig, dürr und unfruchtbar ist, den Boden vielmehr eine reiche und ergiebige Pflanzenerde bildet, die nach dem Meere zu mehr und mehr mit Sand gemischt ist und einen röthlichen Thon überlagert, der wieder auf dem Madreporenkalk ruht; daher gewähren sie durch die üppige Vegetation einen schönen Anblick und sind mit Pflanzungen bedeckt, welche den Einwohnern reichliche Mittel des Lebensunterhaltes liefern. Fliessendes Wasser ist überaus selten; gewöhnlich findet sich Trinkwasser nur in Teichen und Brunnen und ist mehr oder weniger brakisch. Riffe sind um diese Inseln sehr häufig, die meisten sind Küstenriffe, Barrierriffe scheinen selten, auch giebt es kleine isolirte Korallenriffe in Menge; sie umschliessen auch einige gute Häfen, allein sie erschweren die Fahrt zwischen den Inseln, zumal da sie noch so ungenügend untersucht sind. Besonders häufig sind sie an der Westseite der Inseln, die Ostseite ist dagegen schon in geringer Entfernung vom Lande sicher und gefahrlos.

Die Flora von Tonga ist, wenn sie gleich noch manche Anklänge an die von Viti zeigt, doch viel mehr als diese von indischem Charakter und von der der östlichen Archipele dadurch unterschieden, dass ihr nichts fehlt, was diese charakterisirt, dagegen Pflanzenarten sich finden, die man in jenen vergeblich sucht. Farrenkräuter sind häufig, auch giebt es einige eigenthümliche und auf den höheren Inseln Baumfarren, Palmen sind an 4 Arten, darunter die Kentia von Viti; von anderen Familien überwiegen Gräser, Rubiaceen, Fikoideen, Myrtaceen, Euphorbiaceen, Malvaceen, Leguminosen. Die gebräuchlichen Culturpflanzen des Oceans findet man in grosser Menge. Was die Fauna betrifft, so giebt es von Landthieren nur wenige Mammalien, eine kleine, einer Maus ähnliche Rattenart und

eine eigenthümliche Fledermaus (Pteropus tonganus); die Einwohner besassen stets Schweine, Hunde haben sie erst von den Vitiern und Europäern erhalten, jetzt sind auch alle übrigen europäischen Hausthiere eingeführt, allein sie werden sich bei der Seltenheit des Weidelandes nicht weit verbreiten. Zahlreicher sind die Vögel, obschon ihrer im Ganzen nur einige 30 Arten sich finden; von Raubvögeln wird nur eine Eulenart erwähnt, die zahlreichsten und eigenthümlichsten sind Tauben und Papageien[5]). Von Amphibien giebt es einige Landschlangen[6]) und kleine Eidechsen, aber keine Frösche, Insecten sind in verhältnissmässig wenigen Arten, allein einige sehr lästige (Ameisen und besonders Moskiten) in grossen Schwärmen. Von Seethieren sind Walfische und Delphine nicht selten, auch an Seevögeln fehlt es nicht; von Amphibien findet man Schildkröten und Wasserschlangen häufig, Fische von indischen Arten ebenso mannigfaltig als zahlreich, und dasselbe gilt von den Mollusken, unter denen sich jedoch wenige eigenthümliche Arten befinden, und von den Zoophyten.

Das Klima von Tonga ist nicht so regelmässig, wie man es in einem Tropenlande erwarten sollte; es kann auch bei den häufigen Temperaturwechseln, der grossen Feuchtigkeit und dem starken Nachtthau grade nicht für gesund gelten. Es giebt eine Trockenzeit, die dem Winter entspricht, und eine Regenzeit, die besonders in den Monaten December bis Februar herrscht, und in der häufige und heftige Regengüsse fallen; auch tritt in der Trockenzeit manchmal anhaltende und schädliche Dürre ein, gewöhnlich aber regnet es das ganze Jahr über ziemlich gleichmässig, und selbst in der Regenzeit fehlt es an heiteren Tagen mit grosser Hitze nicht, die besonders bei Nordwind eintritt. Sie wird zwar durch die häufigen Winde gemässigt, aber die Luft ist jederzeit und besonders in der Regenzeit sehr feucht, was auf europäische Constitutionen erschlaffend wirkt; dafür fehlt es ganz an Sümpfen und ihren Miasmen, die tödlichen Fieber Melanesiens sind unbekannt. Die Mitteltemperatur scheint 24 bis 25° C. zu betragen, in der Regenzeit steigt sie nicht selten bis 32 bis 36°. In der Trockenzeit weht der Passat regelmässig aus OSO. und SO., in der Regenzeit sind Winde aus W., NW. und N. häufig; in diese Zeit fallen auch die furchtbaren Orkane, deren Wirkungen so verheerend sind, dass sie schon öfter die Bevölkerung in die grösste Noth versetzt haben. Die Strömung des Meeres geht überwiegend nach W. und NW.

Gewöhnlich theilt man den Archipel nach den politischen Verhältnissen, wie sie früher bestanden, in die drei Gruppen Tonga, Haabai und Haafuluhao (Vavau); aber die zweite derselben zerfällt durch Kanäle wieder in drei Gruppen, so dass man besser deren fünf unterscheidet, Tonga, Nomuka, Kotu, Haabai, Haafuluhao, zu denen als sechste Abtheilung die westliche vulkanische Inselkette kommt.

1. Die Gruppe Tonga. Sie besteht aus zwei grösseren und vielen kleinen Inseln, von denen die grösste Zahl an der Nordküste von Tongatabu liegt. Dies, (das heilige Tonga, Tasmans Amsterdam), ist von allen Inseln des Archipels die grösste und bedeutendste, 4 bis 5 M. lang, an der breitesten Stelle 2 bis 3 M. breit, von 6 Q.-M. Flächeninhalt und von dreieckiger Form. Sie ist durchaus eben, im Ganzen kaum 20 Fuss hoch, über der Ebene erheben sich einzelne Hügel, deren höchster 30 M. nicht zu übersteigen scheint. Die Grundlage der Insel ist Korallenkalk, der an der Süd- und Ostküste in steilen, niedrigen Abhängen am Strande aufsteigt, während die Nordküste flach, sandig und mit dichter Vegetation bedeckt ist, hinter der erst die Felder beginnen; überall ist der Boden eine Schicht fruchtbarer Pflanzenerde, die tiefer in Thon übergeht, und deren Fruchtbarkeit die schöne Vegetation und die Pflanzungen erklärt, welche das Innere bedecken. Daher ist der Eindruck, den die Insel macht, lieblich und freundlich, allein sie ist nicht so pittoresk wie andere Inseln und im Ganzen einförmig. Das Trinkwasser, welches die Brunnen und kleinen Teiche liefern, ist schlecht. An dem schmalen Westende, an dessen westlicher Seite die durch Riffe gefährdete Vandiemensbai (von Tasman) liegt, ist das Dorf Hihifo und 3 M. O. davon an der Nordküste Nukualofa bei einem durch eine Kirche gekrönten Hügel, der für den höchsten der Insel gilt; östlicher dringt eine grosse, nicht sehr tiefe und durch Inseln geschmückte Lagune von 1 M. im Durchmesser tief in das Innere ein, an deren Eingange an der Westseite die grössere Insel Nukunuku sich findet, an der Südwestseite der Lagune liegt an einem Arm derselben Bea und an der Südseite Mua. Das Land im O. der Lagune bildet den District Hahake. Die Küsten der Insel sind überall von schmalen Küstenriffen eingefasst; ausserdem liegen ausgedehnte Riffe, die eine Art Barrierriff zu bilden scheinen, vor der Nordküste, mit der sie an der Westseite der kleinen Insel Bangaimotu (21° 8′ Br., 175° 13′ W. Lge.) einen Hafen bilden, der

für einen der besten der Gruppe gilt, aber sehr beschwerliche und gefährliche Zugänge hat. Von diesen führt der östliche (d'Urvilles Astrolabekanal) von O. her zwischen dem Barrierriff und der Nordküste 2 M. lang und über $^1/_4$ M. breit, der nördliche vom Ankerplatz nach N. an der Ostseite der Riffe von Ataata; ein dritter an der Südwestseite von Ataata, der dann durch die von Tasman Maria benannte Bai geht, die im N. von Hihifo liegt, ist der Korallenbänke halber ganz unbrauchbar. Von den vielen kleinen Inseln, die sich auf diesen Riffen an der Nordseite der Inseln zerstreut finden und alle flach und bewaldet sind, ist die bedeutendste Ataata im W. auf einem grossen von dem Barrierriff getrennten Riff, das noch mehrere Inselchen (wie Toketoke und Tufuka an der Südseite von Ataata) umschliesst; im S. davon liegt auch auf einem besonderen Riffe Holoa und O. von Bangaimotu Oneata und Manima von diesen im N. die beiden Inseln Makahaä und Monuafai, zwischen denen der östliche Kanal des Hafens zum Ankerplatze führt, nördlicher Fafaä und NO. davon Malinoa, endlich auf dem den östlichen Kanal im N. begrenzenden Riffe Onevai, Motutabu und Nuku und da, wo es sich östlicher gegen N. wendet, Ataä und Tau. Ausserdem ist noch die kleine Insel Eua-iki (Klein Eua) von 1 M. Umfang auf einem besonderen Riff vor dem Eingange in den östlichen Kanal.

Im SO. 2 M. von Tonga liegt die zweite grössere Insel der Gruppe Eua (Tasmans Middelburg, 21° 26' Br., 174° 54' Lge.), die $2^1/_2$ M. von N. nach S. geht und fast 1 M. breit ist. Sie unterscheidet sich von Tonga durch ihre grössere Höhe und ihre Hügel und kleinen Berge von Madreporenkalkstein, ist daher viel angenehmer und pittoresker, aber auch weniger angebaut als die übrigen Inseln und durch ihre schönen Wälder, die öfter von offenen, wiesenartigen Stellen unterbrochen werden, sehr anziehend, der Boden auch fruchtbar und ergiebig. Ein schmales Riff umgiebt die steil aufsteigenden, von Schluchten zerrissenen Küsten. Die höchsten Berge, die sich über 180 M. erheben, sind im Südtheil der Insel, der nördliche ist niedriger und ebener. Auch hat sie besseres Trinkwasser als sonst die Inseln des Archipels; in den Bergen finden sich Quellen, sogar ein kleiner Bach, der, Fälle bildend, über moosbewachsene Felsblöcke dahinfliesst. Ein Hafen fehlt; an der Nordwestküste gestattet Cooks Englishroad bei Ostwind das Ankern nahe am Lande und kleine Kanäle im Küstenriff die Landung. An der

Südwestküste liegt die kleine felsige Insel Katto, von Eua durch einen 1/2 M. breiten, sicheren Pass getrennt.

Ausserdem gehört noch zu dieser Gruppe die 22 M. im SW. von Tonga liegende Insel Ata, (die Tasman nach den vielen Tropikvögeln (Phaethon) Pylstaart nannte, Maurelles Sola), von etwa 1/4 M. Durchmesser (in 22° 25′ Br., 176° 4′ Lge.) Sie unterscheidet sich von den übrigen Inseln durch ihre Höhe und besteht aus zwei felsigen, steil aufsteigenden, durch einen flachen Isthmus verbundenen Bergen von wahrscheinlich vulkanischem Gestein und 341 M. Höhe; der Osttheil ist weniger hoch und besser bewaldet, hier lagen die Wohnungen der Einwohner, die sich auf der früher unbewohnten Insel erst in neuerer Zeit in Folge innerer Unruhen in ihrer Heimath niedergelassen hatten, jetzt aber sie wieder verlassen haben. Korallenriffe scheinen der Küste zu fehlen, um die einige hohe Felsklippen zerstreut sind. 9 M. S. von Ata liegt noch die kleine, 1 bis 2 Faden tiefe Bank Pelorus.

2. Die Nomukagruppe besteht aus einer grösseren und vielen kleinen Inseln. Die erste, Nomuka (Annamoka, Tasmans Rotterdam, 20° 15′ Br., 174° 49′ Lge.), 15 M. von Tonga, ist von dreieckiger Form und von einem Umfange von 3 bis 4 M., eben bis auf einzelne kleine Hügel, deren Höhe 30 M. wenig übersteigt, wie Tonga aus Madreporenkalk gebildet[7]), der an der Küste in niedrigen Wänden aufsteigt, der Boden wie in Tonga fruchtbar und ergiebig, obschon nicht so gut angebaut, das Trinkwasser in Teichen und Brunnen ebenso schlecht wie dort. Sie wird von einem Küstenriff umgeben und hat keinen Hafen; doch giebt es einige Ankerplätze, wie an der Südseite zwischen Nomuka und Kleinnomuka und an der Nordwestseite in den beiden nahe bei einander liegenden Baien Vanderlind und Schouten (von Tasman). Das Eigenthümlichste der Insel ist der grosse See mit bittersalzigem Wasser im Inneren, den Hügel und anmuthige Wälder und Gebüsche umgeben. Um Nomuka liegen noch viele kleine, von Riffen umgebene Inseln, die nur wenig bekannt sind; am wenigsten sind es die im O. von Nomuka, deren Namen man nicht einmal kennt, weil sie von den Seefahrern der Korallenriffe halber gemieden werden. Im S. von Nomuka ist Kleinnomuka (Nomuka iki), 1 M. SO. davon Komango, an Grösse die zweite Insel der Gruppe, und W. von ihr das viel kleinere Komango iki, von diesen südlich, durch einen breiteren Pass getrennt, Tonumea und bei dieser im SW. Kafanga,

im S. Kelifijia. Endlich liegen noch im Westeingange der Strasse zwischen den Gruppen Tonga und Nomuka die zwei kleinen, gegen 50 M. hohen, schwer zugänglichen, anscheinend vulkanischen und nur von Seevögeln bewohnten Felseninseln Hunga tonga im N., die sich von O. nach W. ausdehnt, und Hunga haabai im S., die höher und grösser ist, und 2 M. im N. von ihnen die 2 M. lange, gefährliche Bank Culebras (von Maurelle).

3. Die Kotugruppe N. von der Nomuka- und SW. von der Haabaigruppe, von beiden durch breitere Kanäle. getrennt, ist von allen die unbedeutendste und enthält nur kleine Inseln. Die grösste von allen ist Haafeva im Osttheil, die nordwestlichste Kotu (19° 58′ Br., 174° 49′ Lge.), die nördlichste Putuputua, die südwestlichste Tungua 2 M. von Haafeva und die südlichste Fonuefua (oder Oua). Alle diese Inseln sind in jeder Hinsicht Tonga und Nomuka ähnlich und von grossen, gefährlichen Riffen umgeben.

4. Die Haabaigruppe[8]) (Maurelles Galvez). Sie liegt im NO. von der vorigen und übertrifft sie an Zahl und Grösse der Inseln, deren über 40, darunter 18 bewohnte und 5 grössere sind; und die in jeder Beziehung den übrigen gleichen, nur sind sie noch niedriger und ebener, der Boden, obschon fruchtbar, doch mehr mit Sand gemischt, die steilen Kalkfelswände an den Küsten fehlen ihnen grossentheils. Die Hauptinseln der Gruppe bilden eine Kette, die sich, die Ostseite des Ganzen ausmachend, gegen NNO. ausdehnt, im O. von einem blossen Küstenriff begrenzt, während an der Westseite grosse, von Pässen unterbrochene Riffe sich ausbreiten, die eine Art Barrierriff zu bilden scheinen; die Ostküste der Inseln hat die niedrigen, steilen Felsabhänge der übrigen Gruppen, die Westküste ist flacher Sandstrand. Die Kette beginnt im S. mit den kleinen Inseln Alefa und Otutolu; dann folgt Uiha 3 M. von Lefuka, deren nördlicher Theil Felemea heisst, ein breiterer Kanal trennt diese von Ualeva (Holeva), welche Insel Cook verlassen und mit Bäumen bedeckt fand. Die übrigen Inseln der Kette liegen so nahe bei einander, dass die von Riffen angefüllten Kanäle zwischen ihnen bei der Ebbe den Uebergang von der einen zur anderen gestatten. Die erste ist Lefuka, die grösste Insel der Gruppe, fast 2 M. lang und 1/2 M. breit, fruchtbar und mit Pflanzungen bedeckt, daher sie alle übrigen Inseln der Gruppe an Hülfsquellen übertrifft; der Boden ist am Meere sandiger als im Inneren, das Trinkwasser, wie allenthalben, schlecht. An ihrer Westseite liegen

mehrere durch die Riffe gegen W. geschützten Ankerplätze, deren Cook besonders zwei am Nord- und am Südende der Insel erwähnt; ein dritter zwischen beiden bei dem Dorfe Holobeka soll nach Erskine noch besser sein. Auf Lefuka folgt Foa, dann die kleine Insel Nukunamu, zuletzt Haano, die nödlichste der Kette, deren nördlicher Theil Fakakakai heisst, und die 1 M. lang ist und grosse Riffe an ihrer Nordspitze (19° 39′ Br., 174° 16′ Lge.) hat. Der Kanal zwischen ihr und der folgenden Gruppe ist nicht tief und enthält Korallenbänke, die noch nicht hinreichend erforscht sind allein der Schifffahrt keine Gefahr zu bringen scheinen.

Die übrigen Inseln der Haabaigruppe liegen im W. von dieser Kette und zerfallen in eine nördliche und eine südliche Abtheilung. Zu der ersten gehören Ofalanga, die nördlichste Insel der ganzen Gruppe, die aus einem runden, grünen Hügel voller Bäume mit weissem Sandstrande besteht, aber unbewohnt ist, SW. davon Mounga one, die sich von allen durch die niedrigen, felsigen Abhänge der Nordwestküste unterscheidet, und im SO. von Ofalanga Luhunga, an deren Südseite Korallenbänke liegen. Die südliche Abtheilung besteht aus Lofanga, N. davon Nukabulo, NW. von dieser Meama, westlicher Niniva und von dieser im SW. liegt die westlichste von allen, Fotuhaä, deren Küsten allenthalben steil und felsig sind und kein Küstenriff haben, und an der nur beschwerlich zu landen ist. Alle diese Inseln sind eben und von Riffen umgeben.

5. Die Gruppe Haafuluhao (Maurelles Mayorga, bei Edwards Howe), nächst Tonga die grösste und wichtigste aller Gruppen, die aus einer grossen und einer Menge kleiner Inseln besteht, liegt 12 M. im N. von Haabai. Die Hauptinsel Vavau ist eine der grössten des Archipels und hat 9 M. im Umfang. Sie gleicht zwar im Ganzen den südlicheren Inseln und ist wie sie eben, allein doch in der Gesammterhebung höher, im Durchschnitt an 100 M. hoch, und auch die Hügel über der Ebene sind bedeutender, das Gestein Korallenkalk [9]); alles das macht die Insel abwechselnder gebildet und malerischer als die übrigen. Der Boden besteht aus Pflanzenerde und Thon und ist reich und ergiebig, mit schöner Vegetation und mit Pflanzungen bedeckt. Die Küsten sind überwiegend aus hohen, steilen Kalkfelswänden gebildet, besonders an der Nordseite, wo auch das Land am höchsten ist. Trinkwasser ist nicht besser als in den anderen Inseln; dagegen finden sich bei Feletoa in tiefen

Höhlen, die überhaupt in dem Kalkfelsen sehr häufig sind, Becken von schönem, klarem Wasser, welches die Einwohner bei Dürren benutzen, noch mehr solcher unterirdischer Wasserbecken sollen in anderen Theilen der Insel vorkommen, und ihre Eröffnung durch Sprengen von Felsen würde für das Land sehr vortheilhaft sein. Die äussere Form desselben ist sehr unregelmässig; ein schmaler Isthmus theilt sie in zwei Halbinseln, von denen die kleinere im W. Hihifo heisst, tiefe Baien dringen an der Südseite tief in das Innere ein. Ein Hauptvorzug von Vavau besteht in dem Hafen, den die Eingeborenen einfach Taulanga (Ankerplatz) nennen (P. del refugio von Maurelle, Curtissund von Edwards, Valdezhafen von Malaspina), und der der beste des ganzen Archipels ist; es ist eigentlich ein tief von W. her in die Insel eindringender Sund, den im N. die Küste derselben, im S. eine Kette von 5 anderen Inseln begrenzt, und in den zwei Pässe führen, der nördliche breiteste und gewöhnlich gebrauchte zwischen Hunga und dem Westcap von Hihifo, dem steilen Felsabhange des Berges Moungalafa, und der schmalere zwischen Hunga und Niuababu, die übrigen Kanäle zwischen den anderen Inseln an der Südseite sind voller Riffe und nur für Boote fahrbar. Das Innere des Sundes ist vollkommen sicher und geschützt, allein die Wassertiefe zu gross, um bequem ankern zu können; der eigentliche Ankerplatz liegt daher im innersten Grunde (18° 39' Br., 174° Lge.) zwischen Vavau und Bangaimotu bei dem Dorfe Neiafu am Fusse des Hügels Talau (von 134 M. Höhe).

Von den übrigen Inseln der Gruppe sind die bedeutendsten die so eben erwähnten an der Südseite des Hafens, die ganz der Hauptinsel gleichen, und deren Küsten meistens ebenfalls von hohen, schwer zugänglichen Felswänden eingefasst sind. Daher hat die westlichste, Hunga, nur am Südostende in einer Bai einen bequemen Landungsplatz, während man am Nordostende durch eine wilde Felskluft die Wand auf einer Leiter ersteigen muss. O. von Hunga ist Niuababu, an deren Nordwestseite eine Höhle liegt, deren Eingang sich unter dem Meeresspiegel befindet, so dass sie nur durch Tauchen zu erreichen ist; von ihr berichten die Einwohner die von Mariner [10]) mitgetheilte Sage, welche Byron den Stoff zu seiner schönen Romanze the Island gegeben hat, von einem jungen Häuptling, der seine Geliebte darin verborgen habe. Die folgende Insel Falevai, enthält ebenfalls eine sehenswerthe Stalaktitenhöhle, in die

ein Boot hineinfahren kann; die beiden letzten Inseln, Utungaki und Bangaimotu, enden im N. mit sandigen Stranden, die letzte begrenzt von ihrer Nordspitze, C. Utulei, an den Ankerplatz des Hafens. Die übrigen kleinen Inseln liegen an der Südseite der geschilderten und sind wenig bekannt, da sie wegen der Riffe, die sie umgeben, von den Seefahrern vermieden werden, zu ihnen gehören Fotuhamamaha bei Hunga, Fangasita bei Niuababu, Tunga S. von Falevai, eine kleine, schöne Insel, Koloa am Südostende von Vavau, Oloua, Koulo, die südlichste von allen ist Ovaka.

6. Die vulkanischen Inseln. Die Kette derselben beginnt mit der Insel Tofua (Maurelles S. Christoval, 19° 45′ Br., 175° 3′ Lge.) im NW. der Gruppe Kotu, die etwas über 1 M. im Durchmesser hat. Ihre Form ist eigenthümlich, sie erhebt sich in sehr steilen Abhängen zu einem ebenen Tafellande, dessen höchster Punkt 854 M. misst[11]). Ankergrund giebt es umher nicht, das Meer ist sehr tief, und die steilen, mit schwarzem Sande und Schlacken bedeckten Ufer gestatten nur an wenigen Stellen in den das schmale Küstenriff durchbrechenden Kanälen das Land zu erreichen. Das Innere der Insel hat West besucht[12]). Von Manaka aus erstieg er den steilen Abhang durch einen prachtvollen Wald, bis er am Ende desselben die mit grobem Grase bedeckte Hochebene erreichte; in dieser liegt der Krater des Vulkans, dessen Existenz allen Besuchern der Gegend die aus ihm aufsteigenden Rauchwolken schon aus der Ferne anzeigen. Es umgiebt ihn ein länglich runder Rücken, der nach innen ausserordentlich steil abfällt, so dass man nur an einer oder zwei Stellen zu dem im Grunde liegenden grossen See hinabsteigen kann, an dessen Nordwestseite sich auf einer Halbinsel der Eruptionskegel mit dem thätigen Krater erhebt, der nicht über den Kraterrand hervorragt, daher vom Meere aus nicht sichtbar ist. Die Ausbrüche dieses Kraters haben dem Kraterbett die Form eines Thals gegeben, das mit loser Asche, Skorien und Lava bedeckt ist, und die Thätigkeit desselben ist auffallend; ununterbrochen stösst er dichte Dampfwolken, nicht selten Flammen aus und hat zu Zeiten stärkere Eruptionen, diese Erscheinungen sind auch nicht auf den Krater beschränkt, an der Wand des Kraters steigen ebenfalls aus Spalten Rauchsäulen auf. Ja es scheint sogar, als habe der Berg noch Seitenvulkane. Forster sah an der Nordwestseite der Insel mitten im Walde einen Platz, der kahl, schwarz und wie verbrannt aussah, und dieselbe Lokalität scheint

Mariners kleiner Vulkan an der Nordseite der Insel zu sein, den zu ersteigen ihm mit grosser Mühe gelang, und auf dem er einen 30 Fuss breiten Krater fand, dem nach kürzlich stattgefundener Erruption noch Rauch entstieg[13]. 1 M. NO. von Tofua liegt die viel kleinere Insel Kao, die nur $^1/_2$ M. Umfang hat, ein einziger, regelmässig gebildeter Berg von 1524 M. Höhe mit sehr steilen Abhängen, ein wahrscheinlich erloschener Vulkan[14]) mit etwas abgestumpftem Gipfel, der im obersten Drittel mit nackten, schwarzen Felsen bedeckt, tiefer gut bewaldet ist. An der Südseite soll ein Bach in das Meer fallen. Kao ist bewohnt, Tofua hatte früher ein Dorf, Manaka, dessen Bewohner 1854 eines drohenden Ausbruchs des Vulkans halber die Heimath verlassen haben.

10 M. W. von Vavau ist die Insel Late (Bickerton von Edwards, 18° 49′ Br., 174° 38′ Lge.), eine runde Insel von etwa 2 M. Umfang, von tiefem Meere umgeben, von deren Westspitze ein Riff ausgeht. Sie ist ein vulkanischer Pik von 546 M. Höhe[15]), der die Form eines Zuckerhutes und allmählich sich senkende Abhänge hat. Die vulkanische Natur des Berges lernte man erst durch den heftigen Ausbruch 1854 kennen, durch den ein Theil der Insel förmlich herausgeworfen und ganz Vavau mit Asche überschüttet wurde. Jetzt ist der obere Theil an der Südseite auf ein Drittel der Höhe mit nackten, schwarzen Felsen bedeckt und von tiefen Spalten zerrissen, die unteren Theile tragen Gebüsche und tiefer Wälder. Der Gipfel des Berges hat einen grossen Krater, der beständig Rauchwolken ausstösst, aber nicht der Herd jener Erruption gewesen ist; diese hatte sich vielmehr einen neuen ovalen Krater am Ostende der Insel gebildet, in dessen Grunde ein See mit angeblich süssem Wasser liegt. Früher war die Insel bewohnt, jetzt ist sie verlassen und wird nur der Hülfsquellen halber, die sie bietet, auf Reisen zwischen Tonga und Viti besucht. Im NNO. von ihr liegt Fonualei (Elfenbeinland, Maurelles Amargura, Gardiner von Edwards, 18° 1′ Br., 174° 16′ Lge.) 10 M. von Vavau, eine kleine, runde Insel, die aus zwei durch einen flachen Isthmus verbundenen Bergen besteht, von denen der nordöstliche der höhere und von steilen, felsigen Wänden ringsum eingefasst ist. Der aus dem Gipfel aufsteigende Rauch zeigt den Seefahrern an, dass sie ein Vulkan ist, der im Juni 1846 einen furchtbaren Ausbruch hatte, welcher die bisher mit Wäldern bedeckten Abhänge, auf denen die Einwohner von Toku ihre Gärten angelegt hatten, auf das Schrecklichste ver-

wüstete, von Aschenregen begleitet, die sich bis 150 M. weit über das umliegende Meer verbreiteten. Seitdem besteht sie aus einem Haufen verbrannter Felsen, alle Vegetation ist vernichtet, der Boden mit Asche, Skorien und Lava bedeckt, zwischen denen aus vielen Spalten und kleinen Kratern dichte Rauchwolken in die Luft steigen; es scheint, als sei das ganze Innere des Berges zersprengt, die Form der Insel ist dadurch verändert, der Meeresboden umher erhöht. Die Bewohner der kleinen, $^1/_2$ M. langen, flachen Insel Toku, die $4^1/_2$ M. SO. von Fonualei liegt, waren schon 1845, durch die der Eruption vorhergehenden, heftigen Erdbeben gewarnt, nach Vavau übergesiedelt.

ZWEITES KAPITEL.

Die Tonganer.

Die Tonganer sind ein polynesisches Volk und den übrigen Polynesiern im Aeusseren ganz ähnlich, am nächsten aber den Samoanern verwandt, woraus es sich erklärt, dass sie nach verschiedenen Sagen bald von den Samoanern, bald diese von ihnen abstammen sollen. Ihre Zahl ist nicht genau bekannt, doch ist der Archipel verhältnissmässig nicht schlecht bevölkert. Wilkes berechnete sie 1840 (ohne Niua) auf 16200; die spätere Schätzung der Missionare bis gegen 50000 scheint übertrieben, das Wahrscheinlichste ist eine Annahme von 20000 bis 25000, von denen vielleicht die Hälfte in der südlichen Gruppe und je ein Viertel in Haafuluhao und in den 3 übrigen Gruppen wohnt. Die Bevölkerung hat in neuerer Zeit sehr abgenommen und war früher viel stärker; jetzt soll sie im Zunehmen begriffen sein[1]). Europäer lebten 1866 in Tongatabu 54, in Vavau und Haabai noch einige.

Sie sind gross, stark und schön gebaut, die Frauen zwar kleiner, doch gewöhnlich nicht weniger gut gebaut und manchmal sehr angenehm. Die Hautfarbe ist ein helles Kastanienbraun, die Gesichtszüge sind gefällig und denen der Europäer ziemlich ähnlich, dabei ernster und männlicher als bei den Tahitiern und nicht so wild und streng wie bei den Neuseeländern, die Nase adlerartig, doch oft vorn etwas flach, die Augen schwarz, schön und lebhaft, der Mund

nicht durch dicke Lippen entstellt, das Haar schwarz, häufig kraus gelockt. An Krankheiten leiden sie nicht sehr; die häufigsten sind der sehr verbreitete Aussatz, die dazu gehörende Kinderkrankheit Tona (die Θoko der Vitier), Skropheln, Elephantisis, Augenleiden, eine Art Influenza u. s. w. Was ihren Charakter betrifft, so ist Freundlichkeit, Gefälligkeit und Zutrauen, freilich mit Neugier und Zudringlichkeit verbunden, so sehr ein Hauptzug desselben, dass Cook deshalb die Inseln die freundlichen benannte, und diese günstige Ansicht wird auch nicht durch die seit Anfang dieses Jahrhunderts nicht selten gegen europäische Schiffe geübten Feindseligkeiten modificirt, da diese grösstentheils durch die Misshandlungen und Fehler der Europäer selbst hervorgerufen sind. Dabei sind sie fröhlich und heiter, zeigen Geschick, Geschmack und entschiedene Talente und sind fleissig und thätig; sie gehören unbezweifelt zu den geistig bevorzugtesten der polynesischen Völker und stehen auch den meisten an Bildung voran, wie denn auch jetzt unter ihnen sich eine Herrschaft von einer Kraft und Selbständigkeit entwickelt hat, wie keine zweite im Ocean sich findet. Ein hervorstechender Charakterzug ist Ehrgefühl, Stolz, Freiheitsliebe, die allerdings auch mit Rachsucht verbunden sind; als Krieger sind sie männlich, kühn, unternehmend und haben sich ihren Nachbarn furchtbar gemacht. Ihre Neigung zu stehlen ist sehr hervorstechend; aber von der Liederlichkeit, die sonst den Polynesiern eigen ist, haben sie sich im Ganzen freigehalten, und niemals hat in Tonga eine solche sittliche Ausgelassenheit geherrscht, wie in Tahiti und Hawaii.

Ihre Nahrung ist wesentlich eine vegetabile; die Grundlage bildet vor allem der Yams, nächstdem Bananen und Brodfrucht, die sie gekocht und gebacken essen, in Zeiten der Noth sammeln sie wildwachsende Früchte, und einige Blätter dienen als Gemüse. Von Thieren essen sie besonders häufig Fische, (das Fleisch der Haifische ist vorzugsweise geschätzt), Schalthiere und Crustaceen, dann Hühner, Hunde, Ratten, Fledermäuse Eidechsen; Schweine brauchen sie nur bei Festen, dann in oft sinnloser Verschwendung, Schildkröten waren den Vornehmen vorbehalten. Die Anthropophagie hatten nur Einzelne von den Vitiern angenommen; allgemeine Sitte scheint sie nie gewesen zu sein[3]). Ihre Getränke sind Wasser und noch häufiger Kokosmilch; den Gebrauch des Weines und Tabaks haben sie von den Europäern angenommen. Kawa ist erstaunlich beliebt und wurde früher nirgends so häufig getrunken

als hier, hauptsächlich aber von den Vornehmen und von diesen jeden Morgen, sie durfte auch bei keiner religiösen Feierlichkeit fehlen; dies und die streng festgehaltenen ceremoniellen Formen bei den Kawafesten, die noch jetzt nicht selten bei allgemeinen Versammlungen vorkommen, zeigen, dass sie ursprünglich stets eine religiöse Bedeutung gehabt haben. In der Zubereitung der Speisen fehlt es den Tonganern nicht an Feinheit und Geschmack; sie bereiten eine Menge von Gerichten und versetzen Bananen und Brodfrucht durch Eingraben in die Erde in den Zustand der Gährung und bilden dann Kugeln (ma) daraus, die sich lange halten. Das Kochen geschieht in den Oefen, in welchen man die Thiere mit heissen, in Blätter gewickelten Steinen im Bauche auf Brodfruchtzweige legt und alle Oeffnungen sorgfältig verstopft; jetzt kochen sie aber auch in irdenen und eisernen Töpfen. Feste Mahlzeiten sind nicht Sitte, obschon gewöhnlich Mittags ein Mahl und Morgens ein Frühstück mit Kawa eingenommen wird; die Geschlechter essen nicht abgesondert, wohl aber gewisse Stände, namentlich die Vornehmsten.

Die Kleidung ist bei beiden Geschlechtern wesentlich dieselbe. Sie besteht aus einem an einem Gürtel befestigten, oft mehrmals um den Leib gewundenen Stücke einheimischen Zeuges, (jetzt auch häufig baumwollenen Stoffes), seltener Matte, das bis zum Knie herabhängt; Männer tragen statt dessen manchmal den Maro mit den zwischen den Beinen durchgezogenen Enden, manchmal auch etwas über die Schultern. Auch die Kinder gehen so bekleidet und nur im Hause nackt. Bei festlichen Tänzen tragen sie eine ausgesuchte Kleidung, die bis zur Brust reicht und mit Blumenkränzen und rothen Federn geschmückt ist. Seit der Bekehrung sind europäische Kleider ganz allgemein geworden. Zierrathe sind beliebt. Das Haar wird nach verschiedener Mode kurz abgeschnitten und selten lang getragen, allgemein mit Kalk oder Curcuma roth und braun gefärbt; die Krieger trugen Turbane von Zeug, die Vornehmen bei Festlichkeiten elegante Diademe, besetzt mit den hochgeschätzten rothen Federn der Papageien und Tropikvögel, die Missionare haben bei den Frauen die tahitischen Mützen eingeführt. Den Bart trägt man jetzt lang, früher schnitten ihn die Männer mit Muscheln ab. Halsbänder giebt es aus Muscheln, Samenkörnern, Knochen, Zähnen von Haifischen und Walfischen, von denen die letzten besonders geschätzt sind; in den Ohrlöchern, deren manchmal zwei sind, trägt

man Holzstücke, Muscheln, Schildpatt, Knochen, und dieselben Materialien dienen zu Armbändern, auch hat man Fingerringe aus Schildpatt. Allgemein ist die Sitte, den Körper mir Kokosöl zu salben, das mit Sandelholz parfümirt wird. Die Männer tättowirten sich den Körper vom Gürtel bis über die Schenkel vermittelst eines scharfgezähnten Instrumentes aus Knochen, das sie in den Saft der Nuss der Aleurites oder in aufgelösten Russ tauchten, die Frauen hatten nur einzelne Flecke an den Armen. Die Einschneidung der Vorhaut (tefe) fand sich bei allen Männern und wurde bei dem Eintritt der Mannbarkeit vorgenommen; erst in neuerer Zeit ist diese Sitte abgekommen. Uebrigens sind die Tonganer auffallend reinlich und baden sich oft und gern, am liebsten in süssem Wasser.

Die Wohnungen entsprechen dem Kulturzustande des Volkes nicht; sie dienen auch nur zum Schlafen und zum Aufenthalt bei schlechtem Wetter. Sie sind oblong mit gerundeten Ecken, manchmal fast oval, gewöhnlich 20 bis 30 Fuss lang mit niedrigen Wänden von 4 bis 8 F. Höhe, so dass man häufig nur in der Mitte aufrecht stehen kann; nicht selten ist der Raum zwischen den Pfosten des Luftzuges halber offen oder an einer und auch wohl an beiden Seiten darch Matten oder zusammengeflochtene Kokoszweige geschlossen, am Ende mit einer so niedrigen Thür, dass man nur hineinkriechen kann. Auf den Pfosten ruht ein hohes Dach aus Palm-, Bambus- oder Zuckerrohrblättern, das an einem Dachbalken befestigt ist, dessen Enden mit Muscheln geschmückt sind. Die Holzstücke werden stets mit Kafa (Kokosfaserstricken) an einander befestigt und bei Vornehmen auch zur Verzierung damit umwickelt. Das Innere ist 1 F. hoch erhöht, der Boden erst mit trocknen Blättern, darüber mit Matten belegt und wird stets sehr rein gehalten. In vielen Häusern findet man Abtheilungen durch Rohrwälle oder Matten gebildet; in einer solchen pflegen der Besitzer des Hauses und seine Frau zu schlafen, die Unverheiratheten in dem übrigen Raume auf Matten in ihren Kleidern. Gekocht wird im Hause niemals. Die Häuser der Vornehmen unterscheiden sich von denen des Volks nur durch ihre Grösse, die zierlichere und festere Bauart und vielen Schmuck; dasselbe gilt von den grossen Häusern auf den Malae, die zu Versammlungen und zur Aufnahme von Fremden dienen. Ausserdem giebt es noch besondere Häuser für die Zeugbereitung und kleine Hütten auf vier das Gebüsch überragenden Pfosten, in denen man der Moskiten halber schläft,

die sich nicht über die Gebüsche zu erheben pflegen[4a]). Um die Häuser der Vornehmen sind grosse Höfe, die gewöhnlich aus sauber gehaltenen Grasplätzen bestehen, mit einzelnen Fruchtbäumen und den Häusern der Diener: diese Höfe werden von zierlich gearbeiteten Zäunen umgeben, zwischen denen die rein gehaltenen Wege hinführen, die namentlich um die Dörfer von Alleen von Kokospalmen eingefasst sind. Die Häuser sind zu Dörfern verbunden, liegen aber darin ohne Ordnung im Schatten von Bäumen; die grösseren Dörfer haben eine Art Marktplatz (malae), der aus einem Grasfleck, aber ohne Zaun umher, besteht. Die Einwohner graben auch Brunnen, allein, da sie nicht viel Wasser brauchen, nicht häufig; auch sammeln sie Regenwasser in hohlen Kokosstämmen oder in einer Art im Boden gegrabener Cisternen (leba).

Ihre Hauptthätigkeit widmen die Tonganer dem Landbau, und sie beweisen darin eine Einsicht und ein Geschick, die mit Recht Bewunderung erregt haben; nach d'Urville zeigen Europas öffentliche Gärten nicht grössere Sorgfalt und Zierlichkeit als ihre Felder. Düngung kennen sie zwar nicht, allein sie lassen erschöpftes Land eine Zeitlang liegen, ehe sie es wieder bebauen, und wenden den Fruchtwechsel z. B. zwischen Yams und Bananen sehr geschickt an. Ihre Gärten sind nicht bloss durch die Regelmässigkeit ausgezeichnet, in der sie die Gewächse pflanzen, auch durch den Eifer, mit dem sie das Unkraut vertilgen. Bei der Bebauung neuen Landes wird, was darauf steht, ausgerissen und verbrannt, alle Felder sind mit überaus zierlichen Zäunen eingefasst. Hauptgegenstand des Anbaus ist der Yams, auf den sie die grösste Sorge wenden; sie graben dazu grosse Löcher, die sie mit pulverisirter Erde ausfüllen, schachbrettartig in Reihen und pflanzen die in besonderen Beeten gezogenen Setzlinge hinein, noch beschwerlicher ist das Herausnehmen der reifen Knollen, weil die Wurzeln sorgfältig vor jeder Verletzung gehütet werden müssen. Andere Knollenpflanzen bauen sie wenig; die Kultur des Arum hindert die Unmöglichkeit der künstlichen Bewässerung. Ausser Yams ziehen sie besonders noch Bananen, die Kokospalme, Brodfrucht, Zuckerrohr, das nur gekaut wird, viele Arten Fruchtbäume, Pandanus und Papiermaulbeerbaum zu Zeugen, früher viel Kawa, jetzt auch in geringem Maasse Tabak, Mais, Kaffee und Baumwolle. Ihr einziges Geräth dazu ist der Huo, eine Art kleiner Spaten aus hartem Holz, jetzt mit eiserner Spitze. Von Hausthieren halten sie Schweine und Hühner, die sie sorgfältig

mit dem füttern, was von der Kokosnuss bei der Oelbereitung übrig bleibt. In der Fischerei zeigen die Tonganer nicht weniger Erfahrung als im Landbau. Sie brauchen dazu vor allem Netze und haben deren kleinere, mit denen sie die Fische aus dem Wasser sehr geschickt herausschöpfen, und grössere, die sie zwischen Booten aufstellen und die Fische mit Tauen, an denen zusammengeflochtene Kokosblätter befestigt sind, hineintreiben; die letzteren sind oft stark genug, Haifische und Schildkröten darin zu halten. Eben so gewandt sind sie im Gebrauch von Leinen, die am Ende von langen Bambusstangen hängen, und Haken aus Perlmutter oder Stein mit Spitzen von Schildpatt, auch brauchen sie noch Speere zum Fischen; aber Wehre und die Betäubung der Fische finden sich nie erwähnt. Die Boote der Tonganer sind überaus kunstvoll und solid gebaut und von Reisenden oft bewundert worden. Es giebt zwei Arten, die kleineren, von denen die kleinsten, Bobau, aus einem gehöhlten Stamme bestehen, die grösseren, (Tafaanga, wenn sie mit Rudern, Hamatefua, wenn sie mit Segeln bewegt werden), besonders durch ihre Schnelligkeit ausgezeichnet sind und aus mit Kafa zusammengenähten Brettern hergestellt sind; sie haben 20 bis 30 Fuss Länge, beide Enden spitz und führen stets grosse Ausleger, die Enden sind bis auf je ein Drittel der Länge bedeckt. Die Doppelboote (Kalia), die durch Holzstücke in 5 bis 12 F. Entfernung mit einander verbunden sind, und deren eines der zu einem Boot entwickelte Ausleger ist, (weshalb es wie dieser Hama heisst), sind jenen im Bau ganz ähnlich, aber bis über 150 F. lang und führen öfter mehr als 150 Menschen; über beide liegt eine grosse, mit einem Geländer versehene Platform, von der ein Gang in den Grund des Hauptbootes führt, um das Wasser ausschöpfen zu können, und auf der eine Hütte für die Ladung und zum Schutz der Vornehmen steht; man bewegt diese grossen Boote mit Rudern und mit dreieckigen Segeln an einem Maste. Zu Ankern dienen Steine oder ein in den Meeresboden gestossener Pfahl. Im Gebrauch ihrer Boote sind die Tonganer überaus erfahren und gewandt, sie gelten für die tüchtigsten und unternehmendsten Seeleute unter allen Polynesiern, und damit hängt ohne Zweifel die grosse Verbreitung ihres Einflusses und ihrer Macht in früheren Zeiten zusammen. Die grossen Boote, welche besondere Namen führen, werden, wenn man sie nicht braucht, unter besonderen Schuppen (Halafolau) auf dem Lande aufbewahrt. Der Bau derselben hat bei der geringen Menge des Bauholzes seine

Schwierigkeiten, das ist der Grund, weshalb sie sie schon seit langer Zeit in Viti bauen, was die Gründung tonganischer Colonien daselbst zur Folge gehabt hat[4b]).

Was die Industrie betrifft, so sind sie in der Bereitung der Zeuge (ngatu) erfahren, erfahren, wenn auch nicht in dem Grade wie früher die Tahitier. Sie brauchen dazu die Rinde des Papiermaulbeerbaums, (für das gröbste die des Brodfruchtbaums), indem sie die in Wasser aufgeweichte Epidermis mit viereckigen, gerippten Hämmern schlagen und mit Hilfe einer Art Stärke aus Pfeilwurzel zu grösseren Stücken in Ballen von bis 50 Fuss Länge verbinden; das Zeug wird nach verschiedenen Mustern gefärbt, braun mit dem Saft der Ficus prolixa, schwarz mit Russ oder der Nuss der Aleurites triloba, das Besprengen mit dem Saft des Baumes Hea giebt einen glänzend rothen Firniss. Das so dargestellte Zeug ist von verschiedener Güte und Feinheit; das feinste ist das von Vavau. Matten flechten sie in grosser Menge und so schön, wie sonst kaum ein anderes polynesisches Volk, aus den Blättern der Pandanus, Paritium tiliaceum, einer Art Musa (olonga), der Kokospalme und von verschiedener Feinheit zur Kleidung, zum Schlafen, zur Bedeckung des Bodens und zu Segeln; die besten liefert Haabai. Nicht weniger Geschick zeigen sie in der Verfertigung der Netze, in der sie den Europäern gar nicht nachstehen, und der Kafa, den sie mit der grössten Zierlichkeit aus den Fasern der Kokosnuss flechten und schwarz und roth färben. Eben so machen sie sehr zierliche Körbe aus denselben Materialien wie die Matten und aus Kafa und Zwirn aus den Fasern einer Musa. Kokosöl bereiten sie auf eine kunstlose und verschwenderische Weise, indem sie das zerriebene Fleisch der Nuss in eine Art Trog schütten und das Oel durch die Hitze sich abscheiden lassen. Ihr Haus- und Bootbau zeigt, dass sie für Zimmermannsarbeiten Geschick haben, und dies Handwerk gilt bei ihnen für das ehrenvollste. Ihre Geräthe bestanden früher aus Knochen, Stein oder Muscheln. Sie hatten Beile aus vulkanischem Gestein, Messer theils aus Bambus, theils mit Haifischzähnen besetzte Holzstücke, Bohrer aus Haifischzähnen, Feilen aus rauher Fischhaut. Ihr Hausgeräth ist einfach; zum Kochen dienen irdene Töpfe aus Viti, für Flüssigkeiten hölzerne Bolen, Schalen sind aus Holz, Kokosnüssen, auch Kalebassen, die Stelle der Schüsseln vertreten Körbe, die der Teller Bananenblätter, in denen sie selbst Flüssigkeiten tragen. Hausgeräth sind eine Art geschnitztes Kopfkissen aus Holz

oder Bambus, ähnlich gemachte Stühle, Kämme aus den Rippen der Kokosblätter, Fackeln aus denselben, eine Art Fliegenklappe, Fächer aus Blättern, jetzt auch Palankin (fata) aus Kokosmatten, durch die man einen Stock steckt. Alle hölzernen Geräthe werden oft sehr kunstvoll mit dem Elfenbein der Walfischzähne ausgelegt.

Die religiösen Ansichten der heidnischen Tonganer sind uns nur unvollkommen bekannt. Sie glaubten an eine Menge von Göttern (Otua), die in zwei Klassen, die oberen und die aus den Seelen gestorbener Vornehmer hervorgegangenen, zerfielen[5]). Der oberen sollen nach Mariner an 300 gewesen sein; wenn er aber hinzufügt, die meisten seien Schutzgötter einzelner Menschen gewesen, so geht daraus hervor, dass die Mehrzahl eigentlich der zweiten Klasse angehört, wie auch schon die manchen gegebenen Namen z. B. Talaitubo, Tubototai u. s. w., die mit Namen von Menschen identisch sind, beweisen. Nach den Missionaren[6]) hatten sie besonders 4 obere Gottheiten, Maui, der allen Polynesiern bekannt und eher eine mythische Figur als eine Gottheit zu sein scheint, (er soll auch hier die Inseln aus dem Meere gezogen, sein Sohn Kijikiji den Menschen das Feuer gebracht haben), Hikuleo, der Herr der Unterwelt, der den Uebergang der Seelen zu den Göttern leitet, Tangaloa, der in den Wolken wohnt, der Schöpfer der Welt, speciell der Gott der Zimmerleute und aller Fremden, und Heumoana uliuli, der tonganische Neptun; allein damit scheint ihre Zahl nicht erschöpft, es dürften ihnen noch andere zugerechnet werden, wie Aloalo, der Gott des Regens und der Vegetation, der (nach Cook) der Hauptgott in Haabai war, von anderen lässt es sich nicht mehr entscheiden. Die zweite Klasse bestand aus den in Götter übergegangenen Seelen der gestorbenen Vornehmen, der Eiki wie der Matabule, die von den in nächster Beziehung zu ihnen Stehenden angerufen wurden und Opfer erhielten, und deren Zahl begreiflich sehr gross war. Tempel werden oft erwähnt; wenn Cook sie und die Begräbnissplätze für gleichbedeutend erklärt, so kommt das daher, weil die Verehrung der Götter der zweiten Klasse bestimmt an den Gräbern stattfand. Aber die der ersten Klasse hatte besondere Tempel, Häuser in der Mitte von Grasplätzen und von Umzäunungen umgeben, ganz den Wohnhäusern der Vornehmen ähnlich, nur noch zierlicher und sehr sauber gehalten; die sogenannten heiligen Dörfer, wie Maofanga in Tonga und Neiafu und Ngakau in Vavau, hatten diesen Namen, weil in ihnen solche Tempel und Gräber berühmter Häuptlinge

lagen, auch die Hufanga, Plätze, die Bedrängten als Asyl dienten, scheinen ursprünglich Tempel gewesen zu sein. In den Tempeln hatten die Tonganer kleine, hölzerne Götterbilder von beiderlei Geschlecht und oft von grossem Alter, sie scheinen Darstellungen der Götter der zweiten Klasse gewesen zu sein und erhielten gewöhnlich keine Verehrung, ausser wenn man annahm, dass sich der Gott in ihnen aufhalte. Denn der allgemeine Glaube war, dass diese Götter sie, wie gewisse Thiere, (Fledermäuse, Haifische, Seeschlangen, Schildkröten), Bäume, selbst Geräthe aller Art zu Zeiten besuchten und darin ihren Wohnsitz nähmen; diese Dinge waren dann als hochheilig dem Gebrauch aller derjenigen entzogen, die mit dem Gott grade in näherer Verbindung standen. Auch Menschen konnten auf diese Weise von Göttern in Besitz genommen werden, und die Priester (taula), die eine erbliche, an Einfluss nur den Häuptlingen nachstehende Klasse bildeten, und denen der Gottesdienst anvertraut war, besassen ihr Ansehen besonders dadurch, dass sie es waren, die von den Göttern inspirirt wurden und den Willen derselben verkündeten. In den heiligen Dörfern gab es eine Art Oberpriester; auch eine Klasse von Dienern der Priester (feao), welche für die Ordnung der Tempel sorgen und bei Opfern helfen mussten, wird erwähnt.

Das Tapu (tabu) bestand in seiner weitesten Ausdehnung und mit den gewöhnlichen Beschränkungen für die damit Belegten, namentlich dem Verbot des Essens mit eigenen Händen. Heilig waren Tempel, Begräbnissplätze, alles was mit den Göttern und den Häuptlingen zusammenhing, alles konnte es werden, was die Vornehmen damit belegen wollten, die auch allein ein so aufgelegtes wieder aufheben konnten. Dies gescah in Verbindung mit einer besonderen Festlichkeit, dem Fakalahi; wer unversehens einen Vornehmen berührt hatte, musste sich durch das Moemoe (oder Fota), der Berührung des Kopfes durch den Fuss des Vornehmen, von diesem Bruch des Tapu reinigen. Wissentliche Verletzung des Tapu straften die Götter durch den Tod; ob das geschehen sei, entnahm man aus dem Zustande der Eingeweide des Gestorbenen. Die Unterwelt der Tonganer war das von ihrer Heimath im W. liegende Bulotu, ein mit allen Gütern reichlich versehener Platz, an dem die Götter lebten; von da sollten einer Sage nach niedere Gottheiten nach Tonga ausgewandert sein, von denen die Menschen stammten. Auch die Seelen der Vornehmen gingen nach dem

Tode dahin und wurden hier zu Göttern erhoben; die Gemeinen sollten keine Seele haben. Der Gottesdienst bestand aus Opfern gewöhnlich von Lebensmitteln und allerlei Geräthen; in Zeiten grosser Noth opferte man auch Menschen, theils aus gewissen dazu bestimmten Familien, theils Kinder aus Ehen der Vornehmen mit Frauen niedrigen Standes. Eben dahin gehört das Tutunima, das im Abschneiden der Glieder der kleinen Finger bestand, die man als Opfer darbrachte und als Aequivalent für das Opfer des ganzen Menschen ansah. Gebete (lotu) wurden von den Priestern im Auftrage Einzelner an die Götter gerichtet. Es gab auch gewisse religiöse Feste, von denen das bedeutendste das Fest Inaji war, das in der Darbringung der Erstlingsfrüchte der Yamserndte an die Götter und den König des Landes, wie in der Aufhebung des auf die Felder gelegten Tapu bestand, und das Cook und Mariner so anschaulich schildern[7]); ein anderes war das Tautau, das man, wenn der Yams zu reifen beginnt, feierte, um von Aloalo gutes Wetter zu erbitten, und zwar in Zwischenräumen von 10 Tagen achtmal. Ausser diesen gab es noch andere ähnliche, wie deren auch bei Begräbnissen und Hochzeiten gefeiert wurden. Orakel gab besonders der Priester, wenn er sich im Zustande der Inspiration durch einen Gott befand. Auch der Glaube an Omina und Zauberei war allgemein verbreitet, die letzte sehr gefürchtet; sie bestand in dem Aussprechen von Verwünschungen (Tuki, Vangi) oder in dem Tatao, (Eingraben des Eigenthums des Betreffenden in einem Tempel oder bei dem Grabe eines Vornehmen, was seinen Tod herbeiführen sollte), Gegenzauber wandten die Priester auch an.

Die Todten begrub man in der Erde. Bei den Vornehmen war natürlich die Bestattung sehr feierlich. Die Leiche wurde gewaschen, gesalbt und in Zeug gewickelt, dann in ein Grab gelegt, das in dem Feitoka gegraben war, (einem künstlichen Hügel von bis über 20 Fuss Höhe, der ausserhalb mit grossen behauenen Quadern von Korallenfels umlegt, in einigen Fällen auch mit einem hölzernen Zaun umgeben war und durch Stufen erstiegen wurde), die Grube wurde mit weissem Sande, den die Trauernden in langem Zuge vom Strande in besonders dazu verfertigten Körben herbeitrugen, ausgefüllt, weil die Erde den Todten nicht berühren durfte, der Boden über dem Sande mit schwarzen und weissen Kieseln zierlich und künstlich belegt und über das Ganze ein kleines Haus gebaut, das augenscheinlich als Tempel für den zum Gott erhobenen

Todten diente, und in dem er auch Verehrung empfing, um das Ganze endlich Casaurinen gepflanzt. Während der Bestattung trugen die Leidtragenden zerrissene Matten und um den Hals Kränze von Blättern des Inocarpus. Hierauf folgten noch andere Feierlichkeiten verschiedener Art, die bei gewöhnlichen Häuptlingen 10 Tage, bei dem Tuitonga 4 Monate dauerten und mit glänzenden Festmahlen verbunden waren; am 20. Tage nach der Beisetzung wurden die zur Ausschmückung des Grabes dienenden Kiesel geholt. Eine frühere, schon zu Mariners Zeit abgekommene Sitte forderte, dass bei dem Tode des Tuitonga seine erste Frau getödtet und mit ihm in das Grab gelegt wurde. Trauerceremonien gab es verschiedene, das Einbrennen von Flecken im Gesicht durch glimmende Zeugstücke (tutu) und von concentrischen Kreisen auf den Armen (lafa), das Schlagen der Wangen und Wundreiben derselben (tuki), die Verletzung des Kopfs und auch anderer Körpertheile durch Haifischzähne (foa ulu) und das Abscheeren des Haupthaars. Gemeine begrub man ohne grosse Feierlichkeiten, alle Fremden, Europäer wie Polynesier, nicht auf den gewöhnlichen Begräbnissplätzen, sondern an besonderen Orten. Die Bestattung der Vornehmen besorgten gewisse Familien der Matabule (tufunga tabu), in denen dieses Amt erblich war.

Die politische Gestaltung des Staates Tonga, wie sie am Ende des vorigen Jahrhunderts bestand, liefert uns ein Bild der ursprünglichen Verfassungsverhältnisse, wie wir es bei keinem anderen polynesischen Volke finden. Der Archipel bildete einen Staat, zu dem auch noch andere ferner liegende Inseln gehörten. Die Inseln zerfielen in Districte, deren Zahl wir nicht genau kennen, da auch Unterabtheilungen derselben oft als solche betrachtet zu sein scheinen; allgemein scheint eine Eintheilung in 3 Hauptdistricte bestanden zu haben, Hihifo (der Westtheil), Mua (die Mitte), Hahake (der Osttheil)[8]). Die Bevölkerung theilte sich in zwei grosse Abtheilungen, die Vornehmen und die Gemeinen, je nachdem ihnen das Tapu beiwohnte oder nicht; jede derselben zerfiel wieder in mehrere Klassen. Die Vornehmen theilten sich in die Hau, Eiki und Matabule[9]). Von diesen sind die Hau die Mitglieder des fürstlichen Geschlechts, das an der Spitze des Staates stand, und deren Haupt, der König des Staates, den Titel Tuitonga führte, die höchsten politischen und zugleich priesterlichen Ehren genoss, eine Stellung den Göttern gleich einnahm und seiner Heiligkeit wegen

6*

absolute Gewalt über Personen und Eigenthum besass. Es ist eigenthümlich und wohl nur aus seiner göttlichen Natur zu erklären, dass er weder tättowirt noch beschnitten werden durfte. Die Würde war erblich, den Rang bestimmte wie bei allen Vornehmen der Rang der Mutter; nicht bloss Söhne, auch Töchter scheinen erbberechtigt gewesen zu sein, allein der Tuitonga hatte das Recht, vor seinem Tode einen Nachfolger aus seiner Familie zu bestimmen, falls er der Einwilligung der Eiki sicher war. Denn vor dem Antritt der Regierung erfolgte eine Art Weihung und Krönung des Königs, bei der unter allerlei religiösen Ceremonien der Name des neuen Herrschers feierlich ausgerufen wurde. Die zweite Person im Staate war der Tui Ardeo (Mariners Veachi), der an Heiligkeit und Würde dem Tuitonga nicht nachstand, der Art, dass dieser ihm sogar die dem Höheren zukommenden Ehrenbezeigungen leisten musste, allein kein Ansehen im Staat besass und wahrscheinlich der Nachkomme einer früheren, durch Bürgerkriege entthronten Herrscherfamilie war. Die zweite Klasse der Vornehmen sind die Eiki oder Hou eiki, die Häuptlinge, deren Einfluss die absolute Macht der Könige beschränkte, und unter denen besonders die älteren (kau matua) sehr angesehen waren; sie standen den Districten als deren Verwalter vor und wurden dazu vom Tuitonga eingesetzt, wenngleich dabei die Erblichkeit der Würde schon lange bestanden haben mag, sie zogen vom Volke die Steuern ein, die sie an den Tuitonga ablieferten. Man bezeichnete sie durch die Namen ihres Districts mit Vorsetzung des Wortes Tui (Herr). Aber manche dieser Häuptlinge hatten zugleich noch eine besondere Würde im Staat zu bekleiden, die bereits durch den ihnen zukommenden Titel angezeigt war, so der Tuihatakalawa, der unter der Oberaufsicht des Tuitonga der ganzen Verwaltung vorstand, der angesehenste aller Eiki, der Tuikanokobolu, der vom Tuitonga eingesetzt wurde und die executive Gewalt, namentlich die Führung des Heeres besass, der Lavaka, dem die Aufsicht über den religiösen Cultus zukam. Die dritte Klasse der Vornehmen waren die Matabule, deren Würde ebenfalls in gewissen Familien erblich war, und die man gewöhnlich als Diener und Beamte der Eiki auffasste, die aber auch gewisse besonders geachtete Handwerke betrieben (Bau der Boote, Verfertigung der Waffen, Auslegen der Geräthe mit Elfenbein) und ohne Zweifel auch Grundeigenthum besessen haben, wie alle Vornehmen, denn in einzelnen Fällen standen sie selbst Districten vor, wie die Eiki[10]).

Die zweite Volksabtheilung, die niederen Stände, zerfiel wieder in zwei Klassen, die Mua, die grösstentheils Handwerker waren, obschon auch einige Grundeigenthum besessen haben sollen[11]), und die am tiefsten stehenden Tua, zu denen die grösste Zahl der Bauern gehörte, die auf den Gütern der Grundbesitzer lebten, die sie als Pächter bebauten, jedoch persönlich frei waren, von Handwerken nur die niedrigsten betreiben und nur Köche und Barbierer sein durften. Endlich gab es noch Sklaven (tamaioeiki), die theils Kriegsgefangene, theils Verbrecher waren, die, statt hingerichtet zu werden, zur Dienstbarkeit verurtheilt wurden. Das Verhältniss zwischen den beiden Volksklassen war eigenthümlich, die Ehrfurcht der Gemeinen vor den Vornehmen ganz erstaunlich und der Druck, den sie zu Zeiten von ihnen zu erleiden hatten, arg; das Bewusstsein, dass dem Adel eine besondere religiöse Kraft beiwohne, vermag das allein zu erklären. Diese Ehrfurcht zeigte sich auch in den Ehrenbezeigungen, die man den Vornehmen erweisen musste, und die sich am schärfsten bei dem Tuitonga zeigten; niemand durfte vor dem Höheren stehen oder sich in seinen Rücken begeben, wer einem solchen begegnete, setzte sich auf den Boden nieder, der Lastträger nahm seine Last ab. Bei dem Tuitonga bestand die Begrüssung darin, dass man sich vor ihm niederwarf und seine Fusssohle mit den Händen berührte oder seinen Fuss auf den eigenen Nacken setzte; aber dieselbe Ehre musste der Tuitonga dem Tui ardeo und, wenn er ältere Geschwister (Tamaha) hatte, diesen erweisen, die letzten und ihre Kinder hatten hier ganz dieselbe Stellung wie die Vasu in Viti [12]).

Die Verwaltung des Staates war natürlich sehr einfach; sie war dadurch bedingt, dass der Wille der Vornehmen dem Volke Gesetz war. Alles Land war Grundeigenthum und nur in den Händen der Vornehmen, von denen es für einen Zins verliehen wurde; zugleich zahlte das Volk halbjährlich eine von den Häuptlingen festgestellte Steuer in Producten an den König, alle Schildkröten mussten den Häuptlingen geliefert werden, von grossen Fischen erhielten sie die Hälfte. Zum Kriegsdienste war jeder verpflichtet; es war Sitte, eine Art Leibwache aus den kriegsgeübten Vitiern zu unterhalten. Auch fanden allgemeine Versammlungen der Vornehmen (fono) Statt, bei denen die strengste Etikette herrschte und gewöhnlich gewisse dazu bestimmte Häuptlinge redeten; die Beschlüsse machte ein Matabule dem Volke bekannt.

Eine Gesetzgebung existirte nicht; die Regenten der Districte bestraften gewisse Vergehen, allein ganz nach Willkür, Strafen waren der Tod (namentlich für Beleidigung der Götter und der Häuptlinge), körperliche Züchtigung u. s. w. So waren die Gemeinen dem Druck der Vornehmen ganz blossgestellt, die absolute Macht der Könige nur durch den Einfluss, den durch Reichthum und persönliche Eigenschaften hervorragende Häuptlinge ausüben konnten, beschränkt. Aus diesen Verhältnissen hat sich denn auch der jetzt bestehende Staat entwickelt. Die frühere Herrscherfamilie der Fatafehi wurde 1800 durch eine Empörung mächtiger Häuptlinge gestürzt, und in den darauf folgenden Unruhen gelang es dem Häuptlinge von Haabai, der sich auch Vavaus bemächtigt hatte, die Herrschaft an sich zu reissen und nach langen Kämpfen den ganzen Archipel zu einem Staate zu vereinigen, der nun einen ganz verschiedenen, allmählich immer mehr dem der europäischen Monarchien ähnlichen Charakter angenommen hat, wobei der Einfluss des inzwischen verbreiteten Christenthums unverkennbar ist. Die Grundlage desselben ist durch die neue Gesetzgebung 1839 gelegt, die, später vielfach modificirt, endlich im Juni 1862 endgültig bekannt gemacht worden ist; sie setzt besondere Gerichtshöfe[13]) aus Häuptlingen mit feststehenden Strafen für gewisse Vergehen fest verbietet den Verkauf des Grundeigenthums an Fremde, führt eine Art Parlament, das aus Häuptlingen besteht, ein, regelt die zu entrichtenden Steuern, auch eine Fahne und Flagge ist angenommen.

Dass die Tonganer bei ihrer Kraft und männlichen Gesinnung den Krieg liebten, begreift man. In vorhistorischen Zeiten haben sie sogar Heereszüge in weite Fernen unternommen; die Erinnerung daran hat sich noch in den Traditionen anderer Polynesier erhalten[14]); in neueren Zeiten haben sie in ihrer Heimath nur bei bürgerlichen Unruhen Krieg geführt, einzelne dagegen eifrig an den Kämpfen der Vitier Theil genommen und manches von diesen entlehnt. Niemals aber zeigten sie in ihren Kämpfen die wilde Grausamkeit wie ihre Nachbarn; Köpfe erschlagener Feinde dienten als Trophäen. Ihre Waffen waren mit eben so viel Sorgfalt als Geschmack gearbeitet. Sie bestanden aus Keulen, die oft zierlich geschnitzt und ausgelegt waren, langen Speeren und Wurfspiessen, wie die Keulen aus Casuarinenholz mit Bärten oder Spitzen aus Rochenstacheln, Schleudern, endlich, was sie von den Vitiern angenommen hatten, Bogen aus Mangrove- oder Casuarinenholz und

Pfeilen von Rohr mit harten Holzspitzen, die zum Kriege dienenden Bogen wie Pfeile hatten nur die halbe Länge wie die zur Jagd gebrauchten. Jetzt sind aber alle diese Waffen durch die der Europäer (Flinten und Beile) verdrängt, auch einige Kanonen besitzt der König. Vertheidigungswaffen gab es nicht, allein sie verstanden es, Festungen (Kolo) zu bauen aus starken Palissadenzäunen von Kokosholz, die von tiefen Gräben umgeben und noch durch Gruben mit spitzen Bambuspfählen geschützt waren.

Den höheren Grad der Bildung, den die Tonganer erreicht haben, zeigt auch ihr gesellschaftliches Leben. Sie lebten in der Polygamie, doch hatten die Häuptlinge gewöhnlich allein mehrere Frauen, die Gemeinen in der Regel nur eine. Die Heirathsceremonien bestanden vor allem in grossen Festen, gegen welche die religiösen Feierlichkeiten sehr zurücktraten; Scheidungen der Ehe geschahen leicht und einfach. Die Stellung der Ehefrauen ist eine auffallend günstige: sie werden mit Achtung behandelt und haben keine schweren Arbeiten zu verrichten; sie sorgen allein für die Wirthschaft, (doch ist Kochen Sache der Männer), und die Familie, sammeln Muscheln und bereiten Zeug und Matten, während alle schwereren Arbeiten, auch der Landbau, den Männern obliegen; Beispiele von glücklichen Ehen sind nichts weniger als selten. Die Ehefrauen sind entschieden keusch und züchtig; die unverheiratheten geniessen volle Freiheit, allein die Berichte früherer Reisender über ihre Liederlichkeit sind übertrieben oder finden ihre Erklärung hauptsächlich in der Zuchtlosigkeit der Europäer. Kindermord war stets unbekannt, nicht so die Abortion. Nach der Geburt eines Kindes fanden religiöse Ceremonien Statt, die in einer Art Reinigung der Frau bestanden; das Kind wurde nach der Geburt mit Curcumapulver bestrichen, welches sie sonst nie brauchten.

Was ihre Kenntnisse betrifft, so hatten sie eine Eintheilung des Jahres in 12 Mondmonate nebst einem besonderen Schaltmonat; regelmässig wiederkehrende Feste bezeichneten den Anfang des neuen Jahrs. In der Medicin sind sie durchaus nicht ohne Geschick und Erfahrung; sie verstehen die Behandlung der Wunden, Aderlässe (tafa) vermittelst einer Muschel, die Heilung von Arm- und Beinbrüchen, Amputation der Finger durch scharfe Muscheln oder Messer, auch kennen sie die officinellen Kräften mancher Pflanzen und wenden sie als innerliche Arznei an. Es giebt eine Klasse von Aerzten (kau faitoo), die ihre Kenntnisse auf ihre Nachkommen

vererben, aber ein grosser Theil ihrer Heilkunst bestand in Gebeten, Opfern und Befragung der inspirirten Priester. Sehr beliebt waren die Tänze (ula), bei denen sie möglichst geschmückt erschienen, besonders mit dicken Lagen Zeug umwickelt, wie es überhaupt bei feierlichen Gelegenheiten Sitte war; die Tanzfeste wurden besonders nach Sonnenuntergang gefeiert und waren von verschiedener Art. Musikalische Instrumente sind die Flöte (fangofango) aus Bambus, die mit der Nase geblasen wird, die Panflöte, aus bis 10 Stücken dünner Bambus zusammengesetzt, die Trommel (nafa oder lali), die jetzt die Stelle der Kirchenglocke vertritt, aus einem ausgehölten Holzklotz, die Muscheltrompete, um bei der Schiffahrt Zeichen zu geben, dann hole Bambusröhre, die auf den Boden gestossen werden, während zugleich auf ein anderes geschlagen wird, zur Begleitung des Tanzes. Lieder (meke) haben sie viel und von verschiedener Art, sie dienen auch, den Tanz zu begleiten; ihr Gesang ist übrigens melodisch und harmonisch, die Lieder haben oft einen bestimmten Rhythmus und Reime, sie sind lyrischer Art, auch Romanzen, und die von Mariner mitgetheilten zeigen, dass es ihnen an poetischem Talent nicht fehlt. Es gab auch besondere Dichter von Liedern, die sehr geehrt waren.

Spiele sind mancherlei Art. Das geehrteste ist das Liagi, das im schnellen Nachahmen gewisser von einem Anderen gemachter Zeichen besteht, dann Speerwerfen, Ringen, Faust- und Keulenkampf, Wettlaufen und Wettfahrten in Booten und andere mehr. Auch die Jagd auf Ratten, die sie mit Pfeilen schiessen, ist ein Spiel, da zwei Parteien mit einander kämpfen, und die, welche zuerst 10 erlegt hat, gewinnt. Sonst fangen sie noch Tauben in Netzen und durch Hilfe von Lockvögeln. Empfangsceremonien bestehen im Ueberreichen einer Kawawurzel oder Wehen mit einer kleinen weissen Fahne; die Weise der Begrüssung ist das bekannte Nasen, die Sitte, einen Freundschaftsbund durch Vertauschung der Namen abzuschliessen, ist allgemein, und eine Danksagung für Geschenke besteht darin, sie auf den Kopf zu legen. Bei feierlichen Besuchen, welche sich die Vornehmen oft unter streng festgehaltener Etikette abstatten, ist die Ueberreichung grosser Geschenke unerlässlich. Sie sitzen kreuzweis auf dem Boden und gehen in Gesellschaft stets einer hinter dem Anderen.

Für den Handel haben sie grosse Neigung und ihn jederzeit eifrig und lebhaft betrieben. Münzen haben sie ihrem Werth nach

erst seit kurzer Zeit kennen gelernt. Die Handelsartikel, welche sie liefern, bestehen aus Lebensmitteln, Geräthen aller Art, jetzt vorzüglich aus Kokosöl, und mit diesen Dingen treiben sie auch unter sich Verkehr; die von den Europäern eingeführten Gegenstände sind Eisenwaaren, Zeuge, Waffen, Flaschen, Spiegel, Glaskorallen u. s. w. Früher bestand auch ein lebhafter Handel mit Viti, der jetzt sehr abgenommen hat. Der europäische Verkehr ist überwiegend in den Händen der Kaufleute von Sydney; die übrigen europäischen Waaren liefern besonders die Walfischfänger, welche den Archipel der Lebensmittel halber häufig besuchen.

Die Sprache der Tonganer ist eine polynesische, die sich jedoch von den übrigen polynesischen durch die Aufnahme gewisser Laute (j und ch), auch durch einige grammatische Eigenthümlichkeiten unterscheidet. Sie wird in allen Inseln des Archipels und ausserdem noch in einigen der umliegenden Inseln gesprochen und zwar mit auffallend geringen dialektischen Verschiedenheiten. Es giebt auch eine ceremonielle Sprache, deren man sich den Häuptlingen gegenüber bedient.

Die Bewohner dieses Archipels haben es zum grossen Theil der kräftigen Entwicklung ihres Staates zu danken, wenn sie mit den Europäern in geringere Verbindungen getreten sind als andere Polynesier. Denn wenn sich auch namentlich in den neuesten Zeiten mehrere unter ihnen des Handels halber niedergelassen haben, so ist doch ihr Einfluss ein nur geringer geblieben. Desto inniger und folgenreicher ist die Verbindung der Tonganer mit den christlichen Missionaren für sie geworden. Den ersten Versuch, das Christenthum einzuführen, machte die Londoner Missionsgesellschaft, die 1797 zehn Missionare nach Tongatabu sandte; er schlug in Folge der inneren Kämpfe, die bei dem Untergange der Dynastie der Fatafehi ausbrachen, fehl. Ein zweiter, den der Wesleyanische Missionar Lawry 1822 unternahm, gelang nicht besser; 1826 wurde der dritte Versuch gemacht, und wenn es den Wesleyanischen Geistlichen auch nicht glückte, in Tongatabu Fortschritte zu machen, so hatten sie doch in Haabai 1830 glänzende Erfolge, zumal da der König Taufaahau (Georg) am Anfange seiner politischen Laufbahn sich eng mit ihnen verbündete und nicht bloss die Einführung der neuen Lehre in ganz Haabai durchsetzte, auch den Geistlichen 1831 Zugang in Vavau verschaffte und, nachdem er 1833 dies mit Haabai vereinigt hatte, auch hier das Christenthum

vollständig einführte. Nur ein Theil der Einwohner von Tongatabu blieb den Missionaren feindlich und dem Heidenthum treu, allein einzig aus Abneigung gegen Taufaahau, der seine Versuche, die Insel vollständig zu unterwerfen, nicht aufgab und seine Pläne zuletzt auch durchgeführt hat. Diese Spaltung benutzten katholische Geistliche, sich 1841 in Tongatabu festzusetzen und die heidnische Partei für ihren Glauben zu gewinnen; später hat 1858 ein französisches Kriegsschiff Taufaahau gezwungen, sie auch in seinen übrigen Besitzungen zuzulassen, ohne dass sie dadurch viel gewonnen hätten. Die Zahl der Katholiken geben katholische Berichte auf 2200, protestantische auf 1200 an; alle übrigen Einwohner sind Protestanten [15]).

DRITTES KAPITEL.

Futuna. Uea. Niuafou. Niua. Niue.

In dem Meeresraume zwischen Viti, Tonga und Samoa wie im O. von Tonga liegen noch einige Inseln und kleine Gruppen zerstreut, die sich an Tonga anschliessen, mit dessen Bevölkerung die ihrige das Meiste gemein hat.

1. Die Gruppe Futuna ist von le Maire und Schouten 1606 entdeckt und Hoorne benannt, dann 1768 von Bougainville wieder entdeckt, der ihr den Namen Enfant perdu gab, allein so wenig untersucht worden, dass nächst dem von Graeffe über sie Mitgetheilten [1]) noch immer die Beobachtungen der alten Holländer von Werth sind. Sie liegt NO. von Viti und SW. von Uea, von beiden gleich fern und besteht aus zwei Inseln, einer grösseren, Futuna, im NW. und einer kleineren, Alofi, im SO., die ein $^1/_4$ M. breiter Kanal trennt. Beide sind hoch und bergig, vulkanischen Ursprungs; Erdbeben sind häufig, in Alofi sollen heisse Quellen sich finden und aus Spalten der Felsen heisse Dampfwolken aufsteigen. Der Boden ist von grosser Fruchtbarkeit und mit dichter Vegetation bedeckt; die Flora scheint der von Samoa nahe verwandt, die allein bewohnten Küsten sind voll Kokospalmen und Pflanzungen, in denen die bekannten Culturgewächse des Oceans gezogen werden. Auch die Fauna hat nichts Auffallendes; die Einwohner haben Schweine, von Vögeln sind besonders Tauben, welche die Holländer auch ge-

zähmt sahen, und Papageien, von Amphibien Schlangen. Die Küsten sind von Korallenriffen umgeben, daher schwer zugänglich. Futuna ist 2 M. lang und über 1 M. breit; das Innere ist mit felsigen Bergen angefüllt, deren höchster, der Mt. Schouten (14° 14' Br., 178° 7' W. Lge.), 762 M. misst. An ihrer Südwestseite liegt der einzige Hafen der Gruppe, Singavi, (wahrscheinlich die Eendrachtbai der Holländer und die Schoutenbai des Cap. Wilson)[2]), ein beschränkter, von Korallenfelsen umgebener Ankerplatz, der ausser gegen SW. ganz geschützt ist. Alofi ist nur halb so gross als Futuna und ebenfalls hoch und gut bewaldet.

Die Bewohner der Insel Futuna, (denn Alofi ist jetzt unbewohnt und enthält nur Pflanzungen), sind Polynesier, den Samoanern nahe verwandt, wie sie denn auch einen samoanischen Dialekt sprechen, aber stark mit Vitiern vermischt, von denen sie Manches angenommen haben. Sie erschienen den Holländern wie alle Polynesier, freundlich und gutherzig, ausschweifend und diebisch, und gehören überdies zu den kriegslustigsten aller polynesischen Völker. Ihre Zahl soll nach den katholischen Missionaren 2500 betragen, was vielleicht übertrieben ist. Sie sind stark und kräftig gebaut, schön, aber mit wilden Zügen, etwas dunkler als die Samoaner; das Haar ist bald kraus, bald lang, an Krankheiten leiden sie auffallend wenig, der so allgemeine Aussatz scheint unbekannt. Ihre Nahrung ist vorherrschend eine vegetabile; Schweine backen sie in den bekannten Oefen, Fische essen sie auch, wie oft die Polynesier, zu Zeiten roh, Kawa trinken sie ganz wie in Tonga bei allen Festen, die Schilderung der Bereitung des Getränkes bei Schouten ist die erste, die wir davon besitzen. Anthropophagie bestand in erschreckender Weise, sie stahlen deshalb selbst Kinder den Müttern; sie soll erst vor einigen Jahrhunderten in Folge einer grossen Hungersnoth aufgekommen, aber kurz vor der Niederlassung der Missionare durch einen Beschluss der Häuptlinge unterdrückt sein. Die Kleidung besteht aus einem Schurz um die Lenden aus Zeug oder Kattun; das Haar trugen die Männer in verschiedenen Formen nach ganz melanesischer Weise, in einen Knoten gewickelt, in einen oder mehrere Zöpfe geflochten, auch mit Federn geschmückt, die Frauen schneiden die Haare kurz ab; beide Geschlechter bemalen den Leib mit rother Farbe. Die Häuser fanden die Holländer kegelförmig mit gerundeten Gipfeln und Palmblattdächern; jetzt sind sie oval, den samoanischen ähnlich, doch ärmlicher, den Dach-

stuhl stützen Balken, die Wände vertritt eine Art Brustwehr aus Stämmen, über die man in das Innere steigt, das mit Steinen bestreut und mit Matten bedeckt ist, Thür und Fenster fehlen, das Dach besteht aus Zuckerrohrblättern, die an Rohrstäbe genäht sind. Sie bauen das Land und fischen mit Netzen und Haken; bei der Ebbe sammeln sie Muscheln. Zeug, das sie braun zu färben und mit hübschen Figuren zu schmücken verstehen, bereiten sie aus Rinde; sie haben Matten, hölzerne Kopfkissen, Körbe aus Kokosblättern, Fächer, Kokosöl bereiten sie viel zum Handel mit den Europäern. Ihre Waffen sind Keulen von Holz, Speere, Schleudern, eine mit Haifischzähnen besetzte Waffe, die an ähnliche der Bewohner der Gilbertinseln erinnert; auch haben sie wie diese eine Art Panzer aus Kokosfasern. Sie liebten den Krieg und führten ihn mit Grausamkeit; sie besassen auch eine Art Festungen in den Bergen zum Schutz der Besiegten. Ihre mit Rudern bewegten Boote sind nur klein.

Von ihrer Religion wissen wir nichts, als dass sie keine Idole besassen; alles was das Meer ans Land warf, wurde den Göttern geopfert[3]). Sehr beliebt waren die jetzt ausser Gebrauch gekommenen Tänze, die sie mit einer Trommel begleiteten. Als Friedenszeichen dienen grüne Zweige und kleine weisse Fahnen; auch üben sie die Sitte, zum Dank Geschenke auf den Kopf zu legen. Kokospalmen erklettern sie schnell mit Hilfe eines kleinen Stricks. Sie zerfallen in Stämme, die kleine monarchische Staaten bildeten. Die Holländer fanden deren zwei in den beiden Inseln, deren Fürsten den Titel Ariki[4]) führten, dabei sahen sie noch einen Mann, der an Ansehen, nicht an Einfluss, beide übertraf, was lebhaft an tonganische Verhältnisse erinnert. Jetzt leben in Futuna zwei Stämme, Mara und Lava, die beständig einander feindselig waren; die Missionare haben vergeblich eine Vereinigung beider versucht, denn noch jetzt bestehen zwei Staaten im West- und im Osttheil der Insel. Katholische Geistliche liessen sich 1837 hier nieder, anfangs mit geringem Erfolg, bis ihnen nach der Ermordung des Missionar Chanel die Bekehrung vollständig gelang; sie beherrschen jetzt das Volk ohne Schranken, geben Gesetze und legen Strafen auf[5]).

2. Die Gruppe Uea (Uvea). Sie ist 1767 von Wallis entdeckt und nach ihm benannt, wie sie später von Maurelle seinen Namen erhalten hat, ist aber seitdem, so häufig sie besucht worden ist, doch niemals gründlich erforscht; Graeffe's Nachrichten über sie

sind noch die besten, die wir haben[6]. Sie liegt etwa 50 M. W. von Samoa und besteht aus über 12 kleinen Inseln, die von einem grossen Barrierriff von $3^1/_2$ M. Länge und 2 M. Breite umgeben werden, das noch einige kleine Riffinseln trägt. Die in der Lagune liegenden Inseln sind grösstentheils hoch, bergig und vulkanischen Ursprungs; es giebt noch mehrere Krater von trichterartiger Form, von denen 3 bis 4 auf der Hauptinsel mit Seen angefüllt sind und mit den steilen, mit der schönsten Vegetation bekleideten Wänden einen höchst anmuthigen Anblick gewähren. Der Boden ist grösstentheils da, wo die Lava stark aufgelöset ist, überaus fruchtbar und mit einer Vegetation bedeckt, die sich von der samoanischen und tongischen ebenso wenig unterscheidet, als die Thierwelt; an Mollusken und Zoophyten ist das Wasser innerhalb des Riffes sogar reicher als irgend ein Theil Samoas. Die Lagune ist voller Korallenbänke, hat dazwischen aber an manchen Stellen Ankergrund. Vier Kanäle führen durch das Riff hinein, von denen der an der Westseite nur kleine Schiffe zulässt; der brauchbarste ist der Kanal Honihulu an der Südseite, durch den man in den Allierhafen (13° 24′ Br., 176° 12′ W. Lge.) gelangt, der ganz sicher, allein durch die Enge des hineinführenden Passes schwer zugänglich ist und schlechten Ankergrund hat. Die grösste Insel, Uea, ist 2 M. von N. nach S. lang und hat mässig hohe Berge; der Boden ist meistens sehr fruchtbar, ausser im nördlichen Theil, wo die Lava noch wenig verwittert ist; unter den übrigen hohen Inseln ist Nukatea im Südtheil der Lagune die bedeutendste, unter den flachen Riffinseln Fanuafo und Faioa.

Die Einwohner von Uea, die ausser auf der grossen Insel nur noch auf zwei der kleineren leben, und deren Zahl angeblich 3000 beträgt, sind in jeder Hinsicht Polynesier und im Aeusseren, wie in Sitten und Gebräuchen den Tonganern und Samoanern ganz gleich; ihre Sprache ist die tongische, jedoch in Folge der engen Verbindung mit Samoa von der in Tonga üblichen dialektisch sehr verschieden. Sie sind wie alle Polynesier überwiegend freundlich, gutmüthig und zutraulich, aber diebisch. Ihre Nahrung ist vorzugsweise eine vegetabile, sie essen auch Hunde und Schweine; die Kleidung ist der Maro. Die Häuser bestehen aus im Kreise aufgestellten Pfosten, Wände und Dach sind aus Pandanusblättern, der Boden mit Kieseln bestreut und mit Matten bedeckt. Sie treiben eifrig Landbau und Fischfang, bereiten Zeug aus Rinde und Matten

überaus geschickt aus Pandanusblättern, diese sind ihr Hauptreichthum und vertreten fast die Stelle des Geldes. Sie haben hölzerne Kopfkissen, eine Art Moskitonetz aus Zeug zum Schlafen, Kokosschaalen und Kawabolen, Kalebassen zum Aufbewahren des Kokosöls. Dies bereiten sie jetzt viel zum Handel mit den Europäern, die ihnen dafür ihre Geräthe und Zeuge zuführen. Ihre Waffen sind Keulen und Speere, jetzt auch Flinten. Von ihren religiösen Ansichten ist uns nichts überliefert; wie in Tonga bestand die Sitte Fingerglieder zu opfern und die Wangen als Trauerbezeigung wund zu reiben. Früher gehörte Uea zum Staate Tonga; diese Verbindung ist längst gelöset, jetzt steht die Gruppe unter einem besonderen Könige, neben dem erbliche Häuptlinge grossen Einfluss besitzen, und Versammlungen der Vornehmen haben bei allen Angelegenheiten eine entscheidende Stimme. Auch Frauen nehmen an der höchsten Gewalt Theil, wie jetzt die Wittwe des letzten Königes dem Staate vorsteht. 1837 liessen sich, nachdem ein Versuch des Königes von Niua, die Einwohner für die protestantische Religion zu gewinnen, fehlgeschlagen war, katholische Geistliche in Uea nieder, die nicht ohne einige Mühe zuletzt die Bevölkerung zu ihrer Kirche bekehrten [7]; ein Theil der Einwohner hat sich vor den Verfolgungen der katholischen Partei nach Tonga geflüchtet, dort die protestantische Religion angenommen und strebt jetzt fortwährend nach der Rückkehr in die Heimath.

3. Niuafou ist zuerst von le Maire und Schouten 1606 entdeckt und Goede hope benannt, dann von Crozet 1772, der sie Point du jour, und von Edwards 1791, der sie Proby nannte, wiederentdeckt, (Brinsmade von Wood 1838), aber besser als die anderen Inseln erforscht und durch die Berichte von West und namentlich von Graeffe genügend bekannt geworden [8]. Diese Insel, eine der merkwürdigsten des Oceans, liegt 22 M. W. von Niua und einige 40 M. NNW. von Fonualei in 15° 34′ Br., 175° 41′ W. Lge. und ist von NNO. nach SSW. über 1 M. lang. Die Küsten sind nicht von Riffen eingefasst, sondern von schwarzen, vulkanischen Felsen begrenzt, das Meer dabei gleich sehr tief, Ankergrund findet sich nur für kleine Schiffe und an wenigen Stellen, am besten bei dem Dorfe Agahu an der Nordküste, die Landung ist allenthalben beschwerlich, nicht selten gefährlich. Hinter dem Strande erhebt sich das Land bald allmählich, bald in steilen Lavaklippen zu niedrigen Bergen von bis gegen 200 M. Höhe, deren dicht-

bewaldeter Boden grosse Fruchtbarkeit zeigt, ausser wo die Lava noch nicht verwittert ist und die einen verhältnissmässig schmalen Rand bilden, der den weiten Krater des Inneren umgiebt, zu dem sie sehr steil abfallen. Den Grund desselben nimmt ein grosser See von fast 1 M. Durchmesser ein, dessen brakisches Wasser keine Fische nährt, und der, von der Höhe übersehen, mit seinem stillen, blauen, von lieblichem Grün umgebenen Spiegel in seltsamem Gegensatz zu den an die schwarzen Lavafelsen donnernden Wogen des Oceans steht. In dem See liegt auf einer Halbinsel am Westende ein nackter Ausbruchskegel mit einem Krater auf seiner Spitze, und S. davon drei kleine Inseln, von denen die eine Motumolle, und eine andere kegelartige Hügel mit alten Kratern enthalten, die dritte, Olemotu, mit üppiger Vegetation geschmückt ist. Am Ufer des Sees wie an anderen Punkten der Insel finden sich heisse Schwefelquellen. Dieser Vulkan ist noch thätig; der im See liegende Ausbruchskegel hat noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gebrannt, aber die heftigen Eruptionen von 1853, die das Dorf Ahau zerstörten, und von 1867 sind nicht aus dem Krater, sondern aus den ihn umgebenden Bergen gekommen, und namentlich hat der letzte an der Südseite der Insel einen Theil derselben mit Lavaströmen bedeckt, die aus 19 kleinen, dabei entstandenen Kratern geflossen sind und schreckliche Verheerungen angerichtet haben, bis sie sich in das Meer stürzten[9]). Die Flora der Insel ist von der von Tonga nicht verschieden, auch die Thierwelt gleicht der von Tonga und Samoa, charakteristisch ist jedoch das Auftreten einer besonderen, der Insel eigenthümlichen Art Megapodius[10]).

Die Bewohner von Niuafou, deren Zahl 1200 bis 1500 beträgt, sind den Tonganer im Aeusseren, den Sitten und der Sprache, die sich von der tonganischen kaum dialektisch unterscheidet, ganz ähnlich; so gleichen die von Graeffe geschilderten Gräber ganz den Feitoka der früheren Tonganer. Sie treiben Landbau, dagegen Fischerei bei der Bildung der Küsten der Insel viel weniger; eine eigene Art derselben ist mit Leinen, die sie in der Brandung schwimmend, halten, wobei sie die gefangenen Fische in einen am Rücken befestigten Korb (finaki) stecken. Sie stehen unter einem Häuptling, der dem Könige von Tonga unterworfen ist, und zahlen diesem Steuern. Das Christenthum wurde schon 1832 durch verschlagene Tonganer unter ihnen verbreitet; jetzt steht ein eingeborener Lehrer aus Tonga der Insel vor.

4. Die Gruppe Niua. Sie ist 1606 von le Maire und Schouten entdeckt und von Wallis 1767 und von Maurelle 1781 wieder aufgefunden, welcher letzte sie Islas de Consolacion nannte, aber niemals genauer erforscht worden, und besteht aus zwei durch einen kaum 1 M. breiten Kanal getrennten Inseln, die in der Mitte zwischen Tonga und Samoa liegen. Sie scheinen vulkanischen Ursprungs zu sein und sich in ihren Naturproducten von Tonga und Samoa nicht zu unterscheiden, (die südliche Insel ist wegen der Menge der Moskiten berüchtigt); ein sicherer Ankerplatz fehlt ihnen. Die nördliche Insel, Tafahi (Schoutens Kokosberg, Boscawen von Wallis, bei Cook Kutahi), ist rund und von 2 M. Umfang und besteht aus einem spitzen, dicht bewaldeten Berge von 610 M. Höhe, der wahrscheinlich ein erloschener Vulkan ist; ein Riff, das weit in das Meer reicht, umgiebt sie. Die andere Insel, Niuatobutabu (Schoutens Verrader, Keppel von Wallis, 15° 57′ Br., 173° 58′ W. Lge.) SSW. von Tafahi ist 1½ M. lang und ½ M. breit, viel niedriger, obschon in der Mitte sich hohe Hügel erheben und von grossen Riffen umgeben; an ihrer Ost- und Südseite ist die Landung durch die stete Brandung gefährlich, an der Nordseite dringt ein Seearm tief in das Land, der eine durch ein Korallenriff vom Meere getrennte und für Schiffe unzugängliche Lagune bildet.

Die Bewohner von Niua, deren Zahl etwa 1000 beträgt, von denen drei Viertel in Niuatobutabu leben, sind im Aeusseren und im Charakter, in Sitten und Gebräuchen ganz den Tonganern ähnlich, deren Sprache sie auch reden; sie scheinen sich fast nur dadurch von ihnen zu unterscheiden, dass sie früher in Kriegen viel grössere Grausamkeit und Rohheit zeigten. Sie sind arm und treiben wenig Landbau, dagegen, wie es scheint, mehr Fischfang. In Tonga erfreuten sie sich grosser Achtung, so waren ihre Tänze und Gesänge dort beliebt und eingeführt. Sie stehen unter einem Häuptling, der gewöhnlich König genannt wird, allein dem Könige von Tonga untergeben ist. Das Christenthum haben sie schon früh durch Einwohner von Tonga und ohne Zuthun der Missionare angenommen und stehen jetzt unter einem eingeborenen, zum Missionar ausgebildeten Tonganer.

5. Niue. Diese Insel hat Cook 1774 entdeckt und Savage benannt, später ist sie erst durch die Missionare bekannter geworden, denen wir auch die ausführlichsten Nachrichten über sie verdanken [11]. Sie liegt in 19° 10′ Br., 169° 50′ W. Lge., 50 M. S. von

Samoa und 40 O. von Vavau und hat einen Umfang von 8 bis 10 M. In ihrer Bildung weicht sie von den anderen Inseln ganz ab; sie ist nicht vulkanischen Ursprungs, vielmehr eine erhobene Koralleninsel. Das Meer umher ist sehr tief, Ankerplätze sind nur an der Westküste einige; ein schmales Korallenriff umgiebt das Land und erschwert die Landung sehr. Hinter dem Strande erheben sich überall steile Korallenfelswände, die von einzelnen tiefen Schluchten durchschnitten werden, durch die man auf die Hochfläche des Inneren gelangt, welche von verschiedenen Beobachtern auf 100 bis 300 F. hoch geschätzt wird und mit Bäumen und Gesträuchern bedeckt ist. Die Vegetation hat nichts Eigenthümliches, steht aber der der vulkanischen Inseln an Glanz und Fülle nach, besonders geschätzt sind die Kokos der Insel; auch die Fauna ist einfacher, von Mammalien findet sich ein Pteropus, allein bei den Eingeborenen weder Schweine noch Hühner, von Vögeln sind Seevögel am häufigsten, Tauben und Papageien finden sich, doch nicht viel. Das Klima ist sehr gleichmässig und auffallend gesund. Im SO. von Niue liegt in 20° 2′ Br., 167° 49′ Lge. das gefährliche Riff Beveridge (King George oder Middleton, Belchers Lagoonriff), ein mit Wasser bedecktes, nur durch die Brandungen kenntliches Lagunenriff von 2½ M. Länge und 2 M. Breite mit einem Eingang an der Nordwestseite, und südlicher in 21° 32′ Br., 169° 55′ Lge. das kleine Riff Dickinson (Harans).

Die Bevölkerung von Niue ist im Verhältniss zu ihrer Grösse nicht unbedeutend; sie bestand 1864 aus 5000 Menschen. Cook fand die Einwohner scheu, wild und ungastlich, wie sonst keine Polynesier, weshalb er der Insel den Namen Savage gab; eben so zeigten sie sich später gegen alle Fremde, bis es den Missionaren gelang, ihr Vertrauen zu gewinnen, und seitdem sind die schönen Seiten des polynesischen Charakters, Freundlichkeit und Zutraulichkeit, auf das Bestimmteste an ihnen hervorgetreten. An Muth liessen sie es schon Cook gegenüber nicht fehlen, im Vergleich mit anderen ihres Stammes sind sie auffallend ehrlich; an Intelligenz und Talenten stehen sie den Tonganern, denen sie sonst sehr nahe verwandt scheinen, obschon sie von ihnen an Bildung sehr übertroffen werden, wenig nach. Sie sind stark und wohlgebaut, nicht gross, von Farbe hellbraun mit krausem oder glattem Haar und einnehmenden Gesichtszügen; die Hauptkrankheit ist ein sehr verbreiteter Hautausschlag. Sie leben besonders von Vegetabilien, nächstdem von Fischen; der Gebrauch der

Kawa ist wie die Anthropophagie unbekannt, Tabak und die geistigen Getränke der Europäer brauchen sie nicht. Ihre Kleidung ist in hohem Grade dürftig, nicht selten gehen sie ganz nackt; die Männer pflegen ein schmales Maro, manchmal mit langen Streifen von Hibiscusrinde daran zu tragen, die Frauen einen aus Blättern geflochtenen Gürtel. Haare und Bart lassen sie gewöhnlich lang herabhängen; das erste flechten sie manchmal in Knoten, färben es gelb, zieren es mit Federn, junge Männer lassen es wachsen, um es später zum Schmuck der Waffen zu benutzen; auch den Bart flechten sie in Zöpfe und hängen Muschelstücke daran, die auch zu Ohrringen und Halsbändern gebraucht werden. Auffallend ist, dass sie die Tättowirung nicht kennen, dagegen bemalen sie den Körper schwarz mit Kohle und roth mit Ocker nach verschiedenen Mustern. Die Beschneidung der Vorhaut scheint nicht Sitte zu sein. Die Wohnungen waren früher runde, niedrige Hütten, die Missionare haben jetzt den Bau von besseren Häusern eingeführt. Landbau treiben sie stark und mit grossem Eifer; Turner bewunderte ihre Zuckerrohrfelder, in denen das hohe Rohr sorgfältig an Stangen gebunden ist. Fische fangen sie mit Netzen und mit Leinen aus Kokosfasern oder Haar. Ihre Boote sind klein, im Bau den tongischen ganz ähnlich, nur nicht so zierlich; sie haben die beiden Enden bedeckt, Ausleger mit einer Platform darüber und werden mit kurzen Rudern bewegt. Zeuge verfertigen sie aus Papiermaulbeerbaumrinde, sehr geschätzt ist ein mit rothen Federn besetztes Gewebe von Kokosfasern; ihre Netze sind so schön gearbeitet wie die besten der Europäer.

Von ihren religiösen Vorstellungen wissen wir, dass sie Tangaroa als den obersten Gott ansahen, dabei auch die Geister der Vornehmen verehrten, dass sie Priester hatten, die auch Zauberei trieben, und das Tapu kannten. Mit den Tonganern theilten sie die Sage von Maui und seinem Sohne; auch das Land unter der Erde, in welches die Todten übergingen, hiess Maui. Todte begruben sie theils, indem sie sie in Booten dem Meere übergaben, theils legten sie sie, mit Kokosblättern bedeckt, im Walde auf Steinhaufen und schafften später die Knochen in ein Familienbegräbniss. Als Zeichen der Trauer schneidet sich die Wittwe das Haar ab. Ihre Verfassungsverhältnisse sind sehr ungeordnet. In alten Zeiten soll es Könige gegeben haben; jetzt ersetzen ihre Stelle eine Zahl von Häuptlingen, während alle Angelegenheiten von einer Ver-

sammlung aller Familienhäupter berathen und entschieden werden. Das Volk zerfällt in zwei oder drei Stämme, die beständig unter sich in Streit lagen; ihre sehr gut gearbeiteten Waffen bestehen in Speeren mit einer oder zwei Spitzen, am Ende mit Federn geschmückt, auch mit Haar umwickelt, zwischen dem rothe und gelbe Federn stecken, in einer Art hölzernem Schwert mit breiter Spitze, das sie sorgfältig in Blätter wickeln, und in Schleudern[12]). Sie leben in der Polygamie und behandeln Frauen und Kinder gut; von den letzten wurden nur die unehelichen bei der Geburt getödtet. Tänze sind sehr beliebt, besonders Kriegstänze in Waffen; von musikalischen Instrumenten besitzen sie die mit der Nase geblasene Flöte. Kranke brachten sie gewöhnlich an eine unbewohnte Stelle in eine temporär errichtete Hütte, wohin sie ihnen Nahrungsmittel schafften. Handel treiben sie jetzt mit europäischen Schiffen eifrig und verkaufen ihnen Lebensmittel, Waffen, Geräthe gegen eiserne Werkzeuge, Zeuge, Flaschen; den Werth des Geldes kennen sie nicht. Ihre Sprache soll angeblich zwischen den von Tonga, Samoa und Rarotonga in der Mitte stehen; nach dem von Turner mitgetheilten Wörterverzeichniss schliesst sie sich so eng an die tonganische an, dass man sie fast nur für einen Dialekt derselben halten möchte. Bei ihrer früheren Ungastlichkeit und Feindseligkeit gegen Fremde, die ohne Zweifel einen religiösen Grund hatte, blieben sie lange von allem Verkehr mit den Europäern verschont, bis die Missionare der Londoner Gesellschaft ihre Bekehrung in das Auge fassten; sie bildeten einzelne Eingeborene in Samoa als Lehrer aus und führten einen derselben 1842 in seine Heimath, aus der er bald vertrieben wurde; 1846 erneuerten sie diesen Versuch und es gelang darauf diesen Lehrern, die ganze Bevölkerung für das Christenthum zu gewinnen. 1851 ist ein europäischer Missionar hier angestellt.

DRITTER ABSCHNITT.
Der Archipel Samoa.

ERSTES KAPITEL.
Die Samoainseln.

Der Archipel Samoa ist zuerst von Roggeveen 1722 entdeckt, dann von Bougainville 1768 wiedergesehen, der ihm den Namen der Navigatorinseln beilegte[1]); nach ihm haben ihn la Perouse 1787, Edwards 1791 und Kotzebue 1824 aufgenommen, ohne dass alle diese Besuche uns irgend eine Kunde von diesen interessanten Inseln verschafft hätten. Erst die Missionare haben sie der gebildeten Welt erschlossen; in neuerer Zeit sind sie von vielen Reisenden besucht worden, denen wir gründliche und sorgfältige Schilderungen verdanken, wie Wilkes, d'Urville, Erskine, Pritchard, Turner und Graeffe[2a]). Der einheimische Name Samoa, der im Tonganischen Hamoa lautet, stammt von dem mythischen Moa, dem alten Häuptlinge der ersten Einwanderer in den Inseln[2b]).

Es besteht dieser Archipel, einige ganz kleine Inseln abgerechnet, hauptsächlich aus 3 grösseren Inseln und einer Gruppe von 3 kleineren im O. von jenen, die sich alle in der Hauptrichtung von WNW. nach OSO. auf eine Strecke von etwa 70 M. ausdehnen. Der westlichste Punkt ist das Cap Falealupo in Savaii in 13° 31' Br., 172° 45' W. Lge., die östlichste die Insel Rose in 14° 32' Br., 168° 9' Lge. Von Tonga liegt er 80 bis 100 M. im N. Den Flächeninhalt berechnet Graeffe zu 49, Behm zu 55 QM.

Vom Meere gesehen gewähren die Inseln einen überaus reizenden und anmuthigen Anblick. Ganz verschieden von Tonga sind sie alle hoch und bergig, wenn auch die höchsten Spitzen kaum die Höhe von 1200 bis 1300 M. erreichen; die Berge sind vulkanischen Ursprungs, wie es die noch erhaltenen Krater und die Gesteine (Laven, Tuffe, Basalt) beweisen, vielleicht ist sogar die vulkanische Thätigkeit noch nicht erloschen, denn 1866 fand an der Küste der Insel Olosenga ein submariner Ausbruch mit einem Aschenregen statt[2c]). Heisse Quellen sind selten, Erdbeben dagegen häufig, wenn auch nicht gefährlich. Das Meer um diese Inseln ist allenthalben sicher und bietet keine Gefahren. Barrierriffe fehlen

ihren Küsten ganz, Küstenriffe finden sich hier und da, allein häufig auf langen Strecken unterbrochen; charakteristisch ist, dass sie da, wo die Berge des Innern dem Meere nahe treten, zu fehlen pflegen, dagegen bei flachen Stranden auftreten, sie bilden auch fast die einzigen Häfen, welche der Archipel besitzt, und deren für grössere Schiffe wenig sind. Der Boden ist mit Ausnahme von solchen Stellen, wo die Lava noch nicht aufgelöset ist, von grosser Fruchtbarkeit, alles ist mit einer glänzenden und üppigen Vegetation bedeckt, der Archipel gehört daher zu den schönsten und reichsten des Oceans und ist für den Handelsverkehr besser geeignet als manche andere. Die Bewässerung ist reichlich, aus den Bergen fliessen eine Menge kleiner Bäche zu den Küsten, von denen mehrere in den Höhlen des vulkanischen Gesteins versinken.

Bis auf die angebauten Stellen ist alles auf diesen Inseln mit den prächtigsten Wäldern bedeckt. Die Flora ist im Ganzen der tonganischen nahe verwandt, doch fast noch mehr von indischem Charakter, als diese. Die hauptsächlichsten Pflanzenfamilien sind Farren (an 150 Arten, darunter auch Baumfarren), Moose (über 100 Arten), Gräser und Cypereen, Palmen, (besonders viel Kokospalmen), Rubiaceen, Malvaceen, Myrtaceen, Leguminosen, Euphorbiaceen, Synanthereen u. s. w. Auch die Fauna kommt im Wesentlichen mit der von Tonga überein. Unter den Landthieren sind von Mammalien ein Pteropus (P. samoënsis) und noch zwei andere Arten Fledermäuse, dann Ratten; die Eingeborenen besassen Schweine, die sich auch verwildert finden, und Hunde[3]). An Vögeln sind die Inseln verhältnissmässig reicher als andere polynesische Archipele. Von Raubvögeln findet sich nur eine Eulenart erwähnt; viel häufiger sind die sperlingsartigen Vögel, von Papageien 2 bis 3, von Tauben vielleicht 8 bis 9 Arten, ausser dem merkwürdigsten aller Vögel des Landes, dem Manumea (Didunculus strigirostris), der auf den beiden grössten Inseln lebt und im Aussterben begriffen ist, auch soll sich eine besondere Art Megapodius[4]) finden. Von Amphibien giebt es mehrere Arten Schlangen und Eidechsen, von Insecten ist im Ganzen keine grosse Verschiedenheit, Schmetterlinge sind häufiger als Käfer, Ameisen und Moskiten sehr viel, auch einige Spinnenarten. Von Seethieren sind einige Cetaceen, Seevögel, doch verhältnissmässig nicht sehr häufig, dann von Amphibien Schildkröten und Seeschlangen, Fische in grosser Menge und überwiegend von indischem Charakter, Mollusken und Zoophyten

in Fülle, wenngleich nicht so verschiedenartig, als in anderen Archipelen.

Das Klima dieser Inseln ist sehr gleichmässig, es gilt zwar für feucht, doch auch für sehr angenehm und als ein Tropenklima für nicht ungesund; der Regen mässigt die Hitze und bedingt zugleich die Ueppigkeit der Vegetation. Man unterscheidet eine Regen- und Trockenzeit; die letzte geht vom Mai bis November und ist die Zeit, in welcher der Passat von SO. beständig weht, der das Thermometer bis zu 18° C. herabzudrücken vermag, das Wetter ist bis auf einzelne erfrischende Regenschauer gewöhnlich schön. Den Eintritt der Regenzeit zeigen im December die um die Berge sich sammelnden Wolken an, sie ist die heisseste des Jahres und dauert bis zum April, heftige Regengüsse mit Gewittern, die aber selten schwer sind, charakterisiren sie, der Passat ist schwach und kommt mehr von O. und ONO., er wird auch oft von West und Nordwestwinden unterbrochen. In diese Zeit (namentlich von Januar bis März) fallen auch die mit Recht so gefürchteten, zum Glück nur seltenen Orkane, deren Wirkungen so furchtbar sind, dass sie zu Zeiten selbst Hungersnoth zu erzeugen vermögen. Die mittlere Temperatur des Jahres scheint etwa 26.8 C. zu betragen, die der Trockenzeit 25.5, die der Regenzeit 28°. Von Krankheiten sind Fieber und in der Regenzeit besonders Katarrhe und Influenza vorherrschend.

Man kann den Archipel in 4 Theile theilen, die drei grösseren Inseln und die Gruppe Manu'a.

1. Savai'i (bei Pérouse Pola, bei Edwards Chatham) ist die westlichste und grösste aller Inseln, 10 bis 12 M. lang, 5 bis 6 breit, von 31 M. Inhalt und von rhombischer Form. Sie ist überaus anmuthig, besonders durch die hohen, oft mit Wolken bedeckten Berge, welche die höchsten des Archipels zu sein scheinen und mit herrlichen Wäldern bedeckt sind, obschon der Boden an Fruchtbarkeit dem der anderen Inseln nachstehen soll; die Bewässerung ist reichlich, allein die vielen von den Bergen kommenden Bäche verlieren sich häufig in den Höhlen des Gesteins, und ihr Wasser erscheint erst wieder in zahleichen Quellen am Strande des Meeres. Die Küsten sind sicher, aber sehr einfach gebildet und ohne grosse Einschnitte, hier und da mit Korallenriffen umsäumt; Häfen fehlen ganz, es giebt nur einen Ankerplatz für grössere Schiffe. Das Innere der Insel ist noch ganz unbekannt, unbewohnt und mit dichten

Wäldern bedeckt. An der Süd- und Westküste zieht eine Bergkette entlang, die zum Meere steil und schroff abfällt und die höchsten Berge der Insel enthalten mag, deren Höhe jedoch 1200 bis 1300 M. nicht zu übersteigen scheint[5]); eine zweite zieht nördlicher quer durch die Insel von der Ostküste bis zur Westspitze und senkt sich in ebenen Stufen allmählich zur Nordküste herab. Das von beiden eingeschlossene Land soll aus Bergen und Hochthälern bestehen. Jene beiden Ketten sind vulkanischen Ursprungs und enthalten mehrere vulkanische Gipfel mit Kratern; der bekannteste derselben ist der Berg Mua im Westtheil der nördlichen Kette S. von Asau, dessen Krater einen Ausbruchskegel von Asche und Skorien enthält, der nach einer Tradition der Eingeborenen bei einem Ausbruch vor 1 bis 2 Jahrhunderten entstanden sein soll. Im O. von Asau liegen noch grosse, fast ganz unverwitterte Lavafelder, welche die Einwohner O le mu (das Glühende) nennen, und ein ähnliches, aber viel älteres und mit Bäumen besetztes Lavagebiet zieht sich längs der ganzen Ostküste hin und dürfte vielleicht mit einem erloschenen Vulkan im SW. von Lealatele zusammenhängen,

Das Westcap von Savai'i ist C. Falealupo; von ihm geht die Nordküste nach O., grösstentheils eine steile Felsküste mit einigen Buchten bis an die grosse, von Korallenriffen angefüllte Bai Asau und weiter bis Sasina. Hier wird die Küste flacher, von Riffen eingefasst und stärker bewohnt, an ihr liegt die von den lieblichsten Landschaften umgebene Bai von Safune, die schwer zugänglich ist, doch im Nothfall grössere Schiffe aufnehmen kann, und neben ihr die Bai von Matautu (13° 28′ Br., 172° 18′ Lge.), der einzige gute Ankerplatz der Insel für grosse Schiffe, der aber gegen W. ohne Schutz und daher nur vor dem Passat gesichert ist; östlicher ist die Küste flach und von einem Korallenriffe eingefasst, sehr fruchtbar und einer der bevölkertsten Theile der Insel. Von Lealatele an beginnt die Ostküste, die anfangs bis Amoa nach SSO. sich erstreckt, hoch und von rauhen, felsigen, bewaldeten Bergen begrenzt ist; von Amoa an geht sie nach S. und ist wieder flach und von einem Riff umgeben, durch das mehrere Bootkanäle zum Lande führen, das zu den reichsten und schönsten Theilen Savai'is gehört und grosse Dörfer (wie Safotulafai, Sapapalii) enthält. An der Südostspitze, C. Tofua, hinter dem sich der gleichnamige Berg (von etwa 300 M. Höhe) erhebt[6]), wird der Strand wieder felsig und

hoch; die Südküste der Insel geht von hier nach W. bis zum Cap Tanga, und hat im Osttheil die grosse Bai von Palauli (13° 45′ Br., 172° 13′ Lge.) mit dem Dorfe Satupaitea, die durch Korallenbänke unzugänglich und von reichem und ergiebigem Lande umgeben ist. Mit C. Tanga fängt die gegen NW. ziehende Westküste an, die grösstentheils steil und felsig ist und mehrere kleine Buchten enthält, von denen die von Salailua die bedeutendste ist. Nördlicher ist zwischen Falelima und dem C. Falealupo die Küste wieder niedrig und hat einige Korallenriffe vor sich.

2. Upolu (Roggeveens Groeningen, Pérouse's Oyolava[7])) ist 9 bis 10 M. lang, gegen 3 M. breit und hat einen Umfang von über 30 M. und 16 QM. Inhalt. Sie liegt 2 bis 3 M. vom Osttheil von Savai'i und 9 bis 10 M. WNW. von Tutuila. Auch sie ist von ausserordentlicher Schönheit durch die kühnen Formen der Berge, die von mässiger Höhe sind und sich besonders im Osttheil steil zu den Küsten herabsenken, wie durch die prächtige Vegetation; der Boden ist sehr fruchtbar und dabei gut bewässert. Der ganze Westtheil der Insel ist eine von schönen Wäldern bedeckte, reiche Ebene von geringer Erhebung, der District Aana, der fruchtbarste und ergiebigste Theil Upolus; in ihm erhebt sich isolirt der alte Vulkan Tofua (612 M.), der in sehr steilen Abhängen aufsteigt und dessen Gipfel einen schmalen Rand um einen Krater bildet, dessen schroffe Wände mit dichter Vegetation bedeckt sind. Oestlicher beginnt das Bergland der Insel, das der Südküste näher liegt als der Nordküste und zu jener steiler, zu dieser in sanfteren Abhängen sich herabsenkt; es besteht aus einer Reihe vulkanischer Kraterberge und basaltischer Dome, so im W. der Suisinga, nördlich von ihm der Vaia (737 M.), ein hutförmiger Kraterberg, der den Apiahafen kenntlich macht, östlicher der Berg Godeffroy (610 M.), eine steile Felsenpyramide, die sich über einen tiefen Kraterschlund erhebt, von diesem im S. der Lanutoo (783 M.), dessen Krater einen blauen, von schönen Wäldern eingeschlossenen See enthält, und an dessen Westseite der Pass Tiapapata das Gebirge durchschneidet, über den die Strasse von Apia nach Safata geht, im Osttheil der Insel die Berge Fao (914 M.) und Malata zu beiden Seiten der Bai Fangaloa und der Berg Olemanga.

Das Westende der Insel, Mulifanua (Endes des Landes), ist eine schöne Ebene mit fruchtbarem, obschon mit Lavablöcken bedecktem Boden; von ihm geht ein grosses Riff nach W. aus, das

auch Manono (Platte von Pérouse, 13° 50 Br., 172° 2' Lge.) umschliesst, eine niedrige Insel von dreieckiger Form, kaum 1 M. von Upolu, die sich in der Mitte zu einem Berge von 150 M. Höhe erhebt, an der Nordseite etwas höher und felsig, überaus fruchtbar, stark bewohnt und gut angebaut; ein einziger Garten und der politische Mittelpunkt des ganzen Archipels ist. Nahe bei ihr im W. liegt in demselben Riffe die kleine, steile Felseninsel Nulopa (Nulofa, Kotzebues Hahnenkamm), deren Rücken schöne Kokospalmen bedecken, und ausserhalb des Riffes NW. von ihr Apolima (die hohle Hand), eine Insel von ½ M. Umfang und ½ M. von Manono von auffallender Bildung; sie ist der Rand eines alten Kraters, der sich bis 144 M. Höhe erhebt, und dessen steil zum Meere abfallende Felswände sie so fest machen, dass sie den Bewohnern von Manono als Festung dienen kann, der Krater ist nach W. offen, wo eine schmale Oeffnung in eine Bucht führt, in deren Mitte ein einem Zuckerhut ähnlicher Ausbruchskegel aufsteigt, und hinter der sich das alte, muldenförmige Kraterbett ausbreitet, das jetzt mit der herrlichsten Vegetation geschmückt ist und die Häuser und Pflanzungen der Bewohner umschliesst. Die Pässe, welche die Insel von Savai'i wie von dem Riffe von Manono trennen, sind beide ganz sicher, der erste ist über 1 M. breit.

Das Riff von Manono zieht auch längs der Südküste von Upolu gegen O. bis über die Bucht von Falelatai hinaus, bis wohin das Land eben und mit schönen Bäumen bedeckt ist; dann beginnt eine wilde, bewaldete Steilküste, die bis zur Bucht von Lefanga reicht, an der das in dieser Gegend vielfach unterbrochene Küstenriff von Neuem anfängt. Es erstreckt sich bis zu dem tiefen Hafen von Sanaäpu (13° 58' Br., 171° 44' Lge.), der selbst grösseren Schiffen einen sicheren Ankerplatz bietet und von der weiten, sumpfigen, doch gut bewohnten Niederung von Safata umgeben ist, die einen grossen See umschliesst. Nicht weit östlicher treten wieder Steilküsten mit zerrissenen Bergabhängen ohne Korallenriffe auf bis an die flache Bucht von Falealili, an der das Korallenriff aufs Neue beginnt mit Kanälen, die den Booten den Zugang zum Lande gestatten; die Niederung von Falealili hat steinigen, doch sehr fruchtbaren Boden und gehört zu den am stärksten bewohnten Theilen des Archipels. Bei Salani, von wo ein Weg über das Gebirge nach Falefa an der Nordküste führt, wird die Küste wieder steil und viel höher als früher, die Berge erheben sich nahe am

Meere in gezackten Kämmen, und diese Natur behält das Land bis zu dem steilen Cap Tapanga, dem Südostcap der Insel. Von diesem erstreckt es sich eine kurze Strecke nach N. bis an das Nordostcap, C. Samusu, hier von einem grossen Küstenriff eingefasst, durch welches ein schmaler, gefährlicher Kanal zum Dorfe Alelapata führt. Vor dieser Ostküste von Upolu liegen noch 4 kleine Inseln, (Kotzebues Fischerinseln), die beiden südlichen bei C. Tapanga vor dem Küstenriff, Nu'utele die nähere und Nu'ulua SO. von jener, beide mit hohen, steilen Wänden eines bräunlichen, mergelartigen Gesteins aufsteigend, (nur die Nordseite von Nu'utele hat einen flachen Sandstrand), die beiden nördlichen vom Küstenriff umschlossen, Namu'a und O. von ihr Fanuatapu.

Vom C. Samusu ist die Küste anfangs hoch und bergig und wird von einigen schmalen, von felsigen Höhen umschlossenen Buchten, wie die von Tiavea und Uafato, durchschnitten. Dann folgt die fast 1 M. tiefe Bai von Fangaloa, die am Eingange von hohen Steilufern begrenzt wird, im S. an einer sumpfigen, ebenen Niederung endet und wegen der heftigen, von den Bergen kommenden Windstösse, der vielen Küstenriffe und des Mangels an Schutz gegen N. für den Verkehr von keiner Bedeutung ist. Westlicher ist die Küste ebenfalls steil und bergig bis an die Bai von Falefa, 5 M. von Apia, die einen ziemlich sicheren Ankerplatz besitzt, und hinter der eine sanft zu den Bergen ansteigende Ebene einen der ergiebigsten Theile der Insel bildet, durch den ein bedeutenderer Fluss zum Meere strömt. W. von Falefa senkt sich das Land allmählich zur Küste und ist stärker bewohnt als früher; hiermit beginnt auch das Küstenriff, das sich von hier mit geringen Unterbrechungen bis an das Westende der Insel und bis Manono fortzieht und gewöhnlich durch einen Kanal vom Lande getrennt wird. An diesem Theil der Küste liegt zuerst die Bai von Saluafata, eine der lieblichsten Gegenden der ganzen Insel, mit einem Ankerplatz für kleinere Schiffe, zu dem ein breiter Kanal durch das Küstenriff führt; von da bis zur Bucht von Letonga ist das Land wieder steil und bergig, das Küstenriff dem Lande ganz nahe, Bei Letonga, von dem eine grosse, reiche Niederung gegen S. bis an die Berge sich ausdehnt, entfernt es sich wieder von der hier flacher werdenden Küste, an der sich bei dem Dorfe Vailili eine niedrige, fruchtbare Hochebene erhebt, dann folgt die grosse, vom Flusse Singango durchflossene Niederung von Apia, die jetzt der

wichtigste Punkt des ganzen Archipels ist. Vor ihr bildet das Zurücktreten des Küstenriffs vom Lande den zwischen den beiden Landspitzen Matautu im O. und Molinu'u im W. liegenden Hafen Apia (13° 49' Br., 171° 41' Lge.), der durch einen Riffkanal zugänglich ist und in zwei durch eine vom Lande vorspringende Korallenbank getrennte Becken zerfällt, von denen das grössere im O. der gewöhnliche Ankerplatz, das kleinere im W. schwerer zugänglich, doch besser geschützt ist; aber vollständigen Schutz gegen N. bietet der Hafen nicht, auch ist der Ankerraum nur beschränkt. Von Apia geht die Küste über Malua und Leulumoënga nach W. bis Mulifanua; dies ist der reichste und fruchtbarste Theil der ganzen Insel, der für die Kultur künftig von grosser Bedeutung zu werden verspricht.

3. Tutuila, (Roggeveens Thienhoven, Pérouses Mauna), ist über 4 M. lang, im Durchschnitt 1 M. breit und 2½ QM. gross, ihre Hauptrichtung ist von NO. gegen SW. An Schönheit steht sie den übrigen Inseln nicht nach, allein sie unterscheidet sich von ihnen durch das Zurücktreten der ebeneren Landstriche gegen die Berge, die sie ganz anfüllen und trotz der nicht bedeutenden Höhe durch die Schroffheit der Abhänge einen höchst grossartigen Eindruck machen. Ganz besonders gilt das von der Nordküste, die von mauerartigen Bergabhängen eingefasst ist, die trotz ihrer Steilheit doch mit Vegetation bedeckt erscheinen und erst am Meeresufer nackte, schwarze Klippen zeigen, von Zeit zu Zeit aber von stillen Buchten und schluchtenartigen Thälern unterbrochen werden; etwas weniger steil sind die Berge an der Südseite und hier giebt es im Südwesttheil der Insel selbst grössere hügelige Ebenen. Die Bewässerung durch kleine Bäche ist sehr reichlich. Die Bildung der Küsten ist weniger einfach als bei den anderen Inseln, sie werden von tiefen Einschnitten mehr durchsetzt; Korallenriffe finden sich nur selten, von geringem Umfange und zerstreut in den kleinen Buchten. Die Berge der Insel sind vulkanisch, Krater mit weiten Oeffnungen finden sich noch, und die alten Vulkane scheinen sich durch ihre Ausbrüche vereinigt und so die Insel gebildet zu haben. Die höchsten Gipfel liegen bei dem Hafen Pangopango, im W. desselben der Matafoa (709 M.), ein schlanker, einem Zuckerhute ähnlicher Pik, und an der Ostseite der Peiva (448 M.), ein viereckiger, flachgipfliger Berg. Alle Berge sind aber mit der schönsten Vegetaon geschmückt.

Das Westcap der Insel ist ein steiles, felsiges Vorgebirge, vor dem einige kleine Felsen liegen; von ihm geht die südliche Küste nach O. und OSO. und ist ebenfalls schroff, felsig und nur von einigen kleinen Buchten zerschnitten, bis man die grosse offene Bai Leone erreicht, die den Schiffen Schutz, aber einen wegen der Korallenriffe, die das Land umsäumen, gefährlichen Ankerplatz bietet, dennoch aber der Haupthandelsplatz der Insel ist. Die Umgegend ist eine hüglige Ebene, die im Westtheil sumpfig, im NO. fruchtbar, schön angebaut und der ergiebigste Theil von Tutuila ist; von da führt ein Weg durch ein reiches Thal in die Berge und einen steilen Abhang hinauf zu einem Passe, von dem man eine prächtige Aussicht über die steilen Bergabhänge der Nordseite nach Fangasa hinab hat. O. von Leone wird die Küste wieder steil und bergig, bis sie sich am Cap von Nu'uuli nach NO. wendet; hier beginnt ein flacher Strand, hinter dem eine grössere Küstenebene sich hinzieht, und dem ein breites Korallenriff vorliegt, dann wird das Land wieder hoch und felsig bis an den Eingang in den Hafen Pangopango (Cuthbertharbour 14° 18' Br. 170° 41' Lge.). Dieser Hafen, der sich anfangs $^1/_4$ M. gegen N., dann im rechten Winkel noch $^1/_2$ M. gegen W. ausdehnt und, allenthalben von hohen steilen Bergen eingeschlossen, ganz den Eindruck macht, als sei er der Grund eines alten Kraters, ist durch die Berge vollkommen geschützt und würde der beste Hafen des ganzen Archipels sein, wenn nicht das Wasser so tief, die Küsten nicht von Korallenriffen besetzt, und das Auslaufen gegen den Passat so höchst beschwerlich wäre. Von ihm geht das Land weiter nach O. bis zum Cap Utumea, dem Südostcap der Insel, steil und bergig mit nur wenigen Buchten, wie die von Laulii und von Fangaitua, die von kleinen Riffen gesperrt sind. Vom C. Utumea $^1/_4$ M. im S. liegt die kleine Insel Anuu (Kotzebues Kokosinsel, auf englischen Karten auch Tabutabu), die $^1/_2$ M. lang ist, sich bis 100 M. erhebt und fruchtbaren Boden und viele Kokospalmen hat. Von ihr geht ein versunkenes, auffallend einem Barrierriff gleichendes Korallenriff, das aber die Schiffahrt nirgends hindert, der Küste nach W. parallel und gewöhnlich $^1/_2$ M. von ihr entfernt bis zum Cap Nu'uuli.

Von C. Utumea dehnt sich die Ostküste von Tutuila eine kurze Strecke gegen N. aus bis zu dem hohen, felsigen Cap Matatula, dem Nordostcap der Insel, von da wendet sich das Land an der Nordküste nach W., von steilen Bergen begrenzt und von 4 kleinen

Buchten zerschnitten, die kleine Schiffe zulassen. Die besten sind die beiden östlichen, Aoa und Masefau, welche letzte nach SW. geht, aber im Grunde ganz mit Korallenriffen angefüllt ist; dann folgen Afono und Vatia und an der Westseite der letzten die hohen, zerspaltenen, von Seevögeln belebten Hahnenkammklippen (14° 15′ Br., 170° 38′ Lge.) Von hier ist die Richtung der Küste nach WSW.; an ihr liegt die Bai Fangasa, die durch ein felsiges Cap in zwei Theile geschieden wird, deren jeder an einem kleinen, von einem Flusse bewässerten Thale endet, und W. daneben ist die kleine Bai Asu (Pérouses B. de Massacre), die von hohen Bergen umschlossen wird. Dann folgt die Bai Aoloau (Aluau) und später an der bis zum Westcap ziehenden steilen Felsküste noch einige kleine Buchten.

4. Die Gruppe Manu'a. Mit diesem Namen bezeichnen die Einwohner eine Gruppe von 3 kleinen Inseln, die 15 M. O. von Tutuila liegen, und die Roogeveen die Baumansinseln genannt hat. Ihr Inhalt beträgt nur etwas über 1½ QM., sie sind alle drei hoch. Die westlichste, Ofu (bei Pérouse Fanfue, bei d'Urville Fetihuta), ist kaum 1 M. lang, bergig, obschon weniger als die beiden anderen, der höchste und steilste Theil ist am Ostende und durch einen doppelgipfligen Berg kenntlich. Die Nordküste ist durch ein Korallenriff, das mit dem von Olosenga zusammenhängt, unzugänglich; an der Westspitze liegt die kleine Insel Foisia und bei ihr ein gegen den Passat geschützter Ankerplatz, S. von ihm die Dörfer der Bewohner. Ein schmaler, seichter und nur für Boote fahrbarer Kanal trennt sie von der zweiten Insel Olosenga (Pérouses Leone), die noch kleiner als Ofu und ein einziger hoher Bergzug von über 450 M. Höhe[8]) ist, der an der Ost- und Südwestseite sehr steil und fast mauerartig abfällt. Die Nordküste umgiebt ein Küstenriff, an der Südwestküste leben die Einwohner, die sich in Kriegszeiten auf die Berge zurückziehen. Die dritte Insel, Manu'a (oder auch Manu'a tele (Grossmanu'a oder Ta'u, bei Pérouse Opun), die ein sicherer Kanal von 1 bis 1½ M. Breite von Olosenga trennt, ist 1½ M. lang, 1 M. breit und von fast viereckiger Form. Sie besteht aus einem einzigen, 762 M.[9]) hohen Berge mit abgestutztem Gipfel, der nach allen Seiten steil abfällt, besonders nach S. in horizontal gebänderten Felsabhängen; an seinem Fusse finden sich die allein bewohnten Küstenebenen an der Ost-, Nordwest- und Westseite, deren Boden durch die Auflösung des vulkanischen Gesteins sehr ergiebig ist. Auch ist die Insel gut bewässert; Küstenriffe sind selten und nur in einigen Buchten. Das

Nordostcap ist das steile, hohe Cap Fitiuta; an der Nordwestküste ist in der kleinen Bucht Faleasao (14° 11' Br., 169° 30' Lge.) ein gegen den Passat geschützter Ankerplatz, bei dem aber die Landung der Korallenriffe wegen beschwerlich ist, südlicher liegt an der Westküste das Dorf Ta'u.

Zu Samoa gehört endlich noch die 18 M. im O. von Manu'a liegende kleine Insel Rose (14° 32' Br., 168° 9' Lge.), die Roggeveen 1722 t'Vuile Eyland, Freycinet 1819 nach seiner Frau Rose, Kotzebue 1824 Kordiukoff genannt hat. Es ist ein kleines rundes Lagunenriff von ½ M. Durchmesser, durch welches an der Nordwestseite ein schmaler Kanal, der anfangs tief genug, später seicht und durch Klippen gesperrt ist, in die ziemlich tiefe Lagune führt. Das Riff ist für Schiffe sehr gefährlich, da es bei der Ebbe grösstentheils trocken liegt; es scheint jetzt noch allmählich erhoben zu werden, da die Korallen an der Oberfläche nicht mehr wachsen, diese vielmehr mit Kalkinkrustationen bedeckt ist. Auf ihm liegen zwei kleine Inselchen, die eine, eine kahle Sandbank, an der Nordseite, die andere an der Südostseite, die bis gegen 10 M. hoch und mit niedrigen Bäumen und Gebüschen bedeckt ist, dabei voller loser Blöcke vulkanischen Gesteins liegt, wodurch sie sich sehr auffallend von anderen Laguneninseln unterscheidet. Ein Versuch eines deutschen Kaufmanns, auf ihr eine Station zur Betreibung der Fischerei anzulegen, ist fehlgeschlagen; bei dieser Gelegenheit sind Kokospalmen auf der Insel gepflanzt worden[10]).

ZWEITES KAPITEL.

Die Samoaner.

Die Behauptung Lessons, dass die Samoaner aus einer Vermischung von Polynesiern mit eingewanderten Melanesiern entstanden und eine sogenannte negro-oceanische Race seien, ist von seinem Landsmann Jacquinot hinlänglich widerlegt worden[1]). Dass sie reine Polynesier sind, lehrt schon die körperliche Bildung. Sie sind ein schöner Menschenschlag, auffallend schlank und gut gebaut, kräftig und gross, von Farbe hell olivenbraun, den Tonganern am meisten ähnlich; die Frauen sind (ausser in der Jugend) weniger schön als die Männer, gehören aber doch mit den Tonga-

nerinnen zu den schönsten in Polynesien. Das Haupthaar ist glatt, schlicht und schwarz; Bart haben sie wenig. Die Gesichtszüge sind intelligent und angenehm, die Nase am Grunde breit, die Augen schwarz und oft gross, der Mund gross und mit vollen Lippen, die Backenknochen etwas hervorstehend. Von Krankheiten finden sich Elephantiasis, die hier häufiger ist, als sonst, eine Art Aussatz, Skrofeln, Augenleiden, Influenza und Lungenkrankheiten, Keuchhusten; die Pocken sind nicht eingeführt, allein die Impfung durch die Missionare verbreitet.

Die Zahl der Samoaner ist früher sehr übertrieben worden. La Pérouse schätzte sie auf 400000, und selbst Williams nahm 1830 noch 160000 an; Wilkes rechnete 1840 nur 56600, 1849 schätzte man sie auf 37000, und eine Zählung ergab 1853 nur 33901. Jetzt beträgt die Zahl der Bewohner der Inseln wahrscheinlich 35000, von denen in Savaii 13000, in Upolu 16000, in Tutuila 4000 leben.

Ihr Charakter ist lange Zeit arg verkannt worden. Ein unglücklicher, übrigens längst aufgeklärter[2]) Zusammenstoss, der den Tod mehrerer Begleiter von la Pérouse zur Folge hatte, brachte sie in den ganz unverdienten Ruf, wilde und barbarische Menschenfresser zu sein; die genaueren Verbindungen, welche die Europäer später mit ihnen geschlossen, haben gezeigt, dass sie im Gegentheil in hohem Grade harmlos, mild und freundlich, dabei heiter und fröhlich sind, wie es selbst die sonst die Menschennatur stets streng beurtheilenden Missionare zugestehen müssen; dabei sind sie zwar träge in ihren Arbeiten, doch entschieden geistvoll und geschickt und jedenfalls ein höchst bildsames Volk. Sie sind auch nicht ohne einen gewissen Grad von Bildung, ihr Privatleben zeigt eine Art von Zierlichkeit und Anmuth, die sie höchst interessant macht. Ein Hauptcharakterzug ist ihre grosse Höflichkeit und Artigkeit, mit der im geselligen Verkehr eine sehr auffallende Decenz in Thaten, (sie tragen z. B. bei dem Baden Blättergürtel um den Leib), und selbst in Worten verbunden ist; gastfrei sind sie in ausserordentlicher Weise, dabei sehr freigebig und eifrig bemüht, sich unter einander beizustehen. An Muth und Kampflust fehlt es ihnen nicht. Im Uebrigen sind sie reinlich; die Lust am Stehlen tritt bei ihnen im Verkehr seltener hervor als beiden übrigen Polynesiern, dagegen ist ihre Unsittlichkeit arg, nur die vornehmsten Frauen machen darin eine rühmliche Ausnahme.

Ihre Nahrung ist überwiegend eine vegetabile, die Grundlage ist Taro, ausserdem essen sie andere Wurzeln, Brodfrucht, Bananen,

die sie oft, einige Tage eingegraben, nachreifen lassen, Kokos und andere, auch wild wachsende Früchte. Von Thieren dienen zur Nahrung Schweine, doch nur bei Festen, früher auch Hunde, die sehr beliebt waren, dann Hühner und andere Vögel, Schildkröten, Land- und Wasserschlangen, besonders viele Fische, die sie auch öfter ungekocht essen, und Muscheln. Sie verbinden diese Speisen zu Gerichten mannigfacher Art, von denen manche sehr beliebt sind[3]). Brodfrucht graben sie auch mehrere Monate lang in die Erde und bewahren die in Gährung übergegangene Frucht (masi) lange auf. Anthropophagie war bei ihnen nicht Sitte, wenn auch hier und da Beispiele vorgekommen sind, dass Einzelne in Kriegen aus Rachsucht oder Prahlerei Menschenfleisch assen. Von den Europäern haben sie den Tabak angenommen, den sie sehr lieben; statt Salz brauchen sie Seewasser. Ihre Getränke sind Wasser und Kokosmilch, Branntwein lieben sie nicht in dem Maasse wie andere Polynesier; die Kawa trinken sie viel, allein nur bei Festen, wo die Wurzel durch junge Männer oder Mädchen gekaut und das daraus hergestallte Getränk unter feststehenden Feierlichkeiten an alle Gäste vertheilt wird[4]). Die Speisen backen sie in den bekannten Oefen auf glühend gemachten Steinen, das Kochen und die Zubereitung der Nahrungsmittel ist einzig Sache der Männer; Feuer bereiten sie durch Reiben zweier Holzstücke gegen einander. Mahlzeiten haben sie zwei; die eine gegen Mittag nimmt jeder ein, wo er sich gerade befindet, zu der zweiten gegen Sonnenuntergang vereinigen sich alle Familienglieder. Die Kleidung der Samoaner ist sehr einfach. Sie besteht für beide Geschlechter aus Gürteln (titi), an denen Blätter von Cordyline terminalis, manchmal auch Hibiscusfasern oder Stücke Kattuns hängen, und die bei Männern einen Fuss im Quadrat gross sind und nur vorn herabhangen, bei Frauen den ganzen Körper umgeben. Bei feierlichen Gelegenheiten ersetzen den titi feine Matten, allein der Oberleib bleibt gewöhnlich bloss. Erst in der neuesten Zeit haben die Missionare sie mehr und mehr an europäische Kleidungsstücke und die tahitische Tiputa gewöhnt. Zierrathe lieben sie sehr. Das Haar tragen die Männer lang herabhängend oder in einen Knoten geflochten, sie bilden auch künstliche Locken durch längeres Umwickeln einiger Haare mit Kokosblattrippen; die Frauen tragen es so bloss in der Jugend und schneiden es bei dem Eintritt der Mannbarkeit bis auf zwei in das Gesicht hängende Locken ab. Allgemein ist die wahrscheinlich aus Tonga

entlehnte Sitte, es mit Kalk zu färben. Bei festlichen Gelegenheiten tragen die Vornehmen eine Art mit Nautilusschaalen geschmücktes Netz, die Frauen auch lange Kämme von Kokosblattrippen, Blumen, Glaskorallen, auch salben sie es mit Oel und Curcuma. Die Missionare haben jetzt bei den Männern Strohhüte, bei den Frauen die unschönen tahitischen Hauben eingeführt. Den Bart scheeren die Männer mit Haifischzähnen oder Messern. Dann tragen sie Halsbänder von rothen Federn, Schildpatt, Haifischzähnen, besonders geschätzte aber von Schaalen der Perlauster und des Nautilus[5]) und von langen Schweinszähnen, die Frauen auch von Glaskorallen und von Blumen; aus demselben Material sind die Armbänder, Ohrringe mit Blumen oder Stücken Schildpatt darin sind nicht häufig. Den Körper salben die Frauen mit wohlriechendem Kokosöl, dem sie manchmal Curcuma beimischen. Sie tättowiren sich auf die gewöhnliche Weise[6]), die Männer bei dem Eintritt der Mannbarkeit und zwar hauptsächlich vom Nabel bis zum Knie, die Frauen nur sehr wenig; die Tättowirer bilden eine förmliche Klasse von Künstlern und sind hoch geschätzt, sie verrichten ihr Geschäft unter gewissen Festlichkeiten. Das Bemalen der Haut mit verschiedenen Farben kommt nur bei Kriegern vor. Die Einschneidung der Vorhaut, die allgemein Sitte war, erfolgt im achten bis zehnten Jahre durch eine scharfe Muschel, jetzt durch ein Messer. Die Häuser des Volks sind überaus nett und zierlich gebaut. Sie unterscheiden sich von allen übrigen der Polynesier durch die oblonge Form und die elliptisch gebogenen Enden, sie gleichen daher breiten Bienenkörben, noch mehr umgekehrten Booten; von dem durch drei starke Pfeiler gestützten Dachbalken gehen dünne Sparren von Brodfruchtholz, an den Seiten parallel, an den Enden im Halbkreise, herab zu anderen Balken, die auf 4 bis 5 F. hohen, in der Erde steckenden Pfosten ruhen, alle Befestigung des Holzwerkes geschieht durch Kokosbaststricke, die zugleich, bunt gefärbt, zum Schmuck des Hauses dienen. Das Dach besteht aus Zuckerrohrblättern, die an den Sparren befestigt werden; der Raum zwischen den unteren Pfosten bleibt bei Tage gewöhnlich offen und wird Nachts durch Kokosmatten geschlossen. Das Innere des Hauses hat einen erhöhten Boden, dessen Unterlage Steine bilden, auf denen erst glatte Kiesel, dann gröbere und feinere Matten liegen; zwischen den Mittelpfeilern brennt auf einer Art Herd ein Feuer gegen die Moskiten, gekocht wird stets ausserhalb des Hauses. Auch errichten die Vor-

nehmen ihre Häuser auf grossen steinernen Platformen, die über das Gebäude fortreichen. In diesen Häusern schlafen sie getrennt in einer Art aus Zeug hergestellter Zellen auf Matten, das Gesicht jederzeit mit einem Stück Zeug bedeckt. Die Häuser sind zu Dörfern vereinigt, die einen höchst angenehmen Anblick gewähren, die Häuser stehen zerstreut und ohne Ordnung unter Fruchtbäumen, die Strassen zwischen ihnen werden sehr reinlich gehalten. In jedem Dorfe ist ein besonderes Haus (faletele oder grosses Haus), das sich von den gewöhnlichen nur durch die Grösse und die saubere Bauart unterscheidet, die oft Bewunderung erregt hat; und das zu öffentlichen Verhandlungen und Vergnügungen, besonders zur Aufnahme von Fremden, aber auch als Tempel dient und von einem grossen, offenen Grasfleck (malae) umgeben wird.

Von ihren Beschäftigungen ist die hauptsächlichste der Landbau. Sie treiben ihn allerdings nicht in derselben Ausdehnung, wie andere Polynesier, weil die grosse Fruchtbarkeit des Bodens und die Fülle der wildwachsenden Früchte ihn weniger nöthig machen; doch wird Taro, die Hauptnahrung des Volkes, an allen geeigneten Stellen sorgfältig gebaut, nächstdem Yams, Bananen, Brodfrucht, Kokos, Zuckerrohr und noch andere Pflanzen. Die Felder werden der Schweine wegen mit niedrigen Mauern aus Korallenstein umgeben; das einzige Geräth für den Landbau ist ein spatenartiger Stock ('oso). Von Hausthieren ziehen sie Schweine und Hühner, doch nicht im Ueberfluss; auch zähmen sie Tauben und richten sie zur Jagd ab. Diese betreiben sie mehr und eifriger als andere Polynesier; sie jagen wilde Schweine zur Nahrung mit abgerichteten Hunden, Tauben und Hühner, die sie durch sorgfältig gehegte Lockvögel herbeilocken, schiessen sie und fangen sie in Fallen, vorzüglich beliebt ist der Fang der Tauben auf diese Art in besonderen Netzen[7]). Nächst dem Landbau wenden sie auf den Fischfang den grössten Eifer. Sie brauchen dazu sehr schön gearbeitete Haken aus Muscheln, Schildpatt und Knochen mit Leinen, mit denen sie auch Haifische und Boniten zu fangen pflegen, dann Netze verschiedener Art, auch sehr grosse, in die sie die Fische hineintreiben und durch kleinere herausschöpfen, ähnlich ist die Fischerei mit dem Lauloa, einem das Netz vertretenden Strick, an den lange Blätter gebunden sind, mit denen sie die Fische aus dem tieferen in das seichte Wasser treiben; dann fischen sie Nachts bei Fackellicht, betäuben die Fische durch die Samen der Barring-

tonia und sammeln auf den Riffen Krebse und Muscheln. Ihre Boote sind von verschiedener Grösse, allein alle gleich sorgfältig und zierlich gebaut aus mehreren, durch Kokosfaserstricke verbundenen Brettern und mit Auslegern, manchmal bemalt und gewöhnlich mit Muscheln verziert; sie bewegen sie durch Ruder oder Segel und fahren damit sehr schnell, stehen jedoch in der Nautik den Tonganern nach. Zu weiteren Seefahrten wenden sie jetzt fast nur europäische Boote, selbst kleine Schiffe an, welche die früher auch gebrauchten Doppelboote ganz verdrängt haben.

Ihre Industrie besteht in der Anfertigung von Zeugen (siapo), welche die Frauen ganz in der gewöhnlichen Weise aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums bereiten und mit rothen, gelben und schwarzen Figuren, die aus Rinde geschnitten sind, bedecken; die Farben liefern die Nuss der Aleurites, Curcuma und eine Art Thon. Sie stehen aber an Schönheit den in anderen Archipelen gearbeiteten nach. Desto ausgezeichneter sind die von den Frauen mit auffallendem Geschmack geflochtenen Matten, von denen die feinsten früher das hauptsächlichste Eigenthum und zugleich das wesentliche Tauschmittel ausmachten; sie sind dem Gebrauch entsprechend (zu Kleidern, zum Sitzen und Schlafen, zu Segeln u. s. w.) von verschiedener Feinheit, die feinsten, die zu Kleidern dienen, sind die Jetonga aus Pandanusblättern und mit rothen Federn besetzt und die Jesina aus Hibiscusrinde. Eben solches Geschick zeigen sie in der Verfertigung von Stricken aus Kokosbast und von Netzen aus der Rinde des Hibiscus, des Brodtfruchtbaums und einer Art Ficus. Kokosöl bereiten sie viel zum Gebrauch wie zum Handel, indem sie das zerriebene Fleisch der Nuss in ein durchlöchertes Boot legen und das Oel in ein darunter stehendes Gefäss tröpfeln lassen; auch gewinnen sie wohlriechende Oele aus anderen Pflanzen. Hier und da ist durch Europäer die Destillation eines Branntweins aus Bananen und Orangesaft eingeführt. Im Boot- und Hausbau übertreffen sie die Bewohner der östlichen Archipele weit, sie haben besondere Zimmerleute, die ihre Arbeiten mit nicht gewöhnlichem Geschick verrichten. Von Geräthen brauchen sie Kokosschalen statt Schüsseln und Gläser und grosse hölzerne Bolen (tanoa), während Blätter die Stelle der Teller vertreten, und Gabeln und Löffel unbekannt sind, dann kleine Kästchen und Fächer von Kokosblattrippen und Pandanusblättern, die mit ausserordentlichem Geschmack gearbeitet werden, Kämme von Kokosblattrippen, Körbe von Pandanusblättern,

8*

Fliegenwedel (fue) von grosser Zierlichkeit, die auch die Redner bei öffentlichen Versammlungen tragen, Fackeln aus trockenen Kokosblättern, Kopfkissen von Bambus mit zwei niedrigen Füssen, Beile ursprünglich von Stein oder Muscheln, jetzt von Eisen und mit hölzernen Handgriffen, eine Art künstlichen Bohrer [8]).

Was die religiösen Vorstellungen der Samoaner betrifft [9]), so glaubten sie an Götter (aitu), deren sie zwei Klassen annahmen die oberen ursprünglichen und die aus den Seelen der Vornehmen nach ihrem Tode entstandenen; ein fester Unterschied zwischen beiden bestand jedoch nicht, die ersten, obschon die höheren, erhielten keine Verehrung mehr. Weiter zerfielen sie in 4 verschiedene Abtheilungen, nationale, Districts-, Dorf- und Familiengottheiten. Die nationalen, vom ganzen Volke anerkannten umfassten natürlich die oberen Götter, aber es gab auch unter ihnen zu Göttern erhobene Häuptlinge (wie Losi und Tiitii); der angesehenste der oberen Götter war Tangaloa, der Schöpfer der Welt und der Menschen, der im Himmel lebte, nächstdem seine Tochter Sina, die Vermittlerin zwischen ihm und den Menschen, Mafui'e, der Erzeuger der Erdbeben, Moso und Sepo, Kriegsgötter, Le saä, die Ceres der Samoaner, Taëma und Tilafainga, die besonderen Götter der Tättowirer u. s. w. Alle diese Gottheiten waren für den Cultus ohne Bedeutung; die Erinnerung an sie hatte sich nur in den zahlreichen Mythen erhalten. Die übrigen Götter sind fast alle aus verstorbenen Vornehmen hervorgegangen. Die Districtsgötter [10]) standen den Districten vor und sollten sich den Ihrigen in Meteoren zeigen, um ihnen in Kriegen ihren Willen kund zu thun; die Dorfgötter standen den Dörfern vor und wurden bei allgemeinen Angelegenheiten derselben angerufen, auch jedes Kind bei der Geburt ihnen geweiht. Die Familiengötter (aitu fale) galten für im Hause des Familienvaters anwesend und pflegten durch diesen den Familiengliedern ihre Forderungen bekannt zu machen; ausserdem hatte jeder noch einen besondern Gott, dem er Achtung und Verehrung schuldig war, denn bei der Geburt eines Kindes wurden die Namen der verschiedenen Gottheiten laut ausgerufen, von denen die, bei deren Nennung die Geburt eintrat, für die Gottheit des Geborenen galt.

Bilder der Götter gab es nicht; allgemein war der Glaube an die Etu, dass nämlich jeder Gott einen bestimmten Gegenstand zu seinen temporären Aufenthalt wählte, der dann der Etu seines Verehrers war. Es waren Geräthe aller Art, Steine, Pflanzen und

Thiere, selbst einzelne Theile der letzten, (wie das rechte Bein oder der Schwanz eines Hundes); diesen Etu erwiesen die Verehrer der Götter hohe Achtung, sie mussten sich, wenn es Thiere oder Pflanzen waren, vor dem Genuss oder der Verletzung desselben hüten, weil sonst der erzürnte Gott in den Leib des Schuldigen eindringe und dadurch, dass er darin den Etu erzeuge, seinen Tod herbeiführe. Die geringe Verehrung der oberen Götter zeigte sich auch darin, dass sie keine Etu besassen. Viele Götter hatten besondere Tempel, in denen sich gewöhnlich der Etu vorfand; so hatte jedes grössere Dorf seinen Tempel oder statt dessen einen heiligen Hain, bei kleineren vertrat das Fale tele seine Stelle. Sehr merkwürdig sind die Ruinen eines ganz nach dem Modell eines samoanischen Hauses errichteten Gebäudes mit steinernen Pfeilern am Singangofluss bei Apia, die nach einem alten Gotte Fale o Lefee heissen[11]. Priester, deren Amt erblich war, hatte jeder Gott, daneben war aber in jedem Dorfe der oberste Häuptling Priester des Dorfgottes, in jeder Familie das Haupt derselben der des Familiengottes; sie wurden von den Göttern inspirirt und thaten dann den Willen derselben kund, leiteten den Gottesdienst, forderten im Namen der Götter Opfer und setzten fest, wann die Familie, das Dorf, der District ein Fest feiern sollte. Der Gottesdienst bestand in Gebeten nach bestimmten Formularen; bei jeder Abendmahlzeit hielt das Familienhaupt ein solches, bei dem Kawa getrunken oder, wenn sie fehlte, das Feuer zu hellerem Brennen gebracht wurde. Die Opfer bestanden besonders in zubereiteten Lebensmitteln, Trankopfer wurden auf den Boden gegossen oder gegen den Himmel geschleudert, nachher nahmen die Opfernden an dem Genuss der Speisen Theil; an den in Kriegszeiten gebrachten Opfern durften sich nur die Männer betheiligen. Auch das Opfern der Fingerglieder wie in Tonga war Gebrauch. Von bestimmten, regelmässig wiederkehrenden Festen wird eines erwähnt, das jährlich im Mai gefeiert wurde, begleitet von Schmausereien und Spielen aller Art. In der Beachtung der religiösen Ceremonien waren die Samoaner auffallend streng und pünktlich.

Der Glaube an das Tapu, (das hier saä hiess), war allgemein verbreitet; es lag diese Kraft in allem Göttlichen und den Vornehmen, sie hatte auch hier die Folge, dass die damit Behafteten nicht allein essen durften. Sie konnte auch auf alles gelegt werden; die damit belegten Obstbäume bezeichnete man durch Anheftung

gewisser Gegenstände an den Baum, oder indem man einem Speer bei ihm in den Boden steckte[12]). Auch an ein Leben nach dem Tode glaubte man. Am Westende von Savaii lag der Eingang in die Unterwelt, der Fafa hiess, ein doppeltes, rundes Loch in den Felsen, wovon das grössere für die Vornehmen, das kleinere für die Gemeinen bestimmt war; die Unterwelt war der oberen nachgebildet, und die Todten trieben darin die Geschäfte der Lebenden aber Nachts wurden sie zu einem Haufen von Feuerfunken, und es war ihnen dann gestattet, auf die Oberwelt zurückzukehren und ihren Verehrern und Angehörigen Mittheilungen zu machen. Die Vornehmen besassen ihre besondere Unterwelt, die hier wie in Tonga, Pulotu hiess und in der sie allen Vergnügungen hingegeben lebten; sie stand unter einem mächtigen Gott, Saveasuileo, der oben einen Menschenkörper, unten einen Fisch- oder Schlangenleib hatte und mit den Seelen der Gestorbenen in einem Palast wohnte, dessen Pfeiler aus den Leibern der todten Häuptlinge bestanden. Ueberhaupt war die Mythologie der Samoaner sehr ausgebildet und giebt ein Zeugniss von der Lebhaftigkeit ihrer Phantasie. Allgemein war endlich der Glaube an Zauberei und an Vorherverkündigungen durch Meteore wie durch den Flug der Vögel; um Verbrecher zu ermitteln, wandte man eine Art Schwur auf einen heilig gehaltenen Etu an.

Die Feierlichkeiten bei Begräbnissen[13]) waren nach dem Stande verschieden. Gemeine begrub man einfach den Tag nach dem Tode. Aber bei Häuptlingen wurde die Leiche, auf das Kostbarste bekleidet, so dass nur das mit Oel und Curcuma gesalbte Gesicht bloss blieb, oft 10 bis 30 Tage lang in einem mit Zeug und Matten bedeckten Boote im Hause ausgestellt, das die Verwandten nicht verlassen durften, zugleich mussten sie bei Tage fasten, keine Speise durfte in das Haus gebracht werden. Während dessen war im Dorfe jede Arbeit untersagt, kein Fremder wurde aufgenommen, in jedem Hause und auch auf den Strassen brannten Feuer, Jünglinge und Mädchen sangen das Lob des Todten, jene auf den Strassen umherziehend, diese im Trauerhause, Nachts beide Theile vereint in demselben. Am Begräbnisstage trugen Männer die Leiche mit dem Boote fort, von den Verwandten und Freunden des Todten begleitet; man legte sie in ein 4 Fuss tiefes Grab auf Matten, mit dem Kopf nach Osten, daneben die Geräthe, welche in der Krankheit und zum Aushöhlen des Grabes gebraucht waren, und bedeckte alles mit Zeug und Matten, dann mit weissem

Korallensand, zuletzt mit Erde. Die Gräber lagen stets in der Nähe der Wohnhäuser, die Knochen der im Kriege gefallenen Männer bestattete man später bei denen ihrer Vorfahren. Bei Vornehmen bestanden die Grabhügel aus Stein und waren am Kopfende 4, am Fussende 3 F. hoch, mit Muscheln und weissen Steinen geziert und mit Speeren umgeben, bei berühmten Kriegern lag eine Keule oder Flinte darauf; bei Gemeinen waren es 2 F. hohe, mit Steinen bedeckte Erdhaufen. Nach der Bestattung brannte man bei Vornehmen noch 10 Tage lang Feuer bei dem Grabe, bei Gemeinen im Wohnhause, so dass der Raum bis zum Grabe dadurch erleuchtet wurde. Eine unerlässliche Trauerceremonie waren lebhafte Klagen; am heftigsten waren sie, wenn entfernt lebende Verwandte den Todten nicht mehr am Leben gefunden hatten, dann schlugen sie, seinen Namen laut rufend, gegen das Haus und zerstörten manchmal sein ganzes Eigenthum, als seien sie von der äussersten Betrübniss übermannt. Waren schon andere Glieder der Familie an derselben Krankheit gestorben, so öffnete man vor der Beisetzung die Leiche, die Ursache des Leidens zu suchen, nahm etwa entzündete Theile heraus und verbrannte sie. Auch fand zuweilen als Zeichen besonderer Zuneigung der Verwandten eine Art Einbalsamirung statt, die ausschliesslich von dazu bestimmten Frauen vorgenommen wurde; man nahm die Eingeweide aus der Leiche heraus und begrub sie, salbte den Körper mit aromatischem Oel, durchstach ihn an vielen Stellen mit feinen Nadeln, die Flüssigkeit daraus zu entfernen und trocknete ihn so in zwei Monaten aus, dann klebte man das vorher abgeschnittene Haar wieder an den Schädel, füllte das Innere der Leiche mit Zeug und legte sie dann mit Zeug bedeckt, in ein kleines, dazu errichtetes Haus.

Die politischen Verhältnisse der Samoaner[14]), deren Kenntniss auch darum so lehrreich ist, weil sie ergiebt, wie sich die Zustände bilden konnten, welche wir z. B. bei den Neuseeländern finden, zeigen offenbar eine starke Auflösung der staatlichen Bildung. Die Inseln zerfallen in Districte, deren Zahl nach Turner 10 betragen soll; in Upolu sind deren drei, Aana im Westen, Tuamasanga in der Mitte und Atua im Osten, in Manu'a zwei, Lefaletolu im Westen und Fitiuta im Osten. Ob sie als die Gebiete alter Staaten zu betrachten sind, lässt sich nicht entscheiden, so wahrscheinlich es auch ist; jedenfalls sind diese Abtheilungen alt, wie ihre Entstehung (in Upolu) durch besondere Mythen erklärt

wird[15]. Die Districte zerfallen wieder in kleinere Bezirke, woraus es sich erklärt, wenn in Savaii die Missionskarten 7, andere Missionsnachrichten gar 30 Districte angeben; vielleicht sind sie das, was in den Berichten sonst Stadt oder Dorf heisst, da ein solches Dorf gewöhnlich mehrere kleine Weiler oder Dörfchen zu umschliessen pflegt. Die Bevölkerung zerfällt in zwei bestimmt geschiedene Klassen, die Gemeinen und die Vornehmen, die letzten aber wieder in mehrere Abtheilungen. Die Grundlage des Staats bildet das, was hier Familie heisst, deren mehrere ein Dorf bilden; jede solche Familie steht unter einem Haupte (tulafale), und diese sind ausser den Häuptlingen die einzigen Grundbesitzer und dienen zugleich als Räthe und Beisitzer der Häuptlinge. Ihre Würde ist erblich, doch besitzen die sämmtlichen Familienglieder eine Art Ernennungsrecht und können die Würde einem anderen als dem ältesten Sohn, ja um die Familie zu stärken, sogar einem ihr ganz Fremden übertragen, ein Beweis, wie sehr diese Familie als ein politischer Verband zu fassen ist. Eine solche Familie bewohnt einen Weiler und ist gemeinsam im Besitz des Faletele desselben. Ueber den Tulafale steht als Vorsteher des Dorfes der Häuptling (ali'i) aus einer bevorrechteten Familie, (in manchen Dörfern sind ihrer mehr als einer), der jedoch keine bedeutende Macht, wenn auch gewisse Vorrechte besitzt, (Befreiung von Beiträgen zu Geschenken, Anspruch auf gewisse Leistungen der Tulafale, äussere Ehrenbeweise); auch seine Würde ist erblich, allein ganz in der Art wie bei den Tulafale üben diese auf seine Ernennung einen grossen Einfluss aus, und alle öffentlichen Angelegenheiten des Dorfs muss er mit den Tulafale berathen und beschliessen. Mehrere Dörfer bilden zusammen einen grösseren Bezirk, dessen Vorsteher den Titel Tupu führt, aber in gleicher Weise wie die Ali'i die allgemeinen Angelegenheiten nur mit dem Beirath aller Grundbesitzer seines Bezirks entscheiden darf. Ganz in dem gleichen Falle sind die den Districten vorstehenden Häuptlinge, die Tui (Könige), die von dem Rathe ihrer Tupu abhängig sind, und über diesen steht noch eine höhere Würde unter verschiedenem Namen (Tamafainga, Malietoa), die für die Stellvertretung der ganzen Nation gelten kann und dem angesehensten unter den Tui von Savai'i und Upolu zukommt, die sich auf der kleinen Insel Manono, (ganz wie in ähnlichen Verhältnissen die mächtigsten Häuptlinge von Viti in Mbau), niedergelassen haben und von da den entschiedensten Einfluss auf jene

beiden grössten Inseln und dadurch auf alle übrigen ausüben. Man bezeichnet diese herrschende Partei der Tui mit dem Namen Malo (Regierung), und nennt die von ihr unterworfenen Districte Va ivai (die Besiegten). Aber selbst diese vornehmsten Häuptlinge, denen äusserlich eine auffallende Ehrfurcht bewiesen wird, (niemand darf sich ihnen anders als liegend oder kniend nähern, sie werden auf den Schultern ihrer Vasallen von Ort zu Ort getragen), hängen doch wesentlich von der Zustimmung und Anerkennung ihrer Untergebenen ab, und wie viel unter diesen Umständen persönliche Eigenschaften wirken, ist von selbst klar. Endlich besteht noch, wie in Viti und Tonga, die seltsame Einrichtung, dass dem Sohne der Schwester eines Häuptlings, (unzweifelhaft nur von einer älteren), im Gebiete seines Oheims alles erlaubt ist[16]). In neuerer Zeit ist diese Verfassungsform durch den Einfluss des Christenthums und der fremden Colonisten wie in Folge innerer Kriege wesentlich modificirt; die Macht des Malo von Manano ist ganz gesunken und eine Regierung im Dorfe Molinu'u bei Apia gegründet von ganz modern europäischem Zuschnitt, die aus einer Executive von 7 Häuptlingen und einem gesetzgebenden Rath der Häuptlinge besteht, der auch unter Mitwirkung der europäischen Consuln eine Gesetzsammlung bekannt gemacht und eine Kopfsteuer eingeführt hat.

Dass bei solchen Verfassungsformen an eine geordnete Verwaltung nicht zu denken ist, begreift man leicht. Die ganze Leitung der Angelegenheiten lag nicht in den Händen derjenigen, welche die Herrschenden zu sein schienen, sondern in denen ihrer Untergebenen, die sie zur Theilnahme an den Geschäften zu berufen gezwungen waren. Daher waren in Samoa die öffentlichen Versammlungen zur Berathung über die Staatsangelegenheiten (fono) von so grosser Bedeutung. Sie wurden auf dem Malae gehalten, auf dem die Districts- oder Dorfhäuptlinge gesondert in Reihen sassen; die Redner sprachen auf und niedergehend oder auf einen Stab oder Speer gestützt mit dem Fliegenwedel in der Hand, sie zeigten dabei eben so viel Rednertalent, als Anstand und Würde, zuletzt fasste der Leiter des Staats das Ergebniss der Berathung zusammen. Im Uebrigen leitete jede Abtheilung des Volkes bis zur Familie herab sich selbst, ohne irgend einem fremden Einfluss zu folgen. Es gab von Alters her feststehende Strafen für gewisse Vergehen (Diebstahl, Mord, Ehebruch, Beleidigung eines Häuptlings); auf Ehebruch und Mord stand der Tod oder, wenn der

Thäter geflohen war, Einziehung seines Vermögens und Verbannung, auf andere Vergehen Strafgelder und andere zum Theil harte und barbarische Strafen, die jetzt ausser Gebrauch gekommen sind. Früher entschied der Häuptling und setzte die Strafe nach Willkür fest; jetzt sind Dorfrichter (faipule) eingeführt.

Bei solchen Verfassungszuständen mussten Kriege[17]) nicht selten sein, um so mehr, da es den Samoanern an Muth und Kriegslust nicht fehlt; sie wurden bei Händeln zwischen einzelnen Districten durch die Theilnahme anderer gewöhnlich mehr oder minder allgemein. Man ficht sie zu Lande wie zur See aus. Zum Kriegsdienst ist jeder Erwachsene verpflichtet; die Bewohner gewisser Dörfer sind dazu bestimmt, Vorhut, Mitte und Nachhut des Heeres zu bilden und erhalten demgemäss bei dem Siege verschiedene Beuteantheile. Möglichst geschmückt, geht man in den Kampf, die einzelnen Abtheilungen durch Abweichungen in der Haartracht und den Zierrathen unterschieden. Die Kampfweise besteht besonders in Ueberfällen, seltener in offenen Schlachten, denen gegenseitige Herausforderungen vorangehen. Früher sollen sie Frauen und Kinder und die in die Tempel Geflohenen geschont, der Einfluss der Vitier sie später an grosse Grausamkeit gewöhnt haben; jetzt werden die Kriegsgefangenen, wenn nicht Verwandte sie retten, getödtet, die Frauen in die Gefangenschaft geführt, am nachtheiligsten ist die Zerstörung der Dörfer und Verwüstung der Felder. Die geschätztesten Trophäen sind die Köpfe erschlagener Feinde, die bei der Siegesfeier im Malae auf einen grossen Haufen gelegt werden; sind Verwandte der Erschlagenen da, so giebt man die Köpfe zurück, die übrigen begräbt man in Malae, wie die erkennbaren Leichen der Besiegten auf dem Schlachtfelde. Ist ein Theil so gedemüthigt, dass er um Frieden bitten muss, so erfolgt die Ceremonie des Ifonga; die Häuptlinge der Besiegten werfen sich, Brennholz, Steine und Bambus tragend, (wie zur Anlegung eines Ofens), vor den Siegern nieder, wird ihre Ergebung angenommen, so bleiben sie die Vasallen derselben und zu Lieferungen verpflichtet, im entgegengesetzten Fall werden sie sogleich getödtet. Die Waffen sind starke Speere mit Rochenstachelspitzen, Keulen von hartem Holz und von verschiedenen Formen und Schleudern; jetzt haben sie auch Flinten, selbst einige Kanonen. Auch verstehen sie es Festungen ('olo) anzulegen mit starken Pallisaden von Kokosstämmen, die mit tiefen Gräben umgeben werden.

Sie lebten in der Polygamie, doch hatten gewöhnlich nur die Vornehmen mehrere Frauen. Eine Ehe galt nur für gültig, wenn der Mann die Frau in sein Haus aufnahm; im anderen Fall waren die Kinder unehelich. Die Vornehmen nahmen von den Gemeinen Frauen nach Belieben und entliessen sie ebenso leicht; eigenthümlich war, dass eine so entlassene Frau sich nicht wieder verheirathen durfte, weshalb sie sich gewöhnlich in der Nähe des Faletele aufhielten und hier fremden Besuchern hingaben oder sich an Europäer anschlossen. Eine Ehe einer solchen mit einem Vornehmen konnte zu einem Kriege führen; der Gemeine, der sie heirathete, wurde getödtet, allein in diesem Falle durfte die Frau eine andere Ehe schliessen. War aber ein Vornehmer mit der Würde eines Tui oder Tupu bekleidet, so warben die Tulafale für ihn eine Frau aus einem edlen Geschlecht, die der Mann dann behielt, und der seine anderen Frauen als Dienerinnen gegenüberstanden. Die Hochzeit erfolgte auf dem Malae unter gewissen Festlichkeiten, die aber des religiösen Charakters entbehrten; dabei gaben beide Theile einander und den Verwandten Geschenke, von denen die des Bräutigams (oloa) aus Speisen und Geräthen, die der Braut (tonga) aus Zeug und Matten bestanden. Wenn auch die Mädchen vor der Hochzeit ganz über sich verfügen konnten, so hielten doch die Vornehmen mit der äussersten Strenge bei ihren Töchtern auf Keuschheit und liessen sie deshalb stets von alten Frauen bewachen; vor der Hochzeit wurde sogar die Braut genau geprüft, ob sie noch eine Jungfrau sei, und wenn sich das nicht fand, auf der Stelle von den Aeltern und Brüdern getödtet. Kindermord wurde nicht geübt, desto mehr Abortion. Bei der Geburt eines Kindes rief man die Götter an und bestimmte dabei den Schutzgott des Kindes; beim Säugen hingen die Kinder seltsamer Weise von der Mutterbrust herab. Adoption von Kindern war sehr allgemein. Eine besondere Feierlichkeit fand statt, wenn die Mädchen für mannbar erklärt wurden. Die Stellung der Frauen war bei weitem nicht so gedrückt wie in anderen Archipelen, sie genossen eine gewisse Freiheit und Selbständigkeit, und wie überhaupt in dem gesellschaftlichen Leben der Samoaner eine gewisse Feinheit hervortritt, so zeigt es sich auch in der Behandlung der Frauen, die sorgloser und bequemer leben, als in den meisten Archipelen des Oceans.

Alle Krankheiten wurden als Folgen des Zorns eines Gottes angesehen, daher wandten sich die Verwandten des Kranken zuerst

an den Priester, der die zur Versöhnung des Gottes dienenden Opfer zu bestimmen hatte; auch nahm man an, dass ein offenes Bekennen aller Sünden und Vergehen den Gott zu gewinnen vermöge. Dabei gab es jedoch auch eine Art Aerzte (faluai), und zwar für verschiedene Krankheiten besondere; aber erst der Verkehr mit den Fremden hat sie mit den Heilkräften der Pflanzen bekannt gemacht, und früher wandten sie innerlich nichts weiter als Brechmittel an. Mehr Erfahrung hatten sie in der Chirurgie. Sie benannten gewisse Sternbilder mit Namen und hatten eine Eintheilung des Jahres in 12 Monate. Tänze waren in hohem Grade beliebt und von verschiedener Art, die Tanzfeste wurden gewöhnlich Abends nach Sonnenuntergang gefeiert, beide Geschlechter nahmen, möglichst geschmückt, daran Theil. Sie begleiteten sie mit Zusammenschlagen der Hände oder mit Liedern, deren sie theils epische zum Preise der Thaten der Vorfahren, theils lyrische besassen. Die musikalischen Instrumente waren hauptsächlich Trommeln, theils aus hohlen Stämmen bestehend, theils aus Matten, die über ein Gerüst von Bambus gespannt waren; eine andere Begleitung der Tänze bestand darin, mit Bambus von verschiedener Länge auf den Boden oder auf Steine zu schlagen. Muscheltrompeten durften nur die grössten Häuptlinge führen; eine Flöte wird nicht erwähnt.

Die ursprüngliche Art des Grusses war das Nasen, und noch jetzt pflegen sie bei dem allgemein angenommenen Händeschütteln sich zu bücken und den Rücken der Hand mit der Nase zu berühren. In der Unterhaltung sind sie überaus artig und höflich und vermeiden sorgfältig alles, was als üble Vorbedeutung dienen kann. Dank bezeigen sie dadurch, dass sie das Geschenkte gegen den Kopf drücken, heftigen Ausbruch der Freude wie andere Polynesier durch Weinen. Zurückweisung eines Geschenkes gilt für eine grosse Beleidigung, Verletzung des Eigenthums durch ein Messer oder ein Beil für eine noch grössere. Grüne Zweige oder eine Kawawurzel sind Symbole des Friedens. Sie sitzen mit untergeschlagenen Beinen, sie auszustrecken hält man allein bei Europäern für nicht unanständig, und ein Zeichen der Ehrfurcht ist es, in Gegenwart des Höheren zu sitzen, daher erheben sich die Bekehrten in der Kirche niemals. Sehr beliebt sind gemeinsame Reisen zu Besuchen von Bekannten (malanga), auf solchen bringen sie einen grossen Theil des Lebens hin. Spiele haben sie sehr viele, Wettfahrten in Booten, Scheingefechte, Speerwerfen, Keulenkämpfe,

Ringen, dann viele zum Zeitvertreib und Vergnügen; alle diese sind bei den Festen, die sie so häufig feiern, sehr beliebt.

Für den Handel haben sie jederzeit grosse Vorliebe gezeigt. Noch immer sind als Einfuhrartikel Zeuge und Glaskorallen geschätzt, allein noch mehr eiserne Geräthe, nächstdem Feuergewehre, leere Flaschen, Seife, Nautilusschalen, Tabak u. s. w. Dafür liefern sie den Schiffen, besonders den Walfischfängern, welche die Häfen viel besuchen, besonders Lebensmittel, von Handelsartikeln aber vorzüglich Kokosöl, dann etwas Pfeilwurzel, Schildpatt, Kokosfaserstricke. Aber der ganze Ausfuhrhandel ist in den Händen der angesiedelten Europäer. Im innern Verkehr dienen ihnen europäische Zeuge und Matten an der Stelle des Geldes.

Die Sprache der Samoaner, die auch in den Inseln nördlich von Samoa bis an die Grenzen der Gilbertinseln und Karolinen verbreitet ist, steht unter den polynesischen der Tongasprache am nächsten; ihre charakteristischen Eigenthümlichkeiten sind die Häufigkeit des l, das Auftreten des s an Stelle der stärkeren und das Ersetzen des k durch die schwache Aspiration; diese Lautverhältnisse machen sie zu einer der sanftesten und fliessendsten der polynesischen Sprachen. Es giebt auch eine besondere ceremonielle Sprache, deren man sich im Verkehr mit den Vornehmsten bedient.

Der schon oben[18]) erwähnte Vorfall bei Gelegenheit von la Pérouse's Besuch hatte 30 Jahre lang alle Schiffe von Samoa fern gehalten; erst um 1820 liess sich ein Haufe zuchtloser Verbrecher aus Sydney hier nieder und erfüllte die Inseln mit unglaublichen Gräueln, ihnen folgten 1830 die Missionare der Londoner Missionsgesellschaft, die sich über den ganzen Archipel ausgedehnt und ebenso eifrig als erfolgreich das Christenthum unter seinen Bewohnern verbreitet haben. Ihnen folgten 1835 Wesleyanische Missionare aus Tonga, die zuerst in Manono festen Fuss fassten und dann das südliche Savai'i zu gewinnen wussten; obschon später die beiden Missionsgesellschaften einen Vertrag schlossen, nach welchem der Archipel der Londoner Gesellschaft bleiben sollte, so haben die Wesleyaner dennoch ihre Stationen beibehalten, was einen beklagenswerthen Zwiespalt unter den protestantischen Bewohnern der Insel hervorgerufen hat. Durch diese Erfolge angereizt, haben auch katholische Geistliche 1845 sich angesiedelt, aber bis jetzt noch keine grossen Fortschritte gemacht, die Zahl ihrer Anhänger beträgt nur 3 bis 4000; der grösste Theil der Bevölkerung ist vielmehr

protestantisch, das Heidenthum ganz vertilgt [19]). Endlich haben sich von Hawaii her Mormonen eingefunden und eine kleine Niederlassung am Ostende von Tutuila gegründet, die aber nicht gedeiht. Die Sicherheit und Ruhe, welche die Thätigkeit der Missionare zur Folge hatte, führte auch mit der Zeit mehr und mehr Schiffe her, die theils Lebensmittel zu erhalten, theils Handel zu treiben suchten; die Beschaffenheit der politischen Zustände und vor allem die Leichtigkeit, Grundbesitz zu erwerben, was in der Mehrzahl der polynesischen Archipele schwierig ist, begünstigten die Niederlassung fremder Kaufleute, Europäer wie Nordamerikaner, Consuln europäischer Mächte wurden eingesetzt, und so ist allmählich eine europäische Colonie entstanden, die sich hauptsächlich in Apia, nächstdem in Leone angesiedelt hat; durch sie ist Apia ein Handelsplatz geworden, der an Bedeutung in Polynesien nur Honolulu, Papeëte und Levuka nachsteht. Der Verkehr dieser Kaufleute beschränkt sich nicht auf den Archipel, er reicht vielmehr über die umliegenden Inselgruppen bis weit in Mikronesien hinein, deren Handelsproducte, besonders Kokosöl, hier gesammelt und nach Europa und Australien befördert werden. Ausserdem haben die Colonisten namentlich im westlichen Upolu grosse Landstriche erworben und darauf Pflanzungen angelegt, namentlich von Baumwolle und Kokospalmen, deren Nüsse zum Auspressen des Oels nach Europa gesandt werden. Jetzt sind die Mehrzahl der Colonisten Deutsche, namentlich durch die Thätigkeit des Handlungshauses Godeffroy in Hamburg, das sich zugleich durch die Sorge, welche es auf die wissenschaftliche Erforschung der oceanischen Länder wendet, so rühmlich auszeichnet, nächst den Deutschen Engländer und Australier; Nordamerikaner haben sich in neuester Zeit in Tutuila im Hafen Pangopango niedergelassen, der zu einer Station für den Verkehr der Passagierdampfer ausersehen ist, und es lässt sich mit Bestimmtheit voraussehen, dass die Folge aller dieser Unternehmungen endlich die Besitznahme des Archipels durch eine europäische Macht sein wird. Da die Samoaner sich nicht zu Arbeitern in den Pflanzungen der Europäer hergeben, so ist man genöthigt gewesen, aus den umliegenden Archipelen Eingeborene als Arbeiter herzuführen, und obschon der grössere Theil derselben nach Ablauf ihrer Contracte in die Heimath zurückzukehren pflegt, so sind doch auch viele im Lande geblieben, und daraus ist eine polynesische Colonie entstanden, die für die Handelsthätigkeit der Europäer von nicht geringer Bedeutung ist.

DRITTES KAPITEL.

Die Inselgruppen Tokelau und Ellice.

Im N. und NW. von Samoa liegen zwei kleine Inselgruppen, die Tokelau- und die Ellicegruppe, die der ethnographischen Verhältnisse halber zu Samoa gerechnet werden müssen.

Mit dem Namen Tokelau, welches Wort im Samoanischen (to'elau) den Passatwind bedeutet, bezeichnen die Eingeborenen eigentlich nur die drei Inseln Fakaafo, Nukunono und Atafu; es empfiehlt sich jedoch, mit diesen die drei ähnlich gebildeten und nahe liegenden Inseln Pukapuka, Lydra und Olosenga zu verbinden, so dass die Gruppe dann aus 6 Inseln besteht, die zwischen 8 und 11° S. Br. und 165 bis 170° W. Lge. liegen, und von denen zwei schon im sechszehnten Jahrhundert entdeckt sind. Neuere Schriftsteller haben sie auch die Union oder Bowditchgruppe genannt. Die besten Nachrichten über sie verdanken wir der Expedition von Wilkes und den Mittheilungen der Missionare [1]). Alle diese Inseln sind Korallen-, die meisten Laguneninseln; von den übrigen des Oceans in keiner Hinsicht verschieden, sind sie, wie es scheint den Paumotu am ähnlichsten. Der Boden ist daher wenig ergiebig und arm an frischem Wasser, das Klima jedoch gesund. Die Vegetation ist die gewöhnliche beschränkte, die sich auf allen Laguneninseln findet; überwiegend sind Kokospalmen und Pandanus. Von Mammalien findet sich bloss die Ratte, von zahmen giebt es allein Hunde (in Pukapuka); die einzigen Landvögel scheinen Tauben, dagegen sind verschiedene Seevögel häufig, nächstdem eine Eidechsenart, viele Fische, Mollusken und Crustaceen.

Die einzelnen Inseln sind:

1. Lydra, (Simpsons Ranger 1835, Nassau I., 11° 32' Br., 165° 24' Lge.) ist von Cap. Rule entdeckt und benannt, eine runde Koralleninsel von ½ M. Durchmesser, die gegen 15 M. hoch und mit Bäumen bedeckt ist, auch anscheinend Trinkwasser, allein keine Bewohner hat.

2. Pukapuka hat Mendana 1595 entdeckt und S. Bernardo, nach ihm Quiros 1606 Gente hermosa oder N. Señora del Socorro benannt [2]); Byron entdeckte sie 1765 wieder und nannte sie Danger, wie spätere Seefahrer Otter und Cadres. Er ist eine dreieckige Lagunengruppe (in 10° 54' Br., 165° 54' Lge.), auf deren Riff

3 Inseln liegen, Pukapuka an der nördlichen, Koko an der südöstlichen und Ratoe an der westlichen Spitze, die beiden ersten jede $^1/_2$ M. lang, die dritte kleiner. Sie sind durch das Riff verbunden, welches auch von Ratoe sich noch über 1 M. gegen W. ausdehnt und mit einer flachen Sandbank endet. Die Inseln sind gut bewaldet und reich an Palmen, haben aber keinen Ankerplatz. 7 M. im OSO. von ihnen liegt das kleine, durch Brechungen angezeigte Riff Tema [3]).

3. Olosenga nennen die Bewohner der übrigen Inseln diejenige, welche Mendana 1595 Solitaria, Wilkes später Swain benannte; der irrigen Ansicht, dass sie das Gente hermosa von Quiros sei, verdankt sie auf manchen Karten den Namen Quiros. Es ist eine runde Koralleninsel (in 11° 5' Br., 170° 55' Lge.) von 1 M. Durchmesser, von einem Küstenriff umgeben, ohne einen Ankerplatz und schwer zugänglich. Das Innere nimmt ein grosser Süsswassersee ein, so dass das Land um ihn einen schmalen, mit schönen Bäumen bedeckten Streifen bildet. Die Insel war früher bewohnt, und es haben sich auf ihr noch Spuren der alten Bewohner erhalten; die Europäer fanden sie unbewohnt, und jetzt hat sich ein Amerikaner auf ihr niedergelassen, der hier durch samoanische Arbeiter Kokosöl bereiten lässt.

4. Fakaafo (oder Fanualoa, das grosse Land) ist von einem französischen Seefahrer entdeckt und Adolphe, später von Smith 1835 Wolf, von Gray Clarence, von Hudson 1841 Bowditch benannt. Sie ist die bedeutendste der eigentlichen Tokelau, eine Laguneninsel von 2 M. Länge gegen NW. und 1 M. Breite (in 9° 20' Br., 171° 4' Lge.). Auf dem Riffe liegen an der Nord-, Ost- und Südseite 58 Inselchen, während die Westseite der Lagune von dem blossen Riff begrenzt wird. Von den Inseln haben mehrere Kokos, allein nur eine, Fakaafo, ist bewohnt und hat einen von den Bewohnern sorgfältig behüteten Brunnen. Die Lagune ist seicht und ohne einen Zugang, ein Ankerplatz fehlt, die Landung ist sehr beschwerlich.

5. Nukunono hat Edwards 1791 entdeckt und Duke of Clarence, Zybrandts 1841 Paradise benannt. Sie liegt (in 9° 5' Br., 171° 38' Lge.) 8 bis 9 M. NW. von Fakaafo und ist noch etwas grösser als diese; auf dem Riffe, das nur an der Nordwestseite ganz bloss ist, liegen 93 kleine Inseln, die grössten an der Ost- und Nordseite, in die Lagune führt ein Kanal.

6. Atafu (oder Oatafu) erhielt von dem Entdecker Byron 1767 den Namen Duke of York und denselben noch einmal 1791 von Edwards. Sie liegt (in 8° 36′ Br., 172° 24′ Lge.) 11 M. NW. von Nukunono und ist etwa 1 M. nach NW. lang und über ½ M. breit. Das Riff trägt 63 kleine Inseln voller Bäume, allein ganz ohne Trinkwasser, das die Bewohner in ausgehölten Kokosstämmen sammeln; nur eine Insel ist bewohnt. In die Lagune führen nur für Boote fahrbare Kanäle, doch liegt das Riff so tief, dass Boote auch bei hoher Fluth darüber fort in die Lagune fahren können.

Von den Bewohnern dieser Inseln sind die der eigentlichen Tokelau Samoaner und sprechen einen samoanischen Dialekt, der sich von der eigentlichen Samoasprache durch das Auftreten des k unterscheidet; die Pukapukaner dagegen reden die Sprache von Rarotonga[4]). Ihre Zahl ist jetzt, weil in neuerer Zeit viele durch peruanische Sclavenjäger, aus Fakaafo ein Theil der Einwohner durch die katholischen Missionare nach Uea fortgeführt ist, nur gering; in Pukapuka leben 500, in den drei Tokelau zusammen wenig über 600 Menschen. Sie haben den gewöhnlichen Charakter der Polynesier und sind wohlgebildet, gut gestaltet und mit angenehmen Gesichtszügen. Ihre Hauptnahrung besteht aus Kokos, (sie brauchen auch die alten Nüsse getrocknet), und Pandanus, dann aus Fischen und Tauben, die ersten essen sie so häufig roh, dass daraus der Glaube entstanden ist, dass sie das Feuer überhaupt nicht kennen. Tabak ist jetzt sehr beliebt. Ihre Kleidung ist bei den Männern der Maro, bei den Frauen ein Gürtel von Kokos- oder Pandanusblättern oft von unförmlicher Dicke, oberhalb der Hüften befestigt; die Haare tragen beide Geschlechter kurz abgeschnitten, manchmal mit einer Art Mütze bedeckt, mit Muscheln und Federn geschmückt, dann haben sie Halsbänder und lang herabgezogene Ohrlöcher mit Zierrathen von Knochen, Muscheln u. s. w. Sie sind stark tättowirt, die Männer mehr auf dem Körper, die Frauen besonders im Gesicht, auch salben sie sich mit Kokosöl. Die Häuser sind viereckig mit hohen Dächern von Kokos- oder Pandanusblättern, die auf einem Dachbalken ruhen und über die Giebelwände hervorragen, die Wände sind sehr niedrig und nur bei Nacht mit Matten geschlossen, das Innere mit Kieseln bedeckt, auf denen Matten liegen. Sie sind zu regelmässig angelegten Dörfern vereinigt, die in der Mitte einen offenen, mit Korallensand bedeckten Platz (malae) haben; an der Lagunenseite errichten sie Dämme aus

Steinen zum Anlegen der Boote mit kleinen Häusern am Ende. Landbau ist unbekannt; desto eifriger treiben sie den Fischfang mit Netzen und geschickt gearbeiteten Haken von Holz, Muscheln und Knochen. Die Boote sind den samoanischen ähnlich und sauber und kunstvoll gebaut, theils aus gehölten Stämmen, theils aus Brettern; sie werden durch Ruder und Segel bewegt und zu weiteren Reisen zwischen den einzelnen Inseln und nach Samoa zu Doppelbooten verbunden. Zeuge bereiten sie nicht, dagegen Matten sehr zierlich und geschmackvoll aus Pandanus- und Kokosblättern, dann Netze und Stricke aus Kokosfasern. Auch pressen sie etwas Kokosöl zum Handel. In der Verfertigung der Geräthe zeigen sie viel Geschick; sie haben Beile von Muscheln und Steinen, Messer von Haifischzähnen und Muscheln, eine Feile aus Haifischhaut, eine Art Bohrer von Stein, hölzerne Kopfkissen, Kalebassen und Kokosschalen statt Schüsseln, besonders aus Holz geschnitzte Büchsen mit Deckeln von sehr zierlicher Arbeit.

Dass ihre Religion die der Samoaner war, geht daraus hervor, dass sie an Tangaloa als den höchsten Gott glaubten und auch den Gott Mafuike kannten, dem sie die Entstehung des Feuers zuschireben. Aber Verehrung erhielt bloss der Nationalgott Tui tokelau, den man ohne Zweifel als aus einem verstorbenen Häuptling hervorgegangen anzusehen hat. Für seinen temporären Wohnsitz galt (in Fakaafo) ein grosser, in der Erde sitzender Steinblock, der alle Jahre einmal mit Matten umwickelt wurde, bei welcher Gelegenheit er und allein vom Könige gesehen werden durfte. Er lag im Freien in einem Hain, hinter dem ein Tempel stand, ein den Wohnhäusern ähnliches, nur viel sorgfältiger gebautes Haus, in welchem sich die hölzernen und steinernen Bilder anderer Götter, auch massive Stühle (sogenannte Göttersitze) befanden. Der Hohepriester war der König von Fakaafo, ausserdem hatten noch andere Götter Priester. Der Gottesdienst bestand in Opfern und Gebeten, auch feierten sie jährlich ein grosses, einen Monat dauerndes Fest, bei dem sich die Einwohner aller drei Inseln in Fakaafo versammelten. Ein Leben nach dem Tode nahmen sie auch an, der Mond galt für den Wohnsitz aller Vornehmen, die Sterne für Seelen Gestorbener. Was ihre politischen Verhältnisse betrifft, so bildeten noch vor 30 Jahren die drei Inseln einen Staat, an dessen Spitze der in Fakaafo lebende König stand, der den Titel Tui tokelau führte; neben ihm gab es andere Häuptlinge (aliki), die den anderen bei-

den Inseln vorstanden, auch tulafale werden erwähnt. Die höchste Gewalt scheint jedoch bei den Familienhäuptern gewesen zu sein, die wie in Samoa die Häuptlinge durch Wahl einsetzten, den König angeblich aus den Mitgliedern von drei Familien erwählten. Jetzt scheint aber jede Insel ihren selbständigen Häuptling zu besitzen. Sie lebten überaus friedlich, Krieg scheint unbekannt gewesen zu sein, ob sie gleich Waffen (Speere und Keulen) besitzen. Die Polygamie bestand; sie behandeln die Frauen mit Achtung und Freundlichkeit, Kindermord war unbekannt. Tänze und Lieder sind sehr beliebt; sie schlagen den Tact dazu mit zwei kurzen Stöcken gegen einen längeren. Ein Spiel für Knaben besteht darin, Ratten zu fangen.

Jetzt sind die Bewohner aller dieser Inseln zum Christenthum bekehrt. Die Einführung desselben erfolgte zuerst 1857 in Pukapuka von Rarotonga aus, und diese Insel steht jetzt unter einem rarotongischen Lehrer. In den Tokelau suchten von Samoa aus protestantische Missionare 1861 die neue Lehre zu verbreiten, gleichzeitig mit ihnen erschienen auch katholische; so ist Atafu protestantisch, Nukunono katholisch geworden, während die Einwohner von Fakaafo zum grösseren Theil Protestanten, zum kleineren Katholiken sind.

Im W. und NW. 100 M. von den Tokelau liegt eine zweite, ganz ähnliche Inselgruppe, die man jetzt gewöhnlich nach dem Vorgang von Wilkes die Elliceinseln nennt; der von den Missionaren für sie gebrauchte Name der Laguneninseln ist wenig zweckmässig gewählt. Von verschiedenen Seefahrern entdeckt, ist sie uns hauptsächlich durch die Berichte des Cap. Hudson von der Expedition von Wilkes, der Missionare und des Naturforschers Graeffe bekannt geworden[5]). Es ist eine Kette von 9 Inseln, die sich zwischen 11 und 5° S. Br. von SO. nach NW. ausdehnen und den Uebergang von den westlichen polynesischen zu den mikronesischen Inseln bilden; von den Vitiinseln trennt sie ein Kanal von 75 M. Breite, von den Gilbertinseln ein nur halb so breiter. Die Inseln sind alle flache Korallen- und grösstentheils Laguneninseln, von den Tokelau nur darin verschieden, dass sie sich in ihrer Natur mehr den Gilbertinseln anschliessen. Ihre Flora ist daher wenigstens etwas reichlicher; denn wenn auch auf ihnen Kokospalmen und Pandanus die vorherrschenden Gewächse sind, so finden sich doch auch schon, obwohl nur selten, Arum, Bananen und Brodfrucht-

9*

bäume. Die Fauna ist so dürftig, wie in den Tokelau; von Mammalien giebt es bloss Ratten ausser zahmen Schweinen. Die Vögel scheinen bloss Seevögel zu sein, doch findet man zahme Hühner, von Amphibien sind einige Eidechsen, Insecten sparsam, dagegen alle Seethiere viel häufiger, wenn auch in den Lagunen nicht in solchem Maasse, wie in ähnlichen Inseln.

Die einzelnen Inseln sind:

1) Rocky, benannt von Barrett, nach dessen Schiff sie auch Independence genannt wird, (Bennetts Sophia, auch Ganges, 10° 41' S. Br., 179° 15' O. Lge.) ist eine kleine, flache Koralleninsel von kaum 1 M. Umfang, von einem Korallenriff umgeben, gut bewaldet, doch unbewohnt.

2) Nukulaelae, eine Entdeckung des Cap. Barrett, der sie Mitchell nannte, (die Nicholasgruppe oder Plasquet anderer Seefahrer, 9° 27' Br. 179° 54' Lge.) ist eine Laguneninsel von über 1 M. Länge und 1/2 M. Breite, die eine seichte Lagune voll Korallenbänke umgiebt, in die nur untiefe Bootkanäle führen. An der Südwestseite ist vor dem Riff ein erträglicher Ankerplatz, aber die Landung sehr beschwerlich. Auf dem Riff, das bloss an der Westseite von Inseln frei ist, liegen 6 grössere und 6 kleinere Inseln, die grösste und allein bewohnte Nukulaelae an der östlichen, dann Tumuiloto an der nördlichen, Fagaua an der nordwestlichen und Fanualago an der südöstlichen Seite; die Inseln sind alle schmal, haben nur schlechtes, brakisches Trinkwasser und viele Bäume, besonders Kokospalmen, auf Faguna auch einige Bananen und Arum.

3. Funafuti, von Peyster 1819 entdeckt, der sie Ellice nannte, 15 M. von Nukulaelae (in 8° 31' Br., 179° 13' W. Lge.) ist eine Laguneninsel von über 3 M. Länge und fast 2 M. Breite. Durch das Riff führen 3 tiefe Kanäle, zwei an der östlichen, einer an der westlichen Seite, in die sehr tiefe und gefahrlos zu befahrende Lagune, die einen schönen Hafen bildet. Auf dem Riff liegen 32 Inseln, von denen die grösste im Nordosttheil der Gruppe, Funafuti, die einzig bewohnte, gegen 3 M. lang ist; sie haben eine üppigere Vegetation als Nukulaelae und zwischen den Kokospalmen mehr und verschiedenartigere Bäume, aber das Wasser ist brakisch. Nach Hudson liegt noch eine Insel von 1 M. Länge an der Südwestseite der Gruppe, wahrscheinlich jedoch auch noch auf dem dem Riffe.

4. Nukufetau, die nach dem Entdecker Peyster 1819 den Namen die Peystergruppe erhalten hat, 12 bis 15 M. NW. von Funafuti, (in 7° 56′ Br., 178° 27′ W. Lge.) ist eine Laguneninsel von 2 M. Länge gegen WNW. und gleicher Breite. Das Riff ist viereckig und hat an der Westseite einen breiten, sicheren Kanal und im S. desselben in der Lagune einen geschützten Ankerplatz. Auf dem Riff liegen 18 kleine, in jeder Hinsicht den von Funafuti ähnliche Inseln, von denen Temotumua an der westlichen, Kakarua an der östlichen und Moturara an der südlichen Spitze die grössten, die einzig bewohnte aber Fale nahe S. vom Eingangskanale ist.

5. Waitupu (Oaitupu, Tracy und Achilles I. der Walfischfänger, 7° 28′ Br., 178° 43′ Lge.) 10 M. NO. von Nukufetau, ist eine von den früheren sehr abweichende Laguneninsel von runder Form und von 1 M. im Durchmesser. Sie besteht aus einem viel breiteren, zusammenhangenden Landstreifen, der im Kreise eine kleine, seichte Lagune umgiebt, aus der nur ein nicht für Boote fahrbarer Kanal an der Nordostseite der Insel zum Meere führt; ein das Land einschliessendes schmales Korallenriff erschwert das Landen, ein Ankerplatz fehlt. Das Innere ist mit vielen schönen Bäumen, besonders Kokospalmen bedeckt.

6. Nui[6]), 1825 von Koerzen und Eeg entdeckt und Het nederlandsch Eyland benannt, (Chromtschenkos Loewendahl 1829, 7° 15′ Br., 177° 15′ W. Lge.) ist 1 M. lang und 1/4 M. breit. Ein breites, hufeisenförmiges Riff umgiebt eine kleine, seichte Lagune, aus der ein unfahrbarer Kanal an der Westseite in das Meer führt; auf ihr liegen 8 kleine Inseln, von denen die beiden grösseren Fanuatapu am nördlichen und das einzig bewohnte Tokininai am südlichen Ende des Riffes sind. Alle sind mit hohen Palmen bedeckt.

7. Niutao, um 1820 entdeckt und Loper benannt, (bei anderen Lynx, Hudsons Speiden 1841, 6° 13′ Br., 177° 41 Lge.) ist eine kleine Koralleninsel von über 1/2 M. Durchmesser, von einem Küstenriff umgeben, ohne Ankerplatz und schwer zugänglich. Im Innern liegt der Ueberrest einer Lagune, ein Mangrovensumpf mit einigen unterirdisch mit dem Meere verbundenen Teichen, nach Whitmee soll noch eine zweite ähnliche ähnliche sich finden. Die Insel ist voller Palmen und höher als die übrigen mit Hügeln von 20 M. Höhe.

8. Nanomanga, von Maurelle 1781 Grancocal benannt, (Sher-

son des Schiffes Elisabeth 1809, Hudson von Wilkes 1841, 6° 12′ Br., 176° 13′ Lge.) ist eine kleine Koralleninsel von kaum $^1/_2$ M. Länge und $^1/_4$ M. Breite und des Küstenriffes halber schwer zugänglich. Sie ist mit Palmen bedeckt, hat aber keine Lagune.

9. Nanomea, von Maurelle 1781 S. Augustin benannt, (Taswell des Schiffes Elisabeth 1809, 5° 40′ Br., 176° 6′ Lge.) ist ein grosses gegen NW. 3 M. langes Riff, auf dem zwei grössere Inseln liegen, Lakena am Nordwestende von über $^1/_2$ M. Durchmesser mit einem süssen See in der Mitte, und 1 M. davon Nanomea am Südostende, 1 M. lang und $^1/_2$ M. breit, an deren Ostende eine besondere, mit dem Meer durch einen Kanal verbundene Lagune sich findet. Eine dritte kleinere Insel liegt zwischen beiden. Das Riff geht über die Inseln noch eine Strecke weit in das Meer und erschwert die Landung.

Die Bewohner dieser Inseln, von denen nur Rocky nicht bewohnt ist, sind samoanischer Abkunft und sprechen einen Dialekt der samoanischen Sprache; sehr auffallend ist es, dass in Nui dagegen die Sprache der Gilbertinseln gesprochen wird und die Einwohner sich auch von diesen herleiten. In den übrigen sind sie aus Samoa eingewandert und haben sich ihren Traditionen zufolge vor 17 Generationen zuerst in Waitupu niedergelassen [7]), von da auf die übrigen Inseln verbreitet; lange Zeit galt Waitupu auch für die berühmteste dieser Inseln, der Name war in Tahiti und Tonga bekannt. Die Zahl der Einwohner hat, weil peruanische Sclavenjäger viele aus den südlichen Inseln fortgeführt haben, in neuester Zeit sehr abgenommen und beträgt jetzt wahrscheinlich nur 2000 bis 2500.

Ihr Charakter wird sehr günstig geschildert; sie haben die ganze Freundlichkeit und Zutraulichkeit der Polynesier und sind heiter und fröhlich. Auch ihre körperliche Bildung ist sehr vortheilhaft; sie sind stark und schön gebaut, vor allem in Nanomea, dunkelbraun mit schwarzem Haar und starkem Bart, leiden aber viel an Hautausschlägen. Sie leben besonders von Kokosnüssen, die sie auch getrocknet aufbewahren (takataka), Pandanus und Arum, dann von Fischen und Muscheln; Tabak kauen sie auch. Die Männer tragen gewöhnlich einen schmalen, mit Franjen besetzten Maro aus Pandanusblättern, jetzt auch aus baumwollenenem Zeuge, oft auch noch einen Gürtel aus gefärbten Pandanusblättern darüber und manchmal eine ähnliche Matte um den Oberleib, aber in den

nördlichen Inseln meist nur den Maro, die Frauen den dicken Titi wie in Samoa aus Blättern oder Kokosfasern, die Kinder gehen nackt. Die Haare tragen sie gewöhnlich lang und in Zöpfe geflochten; auch das Färben derselben kommt vor. Ohrlöcher haben sie tief herabhangend mit Ringen von Schildpatt oder Kokosschale darin; aus denselben Dingen bestehen auch die Halsbänder, in Nanomea durchbohren sie die Nasenwand. Die Tättowirung ist ganz eigenthümlich; auffallend ist, dass sie nach melanesischer Weise bei Männern sparsam vorkommt und oft ganz fehlt, bei Frauen viel häufiger und allgemeiner sich findet. Den Körper salben sie mit Kokosöl. Die Häuser sind klein, niedrig und viereckig, ein Dach von Kokos- und Pandanusblättern auf niedrigen Pfosten, der Boden mit Steinen belegt und mit Matten bedeckt, gewöhnlich sehr reinlich gehalten. Schon in Funafuti finden sich einzelne Häuser mit zwei Stockwerken, die in den nördlichen Inseln allgemein und den der Bewohner der Gilbertinseln ganz ähnlich sind; das obere, zum Schlafen und zur Aufbewahrung von Geräthen bestimmte Stockwerk trennt ein Boden von Stäben von dem unteren. Die Häuser bilden, regelmässig geordnet, Dörfer mit meist sehr sauber gehaltenen Strassen; der Wassermangel hat zur Anlegung von Cisternen aus Korallenstein, das Regenwasser zu sammeln, geführt.

Landbau haben sie wenig; auf den höheren Theilen der Inseln graben sie 6 bis 8 Fuss tiefe, lange Gräben, in denen sich das Regenwasser sammelt, bilden aus verfaulenden Pflanzentheilen darin eine Erddecke und pflanzen Arum, Bananen und Brodfruchtbäume hinein. Fischfang treiben sie dagegen stark; es werden dazu zwar nur Haken von Holz und Muschelschalen erwähnt, aber sie besitzen gewiss auch Netze. Ihre Boote sind klein und nur roh; sie bestehen aus gehölten Stämmen, die durch Bretter erhöht werden, und haben Ausleger. Früher aber müssen sie stärkere besessen haben, denn sonst könnte Quiros nicht 1606 in Taumako dahin verschlagene Einwohner von Waitupu gefunden haben[8]. Dass es ihnen an Geschick und Kunstfertigkeit nicht fehlt, beweisen die aus Pandanusblättern geflochtenen Matten und die sauberen Stricke aus Kokosfasern. Von Geräthen besitzen sie Beile aus Stein und sägenartige Messer aus Haifischzähnen. Handel treiben sie überall lebhaft und eifrig, besonders mit Kokosöl; daher haben sich Agenten von Kaufleuten aus Samoa und Australien auf mehreren Inseln niedergelassen.

Ihre religiösen Vorstellungen kommen im Ganzen mit denen der Samoaner überein. Sie hatten zahlreiche Götter, nicht bloss höhere, wie Tangaloa, Olofenua, auch solche, die aus verstorbenen Häuptlingen hervorgegangen waren und besonders verehrt wurden. Bildnisse derselben gab es nicht; dagegen hatten sie heilige Steine, welche die Götter zu Zeiten bewohnen sollten, auch eine Art Tempel, und die Schädel der Häuptlinge hielten sie (in Nanomea) als Reliquien hoch und salbten sie mit Oel. Der Gottesdienst bestand in Gebeten und Opfern von Lebensmitteln. Eine besondere Feierlichkeit findet in Nanomea Statt, eine Art Weihung aller das Land berührenden Fremden, verbunden mit einer Anrufung der Götter, dass ihre Ankunft keinen Schaden bringen möge, und mit grossen Festlichkeiten aller Art. Priester gab es, in den südlichen Inseln in jedem Dorfe einen, den das Volk aus einer bebestimmten Familie wählte, obschon gewöhnlich auf Erblichkeit dabei gesehen wurde; er lebte von dem Volke getrennt, in der Regel in einem Hause in der Lagune und wurde von den Göttern inspirirt, deren Willen er den Menschen kund that. In den nördlichen Inseln gab es aber mehr Priester, die auch nicht für sich lebten. Die Todten bestatten sie in der Erde, bedecken den Boden darüber mit Korallensteinen und umgeben ihn mit einem Kranz von grossen Steinen; bei Häuptlingen errichten sie über dem Grabe noch einen einige Fuss hohen Erdhügel. Die Sitte, bei dem Tode eines nahen Verwandten ein Fingerglied zu opfern, üben sie ebenfalls. Was ihre Verfassung betrifft, so stehen sie in allen Inseln unter Häuptlingen, deren Titel Tui ist, und die jetzt alle selbständig zu sein scheinen; sie werden hochgeehrt und gelten geradezu für Götter. In einigen Inseln haben sie despotische Gewalt, in anderen sind sie durch einen Rath beschränkt; in Niutao und Nanomea sind in jeder Insel zwei Häuptlinge, deren einer das Hauptansehen zu besitzen scheint. Kriege sind nicht häufig, doch haben sie Waffen, roh gearbeitete Speere, Keulen, dann eine Art mit Haifischzähnen besetztes Schwert, das ihnen mit den Bewohnern der Gilbertinseln gemeinsam ist. Polygamie ist Sitte, obschon der Mann gewöhnlich höchstens 2 Frauen hat. Ihre Tänze und Gesänge sind denen der übrigen Polynesier ähnlich; in Nanomea wird ein Tanz erwähnt, bei dem die Tänzer maskirt erscheinen. Der übliche Gruss ist das Nasen und die auch in Samoa bekannte Art des Handschüttelns, wobei man mit der Nase den Rücken der Hand be-

rührt, üben sie. In Nanomea herrscht die polynesische Sitte, mit einem anderen einen besonderen Freundschaftsbund zu schliessen.

Die Bekehrung dieser Menschen zum Christenthum ist nicht schwer gewesen. Agenten von Kaufleuten, die sich unter ihnen niedergelassen hatten, haben den Missionaren den Weg gebahnt, auf ihr Zureden haben die Bewohner von Nukulaelae und Niutao das Heidenthum aufgegeben, ohne dafür eine andere Religion anzunehmen. Daher gewannen die 1865 von Samoa aus eingeführten eingeborenen Lehrer der protestantischen Missionare in kurzer Zeit die Bevölkerung der südlichen Inseln für die neue Lehre; 1870 führte Whitmee Lehrer nach Niutao und Nanomanga, nur Nanomea widerstrebt noch der Einführung des Christenthums.

VIERTER ABSCHNITT.

Der Herveyarchipel.

ERSTES KAPITEL.

Die Herveyinseln.

In der Mitte zwischen Tonga und den Societätsinseln liegen mehrere Inseln, die man mit Recht zu einem Archipel verbunden hat, weil sie von demselben Volke bewohnt werden. Sie gehören zu den am spätesten bekannt gewordenen im Ocean; Cook hat die ersten und zugleich den grösseren Theil derselben entdeckt; daher ist Krusensterns Vorschlag, sie mit dem Namen des Cookarchipels zu belegen, wohl begründet. Aber er ist nicht angenommen worden, vielmehr bezeichnet man sie jetzt allgemein mit dem Namen der Herveyinseln, den die Missionare eingeführt haben, denen wir allerdings das Meiste verdanken, was wir von diesen Inseln wissen. Ein wissenschaftlich gebildeter Reisender hat sie niemals untersucht. Die Zahl der Inseln beträgt 9, von denen 4 grössere sind; sie liegen von den Societätsinseln 100 bis 120 M. im WSW, von Samoa 175 M. im SO. und umfassen den Raum von 18 bis 22° S. Br. und 157 bis 163° W. Lge. Ihr Flächeninhalt beträgt etwa 15 QM.

Von diesen Inseln ist eine hoch, gebirgig und vulkanischen Ursprungs, zwei sind Laguneninseln, alle übrigen erhobene Koralleninseln; daher haben sie keine Häfen und sind der Riffe halber schwer zugänglich. Ihre Flora ist im Wesentlichen ganz die tahitische; auch die gewöhnlichen Culturpflanzen des Oceans finden sich alle. Die Fauna ist ebenfalls der tahitischen ganz ähnlich. Von Mammalien finden sich überall Ratten, ein Pteropus auffallender Weise bloss in Mangaia und von zahmen Thieren ursprünglich Schweine nur in einigen Inseln (Katutia und Rarotonga) von einer kleinen, zärtlichen Art; jetzt sind alle europäischen Hausthiere eingeführt. Vögel sind nicht sehr verschiedenartig, Tauben in drei Arten, während Papageien und Hühner fehlen, in Rarotonga soll es noch einen besonderen Laufvogel geben[1]). Von Amphibien sind bloss Eidechsen, Insecten sind wenige, besonders Schmetterlinge und Fliegen, auch eine der Vegetation sehr nachtheilige Mantis (in Rarotonga). Dagegen finden sich Seethiere aller Art sehr häufig, nur Schildkröten nicht im Ueberfluss. Das Klima der Inseln ist sehr schön und angenehm, die Jahreszeiten den Winden entsprechend, in der Winterhälfte des Jahres weht der Ostpassat mit hellem, klarem Wetter, in den übrigen Monaten wird er häufig von Westwinden unterbrochen, die von heftigen Regengüssen begleitet sind, und in den Monaten Januar bis März treten die erstaunlich heftigen Orkane ein, deren Wirkungen die Missionare nicht schlimm genug schildern können. Auch Erdbeben sind nicht selten.

Die einzelnen Inseln sind:

1. Mangaia (tahitisch Man'aia, 21° 57′ Br., 158° 7′ Lge.), von Cook 1777 entdeckt, die südlichste dieser Inseln, liegt 30 M. S. von Rarotonga und hat $1^1/_2$ M. Länge und 5 bis 6 M. Umfang. Sie ist eine erhobene Koralleninsel[2]) und zeigt, vom Meere gesehen, im Inneren Hügel, die sich bis zu 90 M. erheben und von der Küste aus in Stufen aufsteigen, die wahrscheinlich den verschiedenen Epochen der Erhebung entsprechen. So begrenzt den schmalen Strand bei Oneroa die steile Felswand Mukatea, oberhalb welcher eine Art Ebene von $^1/_4$ M. Breite mit felsigem Boden bis an eine ähnliche Wand reicht, von deren Höhe man die Höhen im Inneren überschaut[3]). In diesen Kalkbergen liegen grosse Stalaktitenhölen, deren einige kleine brakische Seen enthalten, andere mit dem Meere unterirdisch in Verbindung stehen. Der Boden der Höhen ist arm und unfruchtbar, gewöhnlich mit verdorrtem Grase, Farren

und Gestrüpp bedeckt, die Bergabhänge sind gut, aber einförmig mit niedrigen Bäumen bewaldet, die von steilen Felswänden eingeschlossenen Thäler zwischen den Hügeln, die von kleinen Bächen durchflossen werden, die sich oft in dem hölenreichen Boden verlieren, überaus reich und fruchtbar, mit schöner Vegetation bekleidet und die hauptsächlich angebauten Theile der Insel. Frisches Wasser ist im Ganzen sparsam, in der Trockenzeit leidet die Bevölkerung durch den Wassermangel. Der schmale Strand, auf dem jetzt die Dörfer der Eingeborenen liegen, ist sehr felsig und enthält wenige anbaubare Stellen; es begrenzt ihn ein schmales Küstenriff, das von keinem zum Lande führenden Kanal durchbrochen ist; daher ist die Landung sehr schwierig und nur auf den Booten der Einwohner möglich, vor dem Riff ist das Meer gewöhnlich sehr tief und nirgends Ankergrund. Am Nordwestende liegt das Dorf Oneroa auf einem schmalen Strande, ein anderes Iwirua am Ostende der Insel in einem schön angebauten Thale.

2. Rarotonga, (tahitisch Raroto'a, Roxburg von White 1824, Armstrong eines amerikanischen Schiffers, 21° 14' Br., 159° 44' Lge.) scheint zuerst von dem Schiffer Bounty auf der Rückreise nach der Aussetzung des Cap. Bligh 1789, dann von dem Schiffe Seringapatam 1814 gesehen zu sein, aber der gebildeten Welt ist sie erst durch die Bemühungen des Missionar Williams 1823 bekannt geworden. Die Insel ist die grösste und wichtigste des ganzen Archipels und hat 7 bis 8 M. Umfang. In dem Lobe ihrer Schönheit und Anmuth stimmen alle Berichterstatter überein. Das Innere ist mit höchst malerischen Bergen angefüllt, in deren Mitte der Pik Tuputea bis 890 M. aufsteigt; liebliche, von brausenden Strömen bewässerte Thäler durchschneiden diese Berge, deren basaltisches Gestein fast überall aufgelöset und in eine mit der üppigsten Vegetation bedeckte Erde umgewandelt ist. Um diese Berge breitet sich eine weite Küstenebene aus, die mit den schönsten Wäldern, den Fruchtbäumen und Feldern der Einwohner angefüllt ist, und am Fusse der Berge von einem tieferen Strich sumpfigen Landes, gegen das Meer von einem schmalen Sandstrande begrenzt wird. Die ganze Insel umgiebt ein breites Barriereriff, das bei der Ebbe fast trocken liegt und von mehreren Kanälen durchschnitten wird, welche Boote, in zwei Fällen selbst kleine Schiffe zum Landen gelangen lassen. Aber für grosse Schiffe fehlt es an einem brauchbaren Ankerplatz; der beste ist noch bei Awarua an der Nordküste

vor dem Riff auf einer Korallenbank, bei einem Kanale, durch den keine Schiffe einlaufen können, der aber dem Westwinde ausgesetzt ist, ein zweiter Hafen für kleine Schiffe, der durch 4 Inselchen verschönert, allein sehr beschränkt und dem Passat offen ist, findet sich an der Südseite bei Atauia. 1½ M. von Awarua liegt Arorangi am Nordwestende der Insel auf der breiten Küstenebene.

3. Katutia, (gewöhnlich nach der tahitischen Form des Namens Atiu[4]) 19° 58′ Br., 158° 4′ Lge.), 1777 von Cook entdeckt, liegt NO. von Rarotonga und hat 3 bis 4 M. Umfang. In ihrem Bau gleicht sie Mangaia und besteht aus Hügeln von Korallenkalk, die sich bis 120 M. erheben, auch wie in Mangaia grosse Stalektitenhölen enthalten, deren bedeutendste, Taketake, Williams erforscht hat. Allein der Boden scheint weniger unfruchtbar als in Mangaia; alles Land ist vielmehr schön grün, die Thäler zwischen den Hügeln reich und voller Bäume. Auf einer dieser Höhen in der Mitte der Insel liegt jetzt das Dorf der Bewohner. Frisches Wasser ist sparsam, fliessendes scheint ganz zu fehlen. Die Küste umgiebt ein bei der Ebbe fast trockenes Küstenriff ohne Bootkanäle, welches das Landen sehr erschwert, ein Ankerplatz fehlt ganz.

4. Takutea, (bei Cook Otakutaya), auch Enua iti oder Motu iti (kleines Land, kleine Insel, in 19° 51′ Br., 158° 12′ Lge.) ist 1777 von Cook entdeckt und liegt 2 bis 3 M. NW. von Katutia; sie hat nur ¼ M. Länge und kaum 1 M. im Umfang. Es ist eine sehr flache Koralleninsel, von einem Küstenriff umgeben, das einzig an der Westseite zu landen gestattet, mit sandigem Boden voll Bäume und Sträucher, doch ohne frisches Wasser und unbewohnt.

5. Mitiaro, (Mitiero, 19° 50′ Br., 157° 35′ Lge.), eine Entdeckung des Cap. Dibbs 1823, liegt etwa 8 M. ONO. von Katutia und ist eine kleine Insel von über 1 M. Länge von N. nach S. und von ¼ M. Breite. Sie ist niedrig und am Südende am höchsten. Die Nord- und Westseite hat reichen, anbaubaren Boden, der schöne Bäume trägt; der Süd- und Osttheil besteht aus dürren Kalkfelsen, die augenscheinlich erhoben sind, dieser Theil ist in hohem Grade trocken und unfruchtbar und trägt nur in den Spalten zwischen den Felsen einzelne Kokospalmen. In der Mitte der Insel liegt ein schöner, von grünen Sträuchern umgebener See von ½ M. Umfang. Den grössten Theil des Strandes umgiebt ein breites Küstenriff.

6. Mauke, (tahitisch Maute, Byrons Parry 1825, 20° 7′ Br., 157° 12′ Lge.), von Dibbs 1823 entdeckt, liegt 12 M. O. von Katutia und 4 M. SO. von Mitiaro. Sie ist die östlichste Insel des Archipels und hat nur ½ M. im Durchmesser und 2 M. im Umfang. Obwohl sie flach und nirgends über 40 F. hoch ist, scheint sie doch eine erhobene Koralleninsel zu sein; sie hat auch ähnliche Hölen wie Katutia. Der Boden besteht aus rauhen Korallensteinen, unter denen jedoch eine fruchtbare Erde liegt, die den Anbau begünstigt, auch trägt er die schönsten Bäume. Das Dorf der Einwohner liegt in der Mitte auf einer lieblichen, von Bäumen umgebenen Wiese. Ein Küstenriff umgiebt die ganze Insel und erschwert die Landung, die nur an der Westseite möglich ist.

7. Manuae[5]), von Cook 1773 entdeckt und Hervey benannt, ist eine kleine, dreieckige Laguneninsel von 4½ M. Umfang, 12 M. SO. von Aitutaki (19° 18′ Br., 158° 54′ Lge.) Auf dem von keinem Kanale durchbrochenen Riffe liegen wenige kleine, bewaldete Inseln, von denen die grössten Manuae und Auotu heissen. Zu Cooks Zeit waren sie bewohnt, jetzt sind sie verlassen.

8. Aitutaki (18° 50′ Br., 159° 44′ Lge.), 1789 von Bligh entdeckt, hat über 1 M. Länge und fast 1 M. Breite. Das Innere der Insel ist voller Hügel, die sich nach N. steiler, nach S. und namentlich nach O. sanfter herabsenken, und deren höchster sich bis 125 M. erhebt. Vor ihnen liegt an der Nordwestseite eine fast ½ M. breite Küstenebene. Die ganze Insel erscheint durch die schöne Vegetation sehr anmuthig, aber frisches Wasser ist, namentlich in der Trockenzeit, sehr sparsam. Die Nordküste wird von einem Küstenriff umgeben; an der Westküste beginnt eine Art Barrierriff, das erst nach SW. bis an eine kleine Insel zieht, dann sich nach O. und später nach N. wendet, so dass es eine Lagune von über 1 M. Breite bildet, die aber sehr untief ist; auf dem Riff liegen an der Südseite 13 kleine Inseln, an der Westseite führt ein gefährlicher, doch für Boote und kleine Schiffe hinreichend tiefer Kanal in die Lagune.

9. Palmerston[6]) (18° 4′ Br., 163° 10′ Lge.), die nördlichste Insel des Archipels, 1774 von Cook entdeckt und benannt, ist eine kleine Laguneninsel von 1 M. Länge von N. nach S. Das Riff wird von keinem Kanal durchbrochen; ein Ankerplatz fehlt, doch kann man an einigen Stellen landen. Auf dem Riff liegen 9 bis

10 kleine Inseln voller Bäume; die nordöstlichste hat ein Orkan im Januar 1865 zerstört und bis auf das Riff fortgespült. Sie ist unbewohnt[7].

ZWEITES KAPITEL.

Die Rarotonganer.

Die Bewohner dieses Archipels, die man gewöhnlich nach der Hauptinsel desselben die Rarotonganer nennt, sind unverkennbar den Tahitiern nahe verwandt, was zum Theil wohl damit zusammenhängt, dass sie in vorhistorischen Zeiten dem grossen Staate von Raiatea angehörten, während die von Williams[1] uns überlieferten Traditionen über die Entstehung der beiden Hauptstämme von Rarotonga durch Einwanderungen von Einwohnern einer im W. gelegenen Insel Manuka und von Tahiti, die jedoch schon eine Bevölkerung vorfanden, eine noch ältere Verbindung zwischen den Rarotonganern und den Tahitiern wahrscheinlich machen. Was den Charakter dieses Volkes betrifft, so hat es anfangs einen wenig günstigen Eindruck auf die Europäer gemacht, weil sie an dem Stolz und Selbstvertrauen, der Neugier und der Zudringlichkeit dieser Menschen Anstoss nahmen und sie daher für roh und wild erklärten. Eine genauere Bekanntschaft mit ihnen hat dagegen gezeigt, dass sie das Schöne in dem Charakter der Polynesier, Freundlichkeit, Zutraulichkeit, Heiterkeit, in hohem Grade besitzen, auch von der Demoralisation, die bei den Tahitiern herrscht, (weniger freilich von der Sucht zu stehlen), grossentheils frei waren. Dabei sind sie tapfer und kampflustig, fleissig und thätig, wenn auch zu anhaltender und angestrengter Arbeit nicht kräftig genug, und an Talenten und Kunstfertigkeiten stehen sie unter den polynesischen Völkern sehr hoch und haben jetzt durch den Verkehr mit den Europäern und den Einfluss der Missionare eine Bildungsstufe erreicht, wie kaum noch ein anderes polynesisches Volk, namentlich sind sie in Rarotonga allgemein europäisch bekleidet und erscheinen äusserlich civilisirten Menschen fast gleich.

Ihre Zahl hat in neuester Zeit, hauptsächlich in Folge ansteckender Krankheiten, sehr abgenommen, man kann sie jetzt zu höchstens 10000 rechnen, von denen in Rarotonga und Mangaia

je 3000, in Aitutaki 2000, in Katutia 1500 leben. Im Aeusseren haben sie in den nördlichen Inseln grosse Aehnlichkeit mit den Tahitiern, in Mangaia jedoch mehr mit den Neuseeländern. Sie sind schön und stark gebaut, wenn auch von mittler Grösse, von Farbe hellbraun, oft wenig dunkler als die Südeuropäer, mit angenehmen, wenn auch sehr verschiedenen Gesichtszügen und langem schwarzem Haar. Krankheiten sind nicht eben viel unter ihnen verbreitet, Wechselfieber, Rheumatismen, Diarrhöen, Augenleiden, vor allem Ausschlagskrankheiten aller Art (Kowi), doch ist die Elephantiasis selten; viel gefährlicher sind ihnen die durch den Verkehr mit den Europäern verbreiteten Krankheiten, Dyssenterie, eine Art Scrofeln (taapuu), Keuchhusten, Masern, Influenza, geworden. Die Pockenimpfung ist durch die Missionare eingeführt.

Ihre Nahrung ist vorzugsweise eine vegetabile; die Grundlage bildet Taro, dann Kokos, Bananen, Brodfrucht, die letzte lassen sie auch gähren (mahi) und bewahren sie auf. In Zeiten der Noth isst man Wurzeln der Cordyline, Bananenstämme, selbst eine rothe Erde. Von Thieren essen sie besonders Fische, (vor allem gern Haifische), Schweine und Hühner brauchen sie nur selten bei Festen und nur die Reicheren, in Mangaia allein ass man früher auch Ratten. Fische werden auch zur Aufbewahrung getrocknet. Die Stelle des Salzes vertritt das Seewasser. Tabak ist jetzt, sofern die Missionare es nicht hindern, im Gebrauch. Bis zur Bekehrung waren die Rarotonganer der Anthropophagie ergeben, wenn auch nicht so sehr wie die Neuseeländer; sie assen auch bloss im Kampfe Erschlagene, doch sollen sie früher auch Mitglieder des eigenen Stammes gegessen haben. Getränke sind Wasser und Kokosmilch. Die Kawa trank man fast überall; der Genuss des Branntweins ist in Rarotonga jetzt leider sehr verbreitet, in Aitutaki durch die Missionare unterdrückt. Die Speisen bereiten sie in den bekannten Oefen, Fische essen sie oft roh. Gewöhnlich haben sie zwei Mahlzeiten, Morgens und Abends, an denen die Familienglieder Theil nehmen; doch assen früher die Frauen von den Männern getrennt. Die Kleidung war bei Männern der Maro, bei Frauen ein kurzer Rock, beides von Zeug oder Matte; dazu trugen sie bei manchen Gelegenheiten noch ein Kleid um den Oberleib, die Kinder gingen nackt. Die jetzige Tracht ist die europäische, sie bereiten sich die Kleider aus baumwollenen Zeugen selbst. Das Haar trug man früher lang herabhangend oder in einem Knoten festgebunden und

schmückte es mit Blumen und Kränzen, auch den Bart trug man lang; Vornehme hatten häufig eine Art Turban oder Mütze aus Kokosfasern, mit rothen Federn oder Muscheln geziert, auf dem Kopfe, in Mangaia trugen alle Einwohner solche kegelartige Mützen von weissem Zeuge. Jetzt haben die Missionare ihre tahitischen Hüte und Mützen eingeführt. Anderer Schmuck waren Ohrgehänge aus Muscheln, Federn, Blumen und Haaren, Halsbänder aus Muscheln oder Beeren einer Pflanze, auf Haar oder Kokosfasern gezogen, Armbänder. Allgemein war eine Art aus Gras gewebter Sandalen, die wohl der scharfe Korallenfels nöthig machte. Die Tättowirung war bei manchen, besonders den Vornehmen, sehr reichlich, bei anderen weniger, am seltensten bei Frauen und gewöhnlich nur am Bein; am ausgedehntesten herrschte sie in Mangaia. Den Körper bemalten sie mit Ocker und Kohle und, was besonders geschätzt war, mit einer Mischung von Curcuma und Ingwer; auch salbten sie ihn mit wohlriechendem Oele. Die gewöhnlich zierlich und nett gebauten Häuser waren lange, schmale Hütten mit niedrigen Pfosten, Dach und Wände von Palmblättern und einer niedrigen Thür, der Boden mit trocknem Grase bedeckt, auf dem Matten zum Sitzen lagen; manchmal standen sie auf einem steinernen Pflaster. Jetzt sind überall die von den Missionaren eingeführten Häuser nach europäischer Bauart verbreitet. Grössere Dörfer sind erst seit der Bekehrung entstanden, sie sind gewöhnlich sehr sauber und reinlich gehalten[2]). Schon in der heidnischen Zeit gab es Wege und Strassen, die ordentlich aus flachen Steinen gebaut waren, zwischen die man schwarze und weisse Kiesel legte. In Raratonga ging eine solche mit Bananen bepflanzte und von Bäumen beschattete Strasse (ara metua oder Vaterstrasse) rings um die ganze Insel durch die Küstenebene. In Aitutaki haben die Einwohner jetzt einen 600 Fuss langen Damm aus Korallensteinen zum Anlegen der Boote gebaut.

Von ihren Beschäftigungen ist der Landbau bei weitem die wichtigste, sie treiben ihn mit einer bewundernswerthen Sorgfalt und ungewöhnlichem Geschick. Williams schildert die von Alleen von Inocarpus durchschnittenen Felder, die er in Rarotonga sah, kleine, 4 Fuss tiefe, leicht zu bewässernde Becken, in denen Taro gepflanzt wurde, von allmählich aufsteigenden, mit Brodfruchtbäumen bepflanzten Rändern eingeschlossen; fast noch kunstvoller erscheinen in Mangaia die an den Bergabhängen terrassenförmig angelegten

Tarofelder, die sorgfältig von Unkraut frei gehalten und durch lange Wasserleitungen aus hölzernen Stämmen bewässert werden. Seit dieser Zeit hat bei der durch die Bekehrung eingetretenen, grösseren Ruhe und Sicherheit der Anbau noch sehr zugenommen und sich auch über Gegenstände ausgedehnt, die nur für den Handel dienen, wie Baumwolle, Kaffee; das erklärt die grosse Menge von Lebensmitteln, welche die Insel jetzt den europäischen Schiffen liefern. Das einzige Geräth, welches sie früher zum Landbau brauchten, war ein gespitzter Stock aus hartem Holz (ko). Von Hausthieren ziehen sie Schweine, jetzt hier und da auch Rindvieh. Nicht geringere Sorgfalt wenden sie auf den Fischfang, den sie besonders mit Netzen betreiben, (in denen sie in Mangaia auch die Ratten fingen); auch die fliegenden Fische werden in Netzen gefangen, nachdem sie Abends durch brennende Fackeln in die Luft gescheucht sind[3]). Die zur Fischerei dienenden Boote sind lang und schmal, aber stark, nett und geschickt gebaut und mit Auslegern versehen, der untere Theil aus einem gehölten Stamm, die grösseren oft sehr schön verziert; sie werden durch Ruder bewegt. Früher hatten sie zu weiteren Fahrten Doppelboote, die jetzt durch europäische Boote und (in Aitutaki) durch kleine, nach europäischer Art gebaute Schiffe verdrängt sind. Zeuge bereiten sie ebenfalls mit grossem Geschick auf die gewöhnliche Weise und färben sie verschieden; eben so grosse Gewandtheit zeigen sie im Flechten von Matten von verschiedener Feinheit, aber die von den Missionaren eingeführte Verfertigung von Zeugen aus Baumwolle hat bei der Billigkeit der von den Handelsschiffen zugeführten Zeuge keinen Fortgang gehabt. Stricke und Netze bereiten sie aus Hibiscusrinde und Kokosfasern und zieren damit das Innere der Häuser auf das Geschmackvollste, indem sie die ersten um das Holzwerk winden. Aber eine wahrhaft ausserordentliche Geschicklichkeit und Sauberkeit entwickeln sie in den Schnitzereien, vor allen sind die Bewohner von Mangaia darin ausgezeichnet, die alle hölzernen Geräthe damit förmlich überladen. Jetzt giebt es auch Schmiede und geschickte Zimmerleute, sie bereiten Pfeilwurzel und Kokosöl für den Handel und haben es von den Europäern gelernt, Branntwein aus Orangen zu destilliren. Von Geräthen besassen sie früher Beile von Stein und Muscheln, besonders zierliche in Mangaia mit schön geschnitzten Handhaben, die jetzt durch die eisernen verdrängt sind, dann haben sie Körbe, aus Kokosblättern geflochten, die früher auch zum Fort-

tragen der Speisen dienten, dreieckige Fächer aus Kokosblättern, während grosse Arumblätter die Stelle der Sonnenschirme vertraten, Fackeln aus Rohr, Lampen in Kokosschalen, hölzerne Kämme, Schalen und Bolen aus Holz und Kokos, auch eine Art niedriger Stühle; jetzt findet sich in den Häusern alles europäische Hausgeräth.

Der enge Zusammenhang zwischen den Rarotonganern und Tahitiern zeigt sich besonders in der Religion, die bei beiden Völkern im Wesentlichen dieselbe gewesen sein muss. Allgemein verehrt man Tangaroa, den grossen Nationalgott und Schöpfer aller Dinge, neben ihm erkannte man noch andere obere Götter an, in Rarotonga Oro, den Kriegsgott, Rongo, Toahiti, Motoro, Butea, in Mangaia Oro, Tane, Rongo, Motoro, Toahiti, Teahio, in Aitutaki Rongo, in Mitiaro Tarianui (den grossohrigen). Neben diesen werden noch andere erwähnt, darunter auch Hiro, der bekannte Diebsgott der Tahitier, die wahrscheinlich der zweiten sehr zahlreichen Götterklasse, (den sogenannten Tiki), angehörten, den aus den Seelen gestorbener Vornehmen hervorgegangenen Göttern, und dass man sich das Verhältniss derselben wie in Tahiti dachte, zeigt der Name Kaitangata (Menschenfresser), den die oberen Götter führten. Es gab Bilder der Götter (au tiki) von Holz und oft von bedeutender Grösse; an ihnen waren rothe Federn und ein Strick mit kleinen Perlmutterstücken befestigt, der die Seele des Gottes hiess. Aber nur wenn der Gott in einem Bilde seine Wohnung genommen hatte, erhielten sie Verehrung, und ganz in der gleichen Art wurden gewisse Thiere (Schildkröten, Haifische) und selbst Geräthe jeder Art als für zeitweise von den Göttern eingenommen angesehen. Die Tempel waren die Marae der Tahitier, die hier ebenfalls als Begräbnissorte dienten und Götterbilder und besondere Altäre für die Opfere (atarau) enthielten. Es gab Priester, die nicht immer Häuptlinge waren, und deren Haupteinfluss darin bestand, dass sie, von den Göttern inspirirt, den Willen derselben kund thaten, auch als Zauberer, wirkten, denen man die Macht zuschrieb, die Seelen von Lebenden unter allerhand Ceremonien über einem glühenden Ofen zu verbrennen. Der Gottesdienst bestand in Gebeten und Opfern. Die letzteren waren theils hergebrachte bei Festen, theils willkürliche, wie sie z. B. die Fischer vor jedem Fischzuge brachten, sie bezogen sich auf einen ganzen Stamm, eine Familie oder einen Einzelnen und bestanden aus Lebensmitteln. Bei jedem allgemeinen Unfall aber brachte man Menschenopfer

(tarangaära oder Versöhnung), indem man zwei oder drei der schlechtesten des eigenen oder eines fremden Stammes gebunden in das Marae führte und in eine grosse, mit Brennholz gefüllte Grube auf die darin glühend gemachten Steine legte. Ebenso wurden in Rarotonga bei der Geburt eines Sohnes des Königs zwei Menschen geopfert. Eine ganz besondere Sitte war es, junge Kinder gewissen Göttern (besonders Oro) zu weihen, was unter vielen Ceremonien vor und nach der Geburt Statt fand; dabei brachte man grosse Opfer, und der Priester musste den Geist des Gottes in einer aus Kokosfasern geflochtenen Schlinge fangen und in Gebeten das Kind ihm empfehlen. Regelmässig wiederkehrende Feste wurden gefeiert, die manchmal mehrere Wochen dauerten. Das Tapu herrschte in seiner ganzen Kraft mit dem Unterschiede zwischen dem Moa (dem Heiligen) und Noa (dem Gemeinen). Ein Leben nach dem Tode nahm man ebenfalls an und verlegte es in das im Westen liegende Awaiki, aus dem zugleich (nach der in Aitutaki herrschenden Ansicht) die Menschen gekommen sein sollten; es ist wohl nur ein Missverständniss, wenn eine Nachricht[4]) Awaiki für den künftigen Wohnsitz der Vornehmen, für den der Gemeinen aber das Po (die Nacht) ansieht; denn offenbar bedeutet das letzte die Unterwelt überhaupt. Aber allerdings bestand ein Unterschied in der Bestattung beider Volksklassen. In Mangaia warf man alle Leichen in zwei tiefe Hölen (rua tapu oder heilige Hölen), und zwar in die eine die der Vornehmen und in die andere die der Gemeinen. In Rarotonga aber wurde die Leiche eines Vornehmen erst, in Zeug gewickelt, in einem Boote öffentlich ausgestellt, dann in einem Begräbnissplatz begraben, der für alle Vornehmen gemeinsam war; dabei feierte man ein Fest, indem zubereitete Speisen auf die Leiche gelegt und dem Gotte Tiki, dem Herrn der Unterwelt, geopfert wurden, damit er den Todten aufnehme und nicht auf die Oberwelt zurückkehren lasse, die Speisen wurden dann mit der Leiche begraben. Bezeichnungen der Trauer waren es, dass die Frauen sich mit scharfen Steinen verletzten, die Männer schwarz färbten.

Ueber die frühere Verfassung sind wird nicht genau unterrichtet. Es gab 4 Staaten, Mangaia, Rarotonga, Aitutaki und Katutia; zu dem letzten gehörten auch die kleinen umher liegenden Inseln. Rarotonga zerfiel in drei Abtheilungen, die im Wesentlichen wieder eigene Staaten gebildet zu haben scheinen, Ngatikarika, Ngatitangiia und Ngatitinomana[5]); von diesen waren die Ngati-

karika, wenn auch nicht die wichtigste, doch die angesehenste, und ihr Fürst galt als Herr der ganzen Insel. Eben so gab es in Katutia und sogar in dem kleinen, davon abhängigen Mauke 3 solche Abtheilungen unter besonderen Häuptlingen, deren immer einer die Oberhoheit ausübte. Diese Abtheilungen zerfielen in allen Inseln in Districte, deren Zahl nicht überliefert ist; Mangaia hatte deren 6, Rarotonga soll 29 gehabt haben. Das Volk war allenthalben in 4 Klassen getheilt. Die erste bildeten die Ariki, die Könige mit ihren Familien, die selbst, wenn sie keine Macht besassen, doch bedeutende äussere Ehren empfingen, z. B. sich gewöhnlich tragen liessen, ohne Zweifel freilich nur in Folge des Tapu, um dadurch, dass sie den Boden betraten, ihn nicht für Andere unzugänglich zu machen; die zweite, die Ui mataiapo, (in Mangaia Kai tapere), die gewöhnlich viel grössere Macht als die Könige besassen, waren die Verwalter der Districte, die dritte, Ui rangatira, die Grundbesitzer. Sicher besassen alle diese die Kraft des Tapu; die vierte Klasse dagegen bildeten die Gemeinen, (die E au unga), die, ohne Grundbesitz zu haben, auf den Gütern der Vornehmen als deren Pächter lebten und ihnen einen Theil des Ertrages lieferten, auch gewisse Dienste zu leisten hatten. Die Besitzungen der Grundbesitzer heissen Kainga; die von Williams[6]) angeführten Einrichtungen des Kukumianga, wonach der erwachsene Sohn mit dem Vater rang und ihn, wenn er siegte, aus seinem Eigenthum vertrieb, und das Aoanga, wonach bei dem Tode eines Mannes seine Verwandten der Wittwe und den Kindern das Kainga raubten, sind ohne Zweifel, wie sie geschildert werden, missverstanden. Das Erbe fiel übrigens gewöhnlich nur an die Söhne. Auch die Institution der Areoi fand sich in Rarotonga wie in Tahiti, doch wurden hier nur die Mädchen bei der Geburt getödtet[7]). Gesetzliche Bestrafung der Vergehen und Gerichte gab es nicht, jeder Häuptling entschied und ordnete willkührliche Bestrafungen an. Von allem dem besteht jetzt fast nichts mehr. Die neueren christlichen Staaten haben vielmehr einen modernen, europäischen Charakter; es sind Gesetzgebungen eingeführt, in Rarotonga 1827 das Gesetzbuch von Raiatea, das Gerichtshöfe mit Geschwornengerichten und eine Polizei festsetzt, in den übrigen drei Staaten ähnliche, die Missionare haben auf diese Einrichtungen grossen Einfluss gehabt.

Polygamie bestand in allen Inseln, scheint jedoch nur auf die ersten drei Volksklassen beschränkt gewesen zu sein; die Vornehm-

sten hatten manchmal viele und selbst die eigenen Schwestern zu Frauen. Ehescheidungen waren leicht und bequem. Kinder verlobte man schon früh. Eine besondere Sitte war es, bei Vornehmen die Kinder durch mehrere Ammen zugleich säugen zu lassen. Kindermord kam allenthalben vor; besonders tödtete man Mädchen, wenn schon einige in der Familie waren. Die Lage der Frauen war drückender als bei anderen Polynesiern, namentlich lag ihnen ausser der Verfertigung der Zeuge und Matten der ganze Landbau allein ob, wie den Männern der Fischfang und die Bereitung der Netze. Das gesellschaftliche Leben war nicht ohne eine gewisse Anmuth und Behaglichkeit; in Rarotonga lagen an der grossen Strasse Ara metua vor jedem Hause zwei glatte Steine, der eine zum Sitzen, der andere, in dem Boden steckende als Rückenlehne, auf diesen sassen sie Abends geschmückt, mit den Vorübergehenden zu plaudern. Tänze verschiedener Art waren allenthalben Sitte, besonders Abends; es gab besondere Ceremonienmeister, welche den Tanz leiteten. Dabei wurden Lieder mannigfachen Inhalts gesungen, die noch immer sehr beliebt sind; das einzige musikalische Instrument, das sich erwähnt findet, ist eine Art Trommel (pate), ein ausgehöltes Stück Holz, das mit einem Klöpfel geschlagen wird. Kenntnisse besassen sie besonders in der Medicin, obschon auch hier die Kranken gewöhnlich zu den Altären gebracht wurden, die Götter zu versöhnen; die Sitte, leidende Theile des Körpers weich zu drücken (taurumi), bestand in Rarotonga wie in Tahiti. Spiele gab es mehrere, Vornehme liebten es, Drachen aus Zeug fliegen zu lassen, auch eine Art Scheinkampf wird erwähnt. Die Art des Grüssens war das Nasen, in Mangaia auch, wie in Samoa, das Berühren der Hand des Begrüssten mit der Nase; jetzt ist es durch das Händeschütteln verdrängt. Man sitzt mit Vorliebe kreuzweis auf dem Boden. Heftigen Schmerz und Kummer bezeichnet man durch Verletzung der Haut mit Steinen oder Haifischzähnen.

Für den Handel haben die Rarotonganer stets grosse Vorliebe gehabt und Lebensmittel und Geräthe gern an die europäischen Seeleute verkauft. Jetzt ist der Verkehr in ihren Inseln lebhafter als in vielen anderen Polynesiens. Die Menge und Billigkeit der Lebensmitel führt Walfischfänger und Handelsschiffe in grosser Zahl her, jährlich besuchen gegen hundert derselben Aitutaki wie Rarotonga und nehmen ihre Bedürfnisse ein. Dieser Verkehr ist sorgfältig und wohl geordnet; an den Landungsplätzen sind

grosse Schuppen, in denen die Europäer alles Nöthige finden; die Waaren werden daselbst unter Aufsicht ausdrücklich dazu bestimmter Personen verkauft. Nächst Lebensmitteln aller Art liefern die Inseln zur Ausfuhr besonders Pfeilwurzel, Kokosöl, Orangen, Kaffee, Baumwolle, welche Waaren meist nach Sydney oder Neuseeland gehen. Geld ist selten, das gewöhnlichste Tauschmittel sind baumwollene Zeuge. Die Bewohner von Aitutaki besuchen sogar in einigen kleinen Schiffen Tahiti zum Handel.

Die rarotonganische Sprache ist eine besondere polynesische Sprache, die zwischen der neuseeländischen und der tahitischen in der Mitte steht und mit beiden viel gemein hat; was sie charakterisirt, ist hauptsächlich die Häufigkeit der Laute k und ng und das Fehlen von f und h. Sie wird übrigens nicht bloss in diesen Inseln gesprochen, auch in Manahiki, Pukapuka und Tongarewa, Mangarewa, Rapanui und in einigen der Australinseln; früher scheint sie in einem grossen Theil der Paumotu und in den Australinseln allgemein verbreitet gewesen zu sein.

Die Verbindung der Rarotonganer mit den Europäern ist nur beschränkt gewesen, hauptsächlich sind es die Missionare, die bisher Einfluss auf sie ausgeübt haben. Niederlassungen einzelner Europäer haben zwar, doch nur erst nach der Bekehrung, stattgefunden, allein sie werden von den Eingeborenen wie von den Missionaren nicht begünstigt; daher leben jetzt nur wenige Europäer auf diesen Inseln, und die Maassregeln der Franzosen namentlich gegen Tahiti haben hier wie überall in Polynesien solche Besorgnisse erweckt, dass man Gesetze gegeben hat, welche allen Europäern das Erwerben, (in Mangaia sogar das Pachten) von Grundeigenthum untersagen. Dagegen ist es jetzt gewöhnlich, dass einzelne Eingeborene, auf europäischen Schiffen als Seeleute dienen und sich als Arbeiter (z. B. zu den Pflanzungen in Samoa, zum Gewinn des Guano u. s. w.) vermiethen. Die Missionare der Londoner Gesellschaft haben die Bekehrung dieser Inseln 1821 mit der Aussendung der ersten tahitischen Lehrer nach Aitutaki begonnen, denen 1823 andere nach Katatiu, Rarotonga und Mangaia gefolgt sind; diesen ist es überall ohne erhebliche Schwierigkeiten gelungen, das Volk für die neue Lehre zu gewinnen, und sie sind später, (in Rarotonga 1827, in Aitutaki 1837, in Mangaia 1845), durch europäische Geistliche ersetzt worden. In diesem Archipel haben die Missionare wirken können, ohne durch das Eindringen katholischer Elemente gestört

zu werden, und es lässt sich nicht leugnen, dass sie hier freilich unter einem besonders begabten Volke Ausserordentliches geleistet und die Entwicklung einer Bildung gefördert haben, wie sie sich in Polynesien nirgends sonst findet, wie es auch zum Theil ihrem Eifer und Streben zugeschrieben werden muss, was die von ihnen zu Lehrern ausgebildeten Rarotonganer in der Bekehrung der Bewohner anderer Inseln des Oceans bis nach Melanesien, ja bis Neuguinea hin Erspriessliches und Rühmenswerthes gewirkt haben.

FÜNFTER ABSCHNITT.

Der Archipel der Societätsinseln.

ERSTES KAPITEL.

Die Societätsinseln. Die Inseln unter dem Winde.

Den Archipel der Societätsinseln hat wahrscheinlich Quiros zuerst 1606, dann Wallis 1767 wieder entdeckt; seitdem ist er so häufig besucht und erforscht worden, dass fast über keinen Theil der Inseln des Oceans die Quellen reichlicher fliessen. Schon 1768 erreichte ihn Bougainville, ein Jahr später J. Cook, der ihn auf allen seinen drei Reisen besucht und namentlich auf der zweiten im Verein mit seinen Begleitern, den beiden Forster, bereits ein sehr genaues, wenn auch nicht immer ungetrübtes Bild von diesen Inseln und ihren Bewohnern gegeben hat. Später haben sie 1789 Bligh und vor allen Dingen Wilson 1797 bei Gelegenheit der Einführung der ersten Missionare kennen gelernt und der letzte eine unbefangene und vorurtheilsfreie Schilderung von ihren Bewohnern entworfen, die noch jetzt von Werth ist. In neuerer Zeit ist der Archipel von Reisenden häufig besucht und beschrieben worden, wie 1823 von Duperrey, 1826 von Beechey, 1829 von Moerenhout, 1830 von Waldegrave[1]), 1835 von Fitzroy, 1836 von Bennett, 1839 von Wilkes, 1842 f. von dem Verfasser der Rovings; an die von diesen gegebenen Nachrichten schliessen sich die der Missionare, Tyermann und Bennet[2]) und vor allem Ellis, der eine klassische Schilderung der

Einwohner geliefert hat, und in neuester Zeit die der Franzosen, wie Cuzent, de la Richerie, Garnier, Dumoulin[3]). Es ist danach nicht auffallend, dass, Hawaii ausgenommen, kein Theil der oceanischen Länder so wohl bekannt ist, als die Societätsinseln.

Diesen Namen verdankt der Archipel J. Cook, der aber nur den westlichen Theil desselben (die Inseln unter dem Winde) damit belegte[4]); R. Forster hat dann seine Ausdehnung auch über die östlichen Inseln vorgeschlagen, was allgemeine Annahme gefunden hat. Bougainville hatte ihn schon vorher Isles de Bourbon benannt. Seine Inseln liegen zwischen 148 und 155° W. Lge. und 16 bis 18° S. Br. in einer Art von Kette, die sich fast von O. nach W. erstreckt mit nur geringer Ausbiegung gegen NW. Es sind zusammen 14, von denen 4 niedrige Koralleninseln, die übrigen hoch und bergig sind, und die durch den breiteren Kanal zwischen Huahine und Maioaiti in zwei Abtheilungen zerfallen; die westlichen sind Cooks Societätsinseln und führen noch diesen Namen bei den Missionaren, welche die östliche Abtheilung die georgischen Inseln nennen, indem sie den Namen, den Wilson aus dem von Wallis der Insel Tahiti beigelegten Namen der König Georgsinseln gebildet und über den ganzen Archipel und die Paumotu ausgedehnt hatte, auf diese Abtheilung beschränken. Aber es ist jetzt viel gebräuchlicher, beide nach ihrer Lage zum Passatwind zu benennen, die westliche die Inseln unter dem Winde (Leeward Islands), die östliche die Inseln im Winde (Windward Islands). Der Flächeninhalt sämmtlicher Inseln beträgt $31^1/_3$ QM.

Alle Berichterstatter stimmen darin überein, dass diese Inseln durch malerische Gruppirung und grossartige Formen der Berge, den Reichthum der Ebenen, den Glanz der Vegetation, endlich die Bildung der sie umgebenden Riffe ausserordentlich schön sind und landschaftliche Bilder von der grössten Lieblichkeit und Anmuth darbieten. In ihrem Bau sind sie, abgesehen von den vier flachen die gewöhnliche Laguneninseln sind, alle ganz ähnlich. Den Kern nehmen kühne, oft selbst erhaben gebildete Berge ein, die sich in steilen Piks erheben, deren jede Insel einen oder mehrere Hauptgipfel zu haben pflegt, und von denen die Rücken nach allen Seiten hin sich herabsenken; die Berge sind bis auf einzelne kahle Felswände mit dichten Wäldern bedeckt, denn der Boden ist ein aus dem aufgelösten Gestein entstandener rother Thon, der den Pflanzenwuchs begünstigt. Vor allem aber sind die Thäler, welche

sich zwischen den Rücken hinziehen und von zahlreichen, schönen und gewundenen Bächen und Flüsschen durchschnitten werden, durch ihre Lieblichkeit ausgezeichnet, dabei überaus reich und fruchtbar. Das Gestein der Berge ist vulkanisch, Trachyt (der öfter als Granit bezeichnet wird), Dolerit, Basalt, Lava, aber nirgends eine Spur der vulkanischen Thätigkeit zu finden, heisse Quellen fehlen ganz, selbst alte, erloschene Krater sind eben so selten, als Erdbeben. Um die Berge liegt eine breite, zu Zeiten durch Vorsprünge der Berge unterbrochene Ebene, die in allen Inseln der einzig bewohnte Theil und deren sehr fruchtbarer Boden, der unter einer starken Schicht Pflanzenerde aus abwechselnden Lagen von Korallensand und vulkanischer Asche besteht, grossentheils mit wildwachsenden Fruchtbäumen bedeckt ist und daher einen entzückenden Anblick gewährt. Die Küsten sind von grossen Barrierriffen umgeben, die bis weit in das Meer reichen und zwischen sich und den Küstenriffen Küstenmeere von verschiedener Breite einschliessen, die durch viele Korallenbänke gefährdet sind, und deren ruhige Oberfläche mit den wildbrausend an das Riff schlagenden Wogen des Oceans sehr contrastirt. In diesen Küstenmeeren liegen die zahlreichen, durch die Kanäle der Barrierriffe zugänglichen schönen Häfen, welche diese Inseln so sehr vor den Herveyinseln und Samoa auszeichnen. Somit haben die Societätsinseln vor allen übrigen Inseln Polynesiens wichtige Vorzüge voraus, die aber freilich nicht so benutzt und entwickelt sind, als sie es sein könnten.

Die Flora der Inseln kann sich an Fülle und Mannigfaltigkeit der Arten mit der der westlicheren Archipele Polynesiens nicht messen, sie hat mehr Glanz als Abwechslung. Das Verzeichniss von Guillemin[5]) hat nur 211 Arten, das von Cuzent allerdings 511[6]), aber ohne die naturalisirten sind es nur 263, wobei jedoch die zahlreichen Pilze und Moose fehlen. Decandolle kannte 272 Arten und schätzte die Gesammtzahl auf 320, Hinds[7]) auf gegen 500; es sind aber bereits über 800 Arten bekannt geworden. Der Grundcharakter dieser Flora ist, wie schon Forster erkannte, der indische, wenn gleich mehrere Pflanzen auf das australische Element der neuseeländischen Flora, einige auf die südamerikanische Pflanzenwelt hinweisen. Eigenthümlich ist der Mangel an glänzenden Blumen und officinellen Pflanzen, was Bennet wohl mit Recht aus der grossen Fruchtbarkeit des Bodens erklärt, welche die übermässige Blattentwickelung fördert. Zu den hervorragendsten Familien gehören die

Algen (40 Arten) besonders auf den Riffen, die Moose (40 Arten), die Farrenkräuter (über 90 Arten), namentlich an den feuchten Bergabhängen häufig, doch auch auf trockenen, dürren Stellen, (darunter auch schöne Baumfarren), die Gräser, (zu denen Bambus und das wildwachsende Zuckerrohr gehören), die Aroideen, in den feuchten Wäldern sehr häufig, von Palmen nur 2 Arten, (ausser der Kokospalme noch eine Areca), die Rubiaceen, die Leguminosen (gegen 70 Arten), die Malvaceen, die Myrtaceen, (sehr eigenthümlich ist die ausserordentliche Verbreitung des eingeführten Psidium pyriferum, das die Vegetation der Ebene grossentheils unterdrückt hat), die Ficoideen, zu denen viele Waldbäume gehören, die Syngenesisten, unter denen eine baumartige Art an die Floren von Hawaii und Juan Fernandez erinnert u. s. w.

Die Fauna ist an Landthieren arm. Von Mammalien giebt es bloss eine Ratte, die einzig in Tahiti häufig zu sein scheint, die Eingebornen halten zahme Hunde und Schweine, die auch verwildert sind, wie einige der europäischen Hausthiere, die man jetzt alle eingeführt hat. Landvögel giebt es sehr eigenthümliche, doch nicht viele Arten, man zählt einige 20; das Haushuhn zogen die Einwohner, sonst sind 3 Papageien, 4 bis 5 Tauben, 3 Alcedo, kein Raubvogel. Von Amphibien sind nur einige Arten Eidechsen; Insecten sind sparsam, bösartige wenig, selbst Schmetterlinge sind nicht häufig, dann einige Käfer, Hymenopteren, Hemipteren, Fliegen in grossen Schwärmen, auch Moskiten, weniger Ameisen, einige Spinnen und Skolopendern, ein harmloser Skorpion. Anders ist es mit den Seethieren. Es giebt mehrere Cetaceen, Seevögel auf den kleinen Inseln in Menge, obwohl keine ausgezeichneten Arten, von Amphibien Wasserschlangen, und Schildkröten, diese besonders auf den kleinen Laguneninseln, Fische ebenso häufig, als verschiedenartig und schön gezeichnet, doch durchaus von indischem Charakter, wie dasselbe von den gleich häufigen Mollusken gilt, Crustaceen auffallend zahlreich und in einer Menge von Arten (gegen 90), Zoophyten und Radiaten in grösster Fülle.

Das Klima der Societätsinseln gilt für ein gesundes Tropenklima; es ist überaus feucht, doch gleichmässig und gemässigt, heiter und angenehm. Die Jahreszeiten sind nicht so regelmässig von einander geschieden, wie sonst in Tropenländern; namentlich kann eine besondere Regenzeit kaum angenommen werden, da Regen das ganze Jahr über, wenn auch in gewissen Monaten mehr

als in anderen fällt. Die schönste Jahreszeit ist vom April bis November, in denen der wenigste Regen fällt, (nach einem achtjährigen Durchschnitt in diesen 8 Monaten 484 Millimeter), oft lange Zeit trockenes Wetter ist, und die Vegetation noch mehr leiden würde, wenn sie nicht Nachts der starke Thau erfrischte; denn das ist zugleich die kühlste Zeit des Jahres. Der Wind ist in dieser Zeit überwiegend der gewöhnlich aus SO. kommende Passat; zu Zeiten unterbrechen ihn Regen mit sich bringende Südwinde, und selbst Westwinde sind nicht gerade selten. In den Monaten December bis März wechselt der Passat viel öfter mit Winden von Nordwest (to'erau maëhaa), die manchmal 1 bis 2 Wochen anhalten und starke Regengüsse mit heftigen Gewittern bringen, (der jährliche Durchschnitt in jenen 8 Jahren gab für diese 4 Monate 727 Mill. Regen); in dieser Zeit, der heissesten des Jahres, die man hier Winter nennt, treten zugleich heftige Stürme auf, die grossen Schaden thun, wenn sie sich auch mit den Orkanen der Herveyinseln nicht vergleichen lassen. Die mittlere Temperatur scheint etwa 25° C., das Maximum im Mittel 29, das Minimum 21° zu betragen

Die Inseln unter dem Winde, deren Flächeninhalt 10 QM. beträgt, sind an Zahl 9. Die einzelnen sind:

1. Bellingshausen I., 1824 von Kotzebue benannt, allein schon 1822 von Cap. Kent entdeckt[8]), (in 15° 48' Br., 154° 30' Lge.) ist eine kleine Laguneninsel von kaum 1 M. Länge gegen S. und über ½ M. Breite. Das Riff umschliesst eine unzugängliche Lagune und trägt einige kleine Inseln voll dichter Gebüsche, über die sich einzelne Kokospalmen erheben. Sie wird bloss von Seevögeln bewohnt.

2. Scilly[9]), 1767 von Wallis entdeckt und benannt, (16° 28' Br., 155° 17' Lge.) ist eine gefährliche Laguneninsel von 1½ M. Durchmesser, deren Lagune nicht zugänglich zu sein scheint. Auf dem Riff liegen an der Ostseite 4 kleine Inseln mit hohen Bäumen, auf der Westseite einige sandige Inselchen.

3. Lord Howe; 1769 von Wallis entdeckt und benannt, (16° 50' Br., 154° Lge.) ist wahrscheinlich dieselbe Insel, welche die Tahitier Mopiha[10]) oder Motuhea nennen und W. von Raiatea angeben. Es ist eine runde Laguneninsel von etwa 1 M. Länge und 3 M. Umfang. Auf dem Riffe liegen an der Ostseite eine grössere, dicht bewaldete Insel mit Kokospalmen, an der Westseite drei kleine; an der Südseite ist das Riff bloss und ohne Inseln, an der

nördlichen durch einen Kanal unterbrochen, der aber durch Klippen unfahrbar zu sein scheint. Sie ist wie Scilly unbewohnt.

4. Maupiti (oder Maurua, was dasselbe [zwei Berge] bedeutet), 1769 von Cook entdeckt, (in 16° 26' Br., 152° 12' Lge.) hat mit dem Riff 5, ohne dasselbe nur 2 bis 3 M. Umfang und liegt 6 bis 7 M. W. von Borabora. Sie gewährt einen sehr lieblichen Anblick durch den Gegensatz zwischen der reichen Küstenebene und den in der Mitte steil aufsteigenden, felsigen, doch meist dicht bewaldeten Bergen, deren höchster, ein gegen 250 M. hoher Pik, ganz einem alten Vulkan gleicht. Die Gesteine der Insel sind vulkanisch, Basalt, Laven und Tuffe; der Granit, den Ellis erwähnt, ist wahrscheinlich Trachyt. Der bewohnte Theil der Insel ist der südliche, doch hat auch der nördliche noch schöne Gebirgsthäler; aber frisches Wasser ist nicht häufig und findet sich nur in von Quellen gespeiseten Teichen. Ein Barrierriff umgiebt die Insel in fast 1 M. Entfernung, von einem Kanal durchbrochen, der Boote und selbst kleine Schiffe zulässt, aber der Korallenbänke halber gefährlich ist und in eine grosse, schöne Wasserfläche bei dem Cap Te fareari'i führt; auf dem Riff liegen viele kleine Inseln voll Palmen, die zusammen mehr ebenes Land enthalten als die Küstenebene der Insel, und unter denen Auera an der West- und Tuana'e an der Ostseite, jede von 1 M. Länge, die bedeutendsten sind.

5. Tubai (oder Motu iti), zuerst 1722 von Roggeveen[11a], dann 1769 von Cook gesehen, (16° 11' Br., 151° 53' Lge.) ist eine kleine Laguneninsel von etwas über 1 M. Länge, 7 M. NO. von Maupiti und $2^1/_2$ M. N. von Borabora. Auf dem Riff liegen besonders zwei längere, schmale Inseln, mit Palmen und anderen Bäumen bedeckt, die westliche gegen 2, die östliche kaum 1 M. lang. In die Lagune führen 2 für kleine Boote fahrbare Kanäle. Die Inseln sind unbewohnt und werden nur der Schildkröten und der so geschätzten rothen Federn des Tropikvogels halber besucht.

6. Borabora, dessen früherer Name Fa'arui (grosses Thal) gewesen sein soll, ist von Roggeveen 1722 entdeckt, später 1769 von Cook gesehen und eine kleine Insel von etwas über 1 M. Länge, über $^1/_2$ M. Breite und $4^1/_2$ M. Umfang; die wegen ihrer pittoresken Schönheit, der Fruchtbarkeit des Bodens und der glänzenden Vegetation von allen Reisenden hoch gepriesen wird. Die Berge des Inneren bilden eine imposante, pyramidenartige Gebirgsmasse, die in dem doppelgipfeligen Berge Pahia bis zu 1000 M. Höhe auf-

steigt [11b]), und von der sich besonders drei grosse Bergrücken nach NNO., WNW. und SW. herabsenken und mit ihren Verzweigungen die Insel anfüllen. Lesson hat den Pahia von Beulah aus erstiegen. Sein Weg führte zuerst über den nach WNW. ziehenden Rücken und dann hinab in das Thal, das an der Bai Tipoto endet, an der das Dorf Fa'anui liegt, aus diesem an dem nordwestlichen Abhange der Gebirgsmasse hinauf, anfangs noch allmählicher bis zu der alten Festung Ohuaï, die auf dem nach NNO. ziehenden Rücken an einem Passe liegt, der von Fa'anui nach dem an der Ostküste liegenden Dorfe Anau geht, später ausserordentlich steil über basaltische Wände, die nur mit Hülfe der von den Eingeborenen geflochtenen Stricke überklettert werden konnten, auf eine die Höhe der Masse einnehmende Art von Hochfläche, in der sich die höchste Spitze des Berges, der Oteë, eine scharfe, thurmartige Pyramide von 200 Fuss Höhe, erhebt, von deren Fusse eine prächtige Aussicht über die Insel sich darbietet. Den Rückweg schlug Lesson auf einem entsetzlich steilen Wege nach S. ein, wo nur die alles bedeckende, üppige Vegetation das Herabklettern möglich machte, und erreichte nach endlosen Beschwerden die östliche Küste der Insel. Der Berg ist offenbar ein alter Vulkan, allein von einem Krater ist keine Spur; dass die Bai Waitape an seiner Südwestseite der Ueberrest eines solchen sei, ist eine schwerlich begründete Vermuthung Lessons. Um diese Berge liegt eine Küstenebene von grosser Fruchtbarkeit, die durch Vorsprünge des Gebirges in mehrere Theile zerfällt. Die Insel wird von einem weiten Barrierriff umgeben, das sich im SO. bis 1 M. vom Lande entfernt und allein auf der Südwestseite von einem Kanal durchschnitten wird, der grossen Schiffen den Zugang zum Hafen Oteawenua gestattet. Dieser zerfällt durch eine Landspitze in zwei Baien, an deren einer, der Bai von Waitape, das Dorf Beulah (18° 31' Br., 151° 46' Lge.) gegründet ist, und gewährt hinreichenden Schutz und guten Grund, hat aber sehr tiefes Wasser und durch die Schmalheit des von Riffen eingeschlossenen Kanals einen beschwerlichen Zugang. Die übrigen Theile des Küstenmeers hinter dem Riff sind voller Korallenbänke und nur für Boote fahrbar. Auf dem Riffe liegen gegen 12 kleine Inseln, die grösser und zahlreicher sind als die auf dem grossen Riff von Raiatea, die meisten flach und voll Palmen, vier aber mit vulkanischen Bergen; so die drei Inseln Pitiao an der Ostküste, an der westlichen das vulkanische Tubue (Tobua) am Hafen der Insel, an ihrem Süd-

ende Tubue iti, Motu iti und M. a'una, zu beiden Seiten des Eingangs in den Hafen, Tena'iroa an der Nordwestseite.

7. Tahaä (Otahaa), 1769 von Cook entdeckt, (16° 38′ Br., 151° 31′ Lge.) hat 2 M. Länge, fast dieselbe Breite und 7 M. Umfang. An Schönheit gleicht sie den übrigen Inseln, ist aber viel weniger erforscht. Das Innere bedecken rauhe Berge, die an Höhe den von Raiatea nachstehen, manchmal bis an das Meer reichen und mit den üppigsten Wäldern bedeckt sind; zwei werden von den Einwohnern 'Uri 'ura (der rothe Hund) und Mata'u (der Angelhaken) genannt. Vor ihnen liegt eine reiche, fruchtbare, doch wenig angebaute Ebene. Das Barrierriff um die Insel ist dasselbe, das auch die Insel Raiatea umgiebt, und hat mehrere für grosse Schiffe fahrbare Kanäle; die Küsten sind von tiefen Baien durchschnitten, die schöne, doch schwer zugängliche Häfen enthalten, so der Hafen Hamene an der Südostseite bei dem Riffkanale Tomahahotu, der ebenso sichere Hafen Herurua an der Südwestseite und nahe im S. daneben die Bai Apotopoto (die runde Bai). An der Südspitze der Insel liegt das Dorf Waitoare an dem über 1 M. breiten Sunde, der Tahoä von Raiatea trennt, und durch den ein schiffbarer Kanal von $^1/_2$ M. Breite hindurchführt. Mehrere Inseln sind auf dem Barrierriff zerstreut, wie Wenuaia an der Nordseite des Kanals Tomahahotu, Tahutu an der Nordwestseite, Tutu vor dem Hafen Herurua.

8. Raiatea (Ulietea), 1769 von Cook entdeckt und 1772 von Boenechea Princesa benannt, (16° 51′ Br., 151° 30′ Lge.), die grösste aller Inseln unter dem Winde, hat $3^1/_2$ M. von N. nach S. Länge, etwa 2 M. Breite und über 12 M. Umfang. Sie wetteifert durch den Reichthum der Küstenebenen und die Ueppigkeit der Vegetation mit den übrigen Inseln, wenn sie gleich der rauhen, steil aufsteigenden Bergmassen halber weniger lieblich und anmuthig erscheint. Diese von tiefen, wohlbewässerten Thälern und Schluchten durchschnittenen Berge scheinen sich bis über 1000 M. zu erheben, bilden in der Richtung von N. nach S. eine Art Kette und zeigen besonders im Südtheil der Insel eine Reihe kühner, thurmartiger Spitzen, von denen die höchsten der Berg Tapioi am Hafen Hamaniino und südlicher der Orotaio zu sein scheinen. Im Einzelnen lernen wir sie durch Bennetts Schilderung kennen, der von Utamaoro aus die hohe Bergkette erstieg bis zu dem Pari, einem über sie führenden Passe, der eine herrliche Aussicht gewährt, und dann

gegen S. über die Kette, immer höher sich erhebend, fortging, wobei er viel grössere Kühle und eine von der der Küstenebene ganz verschiedene Vegetation, (Bergplatanen [Musa Fehi] und Farren), fand, bis er eine grosse, sumpfige Hochebene (von gegen 700 M. Höhe) erreichte, die mit kurzem Grase und Moosen bedeckt ist. An ihrem westlichen Abhang liegt der Apoiuta, ein tiefes, brunnenähnliches Loch, das ganz den Eindruck eines alten Kraters macht, aus dem ein Lavastrom geflossen zu sein scheint, und am östlichen ein schöner Wasserfall in der romantischen Schlucht Wainia, durch welche der Passat den Wasserstaub, auch selbst leichte hineingeworfene Dinge hinauftreibt [12]).

Das Küstenland ist von Bergvorsprüngen öfter unterbrochen, im Ganzen auch nicht so breit als in den anderen Inseln, doch vermehren die breiten Thalausgänge der Bergströme das anbaubare Land. Ein grosses Barrierriff, das im N. mit dem von Tahaä zusammenhängt, umgiebt die ganze Insel, von der es gewöhnlich $^1/_2$ M. entfernt liegt, und enthält in dem Küstenmeer eine Reihe von brauchbaren Häfen (zusammen 7), die bequem zugänglich sind und der Insel grosse Vorzüge vor den umliegenden gewähren. Der südlichste an der Ostküste ist der Hafen Opoa, zu dem der Riffpass Awamoa (der heilige Pass) führt, ein sicherer Hafen mit gutem Grunde, dessen Ufer einen weiten, ebenen District bilden, der zu den schönsten Theilen der Insel gehört und in vorhistorischen Zeiten der Mittelpunkt des grossen Staates von Raiatea gewesen ist. Nördlich davon liegt die Bai Mahapoto, die man durch den Riffkanal Tipaemau (wahre Landung) erreicht, und die, von felsigen Bergen umschlossen, $^1/_2$ M. in das Innere eindringt, und am Nordostende der Insel der Hafen Uturoa, der beste von allen, der nur den Nachtheil zu grosser Tiefe des Wassers besitzt, und dessen Zugang der Kanal Awapiti (Doppelpass) mit zwei Mündungen bildet; an seinem Ufer findet man in einer nicht sehr breiten und sumpfigen, doch ergiebigen Ebene das Hauptdorf von Raiatea, Utuma oro. An der Nordküste sind die Buchten Faroa und Tapioi, bei denen die Küstenebene besonders breit ist; dann folgt der Hafen Hamaniino (Cooksharbour) an der Nordwestseite, der klein, aber sehr sicher ist, und über dem sich der in den Sagen der Einwohner hoch berühmte Berg Mehani erhebt; in diesen Hafen führt der Pass Hamaniino (Hunterspass), der zugleich den durch den Awapiti eingelaufenen Schiffen zum bequemen Auslaufen nach W. dient. Südlicher ist an

der Westküste der Hafen Waoaära (Tetoroa), an dem die Missionare ihre erste Niederlassung angelegt hatten, und zu dem ein beschwerlicher Zugang vom Meere her führt, und von diesem im S. der Hafen Maharai (Uturoa). Ausserdem liegen an der Südküste noch zwei unerforschte Häfen. Das Barrierriff trägt auch mehrere kleine, mit Kokospalmen bedeckte Inseln, wie Oatara am Awamoa, Tahuoë und Torea am Passe Hamaniino.

9. Huahine, 1769 von Cook entdeckt, ist die östlichste dieser Inseln und hat etwas über 2 M. Länge, 1 M. Breite und 6 M. Umfang. Sie ist überaus reich und fruchtbar und, da das Innere weniger wild und rauh ist, vorzugsweise lieblich und anmuthig. Die Berge, deren Gestein überwiegend Basalt und Lava ist, haben nicht die phantastischen Formen wie in Moorea und scheinen auch mehr von einander getrennt zu sein als in den übrigen Inseln. Die Küstenebene, welche sie umgiebt, ist schmaler als in anderen Inseln, aber von der grössten Fruchtbarkeit. Ein Barrierriff mit mehreren Kanälen, die aber gewöhnlich nur Boote zulassen, umschliesst die ganze Insel, deren Form sehr unregelmässig ist; eigentlich besteht sie aus zwei getrennten Inseln, von denen die nördliche, Huahine nui (Grosshuahine), die bedeutendste ist.

Im nördlichen Theile derselben liegt der schöne See Maëwa [13]) von über 1 M. Länge und $^1/_2$ M. Breite, der im N. mit dem Meere durch einen schmalen Kanal verbunden ist und im W. von der reichen, bis an das Meer sich erstreckenden Ebene des Districts Maëwa, im S. und O. von dem Districte Tamabua begrenzt wird, der bis an die Berge des Inneren reicht. Am Ostende des Sees erhebt sich der Mau'a tabu (der heilige Berg), ein fast regelmässiger Kegel, der aber zur Ostküste sehr schroff und steil abfällt. S. vom District Maëwa liegt an der Westküste der Hafen Fare (16° 43' Br., 151° 7' Lge.), der einzige der Insel, der grosse Schiffe zulässt und jetzt besonders stark besucht wird, weil er den Schiffen reichliche Lebensmittel liefert; er ist vollkommen sicher und durch 2 Kanäle, welche das Barrierriff durchbrechen, gut zugänglich. Im N. begrenzt ihn das felsige Cap Faaao im Districte Buaoa, und südlich von diesem Cap bildet die Küstenebene den schönen, reichen District Fare mit zwei kleinen Flüssen, von denen der südliche der bedeutendste ist; dahinter erheben sich die Berge, namentlich der kegelförmige Pik Matoereere (der schwarze Fels), dessen Gipfel eine herrliche Aussicht über die Gegend bietet. Ein Vorsprung der

Berge trennt den District Fare von dem folgenden Haapape, in welchem die Berge der Küste näher treten und sie durch ihre wechselnden Formen sehr verschönern. An der Ostküste der Insel beginnt am Mau'a tabu der District Aruri, in den hier 3 Thäler des Gebirges münden; das Küstenmeer davor ist bis an das Riff ½ M. breit, allein voller Korallenbänke und nur für Boote zugänglich. Am Südende von Grosshuahine dringt die Bai Fareroa, deren Küsten von romantischen, von tiefen, wohlbewässerten Thälern durchschnittenen Bergen umgeben sind, fast 1 M. tief in das Innere ein.

Der beide Inseln trennende Kanal existirte zu Cooks Zeit noch nicht; beide waren damals durch einen flachen Isthmus verbunden, den das Meer nur bei hoher Fluth überschwemmte. Diesen durchschneidet jetzt ein für Boote fahrbarer Kanal, der sich in der Mitte zu einem kleinen See erweitern soll[14]; es kann keine bessere Bestätigung der bekannten Hypothese Darwins über die Entstehung der Barrierriffe geben, als diese Veränderung des Terrains im Laufe eines Jahrhunderts. Die südliche Insel, Huahine iti (Kleinhuahine), giebt an Schönheit und Anmuth der nördlichen nichts nach. An ihrer Westküste liegt der Hafen Mahabu, der ein vorzüglicher Ankerplatz sein würde, wenn das Riff davor einen Kanal für Schiffe besässe; seine Umgebung ist ebenso reich als das Küstenland des Districts Parea an der Südküste der Insel. Von den kleinen Inseln auf dem grossen Riff, das Huahine umgiebt, ist die wichtigste Papeorea, die an der Westseite des Kanals zwischen beiden Inseln liegt und Hügel aus vulkanischem Gestein enthält; alle übrigen Inseln sind unbedeutende, mit Palmen bedeckte Riffinseln.

ZWEITES KAPITEL.

Die Inseln im Winde.

Die östliche Abtheilung der Societätsinseln, die Inseln im Winde, besteht aus fünf Inseln, von denen nur eine eine Laguneninsel ist.

1. Maiaoiti, (früher gewöhnlich Tabuaem anu genannt), ist 1767 von Wallis entdeckt, der ihr den Namen S. Ch. Saundersisland gab (Boenecheas Pelada 1772[1]). Sie gehört ihrer Lage nach zu

den östlichen Inseln, ob sie gleich politisch von Huahine abhängt, und ist eine kleine Insel von 1 M. Durchmesser und 3 M. Umfang (in 17° 29′ Br., 150° 38′ Lge.). In ihrer Mitte erheben sich zwei Hügel, von denen der östliche, der höchste, nur 50 M. misst; dennoch ist sie vulkanischen Ursprungs, wie die auf ihr sich findenden Laven und Basalte beweisen. Das Küstenland ist eben, reich und voller Fruchtbäume; ein Barrierriff umgiebt sie, das nur an der Südwestseite von einem Kanal für Boote unterbrochen ist und auch noch eine zweite kleinere Insel von ½ M. Länge an der Westseite der grossen einschliesst.

2. Moörea, (früher gewöhnlich Eimeo genannt), von Wallis 1767 entdeckt und Duke of York benannt, (Boenecheas S. Domingo 1772), ist eine dreieckige Insel von über 2 M. Länge, 1½ M. Breite und 7½ M. Umfang, die 2 bis 3 M. von Tahiti entfernt ist. Ihr Anblick ist überaus malerisch und reizend, an romantischer Schönheit und Anmuth übertrifft sie alle übrigen Inseln; dabei ist der Boden sehr fruchtbar, gut bewaldet und bewässert. Das Innere ist besonders in der Mitte und im Westtheil voller Berge, die vulkanischen Ursprungs und durch die grotesken Formen und die thurmartigen, Obelisken und Ruinen gleichenden Gipfel sehr charakteristisch sind und von fruchtbaren Thälern mit schönen Bächen nach allen Seiten durchschnitten werden. Sie bilden zwei getrennte Abtheilungen. Die kleinere im Nordosttheil füllt das Land an der Nordküste im O. des Hafens Opunohu aus und erhebt sich in ihren höchsten Spitzen, dem Potua am Opunohuhafen bis 875, dem Oputa an der Ostküste der Insel bis 830 M. Höhe[2]); sie wird von der südlichen Kette durch ein von Opunohu nach SO. sich hinaufziehendes Thal getrennt, an dessen Spitze der Pass Moua (608 M.) am Fusse des Oputa über den beide Abtheilungen verbindenden Bergzug zum Küstenlande von Afareaitu hinabführt. Die westliche Abtheilung bildet eine mit der Südküste parallel nach OSO. sich hinziehende, zur Nord- und Südküste mit ihren Verzweigungen herabsinkende Kette, deren höchste Spitze der im Osttheil über Afareaitu sich erhebende Berg Tohinea (1212 M.[3])) ist, den ein Loch im Gipfel kenntlich macht, das ein Gott durch einen Speerwurf hervorgebracht haben soll; auf ihn folgen westlicher der Tahuara (761 M.) und der Aliali (771 M.), zwischen denen ein Pass von 457 M. die Kette durchschneidet, und ganz im W. der Waiamete (790 M.).

Das diese Berge umgebende Küstenland ist überall sehr fruchtbar

und gut bewässert. An der Nordküste der Insel liegen zwei Häfen, die zu den schönsten des ganzen Archipels gehören. Der östliche Paopao (oder Parauroa, Cooksharbour), ist eine tief nach S. eindringende Bucht, ganz sicher und durch einen Pass des Riffs bequem zugänglich, doch wenig besucht; der andere ½ M. im W. davon, der Hafen Opunohu, (Cooks Talu, jetzt auch B. des moustiques genannt nach den häufigen Moskiten), ist dem andern ganz ähnlich gebildet und fast 1 M. tief, sicher und geschützt und durch einen guten Pass, an dem der Felsen Tareu liegt, leicht zu erreichen, seine Ufer sind sehr angenehm, fruchtbar und gut bewässert, am westlichen liegt das grosse Dorf Papetoai (17° 29′ Br., 149° 52′ Lge.), am östlichen erheben sich reich bewaldete Berge, am Grunde die eigenthümlich gebildeten Gipfel der Hauptkette. Die Südküste der Insel ist schlechter bewohnt als die nördliche, da die Berge hier nahe am Meer steil und schroff aufsteigen; die östliche dagegen hat eine breitere und sehr reiche Küstenebene, und enthält im S. den District Afareaitu, einen der schönsten und reichsten Theile der Insel, hinter dem ein in zwei Arme sich theilendes Thal tief in die Berge hineinzieht, nördlicher an der Nordostspitze den schönen, fischreichen See Tamae am Fusse der nördlichen Berge. Die ganze Insel umgiebt ein Riff, das aber kein Barrier-, sondern ein Küstenriff zu sein scheint und gewöhnlich dem Lande nahe bleibt, selten sich bis auf ½ M. davon entfernt; daher ist die Fahrt zwischen ihm und der Küste durch die Seichtigkeit des Wassers und die vielen Bänke gefährlich; das Riff umschliesst hier und da kleine Inseln, wie Motu ahi vor Afareaitu und die beiden an der Nordwestspitze der Insel.

3. Tahiti, (Otaheite, bei den Franzosen Taïti), ist wahrscheinlich von Quiros 1606 entdeckt und Sagittaria benannt, dann von Wallis 1767 wieder entdeckt, der ihr den Namen King George gab, (Bougainvilles Nouvelle Cythère 1768, Boenecheas Amat 1772). Sie ist die bedeutendste und grösste aller Societätsinseln und hat 9 M. Länge nach SO., gegen 30 M. Umfang und 19 Q.-M. Inhalt. Alle Reisende, die sie besucht haben, schildern den Eindruck, welchen sie macht, als einen erstaunlich günstigen und die Schönheit bei dem Wechsel zwischen hohen Bergen, üppigen Thälern und reichbewaldeten Ebenen sehr gross. Die Berge sind vulkanischer Art, die Gesteine überwiegend Basalt, dann Trachyt, (nach Cuzent bloss in Taiarabu, was nicht wahrscheinlich ist), Lava, Obsidian, Bims-

stein u. s. w.; sie zeichnen sich durch die spitzen Piks und scharfen Kämme aus und senken sich fast immer steil herab. Die sie durchschneidenden Thäler sind von brausenden Bergströmen bewässert und in hohem Grade anmuthig, allein gewöhnlich dicht bewachsen und schwer zugänglich. Um die Berge liegt eine oft fast 1 M. breite Küstenebene mit sehr reichem, gut bewässertem Boden, öfter von Vorsprüngen der Berge unterbrochen, reich an wildwachsenden Fruchtbäumen und der einzige Wohnsitz der Bevölkerung. Das Riff, das fast die ganze Insel umgiebt und nur an einigen Stellen fehlt oder so tief liegt, dass es die Schifffahrt nicht hindert, scheint ein Barrierriff zu sein, verbindet sich aber öfter mit dem Küstenriff, wodurch die Fahrt in dem Küstenmeer unterbrochen wird. Schöne Häfen (in beiden Theilen zusammen 14) werden durch dieses Riff gebildet, das hier und da kleine flache Inseln trägt.

Tahiti besteht aus zwei durch einen schmalen Isthmus verbundenen Halbinseln. Die grösste derselben, die nordwestliche, führt nach einer Abtheilung im nördlichen Theile den Namen Porionuu oder Tahitinui (Grosstahiti) und ist rund, von 5 M. Durchmesser und 17 M. Umfang. Ihr Inneres ist mit hohen Bergen angefüllt, deren höchster der Orohena ist, von dessen beiden Gipfeln der südliche 2336 M. Höhe hat[4]). Nach den neueren französischen Karten liegt er an der Westseite eines grossen, runden Bergkranzes, der das Thal des oberen Papenooflusses umschliesst, das nach der Zeichnung der Karten einem alten Krater nicht unähnlich erscheint; zu den höchsten Punkten dieses Kranzes gehören ausserdem noch im N. des Orohena der Pitohiti (Pitohiu, 2104 M.), an der Südseite der Tamaiti (1476 M.), der Tetufera (1799 M.) und der Parau, zwischen welchen beiden letzten der Pass Urufaaa (884 M.) vom Papenoothal zum See Waihiria führt, die viel niedrigere Ostseite des Kranzes reicht im N. bis zum Berge Aramaoro (1478 M.). Von diesem Bergkranze gehen die Rücken aus, die sich nach allen Seiten zur Küste herabsenken und während sie in den höheren Gegenden oft die Form der Hochebenen annehmen, gegen die Ebenen in steilen Abhängen enden; ihre unteren Theile sind von den Thälern der Gebirgsbäche durchschnitten, die, gegen das Küstenland breiter, höher zu schmalen Schluchten werden und endlich an den steilen Gebirgswänden enden. Von diesen Rücken sind die bedeutendsten die nach NW., SW., S. und SO. sich herabziehenden. Der nordwestliche beginnt mit der grossen Kette, die den Orohena mit dem

im W. von ihm liegenden Berge Aorai (2065 M.) verbindet; dann theilt er sich in 2 Arme, die das Thal Fautahua umschliessen, und von denen der östliche sich wieder in 2 Zweige trennt, zwischen denen sich der District Arue ausbreitet, während der westliche vom Aorai nach W. bis zu dem Berge Maiao, (dem sogenannten Diadem der Franzosen (1239 M.)), zieht, den Cuzent als den Eruptionskegel eines grossen Kraters schildert, dann am Berge Marau (1485 M.) sich in 2 Arme spaltet, die das Thal des Tipaer ui im Districte Faaa umgeben. Dieses Thal, (Vallée de la reine der Franzosen), dessen Bach von SO. her von den Abhängen des Berges Mamanu (896 M.) in der südlichen Grenzkette herabfliesst, ist besonders schön und anmuthig; aber das Thal von Fautahua, das im letzten Kriege der Tahitier gegen die Franzosen eine wichtige Rolle gespielt hat, der Nähe von Papeete halber viel bekannter und besuchter, es enthält im oberen Theil eine schöne, hohe Kaskade, die sich über Basaltsäulen hinabstürzt, und oberhalb derselben das französische Fort (430 M.) am Abhange des Marau. In Arue ist das Hauptthal das des Pirae, und östlicher zieht sich von der Ebene von Matawai aus das Thal Tauhuru, das der Waipopo bewässert, im O. von einem vom Orohena nach N. bis an die Nordküste reichenden Rücken begrenzt, bis an den Abhang des Aorai hinauf, berühmt durch den schönen, schon von den ersten Entdeckern geschilderten Fall, mit welchem der Bach an seiner Quelle über die hohe, aus Basaltsäulen bestehende Wand Pihaa hinabstürzt.

Südlich vom Marau und Maiao ist eine breite und tiefe Einsenkung zwischen den Bergen, welche den District Te mano tahi und das Thal des Flusses Bunaruu, eines der grössten der Insel, umschliesst, das durch die Höhle Ofai marama (Mondstein) berühmt ist, die ihren Namen von einer aus dem Boden hervorragenden Basaltsäule hat. Der Bunaruu entspringt am Orohena, und an der Ostseite seiner Quelle beginnt ein grosser Rücken, der sich vom Orohena nach SW. bis zum Berge Mahutaä (1507 M.) hinzieht und dann in 2 Arme theilt, welche den District Te mano rua umgeben, und von denen der östliche mit dem Berge Iwirairai (1694 M.) der höchste ist. Von den Bächen dieses Districts ist der bedeutendste der am Mahutaä entspringende Orofero, der im obersten Theil eine besonders tiefe und enge Schlucht durchfliesst. Oestlicher gehen von der Südseite des oben erwähnten Bergkranzes mehrere schmale Rücken zur Südküste herab bis gegen den Isthmus hin; von den

von ihnen gebildeten Thälern sind die bedeutendsten das Thal Temarua am Oro, das Thal Tahuruu und das des Flusses Waihiria. Das letzte ist besonders berühmt durch den See desselben Namens (432 M.)[5]), den man erreicht, nachdem man das Thal des Flusses bis fast zur Quelle hinaufgegangen ist und dann die hohe, westliche Felswand seines Thales erstiegen hat; er liegt in einer bewaldeten Ebene, von den hohen Spitzen des Bergkranzes überragt, ausserordentlich malerisch, hat etwa $^1/_4$ M. Umfang und dunkelgrünes, schlammiges, doch süsses Wasser und fast durchweg die gleichmässige Tiefe von 20 bis 30 M., mehrere Bäche fliessen ihm zu, allein er hat keinen Abfluss, sein Wasser scheint sich unterirdisch zu verlieren. Gewöhnlich hat man ihn für einen alten Krater gehalten, allein nach neueren Forschungen scheint er seine Existenz eher einem Einsturz des Bodens zu verdanken. Nördlich vom Isthmus ziehen endlich noch mehrere kurze Rücken von dem Ostrande des Bergkranzes zur Ostküste herab; von den von ihnen gebildeten Thälern sind die bedeutendsten die Thäler Faaone, Faarahi und Faraura.

Das Nordcap Tahitis heisst C. Venus (17° 29′ Br., 149° 29′ Lge.), weil 1769 auf ihm der Durchgang der Venus vor der Sonnenscheibe beobachtet ist; es ist eine flache Spitze voll Kokospalmen, über welche der Waipopo in das Meer fliesst. Von ihr geht die Nordwestküste der Insel nach SW., an der dicht bei dem Cap die Bai Matawai liegt, die im vorigen Jahrhundert der Haupthafenplatz der Insel war und sicheren Ankergrund, allein keinen Schutz gegen W. besitzt. In ihrem Eingange ist die gefährliche Dolphinsbank, welche zwei Pässe bildet, von denen der nördliche zwar schmal, doch der brauchbarste ist. Bei dem Westcap der Bai, C. Tahara (Westbluff), beginnt das Barrierriff, das von nun an die ganze West- und Südküste der Halbinsel einfasst und gleich im Anfange drei kleine, gute Häfen bildet, von denen der erste der Hafen Papaoa (Toaroa) ist, ein sicherer Ankerplatz, allein mit beschwerlichen Zugängen von der Matawaibai aus, wie durch einen besonderen Pass im Riff. Auf ihn folgt der kleine Hafen Toanoa (Taone), der aus einem äusseren und einem inneren Hafen besteht und durch einen schmalen Riffkanal zugänglich ist. Ein anderer verbindet ihn mit dem dritten Hafen, Papëete, der jetzt der einzige Handelsplatz der Insel ist und einen bequemen und vollkommen geschützten Ankerplatz bietet, zu dem auch ein guter Kanal durch das Riff führt; in der

Mitte des Hafens liegt die kleine flache Insel Motu uta (17° 32′ Br., 149° 34′ Lge.) mit einer Batterie. Von hier zieht sich die Küste nach SW. bis zur Insel Tahiri, an der die Westküste Tahitis den Anfang nimmt, die sich nach S. ausdehnt; das Riff hat an ihr zuerst den Kanal Taäpuna, der den südlichen Eingang zum Hafen Papëete bildet, ½ M. südlicher liegt die kleine Bai von Bunaauia, zu der ein sehr gefährlicher Riffkanal (Hellgate der Engländer) führt, südlicher eine andere, die von Paea, welche ebenfalls einen Ankerplatz hat, und ½ M. S. von Paea das C. Mara (17° 37′ Br., 149° 35′ Lge.), bei dem die Südküste anfängt, und das Riff durch einen gefährlichen Kanal durchbrochen ist, der in die Bai von Papara führt. Das Küstenland der Nordwestküste gehört zu den anmuthigsten und malerischsten Theilen der Insel, dessen Schönheit durch die Aussicht auf die hohen Berge des Nordwesttheils sehr erhöht wird. Die Matawaibai umgiebt eine mit Fruchtbäumen bedeckte, in das Thal des Waipopo sich hineinziehende Ebene, im S. von einem Vorsprunge der Berge begrenzt, die mit dem Onetreehill, auf dem früher eine einzelne Erythrine stand, über dem C. Tahara endet. Eben so schön und reich ist die Ebene von Arue, die ein anderer Vorsprung von der von Papëete trennt, die nur schmal ist, allein an Anmuth und Lieblichkeit die vorigen noch übertrifft. Die südlicher folgende Ebene ist bis zum Flusse von Bunaruu noch sehr schön und reich; von seinem Ufer an wird sie allmählich schmaler, und bei C. Mara treten die Berge nahe an das Meer, hier durch sehenswerthe Höhlen ausgezeichnet, und trennen die Westküste von der Ebene von Papara.

An der Südküste umschliesst das Barrierriff zuerst 1 M. vom C. Mara die Bai Papara mit einem sicheren, doch schwer zugänglichen Ankerplatze; östlicher führen zwei Pässe durch das Riff, von denen der eine breit und bequem ist, in die Bai von Mairipehe ½ M. von Papara, und noch östlicher ein anderer zu dem Ankerplatz von Papeuriri. Das Riff wird darauf sehr breit und erfüllt die Bai an der Südseite des Isthmus der Insel, deren Grund den schönen, allein sehr beschwerlich, wenn überhaupt zugänglichen Hafen Phaethon enthält. Das südliche Küstenland ist anfangs im Districte Papara noch sehr schön und steht an Anmuth und Fruchtbarkeit den Ebenen der Nordwest- und Westküste wenig nach; es liefert jetzt auch die meisten Producte für den Verkehr. Oestlicher wird es schmaler und ist durch Arme der Berge oft unterbrochen,

bis es sich an dem Isthmus von Tarawao, der beide Halbinseln verbindet, zu einer grösseren Ebene ausdehnt. Dieser Isthmus ist wenig über $^1/_4$ M. breit, in der Mitte bei dem französischen Fort nur 14 M. hoch, daher die Boote über ihn fortgezogen werden, voller Bäume und in der Mitte von einer geraden Orangenallee durchschnitten.

Die Ostküste der Halbinsel geht vom Isthmus 3 M. gegen N. und ist von einem Barrierriff umgeben, das sich manchmal bis $^1/_2$ M. vom Lande entfernt und im Südtheil von Pässen durchschnitten wird, von denen es nicht untersucht ist, ob sie zu Ankerplätzen führen. Der einzige bekannte Hafen an dieser Küste ist der von Hidia (Hafen Bougainville), der durch einen sicheren Pass zwischen zwei kleinen Riffinseln mit dem Meere verbunden wird, allein Schiffen nicht vollkommenen Schutz gewährt. Das Küstenland hinter diesem Riff enthält im Nordtheil die grosse Ebene von Hidia, die an Fruchtbarkeit den übrigen Küstenebenen nicht nachsteht, allein schlechter bewohnt und angebaut ist; südlicher wird sie immer schmaler, die Berge treten endlich nahe an das Meer und machen den zum Isthmus führenden Weg beschwerlich, selbst gefährlich. Vom Hidiahafen an wendet sich die Nordküste der Insel erst nach NW., später nach W. und reicht $2^1/_2$ M. weit bis C. Venus. Auch sie ist eben und fruchtbar, doch öfter durch Arme der Berge, welche die Verbindung erschweren, unterbrochen und in kleinere Ebenen getheilt; sie hat hier kein Barrierriff vor sich, (oder es hindert wenigstens die Schifffahrt nicht), allein auch keinen Ankerplatz, erst nahe bei C. Venus liegt hinter der kleinen Insel Motu ao eine gefährliche, gegen N. offene Bai und näher am C. Venus $^1/_2$ M. O. davon einige bedeckte Riffe, wie das gefährliche Artemiseriff.

Die kleinere südöstliche Halbinsel führt den Namen Taiarabu (oder Tahiti iti, Kleintahiti); sie ist oval und hat gegen SO. 4 M. Länge und an 10 M. Umfang. Der an den Isthmus stossende Theil derselben erhebt sich nach SO. allmählich und ist niedrig, wenn auch von Spalten und Löchern unterbrochen, der Boden häufig bloss mit Farren bedeckt; östlicher steigt ein Bergzug auf, der nach SO. zieht, durch die steilen, thurmartigen Bergspitzen sehr ausgezeichnet ist und der südlichen Küste viel näher als der nördlichen bleibt, weshalb die Küstenebene der letzten viel breiter ist. An der Südostküste tritt er bis dicht an das Meer und zeigt hier die wildesten und auffallendsten Formen; die grösste Höhe erreicht

er im Berge Niu (1324 M.) am Anfange des Thales Ataroa. An dem Nordende der Ostküste liegt der sichere Hafen Aitepeha an der Westseite des C. Tautira, dessen Umgegend eine sehr reiche Ebene ist, die mit dem vom Flusse Aitepeha bewässerten Thale Ataroa in Verbindung steht. Die Ostküste der Halbinsel, die noch fruchtbarer als die nördliche zu sein scheint, enthält einen andern Hafen, Waiurua (Aguila oder Langarahafen), zu dem ein nicht gefahrloser Kanal durch das Riff führt. An der Südküste wird die Küstenebene je weiter nach O. immer schmaler und hat hinter den Riffen einige gute Ankerplätze. Da wo die Berge an das Meer treten, ist an der Südostküste das Barrierriff auf eine lange Strecke unterbrochen; sonst umgiebt es die ganze Halbinsel.

4. Tetuaroa (oder die ferne See) ist wahrscheinlich von Quiros 1606 entdeckt und Fugitiva benannt worden; Bougainville fand sie 1768 wieder auf und erfuhr als ihren Namen Umaitia, Boenechea gab ihr 1772 den Namen Tres hermanos. Sie liegt 5 bis 6 M. N. von C. Venus (in 17° 5′ Br., 149° 34′ Lge.) und ist eine kaum 1 M. lange Lagunengruppe, auf deren Riff gegen 10 kleine Inseln voller Palmen liegen, von denen 5 bedeutender sind. An der Nordwestseite führt ein kaum für kleine Boote fahrbarer Kanal in die Lagune [6]).

5. Matia (Maitia, Meetia) ist 1606 von Quiros entdeckt und la Dezena benannt worden; nach ihm sah sie Wallis 1767 wieder, der ihr den Namen Osnabruck gab, (Bougainvilles Boudoir oder Pic de la Boudeuse, Boenecheas S. Christoval). Sie liegt 15 M. O. von Taiarabu (in 17° 53′ Br., 148° 5′ Lge.) und ist nur klein, von kaum ½ M. Länge und 1 M. Umfang. Ein einziger Berg von 435 M. Höhe [7]) mit abgestumpftem Gipfel, um den sich einige kleine Spitzen erheben, nimmt sie ganz ein; die Abhänge, von denen der südliche etwas weniger steil ist als der nördliche, haben zum Theil eine lachende Vegetation, namentlich in den Schluchten, auch soll der Boden der Thäler fruchtbar sein; das obere Drittel des Berges hat grossentheils kahle Felsen. Nur am Ostende ist ein kleines Riff; ein Ankerplatz fehlt ganz, die Landung ist beschwerlich.

DRITTES KAPITEL.

Die Tahitier.

Die Bewohner der Societätsinseln, die man gewöhnlich die Tahitier nennt, sind ein polynesisches Volk, das mit den Rarotonganern und Markesanern eng verbunden ist, aber sich durch eine selbständige Entwicklung und, was damit zusammenhängt, einen besonderen Dialekt von ihnen unterscheidet. Was ihren Charakter betrifft, so ist es bekannt, wie ausserordentlich günstig die Forster darüber urtheilten, die ihnen unter allen Völkern des Oceans die höchste Stelle anwiesen und ihre guten Eigenschaften hoch über die der Europäer stellten, Ansichten, auf welche die Culturentwicklung der Europäer in der Zeit vor dem Ausbruch der französischen Revolution bestechend eingewirkt hat. Wenn daher spätere Beobachter weniger günstig urtheilen, und namentlich die Missionare die sittliche Verderbtheit der Tahitier oft und nachdrücklich genug betonen, so ist es doch nicht zu bezweifeln, dass das Urtheil jener Forscher seinen guten Grund hat; Freundlichkeit, Höflichkeit und Gefälligkeit sind die charakteristischen Eigenschaften der Tahitier und zwar noch jetzt nicht minder als vor einem Jahrhundert. Damit hängt freilich auch grosser Leichtsinn und Lust an Vergnügungen zusammen; sie sind heiter und fröhlich, neugierig und zudringlich, es fehlt ihnen an der Energie, welche andere Polynesier, wie namentlich die Rarotonganer und Tonganer, auszeichnet, die Fruchtbarkeit des Bodens ihrer Inseln, die das Leben so leicht und bequem macht, trägt sehr dazu bei, ihre Indolenz und Trägheit zu erhalten. Sie sind reizbar und stolz, und dass es ihnen an Muth nicht gebricht, haben sie noch in der neuesten Zeit den Franzosen gegenüber hinreichend bewiesen; sie liessen es in ihren Kriegen selbst an Grausamkeit nicht fehlen. Ihre Talente, Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit sind nicht gering, allein schlecht ausgebildet. Ein Hauptfehler war ihre Lust am Stehlen, die noch immer nicht unterdrückt ist; noch schädlicher wirkte die ausserordentliche sittliche Zügellosigkeit, die noch jetzt kaum weniger gering ist als zu Cooks Zeit. Ueberhaupt haben sie trotz der hundertjährigen und so engen Verbindung mit den Europäern in ihrer Entwicklung geringere Fortschritte gemacht, als man erwarten sollte, woran freilich die politischen Verhältnisse der neueren Zeit bedeutenden Antheil

gehabt haben. Im Folgenden sollen sie geschildert werden, wie sie im Anfange dieses Jahrhunderts waren und zu grossem Theile noch jetzt sind.

Dass ihre Zahl namentlich in der neueren Zeit stark abgenommen hat, ist unleugbar. Wenn man von den übertriebenen Angaben der ersten Entdecker absieht, fand Wilson 1797 in Tahiti noch 16000 Einwohner, während 30 Jahr später nur 8000 bis 10000 gewesen zu sein scheinen; die neueren französischen Angaben geben für die östlichen Inseln 1848 9454, 1857 7830, 1860 8283, 1867 gegen 9000 Eingeborene. Die Bevölkerung der westlichen Inseln dürfte jetzt höchstens 5000 bis 6000, die gesammte Bevölkerung (mit Ausschluss der europäischen und asiatischen Einwanderer, deren Zahl über 2000 zu sein scheint), nicht mehr als 15000 bis 16000 Menschen betragen.

Ihre körperliche Bildung ist sehr vortheilhaft. Sie sind gross, stark und kräftig gebaut, die Frauen kleiner und anziehend und nicht ohne Anmuth, wenn auch die Schilderungen früherer Reisender von ihrer ausserordentlichen Schönheit übertrieben zu sein scheinen. Die Farbe ist olivenbraun in verschiedenen Schattirungen, bei den Vornehmen oft sehr hell, das Haar schwarz oder dunkelbraun und glänzend, die Gesichtszüge offen und einnehmend, die Augen schwarz und voll, die Nase gerade oder gekrümmt, der Mund wohl gebildet mit dicken Lippen und schönen Zähnen, das Kinn etwas vorspringend mit langem, schwarzem Bart; die Glieder zeigen ein gutes Ebenmaass, nur sind die Füsse bei den Frauen oft hässlich. An Krankheiten leiden sie sehr, was sich zum Theil aus ihrer Apathie und dem Mangel an Arzneimitteln erklärt; die wichtigsten sind Fieber, Lungen- und Augenleiden, Dyssenterie und andere Unterleibskrankheiten, Influenza, vor allem verschiedenartige Hautkrankheiten, Elephantiasis, Skropheln, dann die von den Europäern eingeführten Pocken und Masern. Die Syphilis scheint endemisch gewesen zu sein, aber durch die Verbindung mit den Europäern eine schlimmere Form angenommen zu haben.

Ihre Nahrung ist überwiegend eine vegetabile; hauptsächlich benutzten sie dazu Brodfrucht, Bananen, Kokosnüsse, dann die Früchte von Inocarpus, Pandanus, Evia, Jambosa u. s. w., ferner Wurzeln (Taro, Yams, Pataten, Pfeilwurzel, Cordyline); Zuckerrohr wurde gekaut. Animalische Nahrungsmittel wurden meist nur von den Vornehmen oder bei grossen Festen gebraucht, so Schweine,

früher auch Hunde, dann Hühner und wilde Vögel, die Schildkröten waren den Vornehmsten vorbehalten, aber Fische, die man oft roh ass, Krebse und Muscheln allgemeine Nahrung des Volkes. In Zeiten der Noth wurden auch Früchte, Wurzeln und Blätter mehrerer wildwachsenden Pflanzen gegessen. Auch liessen sie die Brodfrucht, zu einem Brei gestossen, in Gruben in der Erde gähren und hoben diesen gesäuerten Teig (mahi oder tioö) lange auf, ebenso auch die getrockneten Bananen, in Kokosblätter gewickelt. Die Nahrungsmittel verbanden sie zu verschiedenen Gerichten, wie das besonders beliebte Popoi aus Brodfrucht, Bananen und Kokosmilch u. and. Ausser Wasser und Kokosmilch tranken sie die Kawa (hier 'Awa), die wie gewöhnlich durch einen Aufguss auf die gekaute Wurzel bereitet wurde, allein nur den Vornehmen gestattet war und sonst noch bei grossen religiösen Festen gebraucht wurde. Die Bereitung geistiger Getränke durch Destillation haben die Europäer eingeführt, und sie haben hier grossen Beifall gefunden und finden ihn trotz aller Maassregeln der Missionare und der Regierung[1]) dagegen noch immer sehr. Sie bereiteten anfangs Branntwein aus den Wurzeln der Cordyline australis, auch aus Zuckerrohr, jetzt aber aus Brodfrucht, Ananas und vor allem aus Orangensaft. Das Salz ersetzt ihnen das Seewasser. Tabak ist sehr beliebt, besonders machen sie sich in Pandanusblätter gewickelte Cigarretten. Ihre Mahlzeiten waren (mit Ausnahme einer gegen Abend) nicht bestimmt; sie assen mit den Fingern und wuschen darauf sorgfältig Hand und Mund. Die Bereitung der Speisen geschah in den bekannten Oefen durch erhitzte Steine; Brodfrucht rösteten sie manchmal auch leicht über offenem Feuer, das sie durch Reiben eines weicheren Stückes Holz durch ein härteres hervorbrachten.

Was die Kleidung der Tahitier betrifft, so bestand sie bei Männern aus dem bekannten Maro, der bei den Gemeinen die einzige Tracht war; Vornehme trugen dazu noch die Tiputa, ein langes Stück Zeug mit einem Loch in der Mitte, den Kopf hindurchzustecken, das hinten und vorn lang herabhing und an den Seiten offen war. Die Haupttracht der Frauen war das Pareu, ein Stück Zeug, das den ganzen Leib bis zu den Beinen herab umgab, und dessen Ende über die Schulter geworfen oder über dem Arme getragen wurde. Dazu hatten sie noch entweder die Tiputa oder häufiger einen losen Mantel oder Schal (ahubuu, ahufara), der oft sehr bunt und glänzend geschmückt war und, über der linken

Schulter befestigt, den rechten Arm frei liess. Europäische Kleider sind jetzt schon seit langer Zeit im Gebrauch, auch verfertigen die Tahitier sie selbst aus baumwollenem Zeuge. Krieger hatten gewöhnlich zum Schutz um den Leib und Kopf Lagen von Zeug gewickelt, und Tänzerinnen oft schöne Kleider, nicht selten von weisser Farbe mit rothen Borten, um den Unterleib, während der Oberleib bloss blieb. Zierrathe brauchten sie mannigfache. Das Haar trugen früher die Kinder und Frauen kurz abgeschnitten, die Männer lang und fliegend oder in Knoten zusammengebunden; die Frauen schmückten es mit Blumen und Blätterkränzen von verschiedenen Formen, salbten es mit wohlriechendem Kokosöl oder bestrichen es mit dem Saft aus dem Stamm des Calophyllum inophyllum, wie die Männer mit dem Gummi des Brodfruchtbaums, um es glänzend zu machen. Endlich trugen beide Geschlechter eine Art Mütze aus Kokosblättern (taupöo, taumata), die durch einen kleinen Strick um den Kopf befestigt wurde, viele Männer die schwarzen Federn des Fregattenvogels darin, Krieger eine Art Turban aus Zeug, mit Papageifedern geschmückt, wie Tänzerinnen ein aus Menschenhaaren geflochtenes Netz. Die Missionare haben jetzt allgemein Strohhüte für Männer und hässliche, haubenartige Mützen für Frauen eingeführt. Von den Männern hatten mehrere Bärte auf der Lippe wie am Kinn, andere schnitten sie mit Muscheln oder Haifischzähnen ab, mit denen sie auch sonst alle Haare am Körper sorgfältig vertilgten. Beide Geschlechter hatten Ohrlöcher, in denen sie Blumen, Perlen und Perlmutterschmuck, auf Menschenhaar gezogen, Samen von Abrus und Korallen trugen, dann Halsbänder aus Blumen, Samen und Blättern, auch aus Muscheln und Armbänder von Muscheln. Für einen besonderen Schmuck galten lange Nägel, welche die Frauen manchmal roth färbten. Allgemein war es, den Körper mit wohlriechendem Kokosöl zu salben, wie sie denn überhaupt Wohlgerüche ausserordentlich liebten. Tättowirt waren die Männer auf dem ganzen Körper bis zu den Zehen, doch im Gesichte wenig, nach geschmackvollen und eleganten Mustern der verschiedensten Art je nach der Laune der Einzelnen, die Frauen viel weniger; die Operation geschah durch ein feingezähntes Instrument von Knochen oder Fischzähnen, das in eine Mischung aus Kokosöl und der zu Kohle gebrannten Frucht der Aleurites triloba getaucht wurde, und auf welches man mit einem konischen Stück Holz schlug. Auch das Aufschlitzen der Vorhaut war bei den

Männern allgemein und wurde an den Knaben von einem Priester vollzogen. Fussbekleidung haben erst die Europäer eingeführt.

Ihre Wohnungen sind überaus einfach, doch frisch, kühl und gut schützend; während sie früher ihrer Reinlichkeit und Ordnung halber oft gepriesen wurden, sind sie jetzt gewöhnlich schmutzig und vernachlässigt. Einzelne besonders der Vornehmsten waren sehr gross, bis 400 Fuss lang; in manchen wohnten mehrere Familien zusammen. Sie bestanden aus dem Holz verschiedener Bäume, vorzugsweise des Brodfruchtbaums, dann der Kasuarinen, Kokospalme, Paritium tiliaceum und Calophyllum. Die Form war fast stets oval oder elliptisch, doch gab es auch solche mit graden Enden; der Dachbalken ruhte auf einer Reihe hoher Pfosten in der Mitte, an den Seiten waren zwei Reihen niedriger Pfosten, auf denen Längenbalken gelegt wurden, und die Dachsparren band man an diese und zugleich an den Dachbalken durch Kokosbaststricke an und legte die an Rohr befestigten Pandanusblätter, welche das Dach bildeten, darauf. Der Raum zwischen den Pfosten blieb des Luftzuges halber häufig offen, in anderen Fällen war er mit Bambusstäben oder Kokosmatten verschlossen. Thüren hatte das Haus gewöhnlich zwei an den Seiten oder den Enden, Fenster fehlten. Das Innere bildete meist ein Zimmer, das aber nicht selten durch niedrige Bambuszäune in Abtheilungen getheilt war, der Boden war aus Erde und mit trocknem Grase und mit Matten bedeckt, ein besonderer Theil für die Schweine eingezäunt, die sich noch jetzt bei Nacht in den Häusern aufhalten. In jeder Wohnung stand ein Fata, ein Stamm mit gabelartig abgeschnittenen Zweigen zum Aufhängen von allerlei Geräthen. Niedliche Zäune von Bambus oder Holz umgaben die Häuser. Ganz ähnlich wie die Wohnhäuser waren die in jedem Districte sich findenden Gebäude errichtet, die zu öffentlichen Vergnügungen dienten. Jetzt bauen sie auch Häuser nach europäischer Art, welche die Missionare eingeführt haben, aus Planken und mit Kalk geweisst; allein der grösste Theil des Volks lebt noch immer in den alten Hütten. Dörfer gab es in früherer Zeit nicht, die Häuser standen zerstreut in den Pflanzungen und unter Fruchtbäumen versteckt; erst die Missionare haben den Anstoss zur Gründung von Dörfern gegeben, die gewöhnlich nichts weniger als regelmässig angelegt sind. Die einzigen Wege waren Fussstege; ordentliche Strassen sind erst das Werk der Missionare gewesen, die auch Brücken von Kokosstämmen, jetzt auch

von Stein eingeführt haben, wie grosse Dämme aus Korallenstein, um bequem daran landen zu können. In den Häusern schliefen sie auf Matten unter besonders dazu bestimmten Mattendecken (ahu taoōto oder Schlafkleid). Bettstellen haben sie jetzt hier und da von den Europäern angenommen.

Von ihren Beschäftigungen ist der Landbau eine der wichtigsten; aber sie wandten bei der grossen Menge der wildwachsenden Fruchtbäume viel weniger Sorge darauf als andere Polynesier. Sie bauten früher besonders den Brodfruchtbaum, was jetzt ganz aufgehört zu haben scheint, eben so andere Fruchtbäume, Bananen und Zuckerrohr; die meiste Mühe machte ihnen noch die Cultur der Wurzeln, (besonders Taro, dann Yams, Pataten, auch Pfeilwurzel), obschon sie auch darin viel mehr hätten leisten können. Nächstdem zogen sie noch den Papiermaulbeerbaum und die Kawapflanze, die Europäer haben endlich den Anbau einiger Pflanzen eingeführt, wie Tabak, Kaffee, Ananas, Orangen, aber es sind hauptsächlich Fremde, die sich damit beschäftigen. Von Hausthieren zogen sie Schweine, Hühner und Hunde. Das einzige Ackerbaugeräth war ein spitzer Stock ('o). Mit viel grösserem Eifer und Geschick betrieben sie dagegen den Fischfang. Sie brauchten dazu Netze von verschiedener Construction, Haken aus Holz, Muscheln oder Knochen mit Leinen, die an Bambus befestigt waren [2]), Speere aus Holz oder Bambus mit mehreren Spitzen, mit denen sie auch Nachts bei Fackellicht fischten, auch verstanden sie es, die Fische durch gewisse Pflanzen, (die Frucht von Barringtonia speciosa, die Blätter von Tephrosia piscatoria, Daphne foetida und Lepidium piscidium), zu betäuben und warfen Zweige ins Wasser, zwischen denen sich kleine Fische verwickelten. Hier und da bauten sie auch Wehre im seichten Wasser (aua i'a), in welche die Fluth die Fische hineinführte, die sie dann mit Handnetzen herausnahmen; innerhalb solcher Wehre bewahrten sie auch Fische und Schildkröten längere Zeit auf. Muscheln und Krebse sammelten sie auf den Riffen, wobei sie eine Art Sandalen aus Rinde trugen. Ihre Boote (wa'a) gaben, wenn sie auch denen anderer Polynesier nachstanden, doch von ihrer Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit Zeugniss. Es gab deren kleinere (tipaihoe oder einzeln landende) aus einem gehölten Stamm mit rundem Kiel, gewöhnlich, wie überhaupt alle Boote, an einem Ende scharf ausgehend, manchmal auch an beiden, und grössere mit scharfem Kiel und aus Brettern zusammengesetzt; die letzten

wurden durch zwei krumme Hölzer zu Doppelbooten (tia'i to'erau, den Westwind erwartende) verbunden, über die eine Platform gelegt wurde, auf der häufig eine offene Hütte stand. Zu diesen Doppelbooten gehörten die durch Grösse und Zierrathen ausgezeichneten Häuptlingsboote und die wa'a matäa ina (Districtsboote), die gewöhnlichen Doppelboote (tipai rua), die besonders zu Transporten dienten, die ihrer Schnelligkeit halber geschätzten Maihi (Zwillinge), die aus zwei kleinen Booten bestanden, die grossen und starken Wa'a motu (Inselboote), die man zu Reisen zwischen den einzelnen Inseln brauchte, dann die Pahi (Kriegsboote), die grössten von allen, die bis über 100 Fuss lang waren und bei Kriegen zu grossen Flotten vereinigt wurden, endlich die Wa'a ti'i (Götterboote), auf denen ein mit Blättern bedecktes Lager angebracht war zur Aufnahme der Götterbilder, welche die Flotte begleiteten [3]. Alle diese grossen Boote sind jetzt ganz ausser Gebrauch gekommen [4]) und durch europäische ersetzt; die Eingeborenen verstehen es, unter Anleitung von Europäern solche Boote und selbst kleine Seeschiffe geschickt zu bauen, und haben überhaupt in der Schiffsbaukunst grössere Fortschritte als in allen übrigen Dingen gemacht. Die grösseren Boote führten Masten mit Segeln von Matten von verschiedener Form, nur die Pahi wurden stets gerudert; alle einfachen Boote hatten Ausleger, zum Ausschöpfen des Wassers diente ein nett geschnitztes Instrument aus Holz (tataä), Flaggen aus Zeug und Federn brauchte man zum Schmuck. Die grösseren Fahrzeuge bewahrte man, wenn sie nicht gebraucht wurden, am Lande unter offenen Schuppen. Aus allem dem ergiebt sich, dass sie für die Schiffahrt Geschick und Talent besitzen; in früheren Zeiten muss das in noch viel höherem Grade der Fall gewesen sein, da sie nach den alten Sagen einst im Stande waren, Fahrten bis nach Rotuma zu unternehmen, das doch 32 Grade im W. von Tahiti liegt [5]).

Nicht geringere Sorgfalt wandten die Tahitier auf die Verfertigung der Zeuge, zu denen das Material die Rinden verschiedener Bäume lieferten, (früher besonders des Papiermaulbeerbaums, in den letzten Zeiten aber des Brodfruchtbaums, dann des Ficus indica, Paritium tiliaceum und des Kokosbastes, aus welchem braune, sehr haltbare Stoffe verfertigt wurden). Die Bereitung war die gewöhnliche. Man trennte die Epidermis von der äusseren Rinde, liess sie im Wasser aufweichen und schlug sie dann mit einem

Hammer von Casuarinenholz, der auf den vier Seiten mit Furchen versehen war (ieie), bis sie die Textur des gewebten Zeuges angenommen hatte. Dann wurde das Zeug mit Pflanzensäften gefärbt, roth mit dem Saft der Frucht des Ficus prolixa, oder auch mit Casuarinenrinde, gelb mit der Wurzel von Morinda citrifolia, den Blättern und der Frucht des Calophyllum, die zugleich dem Zeuge Wohlgeruch verliehen, den Stielen der Thespesia populnea, den Blättern des Amomum obuhi und mit Curcuma, braun mit der Rinde der Aleurites und der Casuarina; zur Herstellung der Muster dienten Farrenblätter, Hibiscusblumen und Stücke Bambus. Um das Zeug gegen das Wasser haltbarer zu machen, wurde es mit einer Art Gummi aus der Rinde der Aleurites oder aus Pfeilwurzel bestrichen. Nicht geringeres Geschick zeigten sie im Flechten der Matten, was stets mit der Hand geschah; sie bestanden aus den Blättern des Pandanus, der Rinde des Paritium, der Urena lobata, Urtica argentea, Kokosblättern, Gras und Rohr je nach dem Grade der Feinheit. Eben so verfertigten sie Stricke und Netze aus ähnlichen Materialien (Urtica argentea, Paritium, Kokosbast, Brodfruchtbaum- und Ficusrinde), indem sie die Fasern der Epidermis durch Reiben zwischen den Händen bloss legten, und flochten Körbe aus Kokos und Pandanusblättern, Bananenrinde u. s. w.

Ausserdem bereiteten sie auch Kokosöl, indem sie das Fleisch der reifen Kokosnüsse zertheilten und in einem Boot der Hitze aussetzten, das durch die Gährung entwickelte Oel abfüllten und den Rest durch eine einfache, hölzerne Presse (ninii) auspressten; das zum Salben bestimmte wurde noch mit wohlriechenden Blumen oder geriebenem Sandelholz gemischt. Handwerke trieben sie auch, allein ausser in der neueren Zeit gab es keine besonderen Handwerker; früher bereitete jeder alles sich selbst. So haben sie jetzt Schmiede und Zimmerleute und verstehen den Bau der Häuser, besonders aber der Schiffe, recht wohl; bei den letzten banden sie früher die Bretter durch starke Kokosfaserstricke an einander und verstopften die Ritzen mit dem Harz des Brodfruchtbaums. Die Versuche der Missionare, Zuckerfabrikation und Baumwolleweben einzuführen, sind misslungen; desto besser haben sie zu ihrem Verderben von zuchtlosen Seeleuten die Destillation des Branntweins, besonders aus Orangesaft, kennen gelernt. Von Geräthen hatten sie Beile von vulkanischem Gestein mit hölzernen Handgriffen, Meissel aus Knochen oder Korallenstein, Sägen aus Haifischzähnen,

Messer aus scharfem Bambus, eine Art Bohrer (fao) aus Knochen; dann besassen sie nett geflochtene Körbe verschiedener Art, Flaschen aus Schaalen von Cucurbita und Bambusrohren, Tassen und Gläser aus Kokosschaalen, eine Art grosser Schüssel (umete) aus hartem Holz, die auf 4 niedrigen Füssen stand und zur Bereitung des popoi diente, auch eine Art grosser Stühle (iri, nohoraä) aus hartem Holz [6]); jetzt verfertigen sie sich alle europäischen Hausgeräthe. Statt Teller dienten die Blätter der Banane und des Paritium, statt Mörser der Papahia, ein runder Block von hartem Holz auf 4 Füssen, auf dem sie Früchte mit dem Penu, einer Art Keule von Stein, zerstiessen; die Stelle des Siebes vertrat ein Netzwerk aus Kokosbast oder den Fasern eines Cyperus. Ausserdem besassen sie Lampen von Kokosschaalen mit baumwollenen Dochten, in denen sie Kokosöl brannten; statt Lichter brauchten sie die auf einen Stock gesteckten öligen Früchte der Aleurites triloba, statt Schirme die breiten Blätter einer Art Arum, deren Stengel sie des beissenden Saftes halber mit Blättern des Paritium umwickelten. Auch hatten sie eine Art Fliegenklappe aus Federn mit geschnitzter Handhabe, rohe Kämme aus Bambus, Fächer aus Blättern des Brodfruchtbaums und Stielen der Tacca pinnatifida, endlich hölzerne Kopfkissen (tuaurua), die aus einem niedrigen, oft kunstvoll geschnitzten Stuhl mit 4 Füssen bestanden.

Das Verständniss der religiösen Gestaltung des tahitischen Heidenthums wird nicht bloss durch seine jetzt erfolgte, gänzliche Vernichtung, auch dadurch erschwert, dass es sich ohne Zweifel bereits in der Zeit, als die Tahitier den Europäern bekannt wurden, in tiefem Verfall befand. Sie hatten viele Götter (atua), die hauptsächlich in zwei Klassen zerfielen [7]), die oberen und allgemein anerkannten und die aus den Seelen gestorbener Vornehmer hervorgegangenen, abgesehen von einer grossen Zahl unbestimmter Gottheiten, die mehr den zahlreichen Mythen angehört zu haben und kein Gegenstand des Cultus gewesen zu sein scheinen. Die Zahl der oberen Götter ist nicht sicher bekannt, nach Ellis soll es in Tahiti nur 3 gegeben haben. Der oberste von allen ist Ta'aroa, der Schöpfer aller Dinge, ausserdem werden genannt Räa, dessen Bedeutung nicht klar ist, Tane [8]), der speciell als Schutzgott von Huahine galt, Teiri, ein Kriegsgott. Als ein ganz besonders hochgeehrter Gott gilt noch Oro, der bedeutendste Kriegsgott der Tahitier, der, obschon in allen Inseln anerkannt, doch aus der Ver-

götterung eines Menschen hervorgegangen und ursprünglich in Raiatea verehrt zu sein scheint; vielleicht verhält es sich mit dem ebenfalls viel verehrten Gotte Hiro, dem Gotte der Diebe, nicht anders. Endlich kannten die Tahitier auch wie andere Polynesier den Maui, dem sie Antheil an der Weltschöpfung zuschrieben, der aber auch bei ihnen mehr eine mythologische Persönlichkeit als ein Gott gewesen zu sein scheint. Die zweite, aus der Erhebung von Vornehmen nach ihrem Tode hervorgegangene Götterklasse, die natürlich sehr zahlreich war, bezeichnete man mit dem Namen Ti'i, auch die Oramatua gehörten zu ihnen[9]). Was das Verhältniss zwischen beiden Klassen betraf, so nahm man an, dass es eine andere Welt gebe, in der die Götter lebten. Es gab darüber zwei sehr abweichende Ansichten, die eine, dass es eine Art Paradies sei (ruhutu noanoa), angefüllt mit allem Schönen und Wünschenswerthen, der Schauplatz aller sinnlichen Vergnügungen, die andere, die ohne Zweifel die ältere und ursprüngliche ist, wonach es die Nacht (po) ist, in der die älteren Götter leben, die desshalb Fanaupo (die Nachtgeborenen) heissen; in diese Nacht gingen die Seelen der Vornehmen nach dem Tode über und wurden hier von den älteren Göttern gefressen, was augenscheinlich auf das Aufgehen derselben in die Personen der ursprünglichen Götter deutet.

Man hatte Bilder der Götter (toö), theils aus Casuarinenholz, einfache Blöcke, die gewöhnlich innerhalb ausgehöhlt waren, oder roh in Menschenform geschnitzt, mit Zeug oder Kokosbast umwickelt und mit rothen Federn geschmückt, theils steinerne, gewöhnlich Stücke von eckigen Basaltsäulen; allein diese Idole galten nicht eigentlich als Darstellungen der Götter, sondern dienten ihnen nur zeitweise zum Aufenthalt und erhielten allein, wenn dies der Fall sein sollte, Verehrung. Auch die Bilder, welche sie so häufig an den grossen Booten als Schmuck anbrachten oder auf den Marae aufstellten, waren derselben Art, wie es schon der ihnen beigelegte Name Ti'i bezeichnet. Nicht bloss in diese Bilder, auch in andere Dinge gingen die Götter zu Zeiten über, was diesen dann Verehrung verschaffte, so in verschiedene Thiere, Vögel, (Reiher, Eisvögel, Tauben, Schwalben, mehrere Seevögel), Hunde und Ratten, Eidechsen und Skolopendern, Fische, (besonders Haifische und Schwertfische), gewisse Muscheln, ferner Bäume (Casuarina, Calophyllum, Thespesia populnea, Cordia sebastena, Ficus indica u. s. w., die man daher gern auf den Marae pflanzte).

12*

Die Tempel der Tahitier, die ursprünglich Begräbnissstätten waren, hiessen Marae; sie waren verschiedener Art, es gab nationale, Districts- und Familienmarae für die ganze Bevölkerung eines Staats, eines Districts oder für die Familie eines Ra'atira, je nachdem der Gott, dem sie geweihet waren, aus einem Könige, einem Districtshäuptling oder einem Ra'atira hervorgegangen war. Der Bau der Marae, deren Trümmer noch jetzt häufig die Bewunderung der Reisenden erregen, war immer derselbe. Es waren viereckige Plätze, an zwei Seiten von hohen Wällen von Stein umschlossen, vorn mit einem niedrigen Zaun; die vierte Seite bildete ein pyramidenartig in Stufen aufsteigender Bau von grossen Steinen, der das Allerheiligste ausmachte, auf ihm standen die Altäre (fata), Tafeln auf künstlich geschnitzten Pfeilern oft von bedeutender Grösse, die man mit den Blättern heiliger Bäume verzierte und auf denen die Priester die Opfer niederlegten, dann kleine Häuser zur Aufbewahrung der Götterbilder, der heilige Fächer, die Fliegen von den Opfern zu verjagen, die Götterboote u. s. w. Am bedeutendsten waren die nationalen Marae (tabutabuatea), die manchmal aus mehreren, zusammen von einer Steinmauer umschlossenen Marae bestanden. Priester (tahu'a) sorgten für den Gottesdienst, aber nur für die nationalen Marae gab es eine besondere Priesterklasse, deren Amt erblich war, und die unter einem Oberpriester (tahu'a rahai) stand, welchen der König ernannt zu haben scheint; es waren natürlich alles Vornehme und der Oberpriester gewöhnlich ein naher Verwandter des Königs. Sie besassen bedeutendes Ansehen und grossen Einfluss, waren die Bewahrer aller Kenntnisse, zugleich Aerzte und besorgten die Tättowirung. Eine ihrer Hauptfunctionen war, von ihrem Gotte inspirirt zu werden, in welchem Fall sie die Befehle der Götter verkündeten. Unter den Priestern stand eine Klasse von Herolden (poro) zur Verkündigung ihrer Anordnungen. In den Districts- und Familienmarae gab es keine besonderen Priester, ihre Stelle vertrat der Districtshäuptling und der Ra'atira.

Der Priester leitete den Gottesdienst (ha'amore), der hauptsächlich aus Gebeten und Opfern bestand. Die Gebete (ubu) wurden nach bestimmten Formularen gehalten; dabei sass oder kniete der Betende auf einem Stein, warf einen Thespesiazweig gegen den Altar, auf dem das Götterbild lag, begann zuerst mit der Anrufung des Gottes (tarotaro), dessen Verbindung mit dem Gebete durch die hochgeschätzten, an dem Götterbilde befestigten, rothen Federn

vermittelt wurde, und sprach dann das Gebet, welches nicht bloss bei religiösen Handlungen, auch bei jedem nur einigermaassen wichtigen Ereigniss des Lebens gehalten wurde. Dabei trug der Priester einen Schmuck aus geflochtenen Kokosblättern (tapaau) um den Arm, wie deren auch hier und da im Marae aufgehängt waren. Die Opfer bestanden in Lebensmitteln, Zeugen u. s. w., auch die Götterboote waren ursprünglich geopfert. Schweine gab man oft lebend und liess sie dann im Marae frei umherlaufen, auch hütete man sich, bei dem Schlachten die Knochen zu zerbrechen und erwürgte sie deshalb häufig; Pflanzenspeisen brachte man gewöhn ich gekocht. Die Zahl der Opfer richtete sich nach dem Zweck, den man dabei im Auge hatte; bei der Erndte und dem Fischfange brachte man Erstlingsopfer. Die bei weitem geschätztesten Opfer aber, die nur auf den nationalen Marae und den höchsten Göttern gebracht werden durften[10]), waren Menschenopfer. Sie traten häufig ein, bei Krankheiten oder dem Tode der Könige, in Kriegen, bei dem Bau eines Tempels, wo jeder Pfosten durch eine Leiche geschlagen wurde, u. s. w.; man nahm dazu gewöhnlich im Kriege Erschlagene, im Nothfall auch Menschen niederen Standes, die man hinterlistig erschlug. Bei der Opferung überreichte der Priester das Auge dem Könige, der es zu Munde führte, eine Sitte, aus der man noch nicht auf das frühere Bestehen der Anthropophagie schliessen darf, wie oft geschehen ist; dann hing man die Leiche in einem Korbe an einen Baum und begrub sie später im Marae. Uebrigens sollen die Menschenopfer, die besonders mit dem Cultus des Gottes Oro verbunden gewesen zu sein scheinen, erst im vorigen Jahrhundert aus den westlichen Inseln in Tahiti eingeführt und früher dem Gotte an der Stelle der Leiche ein Bananenstamm dargeboten worden sein[11]). Religiöse Feste gab es mehrere; man feierte ausser den durch besondere Ereignisse hervorgerufenen deren auch regelmässig wiederkehrende, wie das Paeatua alle Vierteljahr, bei dem die Götterbilder in feierlichem Zuge in das Marae gebracht und neu bekleidet und gesalbt wurden, das jährlich wiederkehrende Maoa raä matahiti (Vollendung der Insel), das nach den Missionaren eine Art Todtenfest und mit Gebeten für die im Jahre Gestorbenen verbunden war und von allen ohne Ausnahme, nicht wie die übrigen religiösen Handlungen nur von den Männern gefeiert wurde. Bei diesen Festen gab es auch heilige Spiele, unter denen das Tea das bedeutendste war, das in Schiessen mit Pfeilen bestand. Augurien und Orakel gab

gab es mehrere, auch verstanden sich die Priester auf die Zauberei, die mit gewissen Ceremonien betrieben wurde, wie auf den Gegenzauber (fa'atere), den der Bezauberte zu seinem Schutz anwendete.

Das Tapu und seine Wirkungen waren von den Tahitiern nach allen Seiten hin anerkannt. Man unterschied das, was heilig (raä, moa) war, dem die Kraft des Tapu beiwohnte, von dem, was gemein (noa) war, dem das Tapu nur aufgelegt werden konnte. Heilig war vor allem, was mit den Göttern zusammenhing, dann alle Vornehme und was ihnen gehörte; was von dem Könige berührt wurde, war dem Gebrauch der Menschen sofort und für immer entzogen, die dem Tapu Unterworfenen gehindert, mit eigenen Händen Speise zu geniessen. Auf alle Dinge konnte von den Vornehmen nach Willkür das Tapu gelegt werden. Bei der Erkrankung oder dem Tode eines Vornehmen oder bei der Niederkunft seiner Frau wurde ein besonderes Tapu (rahui) auf den ganzen Bezirk gelegt, durch Priesterherolde bekannt gemacht und durch Fahnen auf den Fussstegen bezeichnet; niemand durfte dann Feuer anzünden, eine Seefahrt antreten u. s. w. Erst durch bestimmte Ceremonien konnten solche willkürlich aufgelegte Tapu wieder von dem Vornehmen, der sie aufgelegt hatte, entfernt werden. Die Frauen waren durch das Tapu argen Beschränkungen unterworfen. Sie durften mit den Männern nicht zusammen essen, selbst ihre Speisen nicht in demselben Ofen bereiten, viele Nahrungsmittel waren ihnen untersagt, sie durften niemals ein Marae betreten, an keiner gottesdienstlichen Handlung Theil nehmen. Jeder Bruch des Tapu wurde von den Menschen mit dem Tode, von den Göttern durch Krankheit oder andere Unfälle bestraft.

Eigenthümlich war endlich den Tahitiern eine Institution, von der wir Anklänge und Analogien vor Allem bei den Mikronesiern, aber auch bei anderen Polynesiern und sogar bei den Melanesiern finden, ohne dass wir die innere Bedeutung derselben ganz zu verstehen vermöchten, die Areoi. Es war eine Vereinigung von Vornehmen, ohne Rücksicht auf die Staaten, denen sie angehörten, die im höchsten Grade geehrt und geachtet war, allein in der neuesten Zeit, in der wir sie ohne Zweifel nur im Zustande tiefen Verfalls kennen gelernt haben, sich einzig durch ihre wahrhaft grenzenlosen Ausschweifungen, wie durch den unglaublichen Druck hervorthaten, den sie, durch die Kraft des Tapu geschützt, auf die niederen Volksklassen ausübten. Das hohe Alter dieser Institution geht schon

daraus hervor, dass man sie als von einem Sohne des Gottes Oro gestiftet ansah. Die Areoi zerfielen in 7 Klassen, deren Mitglieder sich durch den zunehmenden Grad der Heiligkeit, äusserlich durch besondere Tättowirung unterschieden; ausserdem gehörten zu ihnen noch die Fanaunau, die niederen Standes waren und ihnen als ihre Diener folgten, auch nicht, wie alle Areoii, gehalten waren, die von ihnen erzeugten Kinder bei der Geburt zu tödten. Der Eintritt in die Gesellschaft galt für eine Folge göttlicher Inspiration, die Aufnahme erfolgte bei einem grossen Feste unter mancherlei Ceremonien und war mit der Annahme eines neuen Namens verbunden; ihre Hauptthätigkeit zeigte sich darin, dass sie, in kleinere Gesellschaften (marewa) vereinigt, von Insel zu Insel umherzogen und Feste feierten und Tänze aufführten, wobei sie von den Bewohnern der besuchten Bezirke auf das Freigebigste und Luxuriöseste bewirthet wurden.

Die Begräbnisse waren bei Vornehmen der hohen Achtung wegen, in welcher diese standen, sehr feierlich. Gleich nach dem Tode eines solchen nahm ein Priester das Tahua tu tera vor, die Ursache des Todes zu entdecken, dem eine andere Feierlichkeit, das Taäta fa'atere, folgte, die Nachbleibenden vor den Nachtheilen zu schützen, welche der Todesfall ihnen bringen konnte. Hierauf wurde die Leiche, in weisses Zeug gewickelt, auf einem Boote in das für sie bestimmte Marae gebracht und in diesem eine Art offener Schuppen (tupapau) errichtet, über den ein leichtes Gerüst gestellt wurde, das sich hervorziehen liess; auf dies Gerüst legte man die Leiche, nachdem vorher Eingeweide und Gehirn herausgenommen, die Bauchhöle mit wohlriechendem Zeuge gefüllt, alle Feuchtigkeit mit den Händen möglichst ausgedrückt und der Körper gesalbt war. Damit war noch eine besondere Feierlichkeit verbunden; der Priester liess ein Loch im Tupapau graben und füllte es, nachdem ein Pfahl hineingestellt war, mit Erde, wobei er Gebete an den Gott richtete, der mit der Seele des Todten in engere Verbindung treten sollte; dass damit der Todte bereits als Gott angesehen wurde, erhellt daraus, dass man ihm neben dem Tupapau einen Altar errichtete und Opfer brachte. So blieb die Leiche liegen, bis alles Fleisch verfault war; dann wurde der Schädel davon getrennt und, in weisses Zeug gewickelt, von der Familie aufbewahrt, das Skelett im Marae in sitzender Stellung mit heraufgezogenen Knieen, die Hände unter die Beine gelegt, begraben. Aehnlich geschah es mit Leuten

niederen Standes, nur dass sie natürlich nicht im Marae beigesetzt wurden. Trauerfeierlichkeiten waren besonders das Otohaä, das im Zerfleischen und Verletzen der Haut bestand und namentlich bei dem Tode eines Königs mit der grössten Heftigkeit geübt wurde, das Scheeren des Haupthaares, endlich die Feierlichkeit des Hewa, bei der ein Priester oder ein Verwandter des Gestorbenen in einer höchst eigenthümlichen Kleidung[12]), von anderen begleitet, um das Tupapau umherging und auf alle, denen er begegnete, rücksichtslos losschlug.

Wie die Religion haben wir auch die Verfassung der Tahitier nur in ihrem Verfall kennen gelernt. In uralten Zeiten scheint der Archipel einen einzigen Staat gebildet zu haben, dessen Mittelpunkt die Insel Raiatea war, auf der bei Opoa das berühmteste Marae des Gottes Oro lag, und der Einfluss desselben scheint sich selbst über die Austral- und Herveyinseln ausgedehnt zu haben. Allein im vorigen Jahrhundert war Tahiti ein selbständiger Staat, der die östlichen Inseln des Archipels und einige der westlichen Paumotu umfasste; der Staat von Raiatea war gänzlich zerfallen und in mehrere kleine Staaten (Raiatea, Huahine, Borabora) aufgelöset. Alle Inseln waren in Districte getheilt, deren Zahl gewöhnlich 8 betragen zu haben pflegt; sie zerfielen in Unterabtheilungen (mataina oder mata aina)[13]), die wahrscheinlich der Ra'atira entsprachen, und diese in die Tii, welche die einzelnen Pächtern angewiesenen Ländereien umfasst zu haben scheinen[14]).

Die Bevölkerung theilte sich in zwei Klassen, die Vornehmen, denen das Tapu in verschiedenem Grade zukam, und die Gemeinen. Unter den Vornehmen gab es wieder drei Abtheilungen. An der Spitze des Staats stand das Hui ari'i oder die königliche Familie, deren Haupt der König (Ari'i) war, der mit unbegrenzter Ehrfurcht und Achtung angesehen wurde und nicht bloss für mit übernatürlicher Macht begabt galt, sondern geradezu den Göttern gleichgestellt wurde und wie sie Gebete und Opfer empfing. In der Leitung des Staats besass er das Hau, die absolute Gewalt, die seinen Willen zum Gesetz machte; dabei waren aber gewisse Districte sein persönliches Eigenthum und standen direct unter ihm. Jedermann musste sich in seiner Gegenwart den Oberkörper entblössen, und dasselbe geschah vor dem Hause des Königs, wie eben so vor jedem Marae. Jedes Haus oder Land, das er betrat, war durch den Einfluss des ihm beiwohnenden Tapu für seinen Besitzer verloren;

daher besass er in jedem Districte besondere Häuser, die für heilig galten, und bei Veränderung des Aufenthalts wurde er von einem Manne auf den Schultern getragen. Jedes neu errichtete Marae durfte vor ihm kein Mensch betreten, und wenn er einen andern Namen annahm, wurden alle damit zusammenhängenden Worte in der Sprache geändert. Seine Würde war erblich; nach einer eigenthümlichen Sitte, die aber nicht bloss bei dem Könige, sondern auch bei allen Vornehmen bis zu den Ra'atira herab bestand, legte der König bei der Geburt eines Sohnes die Krone nieder, die auf das Kind überging, in dessen Namen er den Staat verwaltete, es geschah das augenscheinlich, um die Last und Verlegenheiten, welche das Tapu brachte, auf einen Andern zu übertragen. Die wirkliche Regierung übernahm der junge König erst im achtzehnten bis zwanzigsten Jahr, vorher erfolgte eine Art Einsetzung unter grossen Feierlichkeiten, deren wesentlichste die durch die Priester im Marae vorgenommene Bekleidung mit dem Maro ura (dem rothen Gürtel) war, einem Gürtel von feinem, weissem, mit rothen, von den Götterbildern entnommenen Federn durchwebtem Zeuge, dem bei jeder Thronbesteigung ein Stück hinzugefügt wurde, und der den König den Göttern gleichstellte[15]).

Unter dem Könige stand zunächst der hohe Adel, die Ari'i, welche Regenten und Verwalter der einzelnen Districte waren, in denen nicht selten ihre Macht und ihr Einfluss den des Königs übertraf. Ihre Würde darin war erblich, allein eine Anerkennung des Königs nothwendig, der die Absetzung eines solchen Häuptlings freilich nur mit Gewalt und unter Einwilligung der übrigen durchsetzen konnte. In den Districten besassen sie gewisse Ländereien als Eigenthum; alles übrige war im Besitze der Ra'atira, die als Grundeigenthümer ein wichtiges Element in diesem Staatswesen bildeten und im Nothfall einen entscheidenden Einfluss auszuüben vermochten[16]). Die zweite Klasse des Volks, die Gemeinen, zerfiel wieder in zwei Abtheilungen, die Manahune, welche theils Pächter der Grundbesitzer, denen sie Kriegsdienste leisteten und einen Theil des Ertrages ihres Landes als Zins erlegten, theils Fischer, Handwerker u. s. w. waren, und die niedrigsten, die Teuteu, deren Verhältniss zu den Manahune nicht mehr wohl erkennbar ist, zu denen aber meist die Diener der höher stehenden Klassen zu gehören pflegten. Endlich gab es auch Sklaven (titi), die aus Kriegsgefangenen hervorgingen.

Die Ordnung der Verwaltung war begreiflich sehr einfach.

Der König bestimmte nach seinem Gefallen und fand Gehorsam, wenn er Macht und Einfluss besass; Boten (wea), die ein Schmuck aus geflochtenen Kokosblattstielen (niau) kenntlich machte, überbrachten seine Befehle. Oefter fanden Versammlungen der Vornehmen Statt, allein sie waren nicht regelmässig und hingen von dem Willen des Königes ab. Eine ordentliche Gesetzgebung kannte man nicht, obschon für gewisse Vergehen, wie Ungehorsam gegen den König, Diebstahl, Bruch des Tapu u. s. w. bestimmte Strafen feststanden; erst die Missionare haben sie zur Aufstellung ordentlicher Gesetzbücher veranlasst, von denen das von Tahiti 1819 abgefasst und 1824 und 1826 erweitert ist, das von Huahine von 1824, das von Raiatea von 1820, das von Borabora von 1823 stammt. Bei Kriegen stellte jeder District sein Contingent unter Anführung des Districtshäuptlings, es gab jedoch auch eine besondere Klasse von durch Tapferkeit ausgezeichneten Kriegern (aito). Ueber Steuern hatte sich eine gewisse Ordnung gebildet, sie wurdem dem Könige und den Ari'i in Lebensmitteln, Zeugen u. s. w. entrichtet; doch schloss das in einzelnen Fällen ausserordentliche Erpressungen nicht aus. Ein Eigenthumsrecht auf den Grund und Boden bestand für die Vornehmen; auch die Theile des Meeres zwischen der Küste und dem Barrierriff galten als Privateigenthum, die Grenzen bestimmte man durch natürliche Gegenstände, Steine und aufgestellte Bilder der Ti'i.

Kriege waren nicht selten; gewöhnlich waren es innere, seltener wurden sie zwischen den einzelnen Staaten geführt. Vielfache Ceremonien gingen dem Ausbruch eines Krieges vorher[17]); das zweite Opfer (maui fa'atere) galt zugleich für eine Kriegserklärung. Das Heer sammelte sich und unternahm den Kriegszug, in früheren Zeiten überwiegend zur See; die Heere lieferten sich offene Schlachten, Hinterhalte waren selten, am Kampfe nahmen auch Frauen Theil. Der Fall der Feinde wurde mit bestimmten Ceremonien gefeiert, die Leichen möglichst verstümmelt, Kinnbacken und Bart als Trophäe fortgeführt, die Knochen dienten zur Bereitung von Geräthen; eine besondere Sitte war das Atore, man schlug eine Leiche ganz breit und platt, durchbohrte sie in der Mitte und trug sie gleich einer Tiputa während des Kampfes. Bei dem Abschlusse des Friedens erfolgte wieder eine Reihe von religiösen Feierlichkeiten. Die Waffen waren Speere aus Casuarinen- und Kokosholz mit Rochenstachelspitzen, Keulen von Casuarinenholz, längere und kürzere, dann

Schleudern, in deren Gebrauch sie sehr geschickt waren; Bogen und Pfeile dienten nur bei den heiligen Spielen und zum Tödten der Vögel. Jetzt sind alle ihre Waffen längst durch das Feuergewehr verdrängt. Auch Festungen (pari) hatten sie in den Gebirgen an möglichst schwer zugänglichen, noch dazu durch steinerne Wälle verstärkten Punkten.

Die Tahitier lebten in der Polygamie, vor allem die Vornehmen, bei denen aber nur die vornehmste Frau als die Ehefrau, die übrigen fast als ihre Dienerinnen galten. Die Verlobungen geschahen häufig schon früh; bei der Hochzeit bestand die wesentlichste Ceremonie darin, dass der Bräutigam ein Stück Zeug (tapoi) auf die Braut oder Freunde beider auf Beide warfen, ausserdem fand bei Vornehmen noch eine religiöse Feierlichkeit im Marae Statt, bei welcher ein Priester beide Brautleute verband, und im Hause der Braut errichtete man einen kleinen Altar, auf den man die Schädel der Vorfahren legte. Die Frauen standen zwar in den Ansichten des Volks viel tiefer als die Männer, wurden aber weniger hart behandelt, als es bei anderen ähnlichen Völkern Sitte ist; jetzt hat sich ihre gesellschaftliche Stellung noch gebessert, allein leider nicht die sittliche, die jederzeit beklagenswerth war, denn während alle unverheiratheten Frauen volle Freiheit hatten, waren auch bei Verheiratheten beider Geschlechter Beispiele von ehelicher Untreue jederzeit nur zu häufig. Die Ehen wurden auf das Leichtsinnigste getrennt; bei Vornehmen blieb jedoch die geschiedene Frau wenigstens dem Namen nach noch Ehefrau. Bei der Geburt eines Kindes wurden viele Ceremonien verrichtet, von den Vornehmen im Marae. Abortion, begünstigt durch die Zügellosigkeit der Frauen, war nicht selten, Kindermord in wahrhaft schrecklicher Weise geübt[18]); er fand bei den Areoi nach den Ordnungen dieser Gesellschaft ohne Unterschied Statt, auch war er bei allen aus Verbindungen von Personen ungleichen Standes Entsprossenen nothwendig, bei anderen ging er aus Vergnügungssucht und der Furcht vor den Mühen des Aufziehens der Kinder hervor, häufiger mordete man Mädchen als Knaben. Das Morden geschah gewöhnlich gleich nach der Geburt und am gewöhnlichsten dadurch, dass man die Kinder lebendig begrub oder erwürgte; die Thäter waren in der Regel die eigenen Aeltern oder nächsten Verwandten, es gab aber auch Leute, die daraus ein Geschäft machten. Das Kind erhielt gleich nach der Geburt einen Namen, der später oft gewechselt wurde; die Aeltern

liebten übrigens die Kinder zärtlich und erzogen sie durch Lehre und Beispiel. Ihre Lebensart war einfach: die Sorge für Haus und Bootbau, Fischfang und Landbau lag den Männern, die für die Wirthschaft, Zeugbereitung u. s. w. den Frauen ob, allein ein grosser Theil der Zeit wurde von beiden Geschlechtern den über alles geliebten Vergnügungen gewidmet.

Sie waren nicht ohne einige Kenntnisse, die wie die alten Traditionen von den Priestern überliefert wurden. Sie kannten mehrere Sternbilder und richteten sich bei den Seefahrten nach ihnen, hauptsächlich aber nach den Plejaden (matarii); auch unterschieden sie Planeten und Fixsterne und benannten die Himmelsgegenden nach den Namen der Winde[19]). Sie hatten eine Chronologie und theilten das Jahr (matahiti) theils nach dem Stande der Plejaden in zwei Hälften, die Matarii inia, wenn die Plejaden Abends sichtbar waren, und die Matarii iraro, wenn das nicht der Fall war, theils in drei Theile nach dem Wetter, Tetau (November bis Februar), Tetau mitirahi (März bis Juni) und Tetau poai (Juli bis October), ausserdem noch in 12 oder 13 Mondmonate (marama), deren Anfang nicht allenthalben derselbe war, so dass verschiedene Inseln abweichende Rechnung gehabt haben; auch ist es nicht bekannt, welcher der manchmal eingeschobene Schaltmonat war[20]). Die 29[21]) Tage des Monats hatten besondere Namen; den Tag theilten sie in 12 Stunden nach dem Stande der Sonne und der Sterne. Die Erde hielten sie für eine vom Himmel bedeckte Scheibe, an der die Gestirne befestigt seien; unter der Scheibe läge das Po, andere Länder sollten unter ähnlichen Scheiben liegen. Bei der in früheren Zeiten so grossen Ausdehnung ihrer Seefahrten kannten sie eine grössere Zahl von den Inseln des Oceans, als man glauben sollte. Sie waren auch nicht ohne medicinische Kenntnisse; die Priester waren die Aerzte, deren hauptsächlichste Heilmittel in religiösen Anrufungen der Götter bestanden. Aber sie kannten auch die Kräfte einzelner Pflanzen gegen gewisse Leiden und waren in der Chirurgie nicht ohne Geschick, heilten Wunden, Beinbrüche, Geschwüre, verstanden Blasen zu ziehen durch die Wurzel von Plumbago ceilanica und lokale Blutentziehungen, andere Heilmittel waren eine Art Dampfbad und das Rumirumi, ein leises Reiben und Drücken der Glieder mit den Händen. Der Zustand der Kranken war im Ganzen traurig, zumal wenn die Anrufung des Gottes erfolglos geblieben war. Ihre Musik ist einförmig, wenig harmonisch

und melancholisch. Unter den musikalischen Instrumenten ist die Flöte (wiwo), ein Bambusrohr mit einem Loch für die Nase, mit der man sie blies, und 4 anderen für die Finger, jetzt durch eine ähnliche, doch mit dem Munde gespielte Flöte (hoe) verdrängt, dann hatten sie Trommeln (pahu) aus einem ausgehölten, mit Haifischhaut überzogenen Stück Holz, von denen die grösseren mit zwei Stöcken, die kleineren mit der Hand geschlagen wurden, und die ausser bei Tänzen auch zur Begleitung der religiösen Festlichkeiten angewendet wurden, Trompeten, die hauptsächlich bei Heereszügen dienten und aus einer grossen Muschel mit einem Loch an der Spitze bestanden, in das man ein an der Muschel befestigtes Bambusrohr steckte, und das bei Tänzen gebrauchte Ihara, ein am Boden liegendes Bambusrohr, auf dem man mit Stöcken den Takt schlug. Mit dieser Musik begleiteten sie die Tänze (hura, upaupa), und Lieder (pehe, ubu), deren sie verschiedene, besonders lyrische und epische besassen; sie wurden auch oft improvisirt, worin sie sehr geschickt waren. Grosse Vorliebe hatten sie für Tänze, die hauptsächlich in Bewegungen des Körpers bestanden und nicht selten üppig und unzüchtig waren; es tanzten besonders Frauen, Männer seltener und zwar am liebsten nach Sonnenuntergang im Freien und noch öfter in grossen, ausdrücklich dazu bestimmten Häusern. Am höchsten stand der auch bei feierlichen Gelegenheiten aufgeführte Tanz Hewa, der von beiden Geschlechtern, manchmal getrennt getanzt wurde, und mit dem auch oft eine Art dramatischer Vorstellungen durch Pantomimen verbunden war, (z. B. wie Cook es schildert, die Geschichte der Entführung eines Mädchens, der Geburt eines Knaben). Vor allem waren in diesen Vergnügungen die Areoi ausgezeichnet.

Spiele hatte ein so vergnügungssüchtiges Volk in grosser Zahl. Besonders beliebt waren die Ringkämpfe, die von gegenüberstehenden Parteien aufgeführt wurden, und mit denen gewöhnlich auch Wettkämpfe im Boxen, Laufen und Bootfahren verbunden waren, dann Kämpfe im Speerwerfen, mit Schleudern, und ganze Scheingefechte. Männer schlugen Bälle von Zeug mit einem Stock, Frauen mit dem Fusse; die letzten hatten auch ein besonderes, sehr beliebtes Ballspiel (haruraäpuu), in dem sie einem weit geworfenen Ball nachliefen, ihn zu fangen. Jederzeit im Gebrauch waren Hahnenkämpfe, zu denen sie die Hähne förmlich abrichteten; andere Spiele bezogen sich auf das Wasser, wie das Fa'ahee, das Schwim-

men in der Brandung auf einem kleinen Brette. Für Kinder endlich gab es Drachen von Zeug, Schaukeln, Stelzen. Die Art des Grüssens bestand in dem bekannten Nasen (ho'i), das längst durch das Handschütteln verdrängt ist; auch die Weise, Freude über ein Ereigniss durch Anwendung der Trauerceremonie des Otohaä auszudrücken, war den Tahitiern mit anderen Polynesiern gemein. Geehrte Fremde empfing man mit Geschenken und Ueberreichung einiger junger Bananenstämme; Blätter der Banane, der Thespesia populnea und einiger anderer Pflanzen dienten als Friedenszeichen. Häufig kam es vor, dass zwei Männer sich als Freunde (taio) mit einander verbanden, was durch eine Vertauschung der Namen bezeichnet wurde, und zu einem Verhältniss führte, das zu gegenseitiger Unterstützung und zu Geschenken aller Art verpflichtete. Sie pflegten kreuzweis auf Matten zu sitzen und schwere Dinge an Bambusstangen über der Schulter zu tragen; im Erklettern der Palmbäume waren sie sehr geschickt und verbanden dabei die Füsse durch einen kleinen Strick.

Für den Handel zeigten sie jederzeit eine erstaunliche Vorliebe und nicht geringes Geschick. Den ersten Europäern lieferten sie besonders Lebensmittel und Geräthe und nahmen dafür Eisen und eiserne Werkzeuge, nächstdem Glaskorallen und Aehnliches. In neuerer Zeit hat sich der Verkehr mehr entwickelt. Jetzt werden Kokosöl, Pfeilwurzel und die aus den Paumotu eingeführten Handelsartikel ausgeführt; die Einfuhr besteht in Zeugen, eisernen Geräthen, Feuergewehr, Branntwein, Tabak u. s. w. Von Münzen nehmen sie bloss Dollars, keine Gold- und Kupfermünzen. Aber die Entwicklung des Verkehrs ist im Ganzen doch immer nur gering geblieben, und sie stehen anderen Polynesiern darin nach.

Die Sprache der Tahitier, welche in allen Inseln des Archipels dieselbe ist und jetzt ausserdem noch in den Australinseln und den westlichen Paumotu gesprochen wird, ist der rarotonganischen und markesanischen nahe verwandt, unterscheidet sich aber von ihnen darin, dass die Laute k, g und ng durch die schwache Aspiration ersetzt werden, und erhält dadurch den Charakter der Sanftheit und Weichheit, der sie vor allen übrigen polynesischen Sprachen auszeichnet. Eigenthümlich ist die schon erwähnte Sitte des Tepi, die Veränderung der im Namen eines Königes vorkommenden Wörter, die jedoch mit seinem Tode aufhört; auch finden sich Spuren, dass

früher eine besondere ceremonielle Sprache, wie auch in anderen Archipelen, bestand[22]).

Bei der Freundlichkeit und Zutraulichkeit, welche die Tahitier gegen die Europäer an den Tag legten, ist es leicht begreiflich, dass sich schon im vorigen Jahrhundert einzelne derselben unter ihnen niederliessen. Die ersten waren zuchtlose Seeleute, denen jedoch bald 1797 Missionare der Londoner Missionsgesellschaft folgten, um das Volk zum Christenthum zu bekehren. Sie hatten lange Zeit keinen Erfolg; erst als der zu ihnen übergetretene König Pomare ganz Tahiti sich unterwarf, gelang ihnen die Zerstörung des Heidenthums in Tahiti, die Bewohner der westlichen Inseln folgten in Kurzem diesem Beispiel. Damit waren die Bewohner des Archipels in eine neue Bahn der Entwicklung geführt, und obschon der umbildende Einfluss der Europäer geringere Erfolge erzielte, als man hätte glauben sollen, und auch manche Missgriffe, wie z. B. in der Einrichtung der neuen Verfassung geschahen, so konnte man doch Vertrauen zu der ferneren Ausbildung des Volkes haben. Sie ist jedoch durch die Einmischung der katholischen Geistlichen in eine ganz andere Bahn gelenkt worden. Diese, angereizt durch die glänzenden Erfolge ihrer protestantischen Collegen, suchten sich 1836 in ihr Arbeitsfeld einzudrängen und wurden von der streng protestantischen Regierung gewaltsam ausgewiesen; das hatte das Erscheinen französischer Kriegsschiffe zur Folge, deren Capitaine Anfangs eine grosse Entschädigung für die Geistlichen und die Einführung der katholischen Kirche in Tahiti, später sogar die Annahme des französischen Protectorats von der Königin Aimata erzwangen, diese aber zuletzt wegen des Widerstandes des Volks gegen das Protectorat absetzten und Tahiti 1842 zur französischen Provinz machten. Hierüber brach auf der Insel ein Aufstand aus, welcher erst nach zwei Jahren unterdrückt werden konnte, und in welchem das Volk mehr Thatkraft und Energie zeigte, als man ihm zutraute, und da zugleich die Versuche der Franzosen, die westlichen Inseln zu erobern, gänzlich fehlschlugen, in England aber die einflussreiche Missionsgesellschaft das Volk aufregte, so kam es endlich zu einem Vertrage zwischen den Regierungen Frankreichs und Englands, nach welchem das frühere Schutzverhältniss hergestellt wurde, allein die westlichen Inseln von der französischen Herrschaft frei bleiben sollten. Seitdem steht der Staat Tahiti unter französischer Protection, welches Wort natürlich nichts anderes als Herrschaft bedeutet.

Diese Veränderungen sind für die Tahitier von weitgehender Wichtigkeit geworden. Sie mussten zunächst als ein Sieg der katholischen Missionare aufgefasst werden; die protestantischen, denen freie Religionsübung zugesichert war, wurden endlosen Plackereien unterworfen und zuletzt gezwungen, die östlichen Inseln ganz zu verlassen[23]), zugleich wurde die Ordnung eingeführt, dass sich die Gemeinden ihre geistlichen Leiter selbst und zwar allein aus dem Volke wählen sollten. Wenn man unter solchen Umständen einen vollständigen Sieg der katholischen Kirche bestimmt hätte voraussehen müssen, so ist es interessant und zugleich lehrreich, dass gerade das Gegentheil der Fall war; die Einwohner haben bis heute fest zu ihrer Kirche gehalten und sind, so ungenügend die von ihnen gewählten Geistlichen auch sein mögen, doch dem Protestantismus und den englischen Missionaren treu geblieben. Man darf es nicht verkennen, dass die Abneigung gegen die Franzosen, welche sich in den Tahitiern entwickelte und von ihnen über den grössten Theil der Polynesier verbreitete, grossen Antheil daran hat; allein sie erklärt es nicht allein, man muss darin auch einen Beweis erkennen, wie tief eingreifend der Eindruck gewesen ist, den die Lehren der protestantischen Missionare in dem Volke hervorgerufen haben. Nachdem diese Tahiti aufgegeben hatten, sind von einer protestantischen Missionsgesellschaft in Frankreich zu ihrem Ersatz Missionare hergesandt, die jedoch keinen bedeutenden Einfluss gewonnen zu haben scheinen. Die katholischen Missionare endlich haben trotz aller Begünstigung der Regierung nur geringe Erfolge erzielt. Die Thätigkeit der englischen Geistlichen ist bloss auf die westlichen Inseln beschränkt, deren Zustand in Folge anhaltender innerer Unruhen nicht der beste ist; in Tahaä besteht ein Seminar, in dem die zu Lehrern bestimmten Eingeborenen erzogen werden. Für die allgemeine und namentlich die sittliche Entwicklung des Volks sind diese Ereignisse von recht traurigen Folgen gewesen. Die Tahitier haben seitdem keine Fortschritte gemacht und höchstens noch neue Laster von ihren jetzigen Beherrschern angenommen. Für ihre Fortbildung zu sorgen, ist der französischen Regierung niemals in den Sinn gekommen; die Spielerei mit dem tahitischen Parlament will nichts bedeuten und ist überdies längst aufgegeben, und die neu errichteten Schulen finden keinen Eingang, weil sie nur von katholischen Geistlichen geleitet werden und Unterricht in der französischen Sprache fordern.

Den Franzosen aber hat die durch rohe Gewalt herbeigeführte Erwerbung Tahitis weder Ruhm noch Vortheil gebracht. Die Regierung der Colonie, wenn man sie so nennen kann, ist eine ganz militärische, die Verwaltung compendiös und eine Last für das Mutterland, (1863 betrugen die Einkünfte 287385, die Ausgaben ohne die für die der Insel zugewiesene Marine 686670 Fr.); der Handel hat keine erheblichen Fortschritte gemacht; die Einfuhr betrug 1864 1178637, die Ausfuhr 2426312 Fr., 1867 beide zusammen nur 6 Mill. Fr. Dabei nehmen den bedeutendsten Theil der Ausfuhr Producte ein, die erst aus den Paumotu eingeführt werden; das Wesentlichste, was der reiche Boden Tahitis dem Handel liefert, sind Orangen. Ausserdem ist dieser Handel überwiegend in den Händen von Fremden; 1864 hat eine englische Gesellschaft an der Südküste von Tahiti ein grosses Gebiet erworben und chinesische Arbeiter eingeführt, von denen sie Zucker, Kaffee und Baumwolle bauen liess.

VIERTES KAPITEL.

Die Austral- oder Tubuaiinseln.

Im S. der Societätsinseln gegen 100 M. von ihnen zieht sich eine Reihe kleiner Inseln in der Richtung nach OSO., also in einer der der Societätsinseln parallelen von 144 bis 155° W. Lge. hin, welche die Missionare die Austral- (auch Raiwawai) Inseln, die Franzosen die Tubuaiinseln zu nennen pflegen. Der gesammte Inhalt derselben scheint höchstens 3 bis 4 QM. zu betragen. Es sind ihrer sechs, die meisten mehr oder weniger bergig und vulkanischen Ursprungs, eine einzige ist eine Laguneninsel. Im Uebrigen sind sie den Societätsinseln ganz ähnlich. Was von Pflanzen erwähnt wird, findet sich alles auch dort; von den Landthieren giebt es eine Ratte, bei den Einwohnern zahme Schweine, (jetzt sind auch Ziegen in Rapa verwildert), wenige Landvögel, (in Tubuai Papageien), meist gar keine Reptilien, (desto auffallender ist das Vorkommen einer auch in Neuguinea sich findenden Schlangenart[1]) in Rapa). Seethiere sind dagegen überall sehr häufig, Mollusken jedoch von geringerer Verschiedenheit als in den Paumotu. Im Klima weichen sie der südlichen Lage halber, (die östlichen liegen schon in der ge-

mässigten Zone), von den nördlicheren Archipelen ab. Der Passat weht hier besonders in den Monaten October bis April und bedingt gutes, helles Wetter; in den übrigen Monaten dringen die Westwinde der höheren südlichen Breiten öfter bis zu ihnen vor, begleitet von vielem Regen und von Orkanen, und sie führen die vom Mai bis zum October dauernde Regenzeit mit sich. Damit hängt es auch zusammen, dass in den östlichen Inseln der Brodfruchtbaum nicht mehr wächst, die Kokospalme nur schwer gedeiht und in Rapa keine Früchte mehr bringt. Im Uebrigen ist das Klima gesund, gemässigt und sehr gleichförmig; in Rapa beträgt die Mitteltemperatur im Sommer 22, im Winter 18° C.

Die einzelnen Inseln sind:

1. Narurotu scheint in den Herveyinseln [2]) die Insel benannt zu werden, welche 1824 entdeckt und Hull benannt ist, 1845 von dem Capit. Sands den Namen desselben erhalten hat. Es ist eine kleine Lagunengruppe (21° 50′ Br., 154° W. Lge.) von $2^1/_2$ M. Umfang, auf deren Riff 4 bis 5 kleine, bewaldete, unbewohnte Inseln liegen.

2. Rimatara, von Capit. Henry entdeckt (22° 40′ Br., 152° 5′ Lge.), ist eine kleine Insel von $^1/_2$ M. Länge OSO. von Narurotu, die in der Mitte nur 100 M. hoch ist und sich nach den Küsten sanft herabsenkt, der Boden ist fruchtbar und reich. Ein Küstenriff umgiebt sie, ein Ankerplatz fehlt, doch lässt sich bei mässigen Winden an der Ost- und Westküste landen.

3. Rurutu, 1769 von Cook entdeckt [3]) (22° 29′ Br., 151° 24′ Lge.), ist eine kleine Insel O. von Rimatara von 1 M. Länge und 3 M. Umfang. Die Mitte ist ein bergiges Land mit einem Pik von gegen 400 M. Höhe, von dem sich die Berge zu den Küsten herabsenken, von schönen, gut bewässerten Thälern durchschnitten und von üppiger Vegetation bedeckt. In der fruchtbaren Küstenebene, die sie umgiebt, erheben sich ganz isolirt auffallende, steile Felsklippen, die aus erhobenem Madreporenkalk bestehen, während die Berge vulkanische Gesteine haben. Ein Küstenriff umgiebt die Insel, der ein Ankerplatz fehlt; die Landung ist der Riffe halber sehr beschwerlich.

4. Tubuai, von Cook 1777 entdeckt (23° 22′ Br., 149° 36′ Lge.), liegt etwa 25 M. SO. von Rurutu und hat etwas über 1 M. Länge und 3 bis 4 M. Umfang. Das Innere enthält Berge, welche zwei durch einen Isthmus verbundene Bergländer im Nordost- und

im Südwesttheil bilden; um die Berge breitet sich ein breites Küstenland aus, das am Meere höher und trocken ist, während den Raum dahinter bis an die Berge Sümpfe ausfüllen, die zum Bau des Taro benutzt werden. Der Anblick der Insel ist schön und malerisch, allein die Vegetation steht an Mannigfaltigkeit der der Societätsinseln nach, grosse Strecken auf den Bergen sind ganz baumlos. Das Riff, welches sie umgiebt, scheint ein Barrierriff zu sein und trägt an der Ostseite 4 kleine, flache Inseln; an der Nordwestseite führt ein Kanal hindurch in einen Hafen, der nur kleine Schiffe zulässt und dessen Benutzung die zahlreichen Korallenbänke sehr erschweren.

5. Raiwawai, (auf den Karten auch Highisland und Wawitoo), ist 1772 von dem Spanier Boenechea entdeckt[4]) und eine kleine Insel von 3 M. Umfang, etwa 25 M. O. von Tubuai (23° 42′ Br., 147° 52′ Lge.). Das Innere durchschneidet ein steil nach O. und W. abfallender Bergrücken, der die höchsten Berge aller Australinseln enthalten soll, und dessen Gestein vulkanischer Art, namentlich Basalt und Lava ist; die Abhänge sind von zahlreichen, meist angebauten Thälern durchschnitten. Nahe an der Küste liegt noch eine kleine, hohe Felseninsel, die ebenfalls aus vulkanischen Gesteinen besteht. Das die Insel umgebende Riff scheint ein Barrierriff zu sein und trägt an der Ostseite einige kleine Inseln, während es an der Westseite kaum den Meeresspiegel erreicht; an der Nordwestseite führt ein Pass hindurch in einen kleinen, von Korallenbänken angefüllten Hafen, der jedoch wohl geschützt ist.

6. Osbornriff, (auch Nielson- oder Lancasterriff, 27° 2′ Br., 146° 17′ Lge.), 1827 von Capit. Nielson entdeckt und nach seinem Schiffe benannt, ist ein gefährliches Korallenriff von 1½ M. Länge gegen SO. und ¼ M. Breite, das an einigen Stellen fast den Meeresspiegel erreicht und durch einen tieferen Pass in zwei Theile getheilt wird.

7. Rapa (oder Rapa iti, Kleinrapa), die am besten bekannte von allen diesen Inseln[5]), ist 1791 von Vancouver entdeckt, der als den Namen der Einwohner Oparo gehört zu haben glaubte, und liegt im SO. von Raiwawai (in 27° 36′ Br., 144° 17′ Lge.); sie hat 1½ M. Länge gegen S. und 4½ M. im Umfang. Vor allen anderen Australinseln zeichnet sie die pittoreske Form der Berge aus, welche die ganze Insel so anfüllen, dass nur sehr wenig ebenes Land übrig bleibt, und durch ihre steilen, Thürmen und alten Schlössern ähnlichen Gipfel so

charakteristisch sind; der höchste von allen, der Perahu, hat 622 M. Höhe, einer der kenntlichsten ist der Kaikura an der Nordküste, der einem den Arm erhebenden Manne gleicht. Diese Berge sind von vulkanischer Bildung, wenn auch Caillet's Ansicht, der sie für den gezähnten Rand eines alten Kraters hielt, schwerlich richtig ist; aber es findet sich auf der Insel auch Lignit, der den Einwohnern zum Kochen dient, und erhobener Korallenkalkstein, der für die Entstehung der Insel durch submarine vulkanische Ausbrüche spricht. In den Thälern, die grösstentheils tiefe Schluchten bilden, und von denen das nach N. sich öffnende Thal Tubuai das bedeutendste ist, scheint der Boden fruchtbar zu sein, weniger auf den Bergabhängen; die Vegetation steht der der Societätsinseln sehr nach, grosse Bäume finden sich nur im Nordtheil, sonst sind die Berge mit kleinen Bäumen, Gesträuchen und Farren, an manchen Stellen bloss mit hohem Grase bedeckt. Die Küsten werden von schmalen Küstenriffen eingefasst, ausserhalb welcher keine Gefahr ist, dabei sind sie vielfach durch Baien und Buchten eingeschnitten; an der Ostseite liegt der Hafen Ahurai, ein tief nach W. in das Land dringendes Becken, in welches ein enger, gewundener Kanal zwischen den den Eingang sperrenden Riffen führt, das aber vorzüglichen Schutz und hauptsächlich nur den Nachtheil hat, dass der Passat den Segelschiffen das Auslaufen erschwert. Einige kleine Inseln liegen an der Südseite von Rapa.

8. Morotiri, eine Entdeckung des Engländer Bass, (daher Bassrocks auf den Karten[6])) ist eine Gruppe von Felsen $11\frac{1}{2}$ M. im O. von Rapa (27° 56′ Br., 143° 28′ Lge.), die sehr steil, nackt und meist ohne Vegetation sind und von tiefem Wasser umgeben werden. Es sind drei grössere, der höchste (105 M.) im SO., von dem die anderen im W. und NO. liegen, ausserdem noch 4 kleine, niedrige im NW. von den höheren[7]).

Die Bewohner dieser Inseln gleichen in jeder Hinsicht den Tahitiern und Rarotonganern. Ihre Sprache ist jetzt allerdings überwiegend die tahitische; dann aber sprechen sie noch in Rapa eine besondere Sprache, die nach dem davon Bekanntgewordenen die Sprache von Rarotonga ist, und da auch in den übrigen Inseln sich Spuren einer andern Sprache finden, so wird man nicht irren, wenn man sie alle für Rarotonganer hält, die nur durch die lange politische Verbindung mit den Societätsinseln und wahrscheinlich auch durch Einwanderung von Tahitiern sich allmählich an die tahi-

tische Sprache und Lebensweise gewöhnt haben. Ihre Zahl hat in der neueren Zeit namentlich durch epidemische Krankheiten sehr abgenommen; in Rimatara leben jetzt höchstens 250, in Rurutu vielleicht 600, Tubuai und Raiwawai hatten 1864 nur 550, Rapa 1864 gar nur 128 Einwohner, die Gesammtzahl wird höchstens 1500 bis 1600 betragen. In ihrem Charakter gleichen sie ganz den übrigen Polynesiern und sind freundlich, sanft und mild, dabei durch Fleiss und Betriebsamkeit ausgezeichnet, namentlich übertreffen die Einwohner von Rurutu darin fast alle Polynesier. Sie sind ein schöner Menschenschlag, schlank und wohlgebaut und von männlichem Aussehen mit langem, schwarzem Haar und angenehmen Zügen. Ihre Hauptnahrung besteht aus Bananen und Wurzeln, die Lieblingsspeise ist der Tioö, den sie aus Taro bereiten, indem sie ihn wie die Tahitier die Brodfrucht in Gruben in der Erde gähren lassen; die animale Nahrung besteht fast nur aus Fischen. In den westlichen Inseln haben sie die tahitische Tracht, den Maro und ein leichtes Stück Zeug über die Schultern, in Rapa ersetzt den Maro ein Gürtel aus gelben Cordylineblättern. Das Haar lassen sie herabhängen oder binden es auf dem Scheitel auf, in Rapa schneiden sie es kurz ab, darüber tragen sie eine Art Turban aus Zeug und Krieger äusserst zierliche, Mützen gleichende Helme (poeho), die mit grünen und rothen Federn geschmückt sind. Ausserdem haben sie Halsbänder von Pandanusnüssen und lang gezogene Ohrlöcher, in welche sie Rohr u. s. w. stecken; die Tättowirung findet sich in den westlichen Inseln, obschon nicht so zierlich als sonst, in Raiwawai und Rapa ist sie auffallender Weise unbekannt. Ihre Wohnungen waren niedrige Hütten, die oft kaum hinreichenden Schutz gewährten, erst seit der Bekehrung bauen sie bessere Häuser, in allen Inseln sind sie zu kleinen, unter Bäumen liegenden Dörfern vereinigt.

Auf den Landbau wenden sie allenthalben grosse Sorge und viel mehr Fleiss als die Tahitier. Sie bauen besonders Bananen, hauptsächlich aber Taro an feuchten Stellen in von niedrigen Erddämmen umschlossenen Feldern; in den beiden westlichsten Inseln ziehen sie jetzt auch Baumwolle. Fischfang treiben sie allenthalben und hatten früher (in Rapa) grosse Fischteiche, die Fische darin zu bewahren. Ihre Boote gleichen den tahitischen, und sind die kleinen aus ausgehölten Stämmen, die grösseren aus wie gewöhnlich zusammengenähten Brettern, die Enden bald eines, bald beide hoch und mit geschmackvollem Schnitzwerk verziert; sie besitzen auch Doppelboote.

Vor allem ausgezeichnet sind ihre Zeuge, besonders die, welche die Einwohner von Rurutu aus Rinde machen und mit einem Pflanzengummi firnissen, sie sind auf der einen Seite roth, auf der andern schwarz und übertreffen die tahitischen Zeuge weit. Ebenso vorzüglich sind ihre Schnitzarbeiten, die an Sorgfalt und Geschmack den meisten ähnlichen Arbeiten der Polynesier überlegen sind. In den beiden westlichsten Inseln haben sie es jetzt sogar gelernt, kleine Schiffe nach europäischen Mustern, in Rapa Walfischboote zu bauen; in Rurutu ist die Zuckerbereitung, in Rapa die Bereitung eines Branntweins aus den Wurzeln der Cordyline eingeführt. Ihre Geräthe gleichen denen der Tahitier; sie haben steinerne Beile, den Mörser mit dem Penu wie in Tahiti, Lichter aus den Nüssen der Aleurites.

Ihre Religion war ganz die der Tahitier und Rarotonganer. Sie verehrten als Götter Taäroa, Ro'o und Oro, nächstdem Familiengötter. Bilder der Götter gab es viele aus geschnitzten Holzstücken; dahin gehören auch die in Raiwawai bemerkten steinernen Bildsäulen (Ti'i), die ganz den bekannten Bildern von Rapanui gleichen, nur kleiner und gut gearbeitet, doch mit monströsen Ohrlöchern versehen sind[8]). Auch Marae hatten sie, wie die Tahitier. In Rapa bemerkte schon Vancouver auf den Bergspitzen Werke, die er für Festungsbauten hielt, diese Ansicht über sie ist auch jetzt die allgemeine[9]); es sind viereckige Bauten, aus gut gearbeiteten und polirten, oft sehr grossen Steinen errichtet, zwischen denen sich Knochen gefunden haben; nach dieser Schilderung sollte man sie viel eher für Marae als für Festungen halten. Es gab Priester, die von den Göttern inspirirt wurden und die Opfer brachten; man opferte auch die Leichen der im Kampf Erschlagenen dem Gotte Oro. Das Tapu mit allen seinen Beschränkungen auch für die Frauen bestand in voller Kraft.

Auch die alte Verfassung dieser Menschen zeigt keine Verschiedenheit von der tahitischen. Es gab in den einzelnen Inseln Könige, unter denen Häuptlinge als Verwalter der Districte und (in Rapa) noch Ra'atira standen. Kriege waren früher nicht selten, die Waffen (Speere, Keulen, Schleudern) aus Casuarinenholz, viel zierlicher und schöner als die der Tahitier, kunstvoll mit Schnitzwerk geschmückt. Die Frauen hatten ein schlimmeres Loos als bei anderen Polynesiern, die meiste Arbeit ruhte auf ihnen, selbst der Landbau; sie durften nicht mit den Männern zusammen essen, gewisse Speisen

(z. B. Schweine- und Schildkrötenfleisch) waren ihnen untersagt. Die Männer beschäftigen sich besonders mit dem Fischfange, Haus- und Bootbau. Kindermord wurde nicht geübt; auch in sittlicher Beziehung stehen sie grösstentheils viel höher als die Tahitier, die Ehefrauen sind keusch und werden von den Männern eifersüchtig bewacht. Von musikalischen Instrumenten wird eine der tahitischen ähnliche Trommel erwähnt. Handel trieben sie jederzeit eifrig; jetzt ist der Verkehr in den Händen der Kaufleute von Tahiti, welche die Producte der Inseln in kleinen Schiffen nach Papeëte führen, Rimatara und Rurutu liefern jährlich an 40 Tonnen Baumwolle, 6 Tonnen Kokosöl ausser Lebensmitteln.

Mit den Europäern haben die Bewohner der Australinseln geringe Verbindungen gehabt, selten haben sich einige derselben unter ihnen niedergelassen. Das Christenthum ist ihnen schon früh durch die tahitischen Missionare zugeführt worden, zuerst 1821 in Rurutu, Rimatara und Raiwawai, 1822 in Tubuai, 1825 in Rapa; seine Einführung ist allenthalben ohne Schwierigkeit erfolgt, und obschon die Gemeinden nur von eingeborenen Lehrern geleitet sind und niemals ein europäischer Missionar sich unter ihnen niedergelassen hat, so sind sie doch stets der protestantischen Religion ergeben geblieben und gelten für eifrig und fromm. Schon in alten Zeiten standen sie mit den Staaten der Societätsinseln in politischer Verbindung, die Bewohner der zwei westlichen Inseln mit Raiatea, wie die der drei östlichen die Herrschaft von Tahiti anerkannten; die Folge davon war, dass nach der Besitznahme Tahitis die Franzosen Tubuai und Raiwawai als Theile des Staates Tahiti in Besitz nahmen, und als später eine englische Dampfschifffahrtsgesellschaft den Entschluss fasste, den Hafen Ahurai in Rapa zu einer Kohlenstation für die Fahrten von Panama nach Neuseeland zu benutzen, reizte dies 1867 die Franzosen an, die Bewohner Rapas zur Anerkennung der französischen Herrschaft zu bewegen.

SECHSTER ABSCHNITT.

Der Archipel der Paumotu.

ERSTES KAPITEL.

Die Paumotu.

Der grosse Archipel, der im O. der Societätsinseln beginnt, führt in Tahiti, (wenigstens die westlichen Inseln desselben), den Namen der Paumotu, dessen Bedeutung nicht bekannt ist[1]); die Eingeborenen selbst haben für sie keinen allgemeinen Namen. Europäische Seefahrer haben einzelnen Theilen desselben Namen beigelegt, die überaus bezeichnend sind; so nannte sie Bougainville den gefährlichen Archipel, Fleurieu nach dem Vorgange von le Maire und Schouten das böse Meer, Krusenstern die niedrigen Inseln; die Händler bezeichnen sie oft nach einem ihrer wichtigsten Producte mit dem Namen der Perleninseln. Sie erstrecken sich über 24 Längen- und 11 Breitengrade; allein die 7 östlichsten Inseln unterscheiden sich zum Theil durch ihre abweichende Bildung wie durch ihre Bevölkerung ganz von den übrigen, weshalb es zweckmässiger ist, sie gesondert zu betrachten und die übrigen als die eigentlichen Paumotu zusammenzufassen, wonach sie sich denn von 14° 5′ bis 23° 12′ Br. und von 135° 33′ bis 148° 45′ Länge ausdehnen. Die nördlichste Insel ist Tetopoto, die südlichste Morane, die westlichste Matahiwa, die östlichste Marutea. Sie liegen in Reihen, die sich übereinstimmend in derselben Richtung wie die Societätsinseln nach OSO. ausdehnen; die Zahl der Inseln beträgt, so weit sie uns bekannt ist, 78. Schon im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts sind sie von den Europäern entdeckt, später von verschiedenen Seefahrern einzeln aufgefunden; Expeditionen zur Erforschung grösserer Theile des Archipels haben bis jetzt nur drei stattgefunden, die von Bellingshausen 1819, Beechey 1825 und 1826, und Wilkes 1839 und 1840[2]), und die Berichte dieser Reisenden werden durch die Mittheilungen Moerenhouts, des Verfassers der Rovings in the Pacific, und durch die Untersuchungen französischer Seeofficiere vervollständigt[3]).

Die zahlreichen Inseln dieses Archipels sind alle von derselben Bildung, flache Korallen- und fast ohne Ausnahme Laguneninseln, wenn sie auch im Einzelnen sehr verschieden sind, in der Grösse wie in der Beschaffenheit der Riffe und der Lagunen bis zu solchen herab, deren Riffe von zusammenhängenden Landstreifen umgeben, ja in denen die Lagunen bereits verschwunden sind; eine einzige ist eine erhobene Koralleninsel. Der dürre, unfruchtbare und wasserarme Korallenboden trägt eine einförmige, sehr dürftige Vegetation; in dieser Beziehung stehen sie den ähnlich gebildeten Inseln Mikronesiens noch nach. Chamisso fand in Tikei nur 19 Pflanzenarten, darunter eine Kryptogame, Pickering zusammen 29 und Hinds, Beechys Begleiter, im Ganzen nur 47 aus 40 Geschlechtern und 27 Familien; sie gehören übrigens fast ohne Ausnahme der Strandvegetation Tahitis an, und die wichtigsten Gewächse sind die Kokospalmen, von der die Bewohnbarkeit dieser Inseln abhängt, und der Pandanus. Nur in den westlichen Inseln sind von Tahiti aus einige Kulturpflanzen, (Brodfrucht, Bananen, Arum, Ananas, vielleicht auch des Schiffbaues halber Calophyllum), eingeführt worden. Eine gleiche Aehnlichkeit zeigt die Fauna in den Landthieren; man findet eine Ratte, einige Landvögel, darunter einen Papagei (Domicella taitana), eine Taube (Ptilinopus coralensis), eine Drosselart, einige Eidechsen, sehr wenige Insecten (einige Schmetterlinge und auf bewohnten Inseln die Hausfliege in grossen Schwärmen). Im Gegensatz dazu sind die Seethiere eben so häufig als verschiedenartig, Delphine, Seevögel aller Art, Seeschlangen und Schildkröten, in grösster Fülle aber Fische (in mehreren Lagunen giftige), Mollusken (darunter die für den Verkehr bemerkenswerthe Perlenmuschel), Crustaceen, Holothurien und Zoophyten.

Die klimatischen Verhältnisse dieser Inseln zeigen manches Eigenthümliche. Die Hitze ist nicht so stark, als man glauben sollte, die Meeresfläche scheint überall eine Temperatur von 20 bis 22° C. zu besitzen, und das Klima gilt für gesund und erfrischend. Der Wechsel der Jahreszeiten ist nicht mehr so regelmässig als in anderen Archipelen. Ueberwiegend herrscht der Passatwind, der von SO. bis ONO. weht, besonders in den Monaten April bis October, aber er wird häufig von Stillen und Westwinden unterbrochen, und das Wetter ist nicht immer schön, vielmehr Regengüsse und Nebel nicht ungewöhnlich. Vom November bis März sind westliche Winde, besonders aus NW., vorherrschend, von heftigem

Regen und verheerenden Stürmen begleitet. Die südlichsten Inseln werden zu Zeiten auch von den Südwestwinden der höheren Breiten berührt, und eine andere Folge derselben ist auch die in den meisten Inseln bemerkbare, starke südwestliche Meeresschwelle, welche die Westküsten der Inseln für die Schiffahrt so gefährlich macht. Durch alle diese Eigenthümlichkeiten werden die schon durch die Unregelmässigkeit der Strömungen, die zwar gewöhnlich von O. kommen, nicht selten aber von südlichen und östlichen unterbrochen werden, den Mangel an Ankergrund ausserhalb der Lagunenriffe und die Flachheit der Inseln bewirkten Gefahren der Beschiffung dieses Meeres noch sehr vermehrt; die Franzosen pflegten daher früher, bevor sie den jetzt gebräuchlichen Schiffsweg durch den nordwestlichen Theil des Archipels feststellten, auf den Fahrten von Tahiti nach den Markesas den Archipel auf der Süd- und Ostseite zu umfahren.

Man kann ihn, da seine nördlichen und südlichen Inseln durch breitere Meeresstrecken von den verhältnissmässig näher an einander liegenden centralen Inseln getrennt werden, in 3 Theile, die nördlichen, die centralen und die südlichen Inseln, theilen. Der ersten sind 8, der zweiten 54, der dritten 16.

A. Die nördlichen Inseln. 1. und 2. Die Waterlandinseln. Diese Inseln benannten die Entdecker le Maire und Schouten 1616, weil sie hier frisches Wasser fanden; 1797 entdeckte sie Wilson wieder. Die westliche Insel, Oahe (Ahii oder Peacock bei Wilkes, 14° 35′ Br., 146° 27′ Lge.), ist 4 M. nach NO. lang und $2\frac{1}{2}$ M. breit; das Riff hat viele kleine bewaldete Inseln mit wenig Kokos, und in die Lagune führt an der Westnordwestseite ein Pass für kleine Schiffe. Die zweite Insel, Manihi (Manhii bei Wilkes, auch Wilson Isl.), 2 M. O. von Oahe ist $3\frac{1}{2}$ M. lang und $1\frac{1}{2}$ M. breit, von dreieckiger Form, sonst Oahe ganz ähnlich; durch das Riff führen zwei Pässe in die Lagune an der Südwestseite und am Südostende.

3. und 4. Die Inseln Taka benannten le Maire und Schouten 1616, die sie für eine hielten, Sondergrond, 1722 sah sie Roggeveen, der hier eines seiner Schiffe verlor, 1765 gab ihnen Byron den Namen King George. Die westliche Insel, Takapoto (Kleintaka, tahitisch Ta'apoto, Roggeveen's Schadelijk Eyl. und Dageraad 1722[4a]), Cook's Oura 1774, Kotzebue's Spiridoff 1816, in 14° 39′ Br.,. 145° 5′ Lge.), 13 M. O. von Manihi ist 3 M. nach NO. lang und 1 M.

breit; das Riff ist an der Ostseite bloss, an den anderen trägt es kleine Inseln mit Gebüschen und Palmen, die Lagune hat einige felsige Inselchen, allein keinen Zugang. Die andere Insel, Takaroa (Grosstaka, tahitisch Ta'aroa, Cook's Tiukea 1774, Turnbull's Lagoon 1803), 1½ M. NO. von Takapoto hat 4 M. Länge nach OSO. und 8 M. Umfang; das Riff ist an der Südostseite bloss, sonst trägt es kleine Inseln mit Bäumen und Palmen, in die Lagune führt bei einem Dorfe der Einwohner an der Südseite ein Pass für kleine Schiffe.

5. Tikei, von Roggeveen 1722 entdeckt und Bedrieglijke Eyl. benannt, (Kotzebue's Romanzoff 1816, Henuake bei Wilkes, 14° 57' Br., 144° 35' Lge.), liegt im SO. von Takapoto und ist kaum 1 M. lang und mit schöner Vegetation bedeckt, unter der auch Palmen sind. Eine Lagune fehlt ihr, doch wird ihre Stelle noch durch eine Niederung in der Mitte angezeigt, in die das Meer bei hohem Wasser einzudringen scheint.

6. und 7. Die Disappointmentinseln, 1765 von Byron entdeckt und benannt, sind zwei Inseln, von denen die westliche, Tetopoto (oder Tepoto, bei Wilkes Otuho, bei Couthouy Tua) nur etwas über 1 M. Umfang hat und schön bewaldet ist[4b]); die zweite, Napuka (oder Waitaki, bei Wilkes Waituhi, bei Couthouy Aitoho, in 14° 10' Br., 141° 18' Lge.), liegt 3 M. im O. davon und hat etwas über 1 M. Länge nach SO.; auf dem Riffe liegen kleine, gut bewaldete Inseln, die grösste und bewohnteste im Südosttheil, die Lagune hat grosse Tiefe, aber keinen Zugang.

8. Pukapuka, wahrscheinlich die Insel, welche Magalhaens 1521 im Januar erblickte und S. Pablo benannte[5]), also das erste von Europäern im Ocean gesehene Land, später 1616 von le Maire und Schouten mit dem Namen der Hundeinsel belegt, im OSO. von Napuka (in 14° 56' Br., 138° 48 Lge.), ist eine kleine Insel, kaum 1 M. lang und halb so breit, voller Bäume, doch ohne Palmen. In der Mitte hat sie eine kleine Lagune, in welche von O. und W. schmale und trockene Strassen führen, die das Meerwasser nicht mehr erreicht.

B. Die centralen Inseln. 1. Makatea (tahitisch Ma'atea), 1722 von Roggeveen entdeckt und Eyland van verquikking benannt, etwa 30 M. NNO. von C. Venus (15° 50' Br., 148° 13' Lge.), ist eine kleine Insel von 1 M. Länge und ½ M. Breite, die in ihrem Bau von den übrigen Inseln sehr abweicht. An der Nordseite bildet die

Küste eine Art offener Bai, hinter der sich eine fruchtbare, 80 Met. breite Ebene, in der das Dorf der Bewohner liegt, sanft bis an die Klippenwände erhebt, welche die Insel rings umgeben und am Grunde grosse Stalaktitenhölen enthalten. Diese Wände reichen an den anderen Seiten bis an den Strand, von dem sie nur hier und da durch schmale Küstenebenen getrennt sind, vor denen sich kleine Küstenriffe hinziehen; ihre Senkung ist sehr steil, fast senkrecht, nur an der Südseite allmählicher, das Gestein der gewöhnliche Madreporenkalkstein, der offenbar erhoben ist und zwar, wie es scheint, zu zwei verschiedenen Malen, wie aus einem Streifen in der Mitte mit tiefen Hölen hervorgeht, die von der Brandung des Meeres gebildet sind. Der Boden der oberen gegen 40 Met. hohen Ebene ist dicht bewaldet und mit Korallenblöcken bedeckt, er senkt sich sanft nach dem Innern, was die alte Lagune anzeigt; an der Nordwestseite führt eine schmale Schlucht steil hinauf, offenbar ein rüherer Kanal des alten Lagunenriffes. Ein Ankerplatz fehlt, die Landung ist sehr beschwerlich.

2. Matahiwa, von Bellingshausen 1819 entdeckt und Lasareff benannt, die westlichste aller Paumotu (in 14° 56′ Br., 148° 45′ Lge.), ist nach W. nur 1½ M. lang und eine Laguneninsel, deren Riff an der Ostseite bloss ist, sonst viele kleine bewaldete Inseln mit Palmen trägt; in die Lagune führt an der Westseite ein Bootkanal.

3. Tikahau, von Kotzebue 1816 gefunden und Krusenstern benannt (in 15° Br., 148° 14′ Lge.), 8 M. O. von Matahiwa, ist von runder Form und einem Durchmesser von 3 M. Das Riff hat viele kleine, schön bewaldete Inseln mit Palmen; die fischreiche Lagune, in deren Mitte eine bewaldete Insel liegt, soll unzugänglich sein[6]).

4. Rangiroa, (tahitisch Ra'iroa[7])), zuerst von le Maire und Schouten 1616 entdeckt, die ihr den Namen Vlieghen Eyl. gaben (Roggeveen's Goede verwachting 1722, Byron's Prince of Wales 1765, Buyer's Dean 1803), deren Westende 3 M. von Tikahau (in 15° 5′ Br., 147° 59′ Lge.) liegt, ist die grösste aller Paumotu, an 13 M. nach SO. lang und 5 M. breit. An der ganzen Südseite ist das Riff entblösst, allein in einer Breite von 200 Fuss 6 bis 8 F. hoch über den Meeresspiegel erhoben; der obere, mit Korallensand und Felsen bedeckte Rand trägt nur hier und da eine kleine, bewaldete Insel. Dagegen ist es an der Nordseite ganz mit manchmal längeren Inseln bedeckt, die aber wenig ergiebig und ganz ohne Trinkwasser

sind. Die Lagune ist sehr gross und hat viele Korallenbänke und einige bewaldete Felseninselchen; an der Nordseite führen drei Kanäle in sie hinein, von denen der westliche im Nordwesttheile nur für Boote tauglich ist, der mittlere wird durch eine kleine Insel in zwei Pässe getheilt, von denen der westliche bei dem Dorfe Atimaro grössere, der östliche nur kleine Schiffe zulässt, der östlichste, 2 M. weiter, übertrifft den vorigen noch an Breite und Sicherheit.

5. bis 8. Die Palliserinseln. Diesen Namen hat Cook 1774 den 4 im O. von Rangiroa liegenden Inselgruppen gegeben, die vorher schon Roggeveen 1722 entdeckt hatte. Die westlichste, Arutua (Roggeveen's Meerderzorg, Kotzebue's Rurik 1816, in 15° 15' Br., 146° 51' Lge.), ist nach NO. 5 M. lang und hat auf dem Riffe an der Süd- und Südostseite schmale Inseln, deren grösste $^1/_2$ M. lang ist, während die Südwestseite bloss ist, und auf der Ost- und Nordseite einige Inseln zerstreut liegen, die gut bewaldet sind, allein nicht viel Palmen tragen. Die Lagune ist an der Nordostseite durch einen Pass für kleine Schiffe zugänglich. Die zweite Insel, Apataki (tahitisch Apata'i, Roggeveen's Avondstond, Krusenstern's Hagemeister), $4^1/_2$ M. O. von Arutua, ist 4 M. nach NO. lang und 2 M. breit und hat auf dem Riff viele kleine, zerstreute Inseln; die Lagune bildet einen brauchbaren Hafen, in den an der Westseite 3 Kanäle führen, von denen der westlichste Schiffen jeder Grösse einzulaufen gestattet. Die dritte Insel, Kaukura (tahitisch 'Au'ura), S. von Arutua, ist von ovaler Form, 6 M. nach WSW. lang und $2^1/_2$ M. breit und hat auf dem Riff, das nur an der Ost- und Südwestseite bloss ist, viele kleine, gut bewaldete Inseln mit Palmen; in die Lagune führen zwei Bootkanäle an der Nordost- und Westnordwestseite. Toau, die vierte Insel (Elizabeth der Karten, 15° 50' Br., 145° 48' Lge.), 8 M. O. von Kaukura, ist nach SO. 6 M. lang und $2^1/_2$ M. breit; das Riff ist an der Südseite bloss und hat an den anderen viele kleine Inseln, in die Lagune führen zwei breite Pässe an der Ost- und Nordwestseite, von denen der letzte selbst grosse Schiffe zulässt.

9. Niau, von Bellingshausen 1819 Greig benannt (16° 11' Br., 146° 22' Lge.), SW. von Toau ist rund und von etwa 1 M. im Durchmesser. Das Riff hat zerstreute Inseln mit vielen Palmen, die Lagune ist nicht tief, aber sehr fischreich und an der Westseite durch einen kleinen Bootkanal zugänglich.

10. Fakarawa (tahitisch Fa'arawa), von Bellingshausen 1819

mit dem Namen Wittgenstein belegt (16° 4' Br., 145° 39' Lge.), eine der bedeutendsten Inseln des Archipels, liegt 8 M. O. von Niau und ist 8 M. nach SO. lang und 3 M. breit. Das Riff ist an der Westseite bloss, an den anderen hat es viele kleine, gut bewaldete Inseln mit Kokos. Einen Hauptvorzug verleiht ihr der Hafen, der wohl der beste des ganzen Archipels ist und im Nordtheil der tiefen und weniger als andere durch Korallenbänke gefährdeten Lagune liegt, in welche zwei breite und tiefe Kanäle an der Südwest- und an der Nordseite führen.

11. Kawehi, 1831 von Cap. Ireland entdeckt, (daher auch Ireland I., bei Wilkes Kawaha oder Vincennes), NO. von Fakarawa (16° Br., 145° 9' Lge.), ist 4 M. nach S. lang und 2½ M. breit. An der Südseite ist das Riff bloss und mit Sand und Korallenfelsen bedeckt, an den anderen trägt es viele kleine Inseln mit Palmen. Die Lagune bildet einen der besten Häfen des Archipels und hat an der Südwestseite einen breiten, für grosse Schiffe fahrbaren Kanal.

12. Aratika, 1824 von Kotzebue entdeckt, (bei ihm Karlshoff, Duperrey's Kotzebue I., 15° 26' Br., 145° 40' Lge.), 5 M. NW. von Kawehi ist 2 M. nach O. lang und über 1 M. breit[8]). Das Riff ist an der Südseite bloss, an den übrigen, besonders an der Nordseite, trägt es viele kleine Inseln mit schönerer Vegetation als gewöhnlich und mit einem Teiche frischen Wassers an der Nordwestseite. Die von Korallenbänken angefüllte Lagune hat an der Ost- und Westseite Bootkanäle.

13. Taiaro (bei Wilkes King), 1835 von Fitzroy entdeckt, (15° 43' Br., 144° 39' Lge.) O. von Kawehi ist rund und etwa ½ M. im Durchmesser. Das Riff bedeckt ein fast ununterbrochener Landstreifen mit schönen Bäumen und Palmen, der eine unzugängliche Lagune umgiebt.

14. Raraka, 1831 von Ireland entdeckt, (16° 14' Br., 144° 50' Lge.) 7½ M. O. von Fakarawa ist von dreieckiger Form und an jeder Seite etwa 4 M. lang. Das Riff ist auf der Südwestseite bloss und öfter noch ganz vom Meere überspült; auch die Ostseite hat wenige Inseln, die Nordseite dagegen viele gut bewaldete mit kleinen Teichen frischen Wassers. Die Lagune ist tief und durch Pässe zugänglich; einer an der Nordwestseite wird durch eine Felsbank in zwei Kanäle getheilt, von denen der südliche kleine Schiffe zulässt, ein zweiter ist an der Südseite.

15. Fa'aite, 1819 von Bellingshausen Milodarowitsch benannt, (16° 42' Br., 145° 22' Lge.) SO. von Fakarawa ist nach SO. 4 M. lang und 1½ M. breit. Die Südseite des Riffs ist ganz bloss, auf den anderen liegen kleine Inseln mit schöner Vegetation und Palmen und mehr und besserem Trinkwasser als in den übrigen Gruppen. Am Westende führt ein breiter Kanal, in dem kleine Schiffe ankern können, in die nur für Boote befahrbare Lagune.

16. Anaä, 1769 von Cook entdeckt und Chain benannt (Boenecheas Todos los Santos), politisch die bedeutendste, auch die am stärksten bewohnte Insel des Archipels (17° 20' Br., 145° 31' Lge.), liegt S. von Fa'aite und hat nach SO. 4½ M. Länge und über 2 M. Breite. Das Riff trägt viele kleine, sandige Inseln, die mit Bäumen, besonders aber mit Palmen bedeckt sind. Die Lagune ist gross und hat nur einen schmalen, sogar für Boote zu seichten Kanal bei dem Dorfe Tuuhora; der lebhafte Verkehr hat die französische Regierung bewogen, ihn austiefen zu lassen, um dadurch einen Ankerplatz für einige Küstenfahrer herzustellen.

17. Tahanea, von Bellingshausen 1819 entdeckt und Tschitschagoff benannt (16° 47' Br., 144° 58' Lge.), 2½ M. O. von Fa'aite ist 7 M. lang und 3 M. breit. Das Riff ist an der Südseite bloss an den anderen hat es kleine Inseln, die besonders an der Nord- und Südseite bewaldet sind. An der Nordseite führen drei breite Kanäle, von denen der mittelste selbst grosse Schiffe zulässt, in einen Hafen an der Südseite der Lagune.

18. Katiu, eine Insel im NO. von Tahanea, der Bellingshausen 1819 den Namen Sacken gab (16° 23' Br., 144° 28' Lge.), ist 3½ M. lang und über 2 M. breit. Das Riff ist an der Süd- und Südwestseite bloss, an den übrigen hat es mehrere Inseln, deren grösste im Osttheil 3 M. lang und mit niedrigen Bäumen, unter denen wenige Palmen sind, bedeckt ist. Die Lagune ist durch drei Pässe an der Nordwest-, Südwest- und Ostnordostseite für kleine Schiffe zugänglich.

19. bis 21. Die Seagullinseln hat Ringgold 1840 3 kleine Gruppen im S. von Katiu benannt. Die nördliche, Tuanake (Ringgold's Reid), 2½ M. von Katiu hat an 2 M. Umfang und besteht aus einem niedrigen Landstreifen voll Gebüsch und mit wenigen Palmen auf dem Riffe, durch das ein Bootkanal an der Westseite in die Lagune führt. Die zweite, Hiti (Ringgold's Clute, 1831 von Mauruc entdeckt und Louisa benannt, 16° 42' Br., 144°

8′ Lge.), 1½ M. SO. von Tuanake hat kaum 1 M. im Durchmesser und ebenfalls einen zusammenhängenden Landstreifen um eine unzugängliche Lagune. SW. von ihr ist die dritte Insel, Tepoto (die Bellingshausen 1819 Raeffskoy, Mauruc 1831 Eliza benannte); sie hat nur 1 M. im Umfang und ihr Riff ist an der Südseite bloss, im N. mit einem bewaldeten Landstreifen bedeckt, an der Westseite bildet eine Spalte im Riff, die aber nicht bis in die Lagune reicht, einen Boothafen. O. von Tepoto liegt noch ein isolirter Fels.

22. Motutunga (tahitisch Motutu'a), 1773 von Cook Adventure benannt, liegt SW. von Taenga (17° 3′ Br., 144° 25′ Lge.) und ist 2 M. lang und 1½ M. breit. Die Südseite des Riffs ist bloss, die Nordseite hat einen Landstreifen mit niedrigen Bäumen, der von einem schmalen Bootkanal durchbrochen ist; an der Nordwestseite gestattet eine Bucht im Riffe kleinen Schiffen zu ankern.

23. Makemo (tahitisch Ma'emo), von Buyer 1803 entdeckt, der sie Phillip, wie Bellingshausen 1819 Kutusoff benannte, O. von Katiu (16° 39′ Br., 143° 20′ Lge.) ist 8 M. nach SO. lang und 2½ M. breit. Das Riff ist an der Südseite bloss, an der Nordseite trägt es einen bewaldeten Landstreifen. In die Lagune führen zwei Pässe, der eine an der Nordwestseite, der durch Korallenbänke gefährdet ist, der andere, der selbst grosse Schiffe zulässt, an der Nordostseite bei dem Dorfe Ngake.

24. Taenga, der Buyer 1803 den Namen Holt, Bellingshausen 1819 den Namen Yermoloff gab, (New Isl. von 1832, 16° 20′ Br., 143° 11′ Lge.) ist dreieckig, 4 M. lang und fast 2 M. breit. Das Riff hat mehrere zerstreute Inseln und wird von zwei Pässen, einem schmalen an der Nordostseite und einem für kleine Schiffe fahrbaren an der Südwestseite, durchbrochen.

25. Raroia, 1819 von Bellingshausen entdeckt und Barclay de Tolly benannt, NO. von Taenga (16° 14′ Br., 142° 32′ Lge.) ist 3 M. lang. Das Riff ist im Südtheil bloss, an den anderen mit Inseln besetzt, die besonders an der Nord- und Westseite eine üppigere Vegetation und mehr Palmen als sonst haben. In die Lagune führt an der Nordwestseite ein durch Korallenbänke gefährdeter Pass für kleine Schiffe zu einem guten Ankerplatz.

26. Takume (bei Wilkes Takurea), von Bellingshausen 1819 Wolkonsky benannt, 2 M. N. von Raroia (15° 44′ Br., 142° 9′ Lge.) ist 3 bis 4 M. lang und kaum 1 M. breit. Das Riff ist an der Südseite bloss, an der nordwestlichen hat es einen breiten Land-

streifen mit vielen Palmen und am Nordende einen Landungsplatz. Die Lagune ist klein und unzugänglich.

27. Nihiru (Nigeri), von Bellingshausen 1819 entdeckt (16° 44′ Br., 142° 54′ Lge.), SO. von Taenga ist 2 M. lang nach S. Die Ostseite hat das entblösste Riff, die Westseite einen bewaldeten Landstreifen, durch den ein Bootkanal in die Lagune führt.

28. Marutea, von Cook 1773 Fourneaux benannt, SO. von Makemo (16° 55′ Br., 143° 19′ Lge.), ist 4 M. lang und 2 M. breit und eine der gefährlichsten Inseln des Archipels. Der grösste Theil des Riffs hat bloss einige Sandbänke und Felsen; nur an der Nordseite liegen einige bewaldete Inselchen, und an dieser ist die Lagune durch einen Bootkanal zugänglich.

29. Haraiki (bei Wilkes Tekukotu), von Boenechea 1771 S. Quentin benannt, (Birnie von Stavers 1821, Beechey's Crocker 1826), SO. von Motutunga (17° 26′ Br., 143° 25′ Lge.) ist rund und von 1 M. im Durchmesser. Auf dem Riffe liegen wenige Inseln mit kleinen Gebüschen, an der Südseite führt ein gefährlicher Bootkanal in die Lagune.

30. Reitoru, eine Insel SO. von Haraiki, der Cook 1769 den Namen Bird gab (17° 49′ Br., 143° 5′ Lge.), und die 1 M. im Durchmesser hat. Nur an der Nordseite hat das Riff einige buschige Inselchen ohne Palmen; die Lagune ist unzugänglich.

31. und 32. Two Groups (auch Buyerinseln der Karten), 1768 von Bougainville entdeckt und von Cook 1769 benannt, sind zwei durch einen breiten, sicheren Kanal getrennte Inseln. Die südliche, Rawahere (18° 18′ Br., 142° 7′ Lge.), ist 3 M. lang und 2 M. breit; das Riff ist an der Ost- und Südwestseite auf lange Strecken bloss, sonst trägt es kleine Inseln mit dürftiger Vegetation, die grösste am Südostende, die Lagune, hat keinen Zugang. Die nördliche Insel, Marukau, ist an Grösse der andern gleich; das Riff ist an der Süd- und Westseite ganz bloss, an den anderen liegen einige kleine Inseln, und in die Lagune führt an der Südseite ein Bootkanal.

33. Hikueru (tahitisch He'ueru), wahrscheinlich von Boenechea 1772 entdeckt (Tuscan von Stavers 1821, Beechey's Melville 1826, Moerenhout's Brock 1829), NO. von Marukau (17° 35′ Br., 142° 46′ Lge.) ist $2^1/_2$ M. lang und über 1 M. breit. Das Riff ist grossentheils bloss, nur an der Nordseite hat es einen gut bewaldeten

Landstreifen mit Palmen. Ein nur für kleine Boote fahrbarer Kanal führt in die Lagune.

34. Tekokoto (bei Wilkes Tekareka), von Cook 1769 Doubtfull, von Boenechea 1772 Las Animas benannt, N. von Hikueru (17° 20' Br., 142° 35' Lge.) ist 1 M. im Durchmesser gross. Das Riff hat nur an der Nordseite einige Inseln, die Lagune ist unzugänglich. Auf einer Korallenbank an der Nordwestseite des Riffs lässt sich im Nothfall ankern.

35. Tauere, welche Boenechea 1772 S. Simon, Cook 1773 Resolution nannte, O. von Tekokoto (17° 22' Br., 141° 24' Lge.) hat 1 M. im Durchmesser. Das Riff ist an der Süd- und Westseite bloss, an den anderen hat es einige bewaldete Inseln mit Palmen. An der Westseite führt ein Bootkanal in die Lagune.

36. Rekareka, 1822 vom Schiffe Goodhope gefunden, (auf den Karten Goodhope und Humphrey), N. von Tauere (16° 48' Br., 141° 38' Lge.) ist angeblich 2½ M. lang und 1½ M. breit. Sie soll keine Lagune haben [9]).

37. Comboy (oder Merrill), eine 1832 von Cap. Merrill entdeckte Insel zwischen Rekareka und Angatau, die auf den französischen Karten fehlt (wahrscheinlich in 16° 38' Br., 141° Lge.)

38. Angatau (Fangatau, tahitisch A'atau), 1819 von Bellingshausen entdeckt und Araktschejeff benannt, O. von Takume (15° 51' Br., 140° 51' Lge.) ist 1 M. nach SW. lang. Das Riff hat einen Landstreifen voll Bäume, und in die kleine Lagune scheint ein Pass an der Südseite zu führen.

39. Fakahaina, von Kotzebue 1822 gefunden und Predpriatje benannt, O. von Angatau (15° 58' Br., 140° 12' Lge.) hat 1 M. Länge und auf dem Riff einen dicht bewaldeten Landstreifen; in die Lagune scheint an der Südseite ein Kanal zu führen.

40. Amanu, 1819 von Bellingshausen entdeckt und Moller benannt (Duperrey's Freycinet 1822), SO. von Tauere (17° 55' Br., 140° 52' Lge.) ist 4½ M. nach SW. lang und fast 2 M. breit. Das Riff trägt an der Nordseite einen gut bewaldeten Landstreifen, die südliche ist bloss; in die Lagune führt an der Südwestseite ein Pass für kleine Schiffe.

41. Hao, 1768 von Bougainville gefunden, der ihr den Namen la Harpe, wie Cook 1769 den gleich bezeichnenden Bow gab, 3 bis 4 M. S. von Amanu (18° 6' Br., 140° 59' Lge.) ist 8 M. nach SO. lang und 2½ M. breit. Das Riff ist an der Süd- und Westseite

bis auf einzelne kleine Inseln und Sandbänke bloss, die Nord- und Ostseite haben viele Inseln und namentlich im NO. einen langen, zusammenhängenden Streifen mit guter Vegetation und vielen Palmen. Die Lagune ist tief und voller Korallenbänke, hat aber im Nordosttheil einen guten Ankerplatz; ein schmaler Kanal des Riffes an der Nordnordwestseite gestattet kleinen Schiffen einzulaufen.

42. Nengonengo, von Wallis 1767 entdeckt und Prince William Henry benannt (Duperrey's Lostange 1822), SW. von Hao (18° 43′ Br., 141° 39′ Lge.) hat etwa 1 M. im Durchmesser. Das Riff liegt an der Südseite ½ M. lang unter dem Meeresspiegel; die Nordseite hat mehrere kleine Inseln voll Gesträuch und ohne Palmen; in die Lagune führt an der Westseite ein Bootkanal.

43. Manuhangi, 1767 von Wallis Cumberland benannt, SO. von Nengonengo (19° 10′ Br., 141° 11 Lge.) ist ein oblonges Riff von über 1 M. Länge nach SO., das im SW. bloss ist, sonst einen bewaldeten Landstreifen trägt und eine unzugängliche Lagune umschliesst.

44. Paraoa, 1767 von Wallis entdeckt und Gloucester benannt, (bei Wilkes Hariri), O. von Manuhangi (19° 18′ Br., 140° 38′ Lge.) ist dieser an Grösse und Form ganz ähnlich und besteht aus einem bewaldeten Landstreifen um eine geschlossene Lagune.

45. Pinaki (bei Wilkes Ngamaiti), 1826 von Beechey entdeckt, der ihr den Namen Byammartin gab, S. von Paraoa (19° 40′ Br., 140° 22′ Lge.) hat etwa 1 M. im Durchmesser und auf dem Riff einen zusammenhängenden Landstreifen voll Gebüsch und ohne Palmen um eine Lagune[10]).

46. und 47. Die Wairaateainseln, zwei Inseln im O. von Paraoa[11]), die d'Hondt 1844 nach seinem Schiffe Industriel benannte. Die westliche, Pukararo (Westpuka, Mauruc's Trois cocotiers) hat 1 M. im Durchmesser und ist ein nur im Südwesttheil bewaldetes Riff, dessen Ostseite bloss ist; die andere, Pukarunga (tahitisch Pu'aru'a, bei Wilkes Tatakoto, die Wallis 1767 Egmont benannte, 19° 19′ Br., 139° 12′ Lge.) ist 1½ M. lang und 1 M. breit und hat auf dem Riff zwei lange Inseln an der Nordost- und Südwestseite voll schöner Bäume und Palmen. Die Lagune hat keinen Zugang.

48. und 49. Wahitahi heissen zwei Inseln im O. von Wairaatea. Die westliche[12]) (19° 17′ Br., 138° 42′ Lge.), welche Wallis 1767 Queen Charlotte benannt hat (Akiaki bei Wilkes), ist nur

$^1/_4$ M. lang und hat hohe Bäume, auch Palmen und Trinkwasser; die Lagune scheint bereits verschwunden oder sehr klein zu sein. Die andere Insel, welcher Wallis 1767 den Namen Whitsunday beilegte (Tematu leiwuwau bei Wilkes, 19° 24' Br., 138° 37' Lge.) ist kaum $^1/_2$ M. lang und besteht aus einem ziemlich gut bewaldeten Landstreifen um eine seichte Lagune, in welche an der Südostseite ein nicht fahrbarer Kanal führt.

50. Nukutawake, von Bougainville 1768 gefunden und Les quatre facardins benannt (Cook's Lagoon 1769, 18° 42' Br., 138° 47' Lge.), N. von Wahitahi ist kaum 1 M. gegen O. lang. Das Riff ist an der Südseite bloss, an der nördlichen trägt es einige kleine Inseln mit Bäumen und Gruppen von hohen Palmen. In die Lagune führt ein Pass an der Nordseite.

51. Akiaki, die von Bougainville 1768 den Namen Quatre lanciers, von Cook 1799 Thrumbcap erhielt (bei Wilkes Pukerua), 5 M. NW. von Nukutawake (18° 30' Br., 139° 8' Lge.), ist kaum $^1/_4$ M. lang und voller Bäume, unter denen wenige Palmen sind. Die Lagune ist zugefüllt.

52. Tatakotoroa, von Boenechea 1774 S. Narcisso benannt, (Duperrey's Augier 1822 und Clarke des Capitän des Schiffes Goodhope 1822, bei Wilkes Pukapuka), NO. von Akiaki (17° 21' Br., 138° 26' Lge.) ist nur 1 M. lang. Das Riff ist an der Südseite ganz bloss, an der Nordseite trägt es einen schmalen Landstreifen mit Bäumen, auch Palmen. Die Lagune ist nicht zugänglich.

53. Pukaruka (oder Pukaruha), der der Entdecker Wilson den Namen Serle gab, (Apukarua bei Wilkes), SO. von Tatakotoroa 18° 23' Br., 136° 55' Lge.) ist gegen 2 M. lang nach SO. und $^1/_2$ M. breit und hat auf dem Riff einen Landstreifen von grösserer Breite und Höhe als sonst, so dass die hohen Palmen an einigen Stellen den Schein von Hügeln gewähren. Im Innern ist eine seichte, schmale Lagune, die mehrere kleine Inseln enthält.

54. Natupe, von Duperrey 1822 entdeckt und Clermont Tonnerre genannt, (Bell's Minerva 1822), 8 M. SO. von Pukaruka (18° 34' Br., 136° 20' Lge.), ist $2^1/_2$ M. lang und kaum $^1/_2$ M. breit. Das Riff ist an der Südwestseite ganz bloss, die Nordostseite hat einen breiteren Landstreifen voller Bäume und Sträucher, doch mit wenigen Palmen. In der Lagune liegen einige Inselchen.

C. Die südlichen Inseln. 1. Hereheretua, von Quiros 1606 entdeckt und Conversion de S. Pablo benannt, (bei Torres S.

Polonia, Britomart und Surrey späterer Seefahrer, 19° 56′ Br., 145° Lge.) ist nach SO. 4 M. lang. Das Riff hat einen Landstreifen voller Bäume, auch Kokos, die Lagune ist nicht zugänglich.

2. Anuanuraro, bei Quiros 1606 S. Miguel Arcangel, (bei Krusenstern Turnbull, bei Wilkes Heretua), SO. von Hereheretua (20° 26′ Br., 143° 33′ Lge.) ist nach SO. 1 M. lang. Das Riff liegt an der West- und Südküste zum Theil noch unter dem Meeresspiegel, die Ostseite trägt einen niedrigen Streifen Land voll dichtem Gebüsch ohne Palmen, die Lagune hat keinen Zugang.

3. und 4. Los quatro Coronados benannte Quiros 1606 die zwei Gruppen O. von Anuanuraro, (bei Torres las Virgenes, Carteret's Duke of Gloucester 1767, Buyer's Margaretinseln 1803). Die westliche, Anuanurunga (bei Wilkes Teku), 5 M. OSO. von Anuanuraro, ist kaum ½ M. lang. Das Riff ist an der Südwestseite bloss, an den anderen trägt es 5 kleine Inseln voll Bäume, und in die Lagune führt am Westende ein sehr schmaler Bootkanal. Die andere Insel, Nukutipipi, 4 M. SO. von Anuanurunga (20° 42′ Br., 142° 54′ Lge.), ist von gleicher Grösse; das Riff ist an der Süd- und Westseite noch vom Meere bedeckt und trägt an der Nordseite einen sandigen, bewaldeten Landstreifen, die Lagune hat keinen Zugang.

5. Tematangi, 1606 von Quiros S. Elmo benannt, (Blighslagoon von Bligh 1792, bei Wilkes Hereheretua), OSO. von den Coronados (21° 38′ Br., 140° 38′ Lge.) hat 1 M. im Durchmesser und auf dem Riff einen Landstreifen voll Pandanus um eine unzugängliche Lagune.

6. Wanawana, 1826 von Beechey gesehen und Barrow benannt, NO. von Tematangi (20° 45′ Br., 139° 3′ Lge.) ist kaum ½ M. lang und hat an der Nordseite ein blosses Riff, an den anderen einen oft nur schmalen Landstreifen voll niedriger Bäume und mit wenig Palmen. Die Lagune ist seicht und hat keinen Kanal.

7. Tureia, 1791 von Edwards gesehen, der ihr den Namen Carisford gab, (Faith der Karten), O. von Wanawana (20° 45′ Br., 138° 19′ Lge.) ist 2 M. lang und 1 M. breit. Das Riff ist an der Südseite grossentheils vom Wasser bedeckt, an der Nordseite hat es einen Landstreifen mit niedrigen Bäumen, aber keine Palmen; die Lagune ist unzugänglich.

8. Wairaatea, 1767 von Carteret entdeckt und Osnabruck

benannt, (Weatherhead's Mathildarocks 1791, Sandy der Karten, bei Wilkes Hittitamaro eirih), SSO. von Wanawana (21° 51′ Br., 138° 44′ Lge.) ist 4 M. lang und 2 M. breit. Das Riff trägt an der Ostseite einen über ¹/₄ M. breiten Landstreifen voll hoher Bäume, an der Westseite ist es vom Meere bedeckt. Die Lagune ist tief und zwar voll Korallenfelsen, doch bildet sie einen erträglichen Hafen, in den 3 für kleine Schiffe fahrbare Kanäle, einer an der Ost- und zwei an der Nordwestseite, führen.

9. Ahunui, von Beechey 1826 entdeckt und Cockburn benannt, S. von Wairaatea (22° 12′ Br., 138° 40′ Lge.) ist rund und von 1 M. im Durchmesser. Das Riff hat an der Westseite einen schmalen, bewaldeten Streifen und an der Ostseite ist es mit Wasser bedeckt; die Lagune ist tief, allein unzugänglich[14]).

10. Morane, das von Capit. Carey den Namen Bristow erhielt, (auch Cadmus), SO. von Ahunui (23° 12′ Br., 137° 54′ Lge.) ist ein 4 M.[15]) langes Riff um eine unzugängliche Lagune, das an der Südwestseite bloss ist, an den übrigen 3 Inseln trägt, die bei der Ebbe eine bilden und mit Gebüsch bedeckt sind.

11. bis 14. Die Amphitriteinseln OSO. von Tureia, 1833 von Cap. Ebrill entdeckt und nach seinem Schiffe benannt, (Russell's Acteongruppe 1837), bestehen aus 4 kleinen Inseln, deren Namen erst die neue Aufnahme des Capit. S. Hilaire festgestellt hat. Die westlichste, Tenararo (Westtena, Russell's Bedford, 21° 19′ Br., 136° 44′ Lge.), hat ¹/₂ M. im Durchmesser und ist ein bewaldetes, von keinem Passe durchbrochenes Riff; die zweite, Wahanga (bei Richerie Maturewawao, Russell's Minto), und die dritte, Tenarunga (Osttena, Richerie's Nania, Russell's Melbourne), sind Tenararo in jeder Hinsicht ähnlich. Die vierte, Maturewawao (Richerie's Tenarunga, Estancelin der Karten), ist die grösste (21° 22′ Br., 136° 32′ Lge.) und über 1 M. lang; das Riff ist an der Westseite bloss, an den anderen mit bewaldetem Lande bedeckt, die Lagune ohne einen Kanal.

15. Maria (oder Moerenhout), 1829 von Moerenhout entdeckt (Derius 1835, und Wrightslagoon 1837 nach den beiden Seefahrern dieses Namens benannt), S. von Maturewawao (22° 4′ Br., 136° 20′ Lge.) ist ein rundliches Riff von etwa 1 M. Durchmesser, das am Ostende bloss, an den übrigen Seiten von einem Landstreifen mit niedrigen Bäumen und wenigen Palmen umgeben ist. Die Lagune hat keinen Zugang.

16. Marutea, 1791 von Edwards entdeckt und Lordhood benannt, O. von den Amphitriteinseln (21° 31′ Br., 135° 33′ Lge.), ist 3 M lang und etwa 1 M. breit. Das Riff hat viele kleine Inseln mit niedrigen Bäumen, aber keinen Kokos; die Lagune ist unzugänglich.

ZWEITES KAPITEL.

Die Bewohner der Paumotu.

Die Bewohner dieser Inseln sind Polynesier; über ihre Beziehungen zu den übrigen polynesischen Völkern sind wir jedoch nicht ganz im Klaren. In den westlichen Inseln wird jetzt grossentheils tahitisch gesprochen; allein schon die Namen vieler Inseln zeigen, dass die Bevölkerung ursprünglich eine andere Sprache hatte; das Tahitische ist hier ganz wie in den Australinseln durch die politische Verbindung und vielfache Einwanderungen von Tahitiern zur Herrschaft gekommen. Diese in den östlichen Inseln jetzt noch gebrauchte Sprache ist nach Caillet[1]) ein rarotongischer Dialekt, und wenn gleich nicht wenige Wörter ganz von den in anderen polynesischen Sprachen verbreiteten abzuweichen scheinen[2]), so ist doch eine andere Zahl wieder entschieden rarotongisch, und auch in der Grammatik ergeben sich keine erheblichen Verschiedenheiten.

Die Paumotu sind nur schwach bewohnt, wenn wir gleich über die Zahl der Bewohner nichts Bestimmtes wissen; denn die bei de la Richerie angegebene Zählung von etwa 6600 und die bei Caillet von noch nicht 3500 zeigen, wie unzuverlässig diese Angaben sind. Dass die Inseln aber nicht stark bewohnt sein können, ist bei ihrer Beschaffenheit sehr natürlich; zugleich erklärt sich auch daraus, weshalb wir diese Menschen in tiefster Armuth und in der Bildung gegen die Tahitier sehr zurückgeblieben finden. Die dürftigen Hülfsquellen der Koralleninseln haben sie zu einer Art Wanderleben gezwungen; in Familien oder kleinen Stämmen ziehen sie von Insel zu Insel, die Hülfsquellen derselben zu sammeln; daher kommt es, dass dieselbe Insel nicht selten von verschiedenen Seefahrern bewohnt und menschenleer gefunden ist. Es hängt auch damit zusammen, dass sie gegen die Europäer stets viel mehr Misstrauen und Furchtsamkeit gezeigt haben, als andere Polynesier, auch

sind Feindseligkeiten von ihrer Seite früher häufig gewesen; aber wo es gelungen ist, ihr Vertrauen zu gewinnen, hat man recht achtungswerthe Seiten in ihrem Charakter kennen gelernt, wie Redlichkeit, Zuverlässigkeit, Keuschheit. Die Noth des Lebens hat ihnen grössere Kraft und Energie verliehen als den Tahitiern; sie sind zwar an regelmässige Arbeit nicht gewöhnt, doch ausdauernd, dabei muthig und entschlossene Krieger, (der tahitische König Pomare I. nahm sie gern in seine Leibwache auf), freilich auch wild und grausam.

Auf ihre körperliche Bildung hat ihre Lebensweise und die Natur ihrer Heimath entschiedenen Einfluss. Sie sind gross, stark, muskulös gebaut und übertreffen die Tahitier an Kraft und Gewandtheit; allein sie sind viel dunkler, sehr schmutzig und mit Ungeziefer bedeckt, die Frauen, von denen so viel Arbeit verlangt wird, oft auffallend hässlich. Aber sie sind viel gesunder als andere Polynesier; der Aussatz ist auch bei ihnen häufig, doch dem körperlichen Gedeihen offenbar nicht nachtheilig, die Elephantiasis wird nirgends erwähnt. Ihre Nahrung ist erstaunlich beschränkt. Von Pflanzenspeisen brauchen sie fast nur die Früchte der Kokos und Pandanus, die übrigen Nahrungspflanzen der oceanischen Inseln nur im Westtheil des Archipels und in beschränktem Maasse; dann liefert ihnen das Meer Fische, die sie oft roh essen und getrocknet aufbewahren, Schildkröten, Krebse und Muscheln. Bei der Seltenheit des süssen Wassers sammeln sie das Regenwasser in Löchern im Korallenfels; das Salz ersetzt ihnen das Seewasser. Die Kawa ist unbekannt, Tabak jetzt allgemein gebraucht und beliebt. Ursprünglich waren sie alle Anthropophagen und sind es jetzt noch in den östlichen Inseln, während in den westlichen das Menschenfressen schon durch den Einfluss der Tahitier unterdrückt worden zu sein scheint.

Die Kleidung ist in hohem Grade einfach. Den Maro aus Zeug kennen die Männer nicht, sie tragen statt dessen schmale Gürtel aus Matte, selten noch mantelartige Matten über den Schultern; oft genug gehen sie ganz nackt. Bei den Frauen ist die schürzenartige Matte länger und reicht bis zum Knie. Der geschätzteste Schmuck ist die Tättowirung, die reichlich, allein roher und weniger geschmackvoll als bei den Tahitiern zu sein pflegt; auffallend genug sind sie in einigen der östlichen Inseln gar nicht tättowirt. Das Haar pflegen sie in einem Knoten auf den Scheitel

aufzubinden und schmücken es selten mit Federn oder einer Art Mütze; in den östlichen Inseln tragen sie Haar und Bart lang herabhängend. Selten sind Halsbänder aus Perlmuschelschalen oder geflochtenen Menschenhaaren bemerkt, Ohrzierrathe niemals. In den westlichen Inseln brauchen sie jetzt auch öfter die tahitische und die europäische Tracht. Die Wohnungen entsprechen der Kleidung. Es sind elende, niedrige, viereckige Hütten, die aus einem Dach von Kokosblättern bestehen, das auf kurzen Pfosten ruht; der Raum zwischen diesen ist gewöhnlich offen. Sie dienen auch bloss zum Schlafen und liegen theils einzeln, theils zu kleinen Dörfern vereinigt, im Schatten der Bäume.

Von Landbau ist bei der Beschaffenheit der Inseln natürlich keine Rede; nur in den westlichen Inseln hat der Verkehr mit den Tahitiern sie dazu gebracht, kleine Gärten anzulegen, in denen sie tahitische Culturpflanzen ziehen, sogar Arum haben sie hier und da in Gruben im Boden zu bauen angefangen, allein diese Versuche grossentheils aufgegeben. Auch hat der zunehmende Handel mit Kokosöl in mehreren westlichen Inseln Anpflanzung von Kokospalmen zur Folge gehabt. Desto grössere Sorgfalt wenden sie überall auf den Fischfang, in dem sie in hohem Grade erfahren und geschickt sind. Sie haben Netze oft von bedeutender Grösse, Leinen und Haken (früher aus Perlmutter), Harpunen aus Holz; auch bauen sie im seichten Wasser niedrige Wälle aus Korallenstein, treiben in Booten die Fische hinein und schöpfen sie mit kleinen Netzen heraus, ebenso verstehen sie es, sie durch Anwendung des Lepidium piscidium zu betäuben. Ihre Boote sind geschickt gebaut und viel besser als die der Tahitier und werden auch von diesen hoch geschätzt. Sie haben deren kleine aus gehölten Kokosstämmen mit Auslegern, die sie aber nur auf den Lagunen brauchen; besonders ausgezeichnet sind die grossen, zu weiten Seefahrten dienenden Doppelboote (pahi), die durch Sparren verbunden und mit einer Platform bedeckt sind, auf der oft eine Hütte steht, sie sind aus kleinen Stücken Holz gebaut, die sie sorgfältig zusammennähen und die Fugen verstopfen, und führen zwei Maste, zwischen denen sie grosse Mattensegel ausspannen. Zeuge zu bereiten verstehen sie nicht, da ihnen das Material fehlt; desto geschickter sind sie im Flechten der Matten aus Gras, die in Tahiti grossen Werth haben; auch in der Verfertigung von Netzen und Fischleinen aus Kokosbast, der Rinde des Paritium und Menschenhaaren. Kokosöl bereiten sie

ganz auf dieselbe Art wie in Tahiti. Ihre Geräthe sind sehr einfach und bestehen aus Knochen, Muscheln, Steinen und Holz. Sie haben Beile mit Klingen von Perlmutterschale und ähnliche Werkzeuge, auch eine Art hölzerner Kämme; zur Erleuchtung dient die Aleuritesnuss und Lampen aus Kokosschaalen, die Stelle der Teller ersetzen Blätter.

Ueber ihre religiösen Ansichten sind wir dürftig unterrichtet. Ohne Zweifel glauben sie an allgemein anerkannte Gottheiten; dass es auch zu Göttern erhobene Menschen giebt, zeigt schon die grosse Zahl der Götter, in Hao schien, wie Beechey sagt, fast jeder Einwohner einen besondern Gott zu haben[3]. Eigenthümlich sind die von Caillet berichteten[4] Angaben über den Gott Tekurai te atua, der die Inseln geschaffen haben soll, und über die Bildung der Erde aus 3 über einander liegenden Schichten, jede mit einem besondern Himmel, von denen die oberste für die Seelen der Vornehmen bestimmt sei. Sie haben auch Bilder der Götter, (in Hao Stücke Holz oder Knochen mit einer Locke von Menschenhaar daran); auch findet sich der Glaube, dass Götter sich in Thieren (besonders Vögeln) aufhalten. Ihre Tempel heissen Marae und gleichen im Bau ganz den tahitischen; in ihnen stehen Altäre aus Steinen mit kleinen hölzernen Büchsen, in denen Haare von Verstorbenen und Federn enthalten sind, die für die Seelen der in Götter übergegangenen Menschen gelten. Auf diesen Altären bringt man Opfer, die meist aus Lebensmitteln, auch aus Menschen bestehen. Priester (tahunga) giebt es auch; sie bringen die Opfer und richten, mit einem Speer bewaffnet, Gebete an die Götter. Endlich besteht auch das Tapu mit allen seinen Beschränkungen. Vornehme setzt man nach dem Tode auf Gestellen aus, bei denen man Opfer bringt; später bestattet man sie im Marae und legt grosse Korallensteine auf das Grab; eigenthümlich ist, dass zugleich alles Eigenthum des Todten vernichtet oder den Göttern geopfert wird.

Die politischen Verhältnisse sind denen der übrigen Polynesier ähnlich, doch viel einfacher. In den einzelnen Inseln stehen die Einwohner unter Häuptlingen (ariki), deren Amt in gewissen Familien erblich ist; dabei zerfallen die Inseln öfter in mehrere Districte, unter welche auch die Lagune getheilt ist. Die Häuptlinge unterscheiden sich äusserlich nicht von ihren Unterthanen, doch scheinen lange Stäbe mit Federn am Ende ein Zeichen ihrer Würde zu sein. Kriege fehlen unter den Häuptlingen nicht; in

neuerer Zeit hatten sich die von Anaä dadurch ein grosses Uebergewicht über die umliegenden Inseln erworben und die Bevölkerung mancher derselben zur Niederlassung in ihrer Insel gezwungen. Ihre Waffen sind lange Speere mit Spitzen von Knochen oder Rochenstacheln, leichtere Wurfspiesse (ihi) und hölzerne, auch wohl mit Haifischzähnen besetzte Keulen.

Die Lebensweise der Bewohner dieser Inseln ist überaus einfach ,und hauptsächlich darauf berechnet, das zum Leben Nöthige herbeizuschaffen. In der Ehe besteht die Polygamie, obschon die meisten nur eine Frau zu haben scheinen; Ceremonien bei Abschliessung der Ehe fehlen. Die Familienbande scheinen lose, Scheidungen leicht zu sein; der Mann kann die Frau ohne Weiteres verstossen. Die Hauptbeschäftigungen der Männer sind Fischfang und Bootbau; alles Uebrige ist den Frauen überlassen, deren Loos hart und drückend ist, dazu lasten auf ihnen die Beschränkungen des Tapu, sie dürfen kein Marae betreten, nicht mit den Männern zusammen essen, gewisse Nahrungsmittel (grosse Fische, Schildkröten) sind ihnen untersagt. Lieder und Tänze lieben sie sehr, besonders beliebt ist der heftige Leidenschaften ausdrückende Tanz Hupahupa; sie begleiten die Tänze mit Gesang, Zusammenschlagen der Hände und dem Schlagen einer Trommel aus einem ausgehölten und mit Haifischhaut überzogenen Kokosstamm, auf den sie mit der Hand schlagen. Der gewöhnliche Gruss ist das bekannte Nasen; bei Ankunft von Fremden findet eine besondere, wahrscheinlich religiöse Ceremonie Statt[5]), auch die Sitte des Taio wie in Tahiti kennen sie.

Schon lange stehen die Bewohner der westlichen Paumotu mit dem Staate von Tahiti in engen Beziehungen. Makatea scheint diesem jederzeit angehört zu haben und diente den Königen von Tahiti als Deportationsort; wenn die übrigen Inseln vielleicht schon früher in Abhängigkeit von Tahiti standen, so war sie nicht immer gleich stark und nicht dauernd. Erst die energischen Könige Otu und Pomare I. haben in neuerer Zeit die tahitische Herrschaft fester begründet und die Bewohner zu bestimmten Tributen verpflichtet. Jetzt sind die westlichen Inseln mit Tahiti unter die französische Herrschaft gekommen, die zugleich über alle Paumotu ausgedehnt ist; in Tuuhora in Anaä lebt ein dem Archipel vorgesetzter Resident, und Gerichtshöfe wie die ganze übrige Verwaltung ist wie in Tahiti eingeführt.

Mit der tahitischen Herrschaft ist den Bewohnern (bis jetzt nur der westlichen Inseln) das Christenthum gekommen. Ein in Tahiti für diese Religion gewonnener Mann, Moorea, führte die protestantische Religion 1817 in Anaä ein, von wo sie sich auf die übrigen westlichen Inseln verbreitet hat, und ihre Bewohner haben sich, obschon sie niemals von europäischen Missionaren, jederzeit nur von eingeborenen Lehrern geleitet worden sind, doch durch Eifer und Anhänglichkeit an die Lehren ihrer neuen Religion sehr hervorgethan. Das französische Protectorat hat alsdann später auch katholische Missionare hergeführt, die sich namentlich in der neuesten Zeit eifrig und, wie es scheint, nicht ohne Erfolg mit der Bekehrung der Einwohner der östlichen Inseln beschäftigen; in den westlichen sind ihre Versuche, den Protestantismus zu vertilgen, nicht von Erfolg gewesen [6]). Auch Mormonen haben sich in Anaa eingefunden, ihr Einfluss scheint aber im Schwinden zu sein.

Für den Handel haben die Bewohner der Paumotu stets grosse Vorliebe gezeigt und ihn lebhaft unter sich wie mit Tahiti betrieben, wohin sie Fische, Matten, Boote u. s. w. brachten und vor Allem für Zeug und Eisen vertauschten. Seitdem sich aber Europäer in Tahiti niedergelassen haben, sind diese Inseln Schauplatz eines nicht unbedeutenden Verkehrs geworden, den Kaufleute von Papeete durch kleine Küstenfahrer mit Hülfe von eingeborenen Agenten in Anaä treiben. Gegenstände desselben sind besonders drei, Tripang, dessen Ausfuhr jedoch der inneren Verwickelungen in China halber, wohin er allein geschafft wird, jetzt sehr abgenommen hat, Perlen, die in den Lagunen durch eingeborene Taucher gefischt werden, und Perlmutter, ein Handelszweig, der wegen der Erschöpfung der Perlenbänke schnell abnimmt, und ganz besonders Kokosöl, das auf vielen Inseln jetzt zur Ausfuhr bereitet wird und der starken Nachfrage halber die Anpflanzung von Palmen zur Folge gehabt hat [7]). Ausserdem kommen noch etwas Schildpatt und (in Anaä) Schweine und Hühner in den Handel. Die Einfuhr aus Papeete besteht besonders aus Zeugen, eisernen Geräthen, Mehl und Tabak.

DRITTES KAPITEL.

Mangarewa. Pittcairn. Rapanui.

Im O. schliessen sich an die Paumotu unmittelbar noch einige Inseln an, die hier getrennt betrachtet werden, weil sie, wie schon erwähnt, zum Theil durch abweichende Bildung und Bevölkerung sich von jenen unterscheiden; von diesen 7 Inseln haben 5 noch die Bildung der Paumotu, 2 sind hohe, vulkanische Inseln.

1. Ebrill (Minerva oder Bertero). Den letzten Namen gab Moerenhout 1829 dieser Insel, deren erster Entdecker nicht bekannt ist. Es ist ein grosses Lagunenriff, 9 M. gegen O. lang, 15 M. NO. von Mangarewa (22° 35′ Br., 133° 22′ Lge.) mit vielen kleinen, flachen Inseln ohne Einwohner.

2. Mangarewa (tahitisch Ma'arewa) ist von Wilson 1797 entdeckt und Gambier benannt, später besonders von Beechey 1826 und d'Urville 1838 erforscht[1]). Diese Inselgruppe ist 5 M. nach SW. lang und 3 M. breit und wird rings von einem breiten Lagunenriff umgeben, das auf der Nordseite am höchsten ist und an der Nordostseite eine Reihe kleiner, schmaler, bewaldeter Inseln trägt; dagegen ist es an der Südseite an drei Stellen durch breite Pässe unterbrochen, welche Schiffen in die Lagune einzulaufen gestatten, und von denen der eine im W. nördlich von den kleinen Wolfeinseln und die beiden hauptsächlich von Schiffen benutzten im Südwesten S. von diesen Inseln und im Südosten liegen. Die Lagune ist in der nördlichen Hälfte fast ganz mit Korallenbänken angefüllt, während die südliche 50 bis 70 Met. Tiefe hat, dabei auch viele Korallenbänke theils einzeln, theils die Inseln umgebend enthält, zwischen denen aber mehrere Ankerplätze (der beste an der Südküste von Mangarewa) sich finden. Zwischen diesen Bänken liegen ausser 9 bis 10 Inselchen und Felsen 4 grössere Inseln, Mangarewa (Beecheys Peard) im N., Aokena (Beecheys Elson, deren südlicher Theil Iwitua heisst), O., Tarawai (Beecheys Belcher) SW. und Akamaru (Beecheys Wainwright) SO. von ihr. Mangarewa ist 1 M. lang und nur $^1/_4$ M. breit; den Südtheil nimmt der höchste Berg der Gruppe, der Daff, ein (23° 8′ Br., 134° 55′ Lge.), über dessen steilen Abhängen sich zwei Spitzen erheben, der Mokoto im W. und der Mangarewa (401 M.) im O., der Rest der Insel ist wie die übrigen drei, die weniger als $^1/_2$ M. lang sind, voll rauher, wilder Berge,

ebenes und anbaubares Land ist überhaupt wenig. Das Gestein der Berge ist hauptsächlich basaltische Lava, deren Auflösung einen reichen Boden giebt; Trinkwasser findet sich in Quellen, hier und da in kleinen Bächen, doch nicht im Ueberfluss. Die Vegetation ist in jeder Beziehung der tahitischen ähnlich, die Ebenen und Thäler tragen wie die geschützteren Bergabhänge schöne Bäume, die höheren Abhänge hauptsächlich Farren und Gras. Die Fauna ist an Landthieren sehr arm und sonst der der Paumotu ganz gleich; auch die klimatischen Verhältnisse sind dieselben.

Die Bewohner von Mangarewa sind Rarotonganer, die von ihnen gesprochene Sprache ist bis auf unbedeutende Verschiedenheiten die von Rarotonga. Ihre Zahl ist gering und im Abnehmen begriffen; während man sie in der Mitte dieses Jahrhunderts noch zu 1500 schätzte, betrug sie 1872 nur noch 936. In ihrem Charakter gleichen sie den Bewohnern der Paumotu; seit der Bekehrung zeigen sie sich ebenso freundlich, gefällig, zutraulich und lenksam, wie vorher scheu, furchtsam und feindselig, die Frauen sind auffallend züchtig. Sie sind gross, stark und gut gebaut, die Männer mehr als die Frauen, von hellbrauner Hautfarbe und mit schwarzem Haar; sie scheinen gesunder als andere Polynesier zu sein. Ihre Nahrung ist vorherrschend eine vegetabile, aus Brodfrucht, Bananen und Cordylinewurzeln bereiten sie den Tioö ganz wie die Bewohner der Australinseln; von Thieren essen sie besonders Fische (oft auch roh) und Muscheln, selten Hühner. Bis zur Bekehrung waren sie Anthropophagen und frassen nicht bloss im Kampf Erschlagene, auch Glieder des eigenen Stammes oder tauschten sie deshalb auch gegen die eines andern Stammes aus. Die Kawa war unbekannt; das Kochen geschah in den bekannten Oefen, auch Leichen wurden, in Bananenblätter gewickelt, in ihnen gebraten. Die frühere Kleidung, (denn jetzt haben sie die europäische angenommen), bestand bei Männern aus einem Gürtel von geflochtenen Bananenblättern und bei wenigen noch aus einer Matte über den Schultern, den Maro von Zeug trugen bloss ältere Männer; Frauen hatten Gürtel von Zeug um die Scham und eine Matte um den Oberleib. Zierrathe brauchten sie wenig. Der bedeutendste war die Tättowirung, die von Geschmack zeugte und bei Männern über den ganzen Körper verbreitet, im Gesicht allein gering, bei Frauen dagegen durchweg sehr unbedeutend war. Die Haare trug man lang, und einige umwickelten sie mit einer Art Turban aus Zeug oder Streifen von

Bananenblättern; auch der Bart hing lang herab. Ohrgehänge fehlten, dagegen trugen sie Halsbänder von Walfischzähnen. Die Häuser waren sehr klein und bestanden aus einem Dach aus Palmblättern, das auf hölzernen Pfosten ruhte; der Raum zwischen diesen war durch Matten geschlossen, öfter auch offen, die Thür so niedrig, dass man hineinkriechen musste, der Boden mit Blättern und diese mit Matten bedeckt. Bei Vornehmen war vor dem Hause eine Platform aus sorgfältig behauenen Korallensteinen (malae), um darauf zu sitzen und zu essen. Jetzt haben sie bessere Häuser angenommen, auch haben die Missionare sie zum Bau von Strassen und Dämmen zum Anlegen der Boote bewogen.

Landbau trieben sie nicht sehr stark, da die wildwachsenden Fruchtbäume einen grossen Theil der Nahrung lieferten; die Missionare haben sich bemüht, sie dazu anzuhalten, auch den Bau des Taro und der Baumwolle eingeführt, doch, wie es scheint, mit nicht bedeutendem Erfolg. Sie brauchen dazu noch immer hölzerne Geräthe. Fischfang treiben sie mit Netzen und Haken, auch legen sie, wie die Tahitier, Zweige in das Wasser, mit denen sie kleine Fische herausziehen, und haben Theile des Meers mit Wehren abgeschlossen, um Fische und Schildkröten darin zu bewahren. Aber für die Schifffahrt hat (die Maioriori ausgenommen) kein anderes polynesisches Volk jemals geringeren Eifer und weniger Geschick gezeigt, als die Mangarewaner. Erst in der neuesten Zeit haben sie angefangen, dürftige Boote aus gehölten Stämmen oder zusammengenähten Brettern zu bauen; früher besassen sie zum Befahren der Lagune nichts als unförmliche Flösse aus Balken, die sie mit Segeln und Rudern bewegten. Zeug, das sie grösstentheils nur für die Todten verbrauchten, bereiteten sie nur wenig und auf die gewöhnliche Weise durch Schlagen der Rinde, es stand auch dem tahitischen nach; mehr Geschick legten sie im Flechten der Matten und Körbe aus Pandanusblättern und in der Verfertigung der Netze und Stricke aus der Rinde des Paritium an den Tag. Ihre Geräthe bestanden besonders aus Stein und Holz; zu Flaschen dienten Kalebassen und Kokosschalen, statt Teller Blätter, Kämme kannten sie nicht. Tische aus Korallensteinen oder Holz, diese oft zierlich geschnitzt, standen auf den Steinpflastern vor den Häusern. Zur Erleuchtung der Häuser diente die Aleuritesnuss.

Die heidnische Religion der Mangarewaner war die von Rarotonga. Sie verehrten als Hauptgötter (atua) Tangaloa, Oro, Ko-

rungo, der für den Gott des Regens galt, Tu, einen Sohn Tangaloas, auch kannten sie Maui, der die Inseln aus dem Meere gefischt habe; dabei bestand noch die niedere Götterklasse der Ti'i, die aus verstorbenen Vornehmen hervorgegangen war. Bilder der Götter aus Holz gab es wenigstens für die letzten; sie standen in den Tempeln, die in jeder Hinsicht den Häusern der Vornehmen glichen, und vor denen auf dem Malae kleine, hölzerne Altäre mit korbartigen Korallenstücken zur Aufnahme der Opfer angebracht waren. Diese bestanden aus Lebensmitteln aller Art, auch aus Menschen. Priester, die unter einem Oberpriester standen, der selbst politischen Einfluss gehabt zu haben scheint, leiteten alle religiösen Ceremonien, auch die grossen, angeblich halbjährlich eintretenden Feste (tirau), die mehrere Tage dauerten, und bei denen alle nackt zu erscheinen gezwungen waren. Das Tapu bestand wie bei allen Polynesiern; es wurde an Gegenständen, die damit belegt waren, durch daran befestigte Blätter bezeichnet. Für die Unterwelt galt ihnen wie den Tahitiern die Nacht (po); aber die angebliche Theilung derselben in einen Aufenthaltsort für Gute und für Böse[2]) beruht ohne Zweifel auf einem Missverständniss. Todte wurden auf einer Art Bahre (fata) unter einem Dache ausgestellt, dann in ähnlicher Art wie in Tahiti das Fleisch getrocknet, der Körper darauf in Zeug und Matten gewickelt und in einer Höhle beigesetzt, die Vornehmen, mit Zeug bedeckt, im Tempel. Aehnlich wurden die Könige behandelt, nachdem man sie vorher in das heilige Haus auf dem Berge Duff gebracht hatte, in welchem sie erzogen waren; die Leiche führte man dann nach der kleinen Insel Angakawita bei Tarawai, die nur als königlicher Begräbnissort diente und daher sehr heilig war, auf ihr fand jährlich ein grosses Fest Statt, bei dem alle Leichen in neues Zeug gewickelt wurden.

Die Inseln bildeten einen Staat, dessen Verfassung mit dem des tahitischen grosse Aehnlichkeit hatte. Sie zerfielen in Districte, denen Familien des hohen Adels (akariki) vorstanden, die zugleich das Eigenthumsrecht in den Districten allein besessen haben sollen[3]); zu ihnen gehörte auch die Familie des Königs (akariki rai oder motire[4])), der dem Staate vorstand, ohne dass sein Einfluss über seinen eigenen District im westlichen Mangarewa gereicht zu haben scheint, wenigstens besass er nicht die Macht, Kriege unter den Häuptlingen zu hindern. Es gab dann noch eine Klasse des niedern Adels (rangatira) und das gemeine Volk; aber diese Unterschiede

sind in dem durch den Einfluss des Christenthums umgebildeten, ganz unter der Leitung der katholischen Missionare stehenden Staat verschwunden. Eine eigenthümliche Sitte bestand darin, dass der Sohn eines Königs als Kind in ein heiliges, am Abhange des Berges Duff liegendes Haus gebracht wurde, wo er bis zum zwölften Jahre blieb und nur von seinen Aeltern und Dienern gesehen werden durfte; zugleich wurde ihm die königliche Würde übertragen in derselben Art und sicher aus demselben Grunde, wie es in Tahiti der Fall war. Auch die Areoigesellschaft soll in Mangarewa bestanden haben [5]). Kriege unter den Häuptlingen waren nicht selten, aber unblutig. Die Waffen bestanden in Speeren mit Rochenstachelspitzen und Keulen; auch befestigten sie die Dörfer mit Pallisaden. Die im Kampf Erschlagenen blieben den Siegern zum Frass, und die übrigen Besiegten soll man auf Flössen in das Meer getrieben und durch solche auch Timoë seine Bevölkerung erhalten haben.

Die Mangarewaner lebten in der Polygamie; bei Vornehmen galt die Frau von edelster Familie für die erste. Die Ehe wurde ohne Ceremonien geschlossen und ebenso leicht wieder getrennt. Kindermord war häufig, gewöhnlich übten ihn die Frauen. Die Behandlung derselben war nicht hart und drückend. Vergnügungen lieben sie anscheinend nicht sehr; doch haben sie Tänze, die mit Gesängen und dem Schlagen einer oft nett geschnitzten Trommel von Paritiumholz, die ganz der der Paumotu gleicht, begleitet werden. Auch besassen sie eine besondere Zeitrechnung und Eintheilung des Jahres in Mondmonate und eine Windrose mit 8 Abtheilungen. Die Art des Grüssens war das bekannte Nasen.

Die ersten Versuche zur Bekehrung der Mangarewaner gingen von den Londoner Missionaren in Tahiti aus, die 1834 tahitische Lehrer einführten. Aber 1836 traten katholische Geistliche auf, die sie bald verdrängten und in kurzer Zeit die ganze Bevölkerung für die katholische Religion gewannen, auch umbildend auf alle Verhältnisse eingewirkt haben. Etwas Dauerndes scheinen sie aber doch nicht geschaffen zu haben; die frühere Ergebenheit des Volks gegen sie hat sich jetzt mehr und mehr verloren, und der Einfluss der Perlenfänger, welche die Lagune viel besuchen, bereitet ihnen grosse Schwierigkeiten.

3. Timoë (oder Moë), von Wilson 1797 entdeckt und Crescent benannt, 7 M. SO. von Mangarewa (23° 20′ Br., 134° 35′ Lge.) ist ein Lagunenriff von kaum 1 M. Länge mit einigen kleinen, be-

waldeten Inselchen ohne Palmen um eine unzugängliche Lagune. Sie war von vertriebenen Mangarewanern bewohnt, die 1837 in ihre alte Heimath zurückgekehrt sind.

4. Oeno, 1818 von Henderson entdeckt, aber erst 1824 von Worth benannt, (Beecheys Hercules 1826, Bonds Martha 1825), 20 M. NW. von Pittcairn (24° 1′ Br., 130° 41′ Lge.) ist ein Korallenriff von nur ¼ M. Umfang, an dessen Nordende zwei kleine Sandinseln liegen. In der Mitte der Lagune, deren Südtheil so voller Bänke ist, dass er durchwatet werden kann, liegt ein mit Gebüsch bedecktes Inselchen.

5. Pittcairn, 1767 von Carteret entdeckt und benannt, (25° 4′ Br., 130° 8′ Lge.) ist eine der bekanntesten Inseln des Oceans und hauptsächlich von Beechey und Bennett ausser anderen Reisenden geschildert [7]. Sie ist nur etwas über ½ M. von O. nach W. lang und halb so breit und im Gegensatz zu allen umliegenden Inseln ganz ohne Korallenriffe; allenthalben steigen steile, malerische Felsabhänge, mit üppiger Vegetation bedeckt, aus tiefem Meere auf. Ankergrund ist nur auf einer Bank am Westende, Landungsplätze nur 3, der gebräuchlichste in der Bountybai an der Nordküste jederzeit gefährlich. An der Nordseite erheben sich die Felswände zu einer 400 Fuss hohen Ebene, welche die Felder der Einwohner und im Westtheil das Dorf (Adamstown) enthielt; nach S. steigt sie allmählich auf bis an den Fuss der steilen Bergkette, welche durch die Insel von O. nach W. hinzieht und steil nach der Südküste herabsinkt, und deren Kamm manchmal nur einige Fuss breit ist; sie erhebt sich an beiden Enden zu zwei kleinen Piks, deren höchster, die Lookoutridge über dem Dorfe, 338 M. misst. Das Gestein der Berge ist eine dunkle, basaltische Lava, deren Auflösung einen reichen Boden giebt [8]; die Vegetation, die auf allen nicht angebauten Stellen sehr üppig ist, gleicht durchaus der tahitischen, Kokospalmen und Brodfruchtbäume haben die Colonisten erst eingeführt, sie gedeihen aber nur schlecht. Trinkwasser ist sparsam, da Bäche und Quellen fehlen; die Einwohner waren hauptsächlich auf Regenwasser angewiesen. Das Wetter ist noch weniger beständig und regniger als in den Paumotu; bei Südwestwinden fällt auf den Bergen manchmal selbst Schnee.

Pittcairn ist in früheren Zeiten bewohnt gewesen; die späteren Einwohner fanden noch Beile von Stein, Ueberreste von Marae mit aus Stein gehauenen Bildsäulen, die ganz denen von Raiwawai und

Rapanui gleichen, Gräber mit Skeletten, deren Kopf auf einer Perlmuschel ruhte, welches Thier doch nicht bei der Insel gefunden wird. Aber Carteret fand sie unbewohnt. In neuerer Zeit kam Christian, der Anstifter des Aufstandes, durch den Capit. Bligh, der Befehlshaber der Bounty, abgesetzt wurde, mit 8 anderen der Mannschaft und Eingeborenen von Tahiti beides Geschlechts, um sich der gerechten Strafe zu entziehen, 1790 hierher, verbrannte die Bounty und liess sich auf der Insel nieder. Durch eine Reihe grauenvoller Verbrechen richteten sich die Europäer unter einander selbst und zugleich die eingeborenen Männer zu Grunde, bis endlich der letzte, ein Matrose Adams, durch seine Erlebnisse zur Besinnung gebracht, ein anderes Leben anzufangen und seine Thätigkeit auf die Ausbildung der indessen heranwachsenden Jugend zu richten beschloss, dadurch aber den Grund zur Entwicklung eines Volksstammes legte, der mit den Vorzügen der Polynesier manches Gute der Europäer verbindet und durch seine Liebenswürdigkeit nicht weniger als durch seine Sittenreinheit sich die Vorliebe der Engländer in hohem Grade erworben hat, zumal da diese Colonisten sich als Engländer ansehen und englisch so gut wie tahitisch sprechen. Auf ihre Bitten sind sie, da das anbaubare Land ihrer Heimath für die steigende Zahl nicht auszureichen schien, 1856 nach Norfolk versetzt worden[9]), welche Insel mit Allem, was sie enthielt, ihnen von der englischen Regierung übergeben ist, und auf der sie ihr einfaches Leben in vollster Ungestörtheit fortführen. Ihre Zahl ist (1871) auf 340 gestiegen.

6. Elizabeth, 1606 von Quiros entdeckt und S. Juan bautista benannt, (bei Torres S. Valerio), 1818 von Henderson wieder entdeckt (Kings Elizabeth 1819, (Beechey's Henderson), 22 M. O. von Pittcairn (24° 21' Br., 128° 18' Lge.) hat über 1 M. Länge nach S. und ¼ M. Breite. Sie ist eine erhobene Koralleninsel, das Innere eine etwa 80 Fuss hohe Fläche mit einem Boden von schwarzer Pflanzenerde, welchen einzelne Korallenblöcke und dichtes Gebüsch bedecken; diese Ebene sinkt ringsum in steilen Korallenfelswänden zum Strande herab, den eine neuere Riffbildung umgiebt. Frisches Wasser und Kokospalmen fehlen, auch ist ein Ankerplatz nicht vorhanden.

7. Ducie, von Edwards 1791 benannt, allein schon 1606 von Quiros gesehen, der ihr den Namen Encarnacion gab, O. von Elizabeth (24° 40' Br., 124° 48' Lge.) ist nur ½ M. nach SO. lang,

ein ovales Riff, dessen Südwestseite ganz bloss ist, während die andere einen dicht bewaldeten Landstreifen trägt, dem aber die Kokospalmen fehlen. An der Südostseite führt ein Bootkanal in die tiefe Lagune.

Endlich liegen 15 bis 20 Grade östlicher noch zwei kleine Inseln, die östlichsten aller derjenigen, welche zu schildern ich hier unternommen habe. Die wichtigste derselben ist die westliche, Rapanui (Grossrapa[10a]) bei Cook Waihu oder Teapi), wahrscheinlich zuerst von dem Flibustier Davis 1687 entdeckt und von Roggeveen 1722 Paascheyland (Osterinsel) benannt, später besonders von Cook, la Pérouse, Beechey, Palmer und Gana erforscht[10b]). Sie liegt 250 M. O. von Mangarewa und 500 M. W. von der Küste Amerikas und hat die Form eines rechtwinkligen Dreiecks; die grösste Länge beträgt über 3 M., der Umfang 9, der Inhalt etwas über 2 Q.-M. Die Küsten der Insel sind ohne Einschnitte und Häfen, nirgends finden die Schiffe Schutz, wenn auch der Meeresboden sich allmählich und regelmässig herabsenkt; auch sind nur wenige gute Landungsplätze, und die Landung ist stets sehr beschwerlich. Das Innere ist voll niedriger Berge, die sich allmählich zu den Küsten herabsenken; der höchste im Osttheil der Insel hat 403 M. Höhe. Das Gestein dieser Berge ist vulkanisch, besonders Trachyt, Lava von verschiedenen Farben, auch Obsidian; wohl erhaltene Krater und Mineralquellen finden sich noch, allein die vulkanische Thätigkeit scheint schon seit langer Zeit ganz erloschen zu sein. Der Boden erscheint viel dürrer und rauher, als er es in Wirklichkeit ist; er ist überwiegend felsig und besonders mit einzelnen losen Stücken rauher Lava bedeckt, aber an den Abhängen und in den Thälern durch die Auflösung des Gesteins fruchtbar und ergiebig. Frisches Wasser ist nicht häufig und findet sich nur in Sümpfen und Teichen. fliessendes fehlt ganz; aber das Klima ist feucht genug, um den Anbau ohne künstliche Bewässerung zu gestatten.

Die Fauna der Insel ist sehr arm. Von Mammalien sind Ratten häufig und Ziegen eingeführt, sonst nur Cetaceen. Landvögel scheint es bis auf das zahme Haushuhn nicht zu geben. Seevögel sind viele. An Fischen ist das Meer um die Insel nicht reich; Amphibien fehlen ganz, von Insecten sind ein bis zwei Käfer und Schmetterlinge, einige Centipeden, die Hausfliege in Schwärmen, Mollusken sind zahlreicher. Die Vegetation hat noch ganz den indischen Charakter, die Zahl der Pflanzen ist gering[11]). Wälder

fehlen ganz, eine Edwardsia ist das einzige baumartige Gewächs, sonst finden sich nur Sträucher von höchstens 10 Fuss Höhe; dies ist die Folge der Ausrottung der Wälder durch die Eingeborenen, an einigen Puncten haben sich noch Reste der alten Wälder erhalten. Die wichtigsten Pflanzen sind einige Gräser, Cypereen und Farrenkräuter, nächstdem Cordyline, das wild wachsende Zuckerrohr; die Kokos, die es früher gegeben hat, sind jetzt vertilgt. Das Klima ist warm, doch nicht drückend, Regen fällt das ganze Jahr über; der vorherrschende Wind ist der Ostwind, aber im Winter (April bis October) wird er öfter von Westwinden unterbrochen.

Die Nordküste der Insel, die von O. nach W. geht, bildet zwei grosse, offene Baien, die östliche Hangamahiku (B. espagnole), die westliche Hangakoönu (B. la Pérouse), die letzte umschliesst die kleine Bucht Anakena mit einem guten Landungsplatz. Vom Nordwestcap erstreckt sich die Westküste gegen S., und an ihr liegt die Bai Hangaroa (Cooksbai), der beste Ankerplatz der Insel, da er wenigstens gegen O. ganz geschützt ist; auch geben zwei kleine, sandige Buchten (Hangaroa und Hangapiko) nicht ganz unbequeme Landung. An dem steil abstürzenden Südwestcap liegen zwei kleine Inseln, die nächste (Shiprock) ist ein schroffer Fels, die andere, grössere eben, aber mit steilen Ufern; von da geht die Südküste nach NO., den Ostwinden ganz offen und mit einigen Baien und einem guten Landungsplatz bei Waihu. Von dem Innern der Insel ist wenig bekannt, da bisher nur die Krater genauer geschildert sind. Am Ostcap liegt der Krater Otu-iti, der sich in einer grossen Ebene erhebt, mit einem tiefen Spalt in der östlichen Kraterwand und einem Teich im Grunde; am Nordostcap hat die Kette Teranohanakane einen grossen Krater, der nach N. hin ebenfalls durch eine Spalte offen steht, und dessen Grund schöne Pflanzungen enthält. Der grösste Krater scheint der schon von la Pérouse geschilderte Teranokau am Südwestcap zu sein, der $^1/_4$ M. im Durchmesser und 600 bis 700 Fuss Tiefe hat; eine Spalte durchschneidet die Wand an der Südseite, und der Grund enthält kleine, süsse Seen und Sümpfe nebst Pflanzungen der Bewohner. O. von Hangaroa liegt der Krater Teranohau mit einer Schwefelquelle an seinem Fusse und NO. von ihm ein anderer Krater von 320 M. Höhe.

Die Bewohner von Rapanui sind ihrer Abkunft nach Rarotonganer, denn sie sprechen nicht bloss die Sprache derselben, sie haben auch in ihren Traditionen die Kunde von der Einwanderung ihrer

Vorfahren aus Rapa erhalten. Ihr Charakter zeigt alle Eigenthümlichkeiten der Polynesier in vollstem Maasse, Freundlichkeit und Zutraulichkeit, verbunden mit der Lust am Stehlen und arger Liederlichkeit bei den Weibern, Trägheit, Frohsinn und Vergnügungssucht, Freiheitsliebe; dass sie endlich Geist und Talente sogar in sehr hervorstechender Weise besitzen, ist nicht zu verkennen. Ihre Zahl ist gering. Cook schätzte sie nur auf 700, spätere Reisende nahmen gewöhnlich 1500 an; 1868 waren ihrer durch die Maassregeln der peruanischen Sklavenhändler 930, 1870 in Folge der Pocken nur noch gegen 600. Im Aeussern kommen sie mit den Tahitiern, Markesanern und Neuseeländern ganz überein. Die Männer sind gross, stark, muskulös gebaut, ihr Körper jedoch mehr für Thätigkeit als für Kraftübung geeignet, die Frauen zart und nicht ohne Anmuth; ihre Farbe ist hellbraun und besonders hell bei den Frauen, während die Männer eine dunklere Farbe als andere Polynesier haben, die Züge sind regelmässig und angenehm, die Stirn hoch, die Augen lebhaft und dunkel, die Nase gut gebaut, der Mund mit schönen Zähnen, Haar und Bart lang und schwarz. Sie scheinen gesund zu sein und leiden weniger als andere Polynesier am Aussatz; leider sind die Pocken eingeführt, und die Syphilis soll grossen Schaden thun.

Die Nahrung ist vorzugsweise eine vegetabile und besteht vor Allem aus Pataten, dann Yams, Zuckerrohr, Bananen; von Thieren essen sie Hühner, Ziegen, Fische, Ratten, selbst Ungeziefer verschmähen sie nicht, und die Anthropophagie besteht noch jetzt. Sie kochen in den bekannten Oefen [12a]) und hüten sich beim Tödten der Thiere ihr Blut zu vergiessen; ihr Getränk ist Wasser, dass sie, wie frühere Reisende glaubten, auch Meerwasser trinken, ist ein Irrthum, sie brauchen es bloss an der Stelle des Salzes. Die Kleidung der Männer besteht in einem Maro aus Zeug, der an einem Gürtel von Frauenhaaren befestigt ist und nicht selten durch Kräuter oder Seegras ersetzt wird, dann häufig noch aus einem Mantel von Zeug (nua), der am Halse zusammengebunden wird; die Frauen tragen gewöhnlich ein Unterkleid von Zeug, das von der Mitte des Leibes lang herabhängt, statt dessen nicht selten aber auch bloss den Maro, dann noch einen Mantel von Matte über die Schultern. Das Haar haben die Männer gewöhnlich abgeschnitten, die Frauen dagegen lang oder auf den Kopf aufgebunden, die ersten auch manchmal noch ein aus Gras geflochtenes und mit Huhn- und See-

vogelfedern besetztes Netz, die zweiten geflochtene Mattenhüte mit zwei Krempen, aber diese Kopfbedeckungen sind jetzt ausser Gebrauch gekommen. In den Ohrlappen haben sie gewöhnlich grosse, bis auf die Schultern herabgezogene Löcher, in die sie zu Zeiten Zuckerrohrblätter oder geschnitzte Stücke Holz besonders bei Festen stecken; sie schlagen diese Ohrlöcher oft auch über den obern Theil des Ohrs oder knüpfen beide im Nacken zusammen, dazu tragen sie noch Ringe mit Muschelschalen im Ohr. Den Bart schneiden die Männer mit scharfen Steinen ab. Halsbänder haben sie von Muscheln und Knochen. Tättowirung ist allgemein, bei den Männern über den ganzen Körper, kunstvoll und geschickt, der der Neuseeländer ähnlich; die Frauen waren früher nur im Gesicht tättowirt, jetzt aber sind sie es auch über den Körper. Diesen bemalen die Männer ausserdem noch roth, weiss und schwarz nach verschiedenen Mustern, die Frauen bloss mit rother Farbe. Auch die Aufschlitzung der Vorhaut ist Sitte. Die Häuser sind lange, niedrige, umgekehrten Booten ähnliche Hütten, die auf Platformen von grossen, viereckigen Lavablöcken stehen, deren Seiten krumme Linien bilden. Auf diesen stehen zwei Reihen Pfosten, von denen die mittelsten die höchsten sind, die übrigen allmählich niedriger werden, und die gegen einander gebogen und durch Querhölzer verbunden sind; über das Ganze liegt ein bis zum Boden reichendes Dach von Zuckerrohrblättern, und keine andere Oeffnung als ein thürähnliches Loch führt in die dunkle Hütte. Ausser diesen Wohnhäusern gab es früher, (denn jetzt baut man sie nicht mehr), ähnliche sehr grosse Gebäude von bis 200 Fuss Länge mit steinernen Seitenwänden und einem Blätterdach, die nicht, wie la Pérouse glaubte, die Bevölkerung eines ganzen Dorfs aufnahmen, sondern zu Versammlungen und Festen dienten. Höchst merkwürdig sind aber noch die steinernen, halb unter die Erde gebauten Häuser von grossem Alter, in die eine schmale, niedrige, abwärts gehende Oeffnung führt, und die sehr kunstvoll mit dicken Seitenwänden und dachziegelartig über einander liegenden Steinen darüber errichtet und oben mit dünnen Steinplatten bedeckt sind; diese Häuser, deren Inneres mit rohen Bildern geziert ist, sollen Wohnungen früherer Häuptlinge gewesen sein [12b]).

Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist der Landbau, den sie früher wenigstens in ausserordentlicher Ausdehnung betrieben; die Pflanzungen sind regelmässig, sorgfältig und mit Geschick an-

gelegt und werden mit Gras gedüngt. Hauptgegenstände der Cultur sind Pataten und Yams, nächstdem Taro, Bananen und Zuckerrohr, den Papiermaulbeerbaum ziehen sie hinter Steinwällen zum Schutz gegen die Winde. Von Hausthieren haben sie bloss Hühner. Fischfang treiben sie nur sehr beschränkt; sie haben kleinmaschige Netze und brauchten in früherer Zeit auch grosse steinerne Angelhaken (rou), nach Krebsen und Muscheln tauchen sie. Ihre Boote bauen sie, weil sie grössere Bäume ausser einigem Treibholz nicht besitzen, aus kleinen Holzstücken von höchstens 4 Fuss Länge und $^1/_2$ Fuss Breite, die sie zusammennähen und kalfatern; aber diese schmalen, bis 20 Fuss langen Boote mit erhöhten Enden und Auslegern können sich nicht von den Küsten entfernen, sie besitzen auch so wenige, dass sie deshalb häufig, auf Rohrbündeln schwimmend, worin sie sehr erfahren sind, an die Schiffe kommen. Zeuge bereiten sie aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes und färben sie gelb mit Curcuma und Hoheria populnea; die Rinde des Paritium tiliaceum giebt Fasern zu Gürteln und Netzen. Wahrhaft bewundernswerth ist im Verhältniss zu ihren dürftigen Werkzeugen aus Knochen, Muscheln und Stein ihre Geschicklichkeit im Schnitzen von Holz und die Herstellung der Bilder aus vulkanischem Gestein, welche letztere sie mit einem zahnartigen Meissel aus Stein ausarbeiten. Ihre übrigen Geräthe sind sehr einfach; sie schlafen auf Matten und haben einen Stein zum Kopfkissen.

Ueber ihre religiösen Ansichten sind wir nur dürftig unterrichtet. Nach den Missionaren glaubten sie früher an eine Gottheit Makemake, die Alles, auch die Menschen, geschaffen habe; daneben hatten sie noch sogenannte Hausgötter, die ohne Zweifel als aus den Seelen gestorbener Vornehmer hervorgegangen angesehen wurden. Sie haben auch Bilder derselben, kunstvoll aus Holz geschnitzt, mit monströsen Köpfen, die Augen aus Knochen und Obsidian gemacht, die in den Wohnhäusern an den Dächern hingen, allein nur zu Zeiten Verehrung empfingen, ebenso Bilder von Thieren aller Art. Die Tempel wurden wohl gewöhnlich durch die Begräbnissstellen vertreten; allein es finden sich auch besondere gepflasterte Plätze erwähnt, die man für nichts Anderes halten kann, mit steinernen Altären, die in kunstvoller Weise in Form roher Menschenbilder ausgehauen sind[13]. Der Cultus bestand in Anrufung der Götter, deren Willen der Priester erklärte, in Opfern an Lebensmitteln, auch an Menschen, und in der Feier gewisser, zu bestimmten

Zeiten wiederkehrender Feste (arkauti), von denen das erste im Frühjahr 2 Monate dauerte, das zweite im Sommer mit der Errichtung einer Pyramide aus Zweigen (paina) endete, das dritte in den Winter fiel; bei allen fanden Tänze, Gesänge, Spiele aller Art statt. Das Tapu bestand in vollster Kraft; an Gegenständen wurde es durch kleine, 3 bis 4 Fuss hohe Steinhaufen bezeichnet, deren Spitze mit Kalk geweisst war.

Bei Begräbnissen sollen keine Feierlichkeiten stattfinden. Die Leiche wird in Zeug oder in Rohr und Gras gewickelt und entweder in eine Felsspalte versteckt oder gewöhnlicher mit dem Kopf gegen das Meer hin auf das Papakoo gelegt, eine Terrasse gewöhnlich nahe am Meere, die von hohen, auf der Seeseite manchmal geweissten Steindämmen eingefasst ist und auf oder neben der kleine Haufen von oben geweissten Steinen liegen, die wahrscheinlich Gräber bedecken. Hierher gehören auch die sogenannten Bildsäulen moai) die der Insel so grossen Ruf verschafft haben und seit Roggeveen's Zeit von Allen, die Rapanui besucht, geschildert sind. In neuerer Zeit werden sie von den Eingeborenen nicht mehr errichtet, auch sind alle mit wenigen Ausnahmen jetzt umgestürzt und zerstört. Es sind eigentlich rohe Säulen, aus vulkanischem Gestein gehauen, von 16 bis 30 Fuss Höhe; der obere Theil der Säule ist nicht ohne Kunstfertigkeit zu einem Menschenkopf mit lang herabgezogenen Ohren ausgearbeitet, und auf dem Scheitel ruht ein zugehauener Stein in Form einer grossen Mütze. Die Säulen bestehen aus grauem Trachyt und sind in dem Krater Otu iti gemacht, wo sich noch jetzt eine unvollendete findet, das Gestein der Mütze ist die rothe Lava des Kraters Teranohau. Sie stehen fast alle an den Küsten auf Fussgestellen und diese auf viereckigen, von Steinmauern gebildeten Platformen, theils einzeln, theils viele zusammen, stets mit dem Rücken gegen das Meer gewandt. Dass diese Säulen auf den Gräbern der Vornehmsten stehen, die nach ihrem Tode vergöttert sind, und Darstellungen derselben sein sollen, (weshalb auch jede einen besondern Namen führt), hat schon Forster gesehen, und wenn frühere Reisende diese Plätze geradezu Marae nennen[14]), so haben sie darin vollkommen Recht; es sind Grabplätze, die zugleich als Tempel dienten. An der Hinterseite der Bilder sind manchmal Zeichen ausgehauen, wie sich deren auch an den Wänden der steinernen Häuser finden. In neuester Zeit sind dünne Bretter (rohau rongo rongo) von hier nach Europa gekommen mit langen Reihen

von eingeschnitzten Zeichen, die einer Schrift so ähnlich sehen, dass man sie anfangs wirklich für eine polynesische Hieroglyphenschrift hat halten wollen; da die Zeichen auf den Bildsäulen sich auch auf diesen Inseln wiederfinden, so hat die Vermuthung, dass sie eigentlich den Zweck hatten, die Genealogieen der vornehmen Häuptlinge dem Gedächtniss besser einzuprägen, sehr an Wahrscheinlichkeit gewonnen [15].

Was über ihre Verfassungsverhältnisse berichtet wird, beruht zum Theil wohl auf Missverständnissen. Sie haben einen König (ariki); ursprünglich war die Würde erblich, in der neuesten Zeit scheint der Einfluss der mächtigen Häuptlinge so gestiegen zu sein, dass sie die Erblichkeit abgeschafft haben, denn sie sollen sich jetzt bei dem Tode des Königs bei dem Krater Teranokau versammeln, um durch Stimmenmehrheit einen unter ihnen zu seinem Nachfolger zu wählen, wobei die Candidaten nach den kleinen Inseln am Südwestcap hinüberschwimmen müssen, um von da Seevögeleier zu holen. Jedenfalls erklärt eine solche Ordnung die unter ihnen stattfindenden Unruhen. Das äussere Zeichen der Häuptlingswürde ist das Tragen eines langen Stocks, dessen oberes Ende in einen Menschenkopf geschnitzt ist. Bei ihren Strafen vermeiden sie Blut zu vergiessen und ziehen das Steinigen vor. Der Grund und Boden scheint Privateigenthum zu sein, das sie durch Tapusteine bezeichnen. Früher hielt man sie für harmlos und friedlich, jetzt sind Kämpfe unter ihnen nicht selten. Sie brauchen dazu Keulen von zwei Arten, die eine, den Patupatu der Maori ähnliche, die andere kürzer und mit daran geschnitzten Menschenköpfen, lange Speere und Wurfspiesse mit Obsidianspitzen, Steine, die sie ohne Schleudern werfen; Zeichen zu geben, dient die Muscheltrompete.

Ihre Vergnügungssucht wird durch die geringe Mühe, die ihnen der Anbau des Landes macht, sehr bestärkt. Tänze lieben beide Geschlechter sehr und begleiten sie auch mit Liedern; musikalische Instrumente werden nicht erwähnt. Sie kennen eine Art Chronologie und bestimmen die Monate nach dem Mondsumlauf. Im Handel zeigen sie sich ebenso geschickt als eifrig.

Ihre Verbindungen mit den Europäern sind für sie bis jetzt fast nur eine Quelle des Verderbens und Elends geworden. Bei ihrer Freundlichkeit und Gefälligkeit wurden sie um so leichter die Beute gewissenloser Händler; schon 1806 entführte ein amerikanischer Fischer nach einem heftigen Gefecht viele, um sie als Arbeiter

zu brauchen. Solche Vorfälle haben begreiflich grosse Erbitterung erregt und sie so feindselig gegen Fremde gemacht, dass sie allmählich in den Ruf wilder, verrätherischer Barbaren geriethen. 1863 gründeten peruanische Menschenhändler hier ein Depot, um aus den umliegenden Archipelen Arbeiter zusammenzuholen, und führten bei dieser Gelegenheit auch den grössten Theil der Einwohner nach Peru; als die drohende Haltung der französischen Regierung die peruanischen Behörden zu ihrer Zurücksendung bewog, brachten sie leider die Keime der Blattern auf ihre Insel. 1866 liessen sich katholische Geistliche unter ihnen nieder, denen es in kurzer Zeit gelang, sie für das Christenthum zu gewinnen; aber die Bekehrung ist nicht nachhaltig gewesen, schon nach wenigen Jahren sahen die Missionare sich gezwungen, die Insel zu verlassen, und sie haben ihre treuesten Anhänger nach Mangarewa geführt.

Endlich liegt noch viel östlicher die kleine Felseninsel Sala y Gomez, wie sie nach dem Spanier, der sie 1793 entdeckt hat, benannt ist, (Gwynrock 1802, Delano und Pelegrino 1805, Pike 1809, Wareham, Grey, 26° 28' Br., 105° 20' Lge.), die östlichste der Inseln, welche ich als die oceanischen bezeichne, die aus zwei durch niedriges Land verbundenen Höhen von grauen, vulkanischen Felsen besteht und fast durchaus nackt und kahl ist.

SIEBENTER ABSCHNITT.

Der Archipel der Markesas.

ERSTES KAPITEL.

Die Markesas.

Der Archipel der Markesas ist 1595 von Alvaro Mendana entdeckt worden, der jedoch nur die südliche Gruppe desselben kennen lernte, welche J. Cook, seinen Spuren folgend, 1774 wieder entdeckte; 1791 stiess der Amerikaner Ingraham zufällig auf die nördliche Gruppe, die nach ihm Marchand 1791 und Hergest 1792 genauer bestimmten, und die 1804 Krusenstern besucht und bei dieser Gelegenheit die erste gründliche Schilderung der Bewohner

der Inseln geliefert hat, die noch jetzt von Werth ist [1]). Später haben besonders Stewart 1829, Bennett 1835, d'Urville 1838 [2]) und nach der französischen Besitznahme die Franzosen Dumoulin, Jouan, ganz vorzüglich aber Jardin [3]) unsere Kenntnisse von diesem Archipel erheblich gefördert.

Der Name, den ihnen Mendana beigelegt hat, (denn die Eingeborenen haben keinen allgemeinen Namen), war der der Markesas de Mendoza nach dem damaligen Vicekönig von Peru. Da der erste Entdecker nur die südliche Gruppe gesehen, die nördliche aber von Marchand die Revolutions-, von Vancouver die Hergest-, von dem Amerikaner Roberts 1793 wahrscheinlich die Washingtoninseln benannt worden ist, so schlug Fleurieu für die beiden Gruppen die Namen der Markesas- und der Washingtoninseln und für das Ganze den Namen des Mendanaarchipels vor; indessen ist das trotz Krusensterns Beistimmung nicht angenommen, vielmehr Markesas der allgemeine Name des Archipels geblieben, für den jedoch manchmal auch der Name Nukuhiwa gebraucht wird. Von den beiden Gruppen zählt die südliche 5, die nördliche, welche, durch einen breiteren Kanal getrennt, im NW. von ihr liegt, 7 Inseln. Sie erstrecken sich zusammen in der Richtung von NW. nach SO. 48 M. lang und 12 M. breit von 8 bis 11° S. Br. und 138° 30' bis 141° W. Lge. Von Tahiti liegen sie 200 M. im NO., von Hawaii 500 im SSO. Der Gesammtinhalt der Inseln beträgt etwas über 23 Q.-M.

Wenn auch zwischen den Markesas und den Societätsinseln unleugbar eine nahe Verwandtschaft besteht, so finden sich doch andererseits wieder die wesentlichsten Verschiedenheiten zwischen ihnen. Zunächst fehlen in den Markesas die grossen Barrierriffe der Societätsinseln gänzlich; sogar Küstenriffe sind selten und finden sich nur im Grunde einiger Buchten, die vor dem Eindringen der Meereswellen geschützt sind. Ueberall um die Inseln ist das Meer sehr tief und für die Schifffahrt keine Gefahr. Mit der Seltenheit der Riffe hängt auch der Mangel an Häfen zusammen: denn wenn auch mehrere Buchten Ankerplätze darbieten, so leiden doch alle durch den Mangel an Schutz, die von den steilen Bergen umher plötzlich herabstürzenden Windstösse und die grosse Tiefe des Wassers. Die Inseln sind (bis auf eine) hoch und bergig; allein die Berge, welche die Höhe von 1600 M. nicht übersteigen, gewöhnlich die Form von Ketten haben und allenthalben zu den

Küsten wie in die Thäler in steilen und schroffen Abhängen sich herabsenken, erfüllen das Land ganz, die schönen Küstenebenen der Societätsinseln sucht man vergebens. Einigermaassen werden sie durch die unteren Theile der kleinen, in den höheren Gegenden tiefe Schluchten bildenden Gebirgsthäler ersetzt, die an den Buchten zu enden pflegen; der Boden, der auf den Bergen, namentlich in den höheren Theilen, felsig und nichts weniger als fruchtbar ist, zeigt in diesen Thalebenen eine ausserordentliche Fruchtbarkeit, von der eine üppige Vegetation die Folge ist. Die Thäler sind durch zahlreiche Flüsschen und Bäche gut bewässert; Sümpfe fehlen, und Kaskaden, die über die steilen Bergabhänge hoch hinabstürzen, sind ein besonderer Schmuck dieser Inseln. Man sieht hiernach leicht ein, dass, so malerisch, oft selbst grossartig auch die landschaftliche Bildung des Archipels ist, er sich doch für Culturverhältnisse wenig geeignet erweist.

Die Berge bestehen aus vulkanischen Gesteinen, nach Jardins genauer Schilderung von Nukuhiwa[4]) Basalt, Trachyt, Peridotit, Skorien, Laven u. s. w., andere Gesteine sind selten. Von Kratern ist nirgends eine Spur, offenbar sind die Berge submarin gebildet und erst später erhoben worden; Erdbeben sind nicht häufig, dagegen giebt es Mineralquellen (waikawa). Was die Flora betrifft, so ist bisher allen Beobachtern die grosse Aehnlichkeit mit der von Tahiti aufgefallen; das ist auch ihr Hauptcharakter, obschon sie bei weitem ärmer und einfacher als die tahitische ist. Die Zahl der bis jetzt bekannt gewordenen Pflanzen beträgt gegen 400, von denen über 200 Phanerogamen und darunter 140 sind, welche die Inseln mit Tahiti gemein haben; auffallend ist die Menge der Kryptogamen (49 Algen, 29 Pilze, 54 Flechten, 20 Moose, 23 Farren), ausserdem sind die an Zahl der Arten bedeutendsten Familien die Gräser, Laguminosen, Solaneen, Convolvuleen, Syngenesisten, Malvaceen, Euphorbiaceen. Von Palmen sind 3 Arten, ausser der Kokospalme die Corypha umbraculifera und eine Zwergpalme[5]). Bis auf einige kahle Bergspitzen ist alles Land mit Grün bedeckt, aber die Berge tragen nur an den geschützten Abhängen Bäume, sonst Gras, Farren, Gesträuch; dagegen prangen die Thäler in dem Schmuck der prächtigsten Vegetation, und der reiche, aus der Auflösung des vulkanischen Gesteins entstandene Boden ist mit Wäldern von wildwachsenden Fruchtbäumen bedeckt, unter denen kein in Tahiti sich findender vermisst wird[6]).

Die Fauna der Markesas ist an Landthieren überaus arm. Von Mammalien giebt es eine Ratte, und die Eingeborenen besassen zahme Hunde und Schweine. Vögel finden sich zusammen einige 20 Arten, von denen kaum die Hälfte Landvögel sind, und von diesen sind vielleicht nur 4 eigenthümlich, die übrigen tahitische Vögel. Von Amphibien giebt es 2 Arten Eidechsen; Insecten sind sehr sparsam und den tahitischen ähnlich, einige Schmetterlinge, Koleopteren, Orthopteren, Ameisen, wenige Dipteren, darunter aber sehr lästige Moskiten. Dagegen sind Seethiere viel häufiger und mannigfaltiger, von Mammalien Delphine und Kaschelots, Seevögel von den gewöhnlichen Arten, Fische in grosser Fülle und Verschiedenartigkeit, allein grösstentheils solche, die sich auch bei Tahiti finden, von Amphibien einige Schildkröten, Mollusken und Zoophyten nicht in solcher Menge als in anderen Archipelen.

Das Klima der Inseln gilt für gesund, obschon sein Grundcharakter Hitze und Feuchtigkeit ist. Das Thermometer scheint in der Regenzeit im Durchschnitt 29' bis 33, in der Trockenzeit 25 bis 30° C. zu stehen. Die Jahreszeiten hängen grossentheils mit den Winden zusammen. Das ganze Jahr über herrscht der Passat, der zwischen NO. und SO. weht; selbst in der Regenzeit vom December bis April ist er der häufigste Wind, obwohl er oft von Nord- und Nordwestwinden unterbrochen wird, die schweren Regen mit sich bringen; Stürme und Gewitter sind jedoch selten. Diese Regen dauern im Innern der Inseln auf den Bergen noch fort bis in den Juli, erst dann tritt die volle Trockenzeit ein, die, wenn sie lange anhält, selbst der Vegetation Schaden zu bringen vermag.

Die einzelnen Inseln sind folgende:

A. Die südliche Gruppe. 1. Fatuhiwa (oder Ohitaoa, bei Mendana la Madalena), die südlichste und östlichste aller Inseln (10° 26' Br., 138° 37' Lge.), hat etwa 2 M. Länge, 1 M. Breite und 5 M. Umfang. Die Mitte durchzieht in der Hauptrichtung der Insel eine von N. nach S. gehende Bergkette mit zackigen Gipfeln, von denen der höchste bei Hanawawa 1120 M. hoch ist; von ihr senken sich die Seitenketten und Thäler nach beiden Küsten herab. Die östliche ist besonders steil und schroff, hat wenige Thäler und Baien und keinen Anker- und bei der starken Brandung auch keinen Landungsplatz; an der westlichen liegt N. von dem steilen C. Venus (213 Met.), dem Südcap der Insel, das liebliche, mit üppiger Vegetation geschmückte Thal Omoa mit der Bai Bonrepos

und $^1/_2$ M. nördlicher das ebenso schöne Thal Hanawawa mit der Bai des Vierges, aber die Ankerplätze in beiden Baien scheinen nicht gefahrlos zu sein. Etwa 3 M. O. von der Insel ist die 1844 entdeckte, gefährliche Klippe Thomasset (Ariadne), ein bedeckter Fels.

2. Motane (Mendanas S. Pedro, bei Cook Onateyo), 8 M. NNW. von Fatuhiwa, 3 M. S. vom Ostcap von Hiwa'oa und ebenso weit O. von Tahuata (10° 1' Br., 138° 50' Lge.) ist von N. nach S. etwas über 1 M. lang und eine hohe, bergige, unbewohnte Insel, deren höchste Gipfel 520 M. messen, aber dürr und wenig fruchtbar; nur einige Gipfel und Schluchten zeigen Bäume und bessere Vegetation. Nirgends hat sie Schutz für Schiffe. Nahe am Südcap liegt ein grosser hoher Felsen und im S. der Insel die grosse, gegen S. sich erstreckende Bank la Solide, die den Schiffen aber keine Gefahr bringt.

3. Tahuata (Mendanas S. Christina, bei Cook Waitahu), $9^1/_2$ M. von Fatuhiwa, ist 2 M. lang und 1 M. breit und hat 5 M. im Umfang; sie liegt S. von Hiwa'oa, von dieser durch die $^3/_4$ M. breite, tiefe Bordelaisstrasse getrennt. Die Mitte durchschneidet eine Bergkette, die in der Hauptrichtung der Insel nach S. zieht, und deren höchste Spitzen im Nordosttheil bis 1000 M. aufsteigen sollen [7]; die oberen Abhänge sind erstaunlich steil, dann beginnen die bis an die Küsten reichenden und an ihnen mit steilen Abstürzen endenden Bergzüge, das Ganze macht einen ernsten, rauhen Eindruck, zumal da die Abhänge grossentheils nur Gras und niederes Gesträuch zu tragen pflegen. Besonders besteht der Südtheil der Insel aus steilen, schwarzen Felsabhängen, und diese Berge erschweren den Verkehr so, dass die Bewohner beider Küsten den Weg zu Wasser um die Insel den Pässen über die Berge vorziehen. Zwischen diesen Bergzügen ziehen die Thäler nach den Küsten herab, zusammen auf beiden 13, die manchmal keinen Bach enthalten, wie überhaupt die Bewässerung nicht reichlich, der Boden, obschon reich, doch trocken und steinig ist; aber ihr Anblick ist durch die schöne Vegetation, die sie schmückt, in hohem Grade reizend. Die Ostküste ist besonders steil und dabei ganz schutzlos, die Thäler, obschon sie mehr anbaubares Land als die westlichen haben, daher schlechter bewohnt; die bedeutendsten sind Motubu am Nordende, nahe dabei das kleine Thal Hanawani, dann Haäoibu, Waitahu gegenüber, Hanatetena, das grösste aller Thäler der Insel, $1^1/_2$ M. südlicher Hanateio. Die Westküste hat mehr solcher durch

steile Berge getrennter Thäler; im S. Hanatuuna, Hanatefau, Hapatoni (Marchands Anse des amis), das in zwei Buchten endet, und Hanapoho. Auf das letzte folgt die Bai Waitahu (Mendanas Madre de dios, Cooks Resolution, 9° 55′ Br., 139° 5′ Lge.), ein erträglicher, obwohl durch Windstösse gefährdeter Ankerplatz, allein der einzige der Insel für grössere Schiffe, von hohen, steilen Bergen umgeben; im Grunde liegt ein felsiges Cap, das zwei von schönen Bächen bewässerte Thäler, Hamamiai im S. und Waitahu im N., scheidet. Nördlicher ist noch die Bai Amanoa mit einem Ankerplatz, allein ohne Trinkwasser.

4. Hiwa'oa (Mendanas Dominica), die grösste Insel der südlichen Gruppe, hat 5 M. Länge, 2½ M. Breite und 14 M. Umfang. Auch sie wird von einer Gruppe hoher, dürrer und rauher Berge durchzogen, die besonders im Osttheil die Berge von Tahuata an Steilheit und Zerrissenheit noch übertreffen, und von denen ein Gipfel S. von Hanamenu 1600 M.[8]), ein anderer S. von Puamau 860 M. Höhe haben soll. Aber zwischen diesen Bergen liegen auch viele Thäler, die wie die unteren Bergabhänge gut bewaldet sind und die Insel zu der reichsten, ergiebigsten und bevölkertsten des Archipels machen. Das Ostcap ist das steile Cap Balguerie von 390 M. Höhe (9° 45′ Br., 138° 49′ Lge.), an dessen Fuss einige hohe Klippen im Meere liegen; von ihm geht die Nordküste gegen W., von steilen Bergen eingefasst, zwischen denen mehrere schöne Thäler in das Innere führen, so Puamau, dessen Bai einen offenen und unsicheren, aber von grossartigen Bergmassen eingeschlossenen Ankerplatz bietet, Hanahi und Hanaiapa mit Ankerplätzen für kleine Schiffe, die letzte Bai 3½ M. von C. Balguerie und durch eine hohe Kaskade ¼ M. im W. davon kenntlich, 1 M. weiter die Bai Hanamenu, die durch einen thurmartigen Felsabhang in zwei Buchten getheilt, allein den Westwinden ganz offen ist. Von ihr führt ein Landweg über die Berge zur Südküste nach Atuona. Die Südküste der Insel, die von C. Balguerie erst nach SW., dann nach W. sich erstreckt, ist nicht weniger steil und bergig und grossentheils von senkrechten Felsabhängen begrenzt; sie hat mehrere Baien, von denen aber keine vor dem Passat geschützt ist, wie denn auch die Meeresschwelle das Landen sehr erschwert. Die erste ist die Bai Hanahehe (B. du Sandal), von der ein grosses Thal in das Innere geht; dann folgen die Baien Hanamate, die tiefer als die vorige ist, Punahe, Taähuku (Taogu, B. Roquefeuil), die beste von allen,

die sogar für grössere Schiffe zugänglich, allein viel zu schmal ist, westlicher ganz nahe Atuona und die westlichste die Bai Taaoa (B. des traitres), die gegen O. keinen Schutz hat, und in der die kleine, spitze Insel Hanake liegt. Der ganze Westtheil der Insel ist unbewohnt und unerforscht.

5. Fetuhuku (Cooks Hood, Wilsons Tibua), die nördlichste und kleinste Insel der südlichen Gruppe, 4 M. N. von Hiwa'oa (9° 25' Br., 138° 58' Lge.) hat nur 3/4 M. Umfang und ist ein dürrer, steiler, einem Zuckerhut ähnlicher Felsen von 360 M. Höhe mit flachem Gipfel. An der Nord- und Südseite liegen noch kleine Felsklippen im Meere. Sie ist unbewohnt.

B. Die nördliche Gruppe. 1. 'Uapöu, (Ingrahams Adams, Hergests Trevenen, Marchands Marchand, Jefferson von Roberts), die südlichste Insel dieser Gruppe, 14 M. NW. von Hiwa'oa und 6 von Nukuhiwa (9° 21' Br., 140° 5' Lge.) hat in der Richtung von N. nach S. 2 M. Länge, 1 M. Breite und 5 1/2 M. Umfang. Vor allen Inseln des Archipels ist sie ausgezeichnet durch die seltsamen und bizarren, Thürmen und Säulen gleichenden Formen der Berge, die im Nordtheil in einem 1190 M. hohen Pik kulminiren, von dem drei Bergzüge sich nach NW., O. und S. ausdehnen; im Gegensatz dazu bilden die Küsten mit ihren stillen, anmuthigen, üppig bewaldeten Thälern das lachendste Bild. Von dem Südcap, über dem sich ein kenntlicher Tafelberg mit zwei säulenartigen Spitzen erhebt, geht die Westküste nach NNW., an ihr liegen zwei Baien, die eine nahe am Südcap, Hakatao (Hergests Friendlybay), mit sehr lieblichen Ufern, aber schlechtem Ankergrunde, die andere S. vom Westcap der Insel, Waieo (Marchands Anse de bon accueil, Jarvisbai der Walfischfänger), der beste Ankerplatz der Insel, aber gegen W. ganz offen. Die Nordküste erstreckt sich vom Westcap nach ONO., sie enthält drei Baien, von denen die mittelste, Hakahekau, den Zugang zu einem der romantischsten Thäler der Insel bildet. Die Nordostküste reicht vom Nordcap der Insel, vor dem eine kleine, flache Insel liegt, SO. bis zum Ostcap, das durch zwei dürre Felsen davor kenntlich ist; von hier wendet sich die Ostküste gegen S. bis zum Südcap, von schwarzen Felsen begrenzt und ganz schutzlos. Vor ihr liegen am Südende noch drei kleine Felseninseln, le Pic (von Marchand, Wilsons Church), die einer grossen Kathedrale gleicht, Obelisk (von Marchand, Wilsons Stack, jetzt auch Sugarloaf), ein von Vogeldung weiss gefärbter, einem Zuckerhut

ähnlicher Fels, und S. vom Südcap Gunnersquoin (Ingrahams Lincoln, Marchands Platte, bei Roberts Revolution, Wilsons Level), eine kleine, mässig hohe, grüne Insel.

2. 'Uahuka (Huahuna, Ingrahams Washington, Hergests Riou, bei Roberts Massachusets), die östlichste Insel dieser Gruppe, 6 M. O. von Nukuhiwa (8° 58' Br., 139° 27' Lge.) hat eine fast runde Form mit einem Durchmesser von 1½ M. und einem Umfange von 4 M. Auch sie ist voll hoher, steiler, seltsam geformter Berge, hat aber auch viele schöne, reiche, gut bewaldete Thäler und eine grössere Ausdehnung ebenen Landes als die anderen Inseln. Namentlich scheint das von dem Westtheil zu gelten; der östliche ist viel höher, in ihm erhebt sich über Hananai der höchste Pik des Landes (740 M.) und östlicher ein kenntlicher, doppelgipfeliger Berg. Das Nordcap der Insel, Dangerpoint, hat zwei Felsen vor sich; die Westküste ist hoch und besteht aus wilden, steilen Felsen, am Südende hat sie eine Bai mit sehr romantischen Ufern, die wahrscheinlich Schutz gegen den Ostwind hat und im S. mit dem Südwestcap der Insel endet, bei dem noch eine höhere Insel (New bei Hergest) und eine kleinere, flache liegen. Die Südküste enthält nahe O. von diesem Cap die Bai Waitake (Invisible), die tief in das Innere eindringt, allein bei der Schmalheit des Einganges nur für kleine Schiffe taugt; von ihr im O. liegt die grössere Bai Hananai, der beste Ankerplatz der Insel, und vor ihr zwei felsige Inseln, von denen die östliche Sugarloaf heisst.

3. Nukuhiwa (Nukahiwa, Ingrahams Federal, Marchands Baux, Hergests S. Henry Martin, Adams bei Roberts, Porters Madison 1813), die grösste Insel des Archipels, ist von rechteckiger Form und hat 4 M. Länge, 2½ M. Breite, 14 bis 15 M. Umfang und gegen 8 Q.-M. Inhalt. Sie ist voller wilder, rauher Berge von manchmal sehr grossartiger Bildung mit kahlen Spitzen und dünner, dürftiger Vegetation; ihre Schönheit liegt besonders in den malerischen, reichen und gut bewässerten Thälern, einen besondern Vorzug vor den übrigen Inseln verleihen ihr die brauchbaren Ankerplätze. Ihr Südcap ist C. Tikapo (Hergests C. Martin, Towerbluff bei Jones), ein hohes, steiles Cap, das einem zerfallenen Thurm gleicht, und nahe bei dem der 10 Fuss hohe, einem segelnden Boot ähnliche Fels Teoho tekea liegt. Von diesem Cap geht die Südküste, die grösstentheils von steilen Felsen gebildet, aber ganz gefahrlos ist, nach W. Sie enthält nahe W. bei C. Tikapo die grosse

Bai Umi (oder Taipii, Hergests Comptroller B.), die bedeutende Tiefe und schlechten Schutz hat, und in deren Grunde 3 Arme in das Innere eindringen, die alle Ankerplätze haben, und an denen 3 schöne, reiche, durch steile Bergrücken von einander getrennte Thäler enden, im O. Umi, dann Hakahaha (Taipiiwai) und im W. Hakapaha (Akapua), welches letzte in zwei Buchten ausläuft. Von da bildet die Küste 1½ M. lang einen steilen, wie abgeschnittenen, kahlen Felswall vor den 500 bis 700 M. hohen Bergen bis zur Bai Taiohae, (Hergests Annamaria, Porters Massachusetts, 8° 55′ Br., 140° 6′ Lge.), welche des guten Schutzes halber der beste Ankerplatz des Archipels ist und aus einem ¼ M. breiten und ½ M. tiefen Kanal mit gutem Grunde und sicherm Eingang zwischen 2 Inselchen (den Sentinelles [Fannings Sisters 1798], zwei grauen, kahlen, durch schmale Pässe vom Lande getrennten Felseninselchen, Motunui[9]) im W. und Matau im O.) besteht; dahinter liegt ein sehr schönes Thal, das sich später in mehrere kleine auflöst. Auch W. von Taiohae ist die Küste fortwährend steil und felsig; an ihr ist nahe bei jener Bai die kleine Bai Haä otupa (Collet), dann folgt die von Roquefeuil der Walfisch benannte Höhle loa), aus deren oberer Oeffnung das Meer hoch aufschlägt, darauf die Bai 'Uahuka (B. des Sandwichois) und nahe bei dieser die grosse Bai Taioha (Louis der Sandelholzhändler, Krusensterns Tschitschagoff), 1 M. von Taiohae, die in 2 Buchten zerfällt, Hakaui im W. mit einem Ankerplatz, der an Werth dem von Taiohae kaum nachsteht, und Hakatea im O.; hinter ihr dringt ein grosses Thal zwischen steilen Felswänden weit in das Innere ein.

Von Taioha geht die Küste der Insel, welche sich hier allmählich zum Strande senkt und unfruchtbar und unbewohnt ist, auch nur eine Bai, Mataëwa, enthält, nach NW. bis zum Westcap C. Motokokahaehi; von diesem zieht sie erst gegen NO., dann 4 M. gegen O. und enthält in der letzten Strecke, in der sie wieder sehr bergig ist, einige brauchbare, aber nicht gut geschützte Baien; die erste ist Hakaheu (Hahaihaipua) mit einem erträglichen Ankerplatz, an dem 2 Bäche münden; dann folgt die Bai Hakapa 2 M. W. von C. Mataua, die von rauhen Felsbergen umgeben ist, und Hatihehu, der einzige Ankerplatz der Nordküste für grössere Schiffe, zugleich einer der malerischsten und grossartigsten Punkte der Insel, wo sich auch eine an Gas reiche Quelle und Naphtha finden; am Ende der Nordküste ist noch die tiefe Bai Hanaho mit einem erträglichen

Ankerplatze, die ein flacher Isthmus von der Bai Hatuatua trennt, ein Cap, vor dem die spitze Felseninsel Motuiti liegt, scheidet sie von der schmalen, nur für Boote brauchbaren Bai Hatiwea, deren Ostseite das weit vorspringende C. Mataua, (Adam und Eva oder Jack und Jane der Händler, nach zwei in der Ferne Bildsäulen ähnlichen Felsen am oberen Theil des Caps benannt), bildet, dessen Berge mit der Hauptinsel nicht verbunden sind. Von diesem Cap geht die Ostküste bis C. Tikapo 2 M. nach S.; an ihr liegt S. von Mataua die Bai Hatuatua (Newa), die gegen O. ganz offen ist, die weitere Küste ist eine hohe, steile, unzugängliche Felswand.

Das Innere der Insel ist gebirgig bis auf den westlichen Theil, der Henua ataha (das wüste Land) heisst und ein hügliges, mit Blöcken bedecktes, dürres und unfruchtbares, auch ganz unbewohntes Land ist, in welchem bloss einzelne, vom Regen zerrissene Schluchten Gebüsche tragen. Im O. wird dieser Landstrich von einer Bergkette von 564—655 M. Höhe begrenzt, die an der Westseite der Baien Taioha und Hakaheu von N. nach S. zieht und nach diesen Baien sehr steil, nach W. ganz allmählich abfällt. An ihrer Ostseite breitet sich das hüglige, sumpfige, von einer Hügelkette gegen SO. durchschnittene Hochland Towii aus, welches der grösste Fluss der Insel, der Taipiiwai, nach O. durchfliesst, bis er sich nach S. wendet, in einem schönen Katarrakt das Grenzgebirge des Hochlands durchsetzt und in die Bai Hakahaha fällt. Im oberen Lauf durchschneidet er die sumpfige, in der Regenzeit in einen See verwandelte Niederung Wai hohonu, die Jardin für den Rest eines alten Kraters hält. Im SW. von seinem Thale liegen die Quellen des Flusses Taioha, der nach S. fliesst und das Hochland in dem schönsten Katarrakt der Insel, dem 315 M. hohen Taiwa, am Anfange des Taiohathals verlässt. Im N., O. und S. wird Towii von steilen, wilden Bergketten umschlossen, von denen die nördliche im Westtheil den höchsten Berg der Insel (1170 M.) S. von der Bai Hakaheu[10b]) enthält; in der südlichen erhebt sich der Berg Ketu über dem Thal von Taiohae, besonders kenntlich durch den steilen, mauerartigen, oberen Theil des südlichen Abfalls[11]), neben ihm führt der Pass Naiki (650 M.) durch die Berge in das Hochland, und westlich von ihm erheben sich die Berge Muake (980 M.) und Towii (960 M.).

4. Motuiti (Ingrahams Franklin, Marchands Deux frères, Hergests Hergestroks, bei Roberts Blake), 7 bis 8 M. WNW. von Nu-

kuhiwa (8° 44′ Br., 140° 38′ Lge.) ist eine kleine, dürre, unbewohnte Insel von 40 M. Höhe, von deren Ostseite ¹/₄ M. entfernt noch zwei kleine, niedrige Felsen liegen.

5. Hiau (Ingrahams Knox, Marchands Masse, bei Hergest mit Fetu-uhu Roberts, bei Roberts Freemantle, bei Fanning 1798 Newyork, 8° Br., 140° 44′ Lge.) hat 1½ M. Länge, über 1 M. Breite und 4 M. Umfang und ist eine bergige Insel, deren höchste Spitzen 640 M. Höhe haben[12]. Die Südküste besteht aus kahlen Felsabhängen mit sparsamem Gras und Gebüschen ohne einen Anker- und Landungsplatz; die nördliche ist angenehmer und enthält zwischen den felsigen Bergen Thäler mit schönen Bäumen, Hergest fand an ihr zwei Buchten mit bequemer Landung, die Batterycove und ¼ M. nördlicher die Cocoanutbay, in der ein schöner Bach zwischen Kokoshainen mündet. Die Insel ist unbewohnt[13].

6. Fetu-uhu (Ingrahams Hancock, Marchands Chanal, bei Roberts Langdon, Fannings Nexsen), 1 M. NO. von Hiau ist kaum 1 M. lang und eine felsige, bergige Insel, die sich mit steilen, oft senkrechten Abhängen bis 420 M. erhebt, und deren Vegetation der der übrigen Inseln nachsteht. An der Nordspitze und am Südwestrande liegen noch einige niedrige Felsen.

7. Clark (bei Dumoulin I. de corail, 7° 53′ Br., 140° 25′ Lge.), von Clark 1821 entdeckt, 2 M. O. von Fetu-uhu, eine kleine, sandige, von Felsen umgebene Insel auf einer grossen, gefährlichen Bank. In SO. von ihr fand Clark noch eine andere bedeckte Bank.

ZWEITES KAPITEL.

Die Bewohner der Markesas.

Die Markesaner sind ein polynesisches Volk, das die grösste Verwandtschaft mit den Tahitiern besitzt, aber sich doch in vielen wichtigen Beziehungen von ihnen unterscheidet. Was ihren Charakter betrifft, so theilen sie mit allen Polynesiern die Freundlichkeit, Höflichkeit und Gefälligkeit im Verkehr mit Fremden; ihre Neigung zu stehlen ist so arg wie bei den Tahitiern, in sittlicher Zügellosigkeit übertreffen sie fast alle Polynesier, ihre Hauptfehler sind Vergnügungssucht und Trägheit. Dabei sind sie in hohem

Grade reizbar, empfindlich, der Rachsucht ergeben, entschieden muthig und kriegslustig, Eigenschaften, in denen sie den Neuseeländern wenig nachgeben; Krieg und Kampf lieben sie eben so sehr, als sie der Arbeit abgeneigt sind. Aber eines unterscheidet sie auffallend von allen übrigen Polynesiern, dass sie trotz der auch bei ihnen unverkennbaren Hinneigung zu den Europäern doch gegen die Bildung derselben eine so entschiedene Gleichgültigkeit an den Tag legen; sie haben von ihnen ausser Waffen, Branntwein und Tabak nur noch Laster angenommen, die sie noch nicht kannten, leben im Uebrigen wie von ihnen unberührt und sind noch immer wesentlich in demselben Zustande geblieben, in welchem sie sich vor einem Jahrhundert zu Cooks Zeit befanden.

Die Zahl der Markesaner hat in diesem Jahrhundert sehr abgenommen, eine Folge der vielen Kriege, der Berührungen mit den Europäern, hauptsächlich aber der ansteckenden Krankheiten. 1804 schätzte Krusenstern die Bewohner von Nukuhiwa allein noch auf 12000; Ellis aber die des ganzen Archipels 20 Jahre später auf 30000, Williams nur auf 15000. Eine neuere Angabe[1]) für 1856 von kaum 6000 Einwohnern scheint unzuverlässig; um dieselbe Zeit schätzte sie Jonan auf 12000, wahrscheinlich giebt es jetzt nicht viel über 10000 Markesaner. Ihre körperliche Bildung ist eine sehr vortheilhafte. Alle Augenzeugen stimmen darin überein, dass es auf den Inseln des Oceans keinen schöneren Menschenschlag gebe; sie sind schlank, kräftig und muskulös gebaut mit offenen, gefälligen Zügen, die Körperfarbe ein so helles Braun, dass sie sich von Südeuropäern wenig unterscheiden, das Haar lang und schwarz, glatt oder sich kräuselnd. Auch die Frauen sind, obschon kleiner und zarter, an Anmuth und Schönheit den übrigen Polynesierinnen sehr überlegen. Ihr Gesundheitszustand ist zwar im Ganzen befriedigend; doch fehlt es nicht an mancherlei Krankheiten, die verbreitetsten sind Geschwüre, Hautkrankheiten verschiedener Art, (aber die Elephantiasis scheint zu fehlen), Skrofeln, dann Lungen- und Leberleiden, Rheumatismen, Ophthalmieen, von fremden Krankheiten ist die Syphilis verbreitet, ohne grossen Schaden zu thun, dagegen sind die seit 10 bis 15 Jahren eingeführten Pocken entsetzlich verheerend.

Ihre Nahrung ist überwiegend eine vegetabile. Die Hauptspeise bildet die Brodfrucht, theils frisch gebacken oder am offenen Feuer geröstet, theils in der Form des Popoi maä, wozu die zerstossene Frucht in eine tiefe, mit Blättern ausgelegte und mit Erde

bedeckte Grube gelegt wird, in der sie in Gährung übergeht und sich dann lange hält; ausserdem essen sie Bananen, Kokos- und andere Früchte, Zuckerrohr, (aber dies nur bei Festen), Wurzeln, in Zeiten der Noth noch andere Pflanzen. Von animaler Nahrung werden Fische nicht viel gebraucht und zwar sehr häufig roh, Haifische und Rochen aber erst, wenn sie in Fäulniss übergegangen sind, gegessen, Schweine nur von Vornehmen und bei grossen Festen, weshalb sie sie früher an die Europäer so selten verkaufen wollten. Ratten essen sie nur in Zeiten der Noth und fangen sie sonst bloss, die Schweine damit zu füttern. Anthropophagie wird selbst jetzt noch allgemein geübt. Sie tödten deshalb die Kriegsgefangenen und entführen auch wohl zu diesem Zweck Menschen[2]); allein der Umstand, dass Leichen nur im Anschluss an religiöse Feste gefressen werden, an denen die Frauen nicht Theil nehmen dürfen, zeigt, dass auch hier diese schreckliche Sitte ursprünglich eine religiöse Bedeutung hatte. Die Speisen kochen sie theils am offenen Feuer, theils in den bekannten Oefen und sind dabei wie bei dem Essen unreinlich. Zu Getränken dienen Wasser und Kokosmilch; die Kawa bereiten sie in der bekannten Weise durch Auskauen der Wurzel, allein nur Vornehme brauchen dies Getränk und zwar täglich, und dass dies nur an gewissen heiligen Orten geschieht und Frauen davon ausgeschlossen sind, beweiset, dass auch dabei ein Zusammenhang mit religiösen Ansichten stattfand. Branntwein und Tabak haben sie von den Europäern angenommen, und beide sind bei ihnen sehr beliebt.

Die Kleidung der Markesaner ist sehr einfach. Die Männer tragen fast nur den Maro von Zeug und ersetzen ihn manchmal durch einen geflochtenen Blättergürtel; nur selten tragen und, wie es scheint, nur Vornehme und Krieger Mäntel von Zeug über den Rücken, die unter dem Kinn zusammengebunden sind. Auch die Frauen tragen den Maro oder statt dessen eine etwas längere Schürze (ahuaki), ausserdem aber noch eine Art Mantel, der stets den rechten Arm freilässt. Zierrathen tragen hauptsächlich die Männer. Diese haben die Haare theils lang herabhangend, theils abgeschnitten bis auf 2 Locken zu beiden Seiten des Kopfes, die entweder herabhängen oder in Knoten geflochten sind, die den Anschein von Hörnern geben; die Frauen tragen sie herabhängend oder in einen Knoten gewunden, über den sie eine Art Netz von feinem Seidenzeug (pahi) ziehen, gewöhnlicher aber abgeschnitten. Ein be-

sonderer Haarschmuck ist bei Vornehmen eine Art Helm aus einem Geflecht von Kokosfasern, der vorn mit Platten von Perlmutter und Schildpatt geschmückt ist und von Hahn- und Tropikvogelfedern überragt wird; andere tragen noch zum Schmuck des Haares um den Kopf gewundene Bündel von weissen Menschenhaaren, Federn, Blumenkränze. Den Bart tragen sie, wenn sie ihn nicht wie sonst alle Haare des Körpers ausreissen, am Kinn lang oder verschiedentlich geflochten. Der auffallendste Halsschmuck ist eine Art Ringkragen aus weichem, mit rothen Beeren besetztem Holz, den besonders Priester führen; andere Halsbänder sind Schnüre mit Muscheln, Bündeln von Menschenhaaren, Schweins- und Walfischzähnen, bei Frauen besonders Beeren und Blumen. Zu Ohrgehängen dienen Cylinder von Holz, Blumen, Muscheln, durch welche ein in das Ohrloch geschobener Zahn gesteckt ist (taiana); um Arme und Beine haben sie Bündel von Menschenhaaren, bei Vornehmen sind lange Fingernägel beliebt. Sandalen tragen nur die an den Füssen Leidenden. Beide Geschlechter salben den Körper mit durch Sandelholz wohlriechend gemachtem Kokosöl, dem sie noch Curcuma zusetzen; es hat auch zugleich den Zweck, die Haut hell zu färben. Aber die grösste Sorgfalt verwenden sie auf die Tättowirung, die bei ihnen kunstvoller, eleganter und ausführlicher ist als bei irgend einem anderen polynesischen Volk; dieser Schmuck, zu dessen Herstellung dieselben Geräthe wie bei den Tahitiern dienen, findet sich bei den Vornehmen am vollkommensten und bedeckt den ganzen Körper, die Gemeinen haben viel weniger, die Frauen nur einige Linien auf den Armen und Beinen, den Lippen und Ohrlappen. Endlich ist bei den Männern noch das Einschneiden der Vorhaut, die sie zugleich mit einem Schnürchen umwinden, Sitte.

Die Häuser weichen in der Bauart von allen anderen polynesischen ab. Sie liegen auf Platformen von viereckigen Steinen (paepae) von 3 bis 4 Fuss Höhe, die man durch eine Art Leiter oder auf rohen Stufen ersteigt, und die an allen Seiten einige Fuss breit über das am Rande der einen längeren Seite gebaute, viereckige Haus reichen, das den Umständen nach 20 bis 100 Fuss lang und 8 bis 20 breit ist. Die zwei langen Seiten desselben werden durch 2 Reihen Pfosten gebildet, auf denen lange, das Dach tragende Balken liegen, die der Hinterwand sind bis über 16, die der vorderen nur 4 Fuss hoch, und die Zwischenräume zwischen den Pfosten bestehen an der Hinterwand wie an den Giebeln aus

perpendiculären Stangen von Holz oder Bambus, während die Vorderseite offen oder mit Matten bis auf eine nur 3 Fuss hohe Thür goschlossen ist. Der Boden ist durch Steinplatten noch um 1 Fuss über die Platform erhöht; im hinteren Theile des Hauses gehen zwei zugerundete Kokosstämme 4 Fuss von einander entfernt durch die ganze Länge, und der Raum zwischen ihnen ist mit trockenem Grase gefüllt und mit Matten bedeckt und dient zum gemeinsamen Bett aller Hausbewohner, so dass die Köpfe auf dem hinteren Balken ruhen, die Füsse über den andern herabliegen. Geräthe und Waffen hängt man an die Wände oder Dachsparren. Das Dach besteht aus einem Gerüst von einander sich kreuzenden Sparren, an die man Lagen von Brodfrucht, Kokos und Pandanus, bei Vornehmen auch von Fächerpalmenblättern befestigt. Die schönsten und am sorgfältigsten gebauten Häuser sind die der Vornehmen, die manchmal auch durch Mattenwände in Zimmer getheilt sind. Ausserdem hat man jedoch noch Wohnungen bemerkt[3]), die ohne Platform auf vier 8 Fuss hohen Pfosten stehen, auf rohen Leitern ersteigen werden, einen Boden von geflochtenem Bambus haben und oft noch von niedrigen Steinwällen umgeben sind. Endlich besitzen die Vornehmen bei ihren Wohnhäusern noch diesen ganz ähnliche Häuser, die nur für die Männer der Familie zum Essen dienen, von Frauen dagegen nicht hetreten werden dürfen, und kleine, zum Kochen bestimmte Schuppen neben den für die Popoi gebrauchten Gruben. Die Häuser liegen gewöhnlich unter Bäumen zerstreut und bilden selten kleine Dörfer.

Von ihren Beschäftigungen wird der Landbau sehr mangelhaft betrieben; selbst der Handel mit den Walfischfängern hat sie darin nicht zu grösseren Anstrengungen bewegen können. Fruchtbäume pflanzen sie manchmal, (wie bei der Geburt eines Kindes), überlassen sie aber dann sich selbst; um die Häuser liegen kleine Pflanzungen, die Pataten, Yams, Bananen, Zuckerrohr, sehr wenig Taro, dann Kawa, den Papiermaulbeerbaum, etwas Tabak enthalten und von zierlichen Zäunen aus weissem Holz oder steinernen Wällen umgeben sind. Von Hausthieren ziehen sie besonders Schweine, Hühner hauptsächlich nur der Federn halber. Ebenso geringe Sorgfalt wenden sie auf den Fischfang; Netze brauchen sie dazu am seltensten, häufiger Leinen aus der Rinde des Paritium oder Kokosfasern und ungeschickt gearbeitete Haken von Perlmutter oder Knochen, Speere mit gezähnten Spitzen, die auch zur Nachtfischerei dienen, auch verstehen

sie es, Fische durch Anwendung gewisser Pflanzen (Calophyllum, Barringtonia, Rhynchosia u. s. w.) zu betäuben[4]). Muscheln sammeln sie nur gelegentlich. Ihre Boote sind roh gearbeitet, ungeschickt, von allen polynesischen die schlechtesten; sie werden jetzt auch immer mehr durch die von Europäern erworbenen verdrängt und waren dabei stets an Zahl so gering, dass es allen Reisenden aufgefallen ist, wie häufig sie schwimmend ihre Schiffe besuchten. Die gewöhnlichen sind aus Brodfruchtbaumholz, die besten aus dem des Calophyllum, sie sind lang und schmal, der Grund ein ausgehölter, durch Bretter erhöhter Stamm, von den Spitzen ist die eine horizontal und endet mit einem roh geschnitzten Kopfe, die andere biegt sich nach oben und trägt ein Götzenbild, einen Menschenschädel, ein Bündel Haare u. dergl.; an beiden Spitzen sind Sitze angebracht, der an der vordern für den Häuptling, der andere für den Lenker des Bootes. Alle haben Ausleger und werden mit Ruderschaufeln aus Casuarinenholz oder Mattensegeln fortbewegt. Früher gab es auch Doppelboote mit Platformen darüber, die jetzt ausser Gebrauch gekommen sind.

Zeuge aus Rinde verfertigen sie auf die gewöhnliche Weise durch Schlagen mit einem gerippten Hammer, aber weder so vie noch so gut wie früher die Tahitier; sie nehmen dazu überwiegend die Rinde des Papiermaulbeerbaumes, wo sie fehlt, auch die anderer Bäume, (des Brodfruchtbaumes, einer Alyxia, Thespesia, der Ficus religiosa). In der südlichen Gruppe liefert besonders Hiwa'oa Zeuge. Sie haben sie nur weiss oder gelb, sollen es aber auch verstehen, mit der Rinde einer Cordia blau zu färben[5]). Dann flechten sie Matten, die ebenfalls an Schönheit denen anderer Polynesier sehr nachstehen, Körbe (auch aus den Zweigen des Ceanothus asiaticus), Stricke aus der Rinde des Paritium und Kokosfasern. Ihre Schnitzarbeiten zur Verzierung hölzerner Geräthe zeigen eine auffallende Kunstfertigkeit und liefern den Beweis, dass die Mängel in ihren Arbeiten hauptsächlich ihrer Trägheit zuzuschreiben sind. Kokosöl bereiten sie auf sehr unvollkommene Weise durch Auspressen des zerriebenen Fleisches der Nuss, auch haben sie die Destillation eines Branntweines aus dem Saft der Kokospalme von den Europäern gelernt. Ihre Geräthe sind überaus einfach und roh, zum Theil auch schon durch europäische verdrängt; sie haben steinerne Beile mit hölzernen Griffen, Bohrer von spitzen Steinen oder Perlmutter, Messer aus hartem Bambus und Muscheln, Sägen von Haifisch-

zähnen, Feilen von Korallenstein, die Stelle der Teller und Schüsseln vertreten Blätter; dann haben sie hölzerne Gefässe von Brodfruchtholz zur Aufnahme von Speisen, Kalebassen, Kokosschalen, Bambusgefässe für Wasser, weiss gefärbte Fächer von Gras und Kokosblattrippen mit zierlich geschnitzten Handhaben, Fliegenklappen aus Federn, Stelzen von geschickter Arbeit[6]). Zur Erleuchtung dient die Aleuritesnuss.

In den religiösen Ansichten der Markesaner ist eine bereits weit vorgeschrittene innere Auflösung unverkennbar. Die allgemeinen Gottheiten der Polynesier mögen ihnen wohl früher bekannt gewesen sein, und Maui wird auch hier als der Schöpfer der Inseln betrachtet; allein keiner dieser höheren Götter wird namentlich erwähnt, sie sind vielmehr wie bei den Neuseeländern in einen allgemeinen, abstracten Atua verschwommen. Dagegen kennen sie eine unverhältnissmässig grosse Zahl von niederen, aus den Seelen verstorbener Vornehmer entstandenen Göttern, die gewöhnlich sehr gefürchtet werden, und deren Gegenwart Naturerscheinungen und Geräusch jeder Art anzeigen. Alle Krankheiten gelten für ihr Werk und namentlich für die von ihnen verhängte Strafe für den Bruch eines Tapu. Von diesen Göttern machen sie ungestaltete Bilder von Holz, die sie gewöhnlich in den Tempeln haben, und auch die an Häusern, Booten und Geräthen angebrachten scheinen solche Gottheiten darzustellen; aber nur die Anwesenheit des Gottes in dem Bilde verleiht ihm Bedeutung. Dass die Götter auch in Thieren und Pflanzen ihren Aufenthalt nehmen, wird nicht erwähnt, wohl aber in Menschen. Priester giebt es, die hochgeehrt werden und in mehrere Klassen zerfallen, die Atua, deren Zahl gering ist und die den Göttern ganz gleich stehen, angeblich niemals von ihnen verlassen werden und wie sie einen Cultus empfangen, die Taua, die nur zu Zeiten von den Göttern inspirirt werden und Orakel verkünden, (zu ihnen gehören auch die Natikaha, denen man das Entstehen der Krankheiten durch Zauberei zuschreibt), die Tuhuna (Tahuna oder Tuhuka), welche die Ceremonien bei dem Gottesdienst zu besorgen haben und durch eine eigenthümliche Mütze und einen Halskragen aus Kokosblättern, die sie stets tragen, kenntlich sind, und die Uu (Moa), welche bei den Menschenopfern den Tuhuna zu helfen haben.

Die Tempel sind, wie schon der Name (me'ae) anzeigt, den tahitischen Marae wenigstens der Idee nach ähnlich und ebenfalls eigentlich Begräbnissplätze, allein sie weichen in der Bauart von

ihnen ab und sind den Wohnhäusern ganz gleich und auch auf Platformen errichtet, nur mit grösserer Thür und gewöhnlich vorn offen, nicht selten werden sie auch von steinernen Wällen umgeben; im Innern sind Götterbilder, Opfer u. dergl. Der Cultus besteht besonders in Gebeten und Opfern; zu den letzten braucht man Lebensmittel, Blumen u. s. w. und legt sie vor das Götterbild oder hängt sie an einen Strang, ebenso opfert man Menschen bei dem Tode jedes grossen Häuptlings oder vor dem Ausbruch eines Krieges und legt sie in ein Gefäss vor das Bild, wo sie von Niemand berührt werden dürfen. Die Opferung wird von Gesängen, (die heiligen der Priester in einer selbst ihnen nicht mehr verständlichen Sprache), Trommelschlagen und Händeklatschen begleitet; zu Zeiten brauchen sie dabei auch an der Stelle der Bilder kleine, bloss für den einen Fall gemachte Bündel aus Holz oder Kokosblättern, in Zeug gegewickelt, die der Priester in die Höhe hält, eine andere Art des Opfers besteht darin, es in einem kleinen, geschmückten Boote den Wellen des Meeres zu übergeben. Auch feiern sie zu bestimmten Zeiten grosse Feste religiöser Art (Koika), namentlich nach der Brodfruchternte, auch bei Friedensschlüssen zwischen zwei kriegführenden Stämmen, die oft Monate lang dauern und mit grossen Schmausereien verbunden sind; während ihrer Dauer wird ein allgemeines Tapu aufgelegt, das allen Krieg und Kampf untersagt und selbst Feinden erlaubt, dem Feste beizuwohnen.

Das Tapu besteht in der vollsten Kraft und durchdringt alle Lebensverhältnisse. Es liegt von selbst in den Göttern und Vornehmen und Allem, was diesen angehört, was alles dadurch der Berührung durch andere Menschen entzogen ist, und legt dem Volk eine Menge lästiger Beschränkungen auf, vor allem aber den Frauen; diese dürfen mit den Männern in den dazu bestimmten Häusern nicht zusammen essen, während die Männer in den gewöhnlichen Wohnhäusern ohne Scheu mit den Frauen essen, gewisse Speisen (Bananen, Schweine, Schildkröten, einige Arten Fische, Menschen) sind ihnen untersagt, das Eigenthümlichste ist, dass sie kein Boot betreten dürfen, weshalb alle Reisende hervorheben, dass sie stets schwimmend nach den Schiffen kommen. Ausserdem kann jeder Vornehme das Tapu auflegen und dadurch Einzelnes der Benutzung durch Andere entziehen; die allgemeinen, für ganze Districte gültigen Tapu dürfen aber nur durch den Priester und mit Genehmigung des obersten Häuptlings ausgesprochen werden. Die Bezeich-

nung eines so aufgelegten Tapu geschieht durch Stangen mit langen, weissen Zeugfahnen oder durch trockene Kokosblätter, die man um den betreffenden Gegenstand bindet. Den Bruch eines Tapu strafen die Götter unfehlbar durch Krankheit und Tod.

Auch der Glaube an eine andere Welt, welche die Seelen der Todten aufnimmt, findet sich; man belegt sie mit dem Namen Hawaiki, mit dem auch sonst die Polynesier die andere Welt zu bezeichnen pflegen, aus der ihre Vorfahren gekommen sein sollen, und stellt sie unter das Meer.

Die Begräbnissstätten der Vornehmen sind die schon erwähnten Tempel, die deshalb häufig in der Nähe der Wohnhäuser nicht selten auch an abgelegenen Orten in dichten Hainen von Calophyllum liegen. Die Leiche wird nach einer Art Einbalsamirung, die der in Tahiti gebräuchlichen ähnlich ist, in weisses Zeug gewickelt und mit Kokosöl gesalbt, dann in einem bootähnlichen Kasten auf einem Gerüst in dem auf dem Me'ae stehenden Hause ausgestellt, wobei grosse Festlichkeiten stattfinden, auch werden dem Todten Opfer gebracht; nach einem Jahre findet ein zweites Fest statt, bei dem die Knochen gesammelt und im Me'ae unter Steinen begraben werden. Der Raum innerhalb des niedrigen, den Me'ae einschliessenden Walles wird mit Fruchtbäumen bepflanzt, dessen Früchte Niemand essen darf, wie denn auch Stangen mit weissen Fahnen oder Kokosblättern die Heiligkeit des Ortes bezeichnen. Bei der Bestattung klagen Frauen, die in diesem Falle sich nicht salben dürfen, laut und verletzen die Haut. Gemeine Leute begräbt man ohne eine Ausstellung.

Wie die Religion, so erscheinen uns auch die Verfassungsverhältnisse der Markesaner in vollständiger Auflösung. Das Volk zerfällt wie alle Polynesier in zwei scharf geschiedene Klassen, die Vornehmen, denen die Eigenschaft des Tapu beiwohnt, und die Gemeinen, bei denen das nicht der Fall ist; aber die bei anderen Polynesiern bestehenden Unterschiede unter den Vornehmen sind ganz verschwunden. Es gab vielleicht früher grössere Staaten unter der Leitung von königlichen Geschlechtern, es hat sich noch die Kunde erhalten, dass die Fürsten des Stammes Tai in Taiohae einst Oberherren von ganz Nukuhiwa gewesen sind; aber die Bildung des Bodens und die Getrenntheit der Bergthäler ist einer einheitlichen politischen Entwickelung sehr hinderlich. Auch der Unterschied zwischen den Districtshäuptlingen und dem niederen Adel hat sich

ganz verloren, wie in Neuseeland; die jetzigen kleinen Könige sind unmöglich alle aus den ersten hervorgegangen. Alles Grundeigenthum ist einzig im Besitz der Vornehmen, die Gemeinen sind davon ausgeschlossen; diese sollen übrigens nach französischen Berichten [7]) in mehrere Klassen zerfallen, die Peïope keïo, Diener der Vornehmen und Bebauer ihrer Güter, die Aweria, Fischer, die Hoki (Kaïoa), Dichter und Musiker, die im Lande umherziehen, und die am tiefsten stehenden Nahua, die auf gepachtetem Lande leben und gewöhnlich die Menschenopfer liefern.

Die Bewohner der Thäler bilden kleine Stämme mit besonderen Namen, die wieder in Unterabtheilungen zerfallen [8]). Jede der letzten bildet einen eigenen kleinen Staat, an dessen Spitze ein erblicher, sogenannter König (Hakaiki) steht, dessen äusseres Kennzeichen ein schwarzer Stock mit einer daran befestigten Haarlocke ist, der aber, wenn ihm Vermögen und geistige Kraft fehlen, keine Spur von Ansehen und Einfluss zu besitzen pflegt [9]). Eine andere, manchmal mit der des Hakaiki verbundene Würde ist die des Toa, des Anführers der Krieger in Kämpfen. Das Volk lebt dabei in schrankenloser Freiheit, Jeder kann thun, was er will, selbst kämpfen nach seinem Gefallen, und trotz der Hakaiki ist die Verfassung eigentlich eine vollständig republikanische und ganz der ähnlich, wie sie in Neuseeland bestand. Noch wird eine eigenthümliche Einrichtung erwähnt [10]), eine Verbindung mehrerer Eingeborener unter Leitung des Hakaiki, die durch bestimmt gleichmässige Tättowirungszeichen kenntlich sind und immer in Verbindung mit Priestern stehen; sie soll nur gemeinsame Feste und Mahlzeiten zum Zweck gehabt haben und erinnert lebhaft an die tahitischen Areoi.

Dass unter solchen Verhältnissen zumal bei einem so kriegslustigen Volke Kriege häufig sein müssen, leuchtet ein. Sie finden zwischen verschiedenen Stämmen, aber auch zwischen Parteien desselben Stammes statt und werden mit grosser Grausamkeit und Wildheit geführt. Die Erschlagenen werden den Göttern geopfert und gefressen, die Schädel, deren sich in den meisten Häusern finden, als Trophäen bewahrt, die Knochen zu Geräthen verwendet. Gleiches Schicksal haben die Kriegsgefangenen, wenn sie nicht durch den Einfluss der Priester oder des Hakaiki geschont und sogar in den siegenden Stamm aufgenommen werden. Dem Kriege geht eine Herausforderung der Gegner vorher, die Schlachten waren vor Einführung der Flinten mehr Scharmützel und Einzelkämpfe, der

Fall Weniger entscheidet und bewegt die Unterliegenden zu Friedensvorschlägen. Eigenthümlich ist, dass dem feindlichen Häuptlinge Verwandte das Recht haben, in beiden Heeren ungestört zu verkehren. Die alten Waffen (Speere, theils lange und schwere mit einfachen und gezähnten Spitzen zum Nahkampf, theils leichte, gezähnte Wurfspiesse zum Werfen, Keulen, wie die Speere von Casuarinenholz und oft mit Menschenhaaren verziert, die nicht immer von Feinden herrühren[11]), theils schwere, mit geschnitzten Gesichtern geschmückte, theils leichtere, Schleudern aus Kokosfasern, die sie gewöhnlich um den Kopf gewunden tragen), sind jetzt grösstentheils durch die Feuerwaffen der Europäer verdrängt worden.

Was die ehelichen Verhältnisse betrifft, so besteht zwar die Polygamie, doch haben die meisten Männer nur eine Frau. Die Verlobungen finden gewöhnlich schon in der Jugend Statt, Hochzeitsceremonien fehlen; der Bräutigam giebt ein Geschenk, die Schwiegerältern ein Fest. Die Ehescheidungen sind leicht und bequem, die ehelichen Bande überhaupt sehr locker, denn nicht bloss die unverheiratheten Mädchen ergeben sich einer Zügellosigkeit, die allen Glauben übersteigt und die Europäer nicht selten mit tiefem Ekel erfüllt hat, auch die Frauen sind nichts weniger als keusch, einige Beobachter haben sogar geglaubt, das Vorkommen der Polyandrie annehmen zu müssen, und Beispiele, dass Männer und Väter die eigenen Frauen und Töchter den Seeleuten anbieten und verkaufen, sind sehr häufig erwähnt. Gegen die Kinder benehmen sie sich zärtlich und liebevoll, Kindermord ist niemals bei ihnen Sitte gewesen. Die Frauen haben die Mehrzahl der Arbeiten zu verrichten, ohne dabei hart bedrückt zu sein; die Männer bringen den grösseren Theil der Zeit in Trägheit und Nichtsthun hin und zeigen nur im Kriege und bei den Vergnügungen Thätigkeit. Tänze sind sehr beliebt und werden mit Gesängen, Musik und Zusammenschlagen der Hände begleitet; die ausgezeichnetsten sind die, welche bei den grossen Festen Koika aufgeführt werden, was auf den Tahua geschieht, grossen, aus viereckigen Steinen gebauten Platformen, die von niedrigen Terrassen umgeben sind, auf denen die Zuschauer sitzen. Die Lieder sind verschiedener Art, religiöse, lyrische, vor allem aber historische, in denen auch die Traditionen des Volks erhalten werden; öfter werden sie von Einzelnen vorgetragen mit abwechselndem Einfallen eines Chors. Es giebt auch besondere Dichter (Kaïoa), die zugleich ihre Lieder vortragen und auf den

Inseln umherziehen, ihr Brod zu verdienen. Die musikalischen Instrumente sind Trommeln aus auf beiden Seiten ausgehölten Baumstämmen, die mit Haifischhaut überzogen sind und mit den Fingern geschlagen werden, während das Instrument auf dem Boden steht, dann Trompeten aus Muscheln mit Mundstücken von einer Art Gurke, kleinere, die in den Kriegen, und grössere, die nur bei Begräbnissen gebraucht werden. Krankheiten zu heilen ist das Amt der Taua, aber sie brauchen fast nur Zaubermittel, die sie von der Inspiration herleiten, und deren Zweck die Vertreibung des Gottes ist, der das Leiden verhängt hat. Doch kennen sie auch die Heilkräfte einiger Pflanzen, die sie gegen gewisse Leiden anwenden. Wunden dagegen heilen die Tuhuna, die darin nicht unerfahren sind. Sie haben auch eine Art Chronologie und theilen das Jahr, dessen Anfang sie nach dem Eintreten der Regenzeit und dem Blühen gewisser Pflanzen zu bestimmen scheinen, in 13 Mondmonate, die sie aber sowie die 30 Tage jedes derselben mit besonderen Namen belegen [12]). Die Sitte, Jemand zum Freunde zu wählen und zum Zeichen den Namen mit ihm zu vertauschen, findet wie in Tahiti statt; die ursprüngliche Art zu grüssen war das Nasen.

Die Markesaner sprechen in allen Inseln eine Sprache, jedoch in verschiedenen Dialekten, die besonders durch den Wechsel gewisser Buchstaben (z. B. k, ng und n) von einander abweichen. Was diese Sprache, die mit der tahitischen am nächsten verwandt ist, von dieser unterscheidet und hauptsächlich charakterisirt, ist, dass das r durch eine Aspiration ersetzt wird und das k stark hervortritt.

Für den Handel zeigten sie von jeher Vorliebe und Geschick; sie trieben ihn auch stets unter sich, Hiwa'oa z. B. liefert den übrigen Inseln Zeuge, Fatuhiwa Fächer, Nukuhiwa Kokosöl. 1810 entdeckte ein Amerikaner auf den Inseln Sandelholz, und dies führte zu einem lebhaften Verkehr mit den Europäern, der aber freilich schon nach nicht langer Zeit durch die rücksichtslose Vertilgung des Holzes ein Ende genommen hat. Jetzt liefert das Volk zum Handel hauptsächlich noch Schweine und einige andere Lebensmittel, für die man, da Geld nicht bekannt ist, im Tausch eiserne Geräthe, Zeuge, Tabak, vor allen Dingen aber Flinten und Pulver nimmt, die man jetzt auch von den Handelsschiffen für die Erlaubniss, Holz und Wasser einzunehmen, verlangt.

Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts liessen sich europäische

Seeleute unter den Markesanern nieder, deren Zahl noch stieg, seitdem der Sandelholzhandel mehr Schiffe nach diesen Inseln führte; allein die Eingeborenen gewannen durch sie ebenso wenig als dadurch, dass Einzelne von ihnen auf europäischen Schiffen als Seeleute sich einschifften. Die Versuche der Londoner Missionsgesellschaft, sie zu bekehren, waren fruchtlos. Der erste schon 1797 unternommene endete nach einem Jahr mit der Flucht des Missionars; 1825 wurden bekehrte Tahitier als Lehrer hergesandt, den Europäern vorzuarbeiten, und 1835 liessen sich zwei Geistliche in Tahuata nieder, hatten aber keinen Erfolg und mussten nach wenigen Jahren das Feld vor den katholischen Missionaren räumen, die zugleich die französische Herrschaft herbeiführten. Denn unzweifelhaft ist es, dass die 1842 durch Verträge mit einigen Häuptlingen erfolgte Besitznahme der Inseln durch den Cap. Dupetitthouars die Folge des Ehrgeizes französischer Seeofficiere und der Aufforderungen der Missionare war, die an der Macht des Staates einen Rückhalt suchten. Die Geschichte dieser französischen Colonie ist eine wahrhaft klägliche. Man gründete Befestigungen und eine kostspielige Verwaltung, verlegte den Sitz der Regierung bald hier-, bald dorthin, versuchte verschiedene Colonisationssysteme, bis man zu der Ueberzeugung kam, die man schon durch eine einfache Betrachtung der Bildung dieser Inseln sich hätte verschaffen können, dass alles umsonst sei; daher gab man 1861 die Niederlassung auf und liess bloss zur Wahrung des Besitzrechtes einen Residenten in Nukuhiwa zurück. Europäische Colonisten hat es hier nie gegeben, einige Speculanten ausgenommen, die unter dem Schutz der französischen Waffen Pflanzungen besonders von Baumwolle angelegt und deshalb chinesische Arbeiter eingeführt hatten.

Die katholischen Missionare, die sich zuerst 1838 in Tahuata niederliessen, haben trotz der französischen Herrschaft nichts Erhebliches geleistet. Sie verlegten den Mittelpunkt ihrer Niederlassungen nach Nukuhiwa, wo ein Bischofssitz errichtet wurde, und verbreiteten sich von da über die anderen Inseln; besondere Sorge wandten sie auf Nukuhiwa, 'Uapou und Hiwa'oa, Tahuata gaben sie bei der Zurückziehung der französischen Garnison 1849 auf, und Fatuhiwa mussten sie 1855 verlassen. Hier und da, besonders in Hiwa'oa, haben sie einzelne Einwohner zur Annahme der katholischen Religion bewogen, die aber dabei doch vollständige Heiden und rohe Barbaren geblieben sind. Neben ihnen haben sich seit 1853

protestantische Geistliche der aus eingeborenen Hawaiiern bestehenden Hawaiian evangelical association auf mehreren Inseln (besonders 'Uapou, Hiwa'oa und Fatuhiwa) niedergelassen und arbeiten eifrig an der Bekehrung des Volks; sie haben auch namentlich in Fatuhiwa Eingang gefunden, allein bis jetzt sind auch ihre Bemühungen für die Entwickelung der Markesaner von keinen erheblichen Erfolgen begleitet gewesen.

DRITTES KAPITEL.

Die Gruppen Manahiki, Phoenix und America.

In dem Raume zwischen den Markesas, den Societätsinseln, Samoa und dem Marshall und Gilbertarchipel liegen noch mehrere kleine, flache Inseln von geringer Bedeutung, die man der bessern Uebersicht halber in 3 Gruppen getheilt hat.

Die erste derselben [1]), die Gruppe Manahiki (oder Penrhyn), nimmt den Theil des Oceans von 150 bis 165° W. Lge. und 4 bis 14° S. Br. ein und liegt im W. der Markesas und im N. der Societäts- und Herveyinseln. Sie besteht aus 10 Inseln, die alle Korallen-, mehrere auch Laguneninseln sind und sich von den gewöhnlichen Koralleninseln, namentlich den Paumotu, nicht unterscheiden. Ihre Fauna ist sehr arm; von Mammalien giebt es bloss Ratten, und in den bewohnten Inseln war selbst das Schwein unbekannt, Vögel sind zahlreich, allein fast nur Seevögel, (in Caroline wird eine Taubenart erwähnt), von Amphibien sind bloss Schildkröten und nicht einmal, wie es scheint, Eidechsen, Insecten sind selten, (in Caroline 2 Arten Schmetterlinge), dagegen Seethiere aller Art ebenso häufig, als verschiedenartig, (unter den Mollusken die Perlauster). Ebenso dürftig ist die Flora, die der der Paumotu ganz gleicht und daher von tahitischem Charakter ist; nur die grösseren, besonders die bewohnten Inseln haben Kokospalmen. Die Winde wehen bei diesen Inseln grösstentheils gegen W., wohin auch die Strömungen führen; nur vom Januar bis April treten Westwinde mit unbeständigem Wetter ein.

Die einzelnen Inseln sind:

1. Flint ist wahrscheinlich die Insel, welche von Magalhaens 1521 entdeckt und Tiburones (Haifischinsel) benannt worden ist;

ihren jetzigen Namen hat sie 1801 erhalten. Sie liegt in 11° 26′ Br., 151° 48′ Lge., hat kaum ½ M. im Durchmesser und ist flach, dicht bewaldet (doch ohne Kokos), unbewohnt, von Riffen umgeben und schwer zugänglich.

2. Wostock, 1820 von Bellingshausen entdeckt und benannt, (Stavers 1821 nach dem gleichnamigen Capitän, Coffins Reaper 1828, Anna 1841, 10° 5′ Br., 152° 22′ Lge.) NW. von Flint, ist eine kleine Insel von kaum ¼ M. Durchmesser, die eine kleine Lagune umschliesst, flach, sandig, bewaldet, unbewohnt und schwer zugänglich.

3. Caroline[2], 1795 von Cap. Broughton benannt, (Thornton's Thornton 1820, 10° Br., 150° 11′ Lge.) ist die am besten erforschte von diesen Inseln[3]. Sie ist eine Laguneninsel von gegen 2 M. Länge und ½ M. Breite, die in ihrer Bildung von der anderer Laguneninseln etwas abweicht. Der grösste Theil ist das Riff aus Sand und Korallenfelsen, das bei jeder Ebbe entblösst, bei jeder Fluth grossentheils überschwemmt wird; auf ihm liegen, durch Isthmen von Korallensand unter sich verbunden, die 9 länglich runden, gut bewaldeten, früheren Inseln des Riffs, die durch die üppige Vegetation (besonders am Südostende) einen freundlichen Eindruck machen, Kokos gab es hier stets, ihre Zahl ist durch Anpflanzungen sehr gestiegen. An der Ostseite dehnt sich zwischen den Spitzen der leicht gekrümmten Insel ein Riff aus, das mit der Küste eine bis auf einzelne tiefere Kanäle seichte Lagune einschliesst, in die ein schmaler Bootkanal führt.

4. Malden, 1825 von Cap. Byron benannt, (Brayton's Independence 1836, auch Nicholson, 4° 1′ Br., 154° 57′ Lge.) ist eine erhobene Koralleninsel von über 2 M. Länge und fast gleicher Breite. Die höchsten Theile, besonders an der Westseite, sind kaum 10 M. hoch und tragen niedrige, krüpplige Bäume, Kokos fehlen. Im Innern wird die Stelle der alten Lagune noch durch eine Einsenkung bezeichnet, welche Seen und Sümpfe mit Salzwasser enthält; frisches Wasser fehlt ganz. Was der Insel eine besondere Wichtigkeit verleiht, sind die Lager von Guano, der aber stark mit Korallensand gemischt ist. An der Westküste ist ein erträglicher, aber nur gegen den Ostwind geschützter Ankerplatz.

5. Starbuck heisst jetzt gewöhnlich die Insel, welche der Entdecker, Cap. Starbuck, 1823 Volunteer benannte (nach Anderen Low, Starve, Barren, Hero, Unknown). Sie liegt in 5° 37′ Br., 155°

55' Lge. und ist 1 M. lang und kaum $^1/_2$ M. breit, in ihrer Bildung Malden ganz ähnlich, eine gehobene Koralleninsel, bei der eine Einsenkung im Innern mit einem Brunnen salzigen Wassers die alte Lagune anzeigt, flacher, öder, weniger bewaldet als Malden. Sie hat im Osttheil ein Guanolager, sonst ersetzen auf ihr Lager von Gyps den Guano der übrigen Inseln. Die Küste umgiebt ein Riff, der Ankerplatz an der Westseite ist nur für kleine Schiffe, die Landung sehr beschwerlich.

6. Tongarewa[4]), 1788 von Sever entdeckt und Penrhyn benannt, (Bennettinsel 1832, 8° 57' Br., 158° 6' Lge.), ist eine Laguneninsel von etwa 9 M. Umfang, auf deren Riff 15 kleine, längliche Inseln liegen, die flach und mit guter Vegetation, besonders vielen Palmen bedeckt sind und durch Strecken des Riffs mit einander in Verbindung stehen, über welche die Einwohner fortgehen; die bedeutendsten sind an der Westseite Mangarongaro von 1 M. Länge, Omuka, Matunga, auf der östlichen Tokerau, Tepuka und Tautu. Die Lagune, die viele Bänke, allein auch einen guten Ankerplatz enthält, ist durch einige Pässe im Riff zugänglich, von denen einer an der Nordwest- und ein anderer an der Nordostseite kleinen Schiffen die Einfahrt gestattet.

7. Dudoza ist der Name, den ein nicht bekannter Entdecker einer Insel gegeben hat, die nach Alleyre in 7° 40' Br., 159° 35' Lge. liegt und Malden ähnlich, doch kleiner und ohne Vegetation ist.

8. Rakaänga, von Bellingshausen 1820 entdeckt und Grossfürst Alexander benannt, (Patricksons Reirson 1822, Willincks Prinzess Marianne 1824, Coffins Little Ganges 1828, Francis, 10° 2' Br., 161° 5' Lge.) ist eine flache Insel, die halb so gross als Manahiki, mit Kokos bedeckt und von einem Riff umgeben und schwer zugänglich ist. Das Dorf der Bewohner, die den Schiffen Lebensmittel liefern, liegt an der Südwestseite.

9. Manahiki (oder Manihiki) ist ohne Zweifel die Insel, welche Quiros 1606 zwischen Tahiti und Pukapuka entdeckte und Peregrino benannte, (Patricksons Humphrey 1822, Coffins Great Ganges 1828, Liderous, Gland, Sarahscott, Pescado, 10° 20' Br., 161° 1' Lge.). Sie liegt 5 M. SSO. von Rakaänga und ist eine dreieckige Laguneninsel von $1^1/_2$ M. Länge und über 1 M. Breite, deren Spitze gegen N. liegt, und auf deren Riff sich mehrere kleine, schmale Inseln voll Kokos hinziehen; in die Lagune führt nicht einmal ein Boot-

kanal, ein Ankerplatz fehlt, und die Landung ist sehr beschwerlich. Das Dorf der Bewohner liegt an der Westküste.

10. Suworoff, von dem russischen Seefahrer Lazareff 1814 benannt (13° 20′ Br., 163° 30′ Lge.[5]), ist eine Laguneninsel, auf deren Riff nur wenige kleine Inseln nahe bei einander liegen, die mit Gebüsch bedeckt sind und einige Kokos und kein Trinkwasser haben. Der übrige Theil des Riffes ist bedeckt, und ein tiefer Kanal führt in das Innere der zum Theil seichten Lagune, die einen Durchmesser von 5 M. hat.

Von diesen Inseln sind jetzt nur 3, Tongarewa, Rakaänga und Manahiki, bewohnt, und ihre Einwohner gehören dem Volke der Rarotonganer an, deren Sprache sie sprechen; auch haben sich in Manahiki noch Traditionen über die Einwanderung aus Rarotonga erhalten[6]. Die Tongarewaner erschienen den ersten Entdeckern zwar erstaunlich wild und roh, streitsüchtig und kriegerisch, allein Lamonts Aufenthalt unter ihnen zeigt, dass sie ebenso freundlich, gutmüthig und gefällig sind wie die auf den westlichen Inseln lebenden Menschen. Ihre Zahl ist gering, in Tongarewa betrug sie 1870 300, in den westlicheren Inseln über 1200.

Sie sind stark, kräftig gebaut und muskulös, den Einwohnern der Paumotu und der Markesas im Ganzen ähnlich, doch nicht so schön als die letzten, etwas dunkler als die Samoaner und Tahitier, aber die Frauen hellfarbiger als die Männer und von zartem Bau. Ihre Nahrung besteht einzig aus Fischen und Muscheln, Kokosnüssen, (in Tongarewa wird das Fleisch der Nuss, mit der Milch gemischt, roh und gekocht gegessen), und Pandanus. Hauptgetränk ist die Kokosmilch. Sie kochen in den Oefen und bereiten Feuer durch Reiben. Die Kleidung ist einfach. Die Männer tragen den Maro, selten noch kleine Kokosmatten auf der Schulter; grosse Betrübniss zeigen sie (in Tongarewa) dadurch an, dass sie ganz nackt gehen. Von den Frauen tragen die verheiratheten allein einen längern Schurz und zu Zeiten noch einen Mantel (parieu) aus Kokosblättern über den Schultern; die Kinder gehen nackt. In den westlichen Inseln ist jetzt die alte Tracht bereits ganz durch die europäische verdrängt. Das Haar tragen sie lang, manche auch geschoren und mit Federn geziert, die Frauen öfter eine Art Schirm (pare) aus Kokosblattstielen um den Kopf gegen die Sonne; in Tongarewa haben sie Kränze von Kokosklättern oder Schnüre von Menschenhaar um den Hals. Sie salben den Körper mit Kokosöl,

allein kennen in Tongarewa auffallender Weise die Tättowirung nicht und zieren dafür den Leib mit Narben auf der Brust und den Armen, was sonst besonders bei den Australiern und Melanesiern Sitte ist. Die Häuser sind (in Tongarewa) meist elende Hütten auf 4 Pfosten, die ein niedriges Dach von Kokosblättern tragen, die Wände aus Kokoszweigen und Matten gebildet, die bei manchen nur Nachts vorgelegt werden; in diesen Hütten schlafen sie auf Matten. Doch finden sich noch Platformen von Steinen, ganz denen der Markesaner ähnlich, die den Beweis liefern, dass sie früher grössere Sorgfalt auf die Häuser wandten. An der Lagunenseite bauen sie Dämme von Steinen zum Anlegen der Boote. In den westlichen Inseln sind jetzt die europäischen Häuser eingeführt und zu Dörfern verbunden, die von geraden, gepflasterten und mit Bäumen bepflanzten Strassen durchschnitten werden.

Landbau findet natürlich nicht statt; doch pflanzt man jetzt (in Manahiki) viel Kokospalmen an und zieht Hühner und Schweine zum Handel. Fischfang wird allenthalben stark getrieben, (in Tongarewa) mit Haken aus Perlmutter, Netzen, mit denen sie auch die durch Schlagen mit Kokoszweigen auf einen Platz zusammengetriebenen fliegenden Fische aufzufangen verstehen, und mit Speeren. Die Frauen suchen Muscheln und tauchen nach ihnen; überhaupt übertreffen die Tongarewaner alle übrigen Polynesier in der Geschicklichkeit im Tauchen. Die Boote werden, da es an grossen Bäumen fehlt, aus kleinen Stücken Holz künstlich gebaut, die man an einander bindet und dann kalfatert. In den westlichen Inseln sind die kleineren häufig und mit Mattensegeln und Auslegern versehen, die grösseren, welche zu weiteren Seereisen dienen, doppelte, bei denen das eine Boot Mast und Segel, das andere Mannschaft und Ladung enthält. In Tongarewa giebt es kleine Fischerboote, die an Stelle eines Segels durch zusammengeflochtene, am Ausleger befestigte Kokoszweige ohne Mast fortbewegt werden, und grosse Kriegsboote. Zeug bereiten sie nicht, aber sie flechten Matten geschickt aus Kokos- und Pandanusblättern, Netze und Stricke aus Kokosfasern, Körbe aus Kokosblättern. Zu Geräthen dienen (in Tongarewa) Beile (toke) aus Muscheln, eine Art Bohrer aus Muscheln oder Stein, eine Art Messer (tue), eine Feile aus Haifischhaut (poerare), Bolen von Holz und Kokosschalen für Getränke, Kopfkissen von Holz.

Ueber ihre jetzt durch das Christenthum verdrängte Religion

sind wir nur schlecht unterrichtet. Sie glaubten an viele Götter; Lamonts Nachricht, dass in Tongarewa zwei gute und zwei böse verehrt seien, beruht ohne Zweifel auf einem Missverständniss; auch die Seelen mancher Verstorbener galten als Götter und erhielten Verehrung. Sie hatten viele Bilder der Götter von Holz; bei manchen Feierlichkeiten machte man deren wie bei den Markesanern aus schnell zusammengeflochtenen Kokoszweigen, die nur für den Augenblick dienten. Es gab Priester, welche Wahrsagung und Zauberei trieben, auch die Feste leiteten und die Opfer brachten. Tempel fanden sich auch; in Tongarewa hiessen sie Mara und waren Plätze, in deren Mitte ein heiliges Haus stand, umgeben von grossen, in der Erde steckenden, viereckigen Steinen, welche Grabdenkmäler gewesen zu sein scheinen. In allen Inseln war es Sitte, die in das Land kommenden Fremden durch eine besondere festliche Ceremonie den Göttern zu weihen. Das Tapu kannten sie wohl und bezeichneten es an Gegenständen durch Kokoszweige; es legte auch hier den Frauen manche Beschränkungen auf, der Besuch heiliger Orte war ihnen untersagt. Eigenthümlich sind die Ceremonien bei der Bestattung der Todten. In Tongarewa wird die Leiche mit dem nächsten Verwandten einige Stunden lang unter eine Matte gelegt, während die Freunde Klagelieder anstimmen und sich den Körper verletzen, dann wird sie gesalbt und mit den Geräthen des Todten in eine Matte eingenäht, die man im Hause aufhängt; dies wird bis auf eine kleine Oeffnung rings verschlossen, und der Gatte oder nächste Verwandte muss 3 bis 4 Monate lang in demselben Hause bleiben, worauf dann die Bestattung, für Vornehme im Mara, stattfindet. Eine besondere Trauerceremonie besteht darin, dass Verwandte sich eine Zeit lang in besonderen Häusern einsperren und, wenn sie es verlassen müssen, mit einem grossen, bis an die Füsse reichenden Korbe aus Kokosblättern bedeckt erscheinen.

Was die Verfassungsverhältnisse betrifft, so giebt es in den beiden westlichen Inseln einen König, der beide beherrscht und grosse Achtung geniesst; neben ihm stehen noch Häuptlinge. Jetzt ist hier die staatliche Ordnung von Rarotonga eingeführt. In Tongarewa sind in den einzelnen Inseln Häuptlinge (iriki), deren Stelle, wenn sie keine Söhne hinterlassen, durch Wahl besetzt wird; auch findet sich eine Trennung in Vornehme und Gemeine, allein bei allgemeinen Angelegenheiten (z. B. Auflegung eines allgemeinen Tapu) müssen alle Männer in besonderen Versammlungen (fono)

ihre Einwilligung geben. Eigenthumsrecht besteht allenthalben auf die Kokospalmen und die Fischerei in den einzelnen Abtheilungen der Lagunen. In den westlichen Inseln lebten sie friedlicher und hatten selten Kriege; dagegen sind sie in Tongarewa zwischen den Bewohnern der einzelnen Inseln häufiger, hier begleiten die Frauen auch die Männer in den Kampf, und ihre Haare gelten als Trophäe für die Sieger, weshalb sie sie gewöhnlich vorher abschneiden. Die Waffen sind in Tongarewa lange Speere (tau) mit Knochenspitzen. Keulen (koerari), beide aus Kokosholz, und mit der Hand geworfene Steine.

Ihre Lebensweise ist natürlich in hohem Grade einfach; die Frauen sorgen für die Wirthschaft, bereiten Matten, suchen Muscheln, die Männer treiben Fischfang und Bootbau. Polygamie ist gestattet; in Tongarewa sind die Mädchen, abweichend von den übrigen Polynesiern, keusch und züchtig. Nahe Verwandte dürfen einander nicht heirathen; Hochzeitsceremonien fehlen, es wird ein Fest gegeben, die Braut erst mit Matten umwickelt, dann mit dem längeren Schurz, den sie als Frau trägt, bekleidet. Trennungen der Ehe sind leicht. Tänze lieben sie allenthalben sehr, in Tongarewa giebt es mehrere mit besonderen Namen und für verschiedene Gelegenheiten. Auch Lieder haben sie, aber musikalische Instrumente werden nicht erwähnt. Sie sind reinlich und baden oft. Die Art des Grüssens ist das bekannte Nasen; bei der Ankunft von Bekannten findet auf allen Inseln eine an die ähnliche neuseeländische Sitte erinnernde Ceremonie (in Tongarewa Pehu) statt, die in lautem Klagen und Verletzen der Haut bei beiden Theilen besteht. Palmenzweige dienen (in Tongarewa) als Friedenszeichen. Handel treiben die Bewohner der westlichen Inseln jetzt mit europäischen Schiffen, namentlich nehmen diese Lebensmittel und Kokosöl ein, das Medium des Verkehrs sind Zeuge.

Die Verbindung dieser Inseln mit den Europäern ist durch die Missionare der Herveyinseln vermittelt worden. Verschlagene Manahikier, die ein europäisches Schiff 1849 nach Aitutake brachte, führten zur Einführung rarotongischer Lehrer in den westlichen Inseln, deren Einwohner in kurzer Zeit das Christenthum und später die Bildung der Rarotonganer in jeder Hinsicht annahmen. Ebenso hatte der Umstand, dass mit Lamont, als er nach seinem Schiffbruch Tongarewa verliess, einige Bewohner der Insel nach Rarotonga kamen, die Folge, dass 1854 rarotonganische Lehrer sich in

Tongarewa niederliessen, die auch hier dem Heidenthum und den alten Zuständen ein Ende machten. Jetzt dienen auch die Einwohner von Manahiki in den europäischen Niederlassungen in Fanning und Caroline als Arbeiter.

Ausser den erwähnten 3 Inseln ist früher auch Malden bewohnt gewesen, wie es die dort sich findenden Ueberreste (viereckige Terrassen aus behauenen Korallenblöcken, die offenbar Marae waren, gepflasterte Wege, die von ihnen zur Küste führen, Brunnen im Korallenfels, Gräber mit Knochen und Muschelzierrathen), beweisen. Endlich haben sich in neuerer Zeit auf einigen Inseln Europäer niedergelassen. In Caroline gründete vor 30 Jahren ein englischer Kaufmann in Papeëte eine Colonie durch einige tahitische Familien, die noch besteht und besonders Kokosöl liefert. Eine andere ist 1864 durch einen Kaufmann in Melbourne auf Malden angelegt, den Guano dieser Insel auszubeuten; gleichzeitig gründete eine Guanocompagnie eine ähnliche Ansiedlung in Starbuck, die zwar bald wieder aufgegeben wurde, dann aber von dem Besitzer von Malden wieder hergestellt ist. Diese 3 Inseln sind, die beiden letzten 1866, Caroline 1868 für die englische Krone in Besitz genommen worden.

Die zweite Gruppe, der Wilkes den Namen Phoenix gegeben hat, liegt im NW. der Manahiki- und im N. der Tokelaugruppe und umfasst den Raum zwischen 170 und 177° W. Lge. und 5° S. und 1° N. Br. Die unzuverlässigen Höhenbestimmungen der Walfischfänger und Händler haben diesen Theil des Oceans mit einer Menge von Inseln und Namen bedeckt; in Wirklichkeit existiren deren in dem angegebenen Raume nur 6 und ausserdem noch im NW. davon zwei andere Inseln nördlich vom Aequator. Alle diese sind kleine, flache Korallen-, zum Theil Laguneninseln und den Manahiki ganz ähnlich, nur noch viel ärmer und dürftiger. Sie unterscheiden sich auch in ihrer Fauna und Flora nicht von ihnen. Von Mammalien haben sie nur Ratten, von Vögeln keine anderen als Seevögel, von Amphibien ausser Schildkröten noch Eidechsen (in Howland), von Insecten einige Spinnen, Ameisen und die gemeine Hausfliege in grossen Schwärmen; alle Seethiere sind häufig und verschiedenartig. In der Flora fehlt noch manche Pflanze der Manahikigruppe; Kokospalmen werden nur in Sidney erwähnt. Das Klima ist höchst gleichförmig und vorherrschend feucht. Der herrschende Wind ist der Passat, der im Sommer mehr aus N.,

im Winter mehr aus S. kommt; Westwinde und Stillen sind nicht häufig, Regen fällt das ganze Jahr über, aber im Winter mehr als im Sommer. Die Strömungen führen stets gegen W.

Die einzelnen Inseln sind:

1. Enderbury, von einem unbekannten Entdecker benannt (3° 8' Br., 171° 8' Lge.), ist eine kleine Insel von 3/4 M. Länge, die aus einem breiteren Rande aus losen, festen Korallenkalkplatten und Sand und einer davon umschlossenen, jetzt trockenen Lagune besteht, in welche an der Ostseite ein schmaler Kanal führt, durch den mit der Fluth manchmal etwas Wasser in die Lagune eindringt. Sie trägt nichts als Gras und niedrige Kräuter, nur an der Südseite einige Gebüsche und hat sehr schlechtes Trinkwasser, doch gute Guanolager.

2. Swallow, 1859 von Cap. Green benannt, allein schon früher entdeckt, (Mary Balcout, Favorite, Farmer, Canton des Cap. Wing 1855), liegt 9 M. NW. von Enderbury (2° 44' Br., 171° 42' Lge.) und ist eine viel grössere Insel, 3 bis 4 M. lang und 1 1/2 M. breit. Sie ist flach und umgiebt eine grosse Lagune, in welche 4 Kanäle führen, zwei zu beiden Seiten der Südostspitze (Pyramidpoint) und zwei an der Westseite, von denen nur einer der letzten sehr kleine Schiffe zulässt. Der Pflanzenwuchs der Insel, die auch Guano haben soll, ist sparsam, nur an der Nordseite ist sie bewaldet.

3. Birney, von Cap. Emment 1823 entdeckt und benannt, (Phoenix, Elizabeth, Roberts, Mary, Harper, 3° 35' Br., 171° 39' Lge.) ist eine kleine Insel SW. von Enderbury von kaum 1/4 M. Durchmesser, von Riffen umgeben und daher sehr gefährlich. Das Innere ist eine trockene Lagune, die ein höchstens 15 Fuss hoher Rand umschliesst, über den die Fluth zu Zeiten bis in die Lagune dringt; der Boden ist mit Gras bedeckt und enthält ein kleines Lager guten Guanos.

4. Sidney, 1823 von Emment entdeckt und benannt, (Hull von Wilkes 1840, Charlotte, 4° 30' Br., 172° 20' Lge.) ist eine kleine Insel von 3/4 M. Durchmesser, die eine Lagune enthält, welche rings von einem Gürtel von Wald (auch Palmen) umgeben ist. Sie hat auch etwas Trinkwasser.

5. M'Kean, 1840 von Wilkes benannt, allein schon früher entdeckt und mit dem Namen Arthur belegt, (auch Wilkes, Ploughboy, 3° 35' Br., 174° 17' Lge.) WNW. von Sidney ist eine runde Insel von nicht ganz 1/4 M. Durchmesser mit einer trockenen Lagune,

deren Grund aus auf Gyps ruhenden Lagern von Guano besteht, aber bei der Fluth manchmal mit Wasser bedeckt wird. Der Boden der Insel besteht aus Korallenfels und Sand und trägt bloss grobes Gras.

6. Gardner, von Cap. Coffin 1828 benannt, allein schon 1824 von Cap. Kemin entdeckt, der ihr seinen Namen gab, (auch Mary Laetitia, 4° 38′ Br., 174° 40′ Lge.) 15 M. SSW. von M'Kean ist eine flache Koralleninsel mit einer seichten Lagune ohne einen Kanal, doch schlägt die Fluth oft über das niedrige Riff, das die Westseite bildet. An den anderen Seiten ist die Lagune von einem 100 Met. breiten Landstreifen umschlossen, dessen Korallensand mehr mit Pflanzenerde gemischt ist und daher statt niedrigen Gebüsches hohe Bäume trägt.

7. Baker, 1841 von dem Capitän gleichen Namens benannt, allein schon früher von einem Walfischfänger entdeckt, der sie Newnantucket nannte, (auch Phoebe, Faguin, Starbuck, Tamana, 13′ N. Br., 176° 22′ Lge.) ist eine kleine viereckige Insel $^1/_4$ M. gegen W. lang, von einem schmalen, bei der Ebbe trocknen Küstenriff umgeben. Ein schmaler Rücken von Sand und Korallenstücken, dessen höchste Punkte nur 7 M. hoch sind, und der üppig mit Gras und niederen Pflanzen bedeckt ist, zieht um die ganze Insel und umschliesst den Ueberrest der alten Lagune, ein etwas tieferes Becken, auf dessen Boden auf Korallenfels die Guanolager sich finden, die den besten Guano in diesen Inseln liefern. Trinkwasser fehlt, an der Westküste ist ein schlechter Ankerplatz.

8. Howland, 1842 von Cap. Netcher entdeckt und benannt, (50′ N. Br., 176° 35′ Lge.) 9 bis 10 M. NNW. von Baker ist eine dieser ganz ähnliche Insel von $^1/_2$ M. Länge gegen S. Auch sie hat hinter dem breiten Strande einen Rücken von Sand, der noch reichlicher als in Baker bewachsen ist, an einigen Stellen selbst Gruppen von Bäumen enthält und an der Ostküste in mehrere schmale Rücken zerfällt; innerhalb desselben zieht sich ein grosses Guanolager durch die ganze Insel hin. Das Trinkwasser ist brakisch und schlecht, der Ankerplatz an der Westküste höchst gefährlich.

So unbedeutend und arm diese Inseln sind, so haben doch früher einige derselben Bewohner gehabt. In Swallow finden sich viereckige Trümmer aus grossen Korallensteinen, die sicher Marae waren, in Howland sehr auffallende, grosse und 10 bis 15 Fuss

tiefe Ausgrabungen im Boden, von Korallenfelsmauern umschlossen, Platformen von Korallenfelsquadern, wie zu Häusern, Gräber mit Gerippen, zur Küste führende gepflasterte Wege u. s. w. Wovon diese ausgestorbene Bevölkerung gelebt hat, ist ein Räthsel. In neuester Zeit hat der Guano diesen Inseln eine verhältnissmässige Bedeutung verschafft, und 1859 haben sich zur Ausbeutung desselben zwei amerikanische Gesellschaften gebildet, die U. St. Guanocompany in Newyork und die Phoenix Guanocompany in Honolulu; die erste hat Baker und Howland besetzt, allein in der ersten Insel den Guano bereits erschöpft, die andere Niederlassungen zuerst in M'Kean, dann in Birney, die jetzt beide verlassen sind, und 1870 eine neue in Enderbury gegründet.

Die dritte Gruppe, die Americainseln, umfasst den Raum von 1° S. bis 7° N. Br. und von 157 bis 163° W. Lge. und liegt in NW. der Manahiki-, im NO. der Phönix- und im S. der Hawaiiinseln. Es sind zusammen 5 Inseln ausser einer Bank, die Inseln alle flache Korallen-, grösstentheils Laguneninseln, den Phoenixinseln ähnlich, aber reicher und wirthlicher. Sie gleichen in der Fauna und Flora den anderen beiden Gruppen. Von Landthieren fehlen die Mammalien ganz, allein Vögel sind viel zahlreicher, (in Fanning ein Habicht und ein schöner, einem Finken ähnlicher Vogel, in Christmass eine Wachtel und eine Art, auch in den Paumotu vorkommender Sperling), von Amphibien Eidechsen; Seethiere sind überall in grosser Fülle. Die Flora ist reicher als in anderen Gruppen; Kokospalmen sind auf den meisten Inseln häufig, ausserdem finden sich die den Laguneninseln eigenthümlichen Gewächse und einige, die ihnen sonst fremd sind [7]). Das Klima ist den Phoenixinseln ganz ähnlich, und fast das ganze Jahr über weht der Ostwind; die Strömungen führen überwiegend nach W., da aber die Gruppe schon in der Uebergangszone zwischen dem Nord- und Südpassat liegt, kommen zu Zeiten auch Nordostströmungen vor.

Die einzelnen Inseln:

1. Jervis, von einem Walfischfänger benannt, aber schon 1821 von Cap. Browne entdeckt, (auch Bunker und Washington, 22' S. Br., 159° 58' Lge.) ist eine kleine, dreieckige Insel von $^1/_2$ M. Länge, die für die Schiffe sehr gefährlich, von einem schmalen Küstenriff umgeben und schwer zugänglich ist. Von der Küste erhebt sich der Boden zu einem niedrigen Rücken von 6 bis 9 Met. Höhe und senkt sich dann herab in eine die alte Lagune anzeigende Ver-

tiefung, deren Grund eine dürftige Vegetation von Gras und niederen Pflanzen trägt und Guano enthält, der aber häufig mit dem aus der Verdunstung des Seewassers in der Lagune entstandenen Gyps gemischt ist. Trinkwasser fehlt ganz.

2. Christmass, 1777 von Cook entdeckt und benannt[8]), NO. von Jervis (1° 58′ N. Br., 157° 30′ Lge.) ist eine grosse Insel von 12 bis 15 M. Umfang, eine Laguneninsel, die jedoch von den übrigen wesentlich abweicht. Die von Küstenriffen umgebenen und bei der Fluth oft weit überschwemmten Küsten senken sich nicht so schnell herab als sonst, was die häufigen Schiffbrüche an dieser gefährlichen Insel erklärt, und sind unregelmässig gebildet mit grossen Baien, wie die an der Westseite, die Südwestbai an der südlichen, die Südostbai an der östlichen Küste. Der Rand um die Lagune ist unverhältnissmässig breit, hier und da bis $^3/_4$ M., dabei grossentheils öde und besteht aus niedrigen Rücken von Sand, die durch Einsenkungen mit salzigen Seen und Sümpfen getrennt und mit trockenem Grase bedeckt sind; ob diese Bildung die Folge einer allmählichen Erhebung des Bodens ist[9]), steht dahin. An der Westseite sind einige Stellen wirthlicher und haben eine bessere Vegetation, auch Palmen, überhaupt viel Hülfsmittel für Seefahrende, allein nirgends Trinkwasser. Die Lagune, wenn sie anders so genannt werden kann, liegt an der Westseite und ist seicht und voll Sandbänke; sie hat nach W. zwei breite, in die westliche Bai mündende Kanäle, die Schiffen guten Ankergrund geben und durch eine sandige Insel von $^1/_2$ M. Länge, (Cook oder Sandy I.), von einander getrennt werden.

3. Fanning, 1798 von dem Amerikaner dieses Namens entdeckt und benannt, (Mathers America 1814, Wecksriff, 3° 51′ Br., 159° 22′ Lge.) NW. von Christmass ist eine Laguneninsel von $2^1/_2$ M. Länge, 1 bis $1^1/_2$ M. Breite und 7 M. Umfang. Auf dem Riff liegt ein gewöhnlich $^1/_8$ M. breiter Landstreifen, der mit schöner Vegetation, besonders mit vielen Palmen bedeckt ist und an einigen Stellen, wo das Riff mit seinem Korallenboden bloss liegt, unterbrochen erscheint; der Boden ist theils sandig, theils fruchtbar, und die Insel gewährt den Seefahrern viele Hülfsmittel, hat auch gutes Trinkwasser. An der Südwestseite führt ein schmaler, tiefer Kanal in die mit Korallenbänken angefüllte Lagune zu einem Hafen (Englishharbour), der den Schiffen guten Schutz gewährt; ein anderer Ankerplatz (Whalemenbai) liegt ausserhalb an der Westseite der Insel $^3/_4$ M. N. von dem Kanale.

4. Washington, 1798 von Fanning entdeckt und benannt, (auch Prospect und Newyork, 4° 42′ Br., 160° 16′ Lge.) 20 M. NW. von Fanning ist eine kleine Insel von 3/4 M. Länge, der eine Lagune zu fehlen scheint, 4 bis 5 Met. hoch, fruchtbar und voll Bäume, unter denen auch Palmen sind, ohne Ankerplatz und der die Küsten umgebenden Korallenriffe halber schwer zugänglich.

5. Palmyra, 1798 von Fanning entdeckt und später von Cap. Mackay benannt, N. von Samarang (5° 50′ Br., 161° 53′ Lge.) ist eine Laguneninsel von 3 1/2 M. Länge und 2 M. Breite. Das Riff trägt viele kleine Inseln mit fruchtbarem Boden und üppiger Vegetation (auch viele Palmen), die alle flach, im Durchschnitt 6 Fuss hoch, am Ostende etwas höher sind und drei mit einander zusammenhängende Lagunen umgeben, von denen die westlichste eine bedeutende Tiefe hat. An der Westseite ist ein sicherer Anker- und Landungsplatz. Die jetzt bewohnte Insel im Nordwesttheil der Gruppe heisst Strawn[10]).

6. Danger, von einem Walfischfänger benannt, (auch Kingman, Thorndike und Tartarriff, 6° 27′ Br., 162° 22′ Lge.) N. von Palmyra ist eine Lagune, auf deren Riff einige kleine Sandbänke liegen. Vielleicht ist das angeblich 10 M. östlicher liegende Caldewriff dasselbe.

Von diesen Inseln ist in früheren Zeiten Fanning bewohnt gewesen, man findet noch Fundamente von Häusern aus Korallenstein, Gräber mit Zierrathen, Geräthe, steinerne Beile u. dergl. Diese untergegangene Bevölkerung bildet mit der von Malden die Brücke, welche die Polynesier von Hawaii mit denen der südlichen Inseln verbindet. In neuester Zeit haben sich auch Europäer hier angesiedelt. Schon vor 50 Jahren liessen sich einige in Fanning nieder, um durch Arbeiter aus Hawaii Tripang fischen zu lassen; 1847 gründete ein Kaufmann aus Papeëte auf derselben Insel eine neue Niederlassung, Kokosöl zu bereiten, diese besteht noch jetzt unter Leitung des Cap. English, der zu jenem Geschäft polynesische Arbeiter verwendet, 1861 ist die Insel für die englische Krone in Besitz genommen worden. Dagegen hat die Regierung von Hawaii 1861 Palmyra besetzt, um dort Tripang fischen zu lassen, und die Phoenix Guanocompagnie unterhält in Jervis Arbeiter zur Ausbeutung des Guano.

ACHTER ABSCHNITT.

Der Archipel Hawaii.

ERSTES KAPITEL.

Die Hawaiiinseln. Hawaii.

Wahrscheinlich haben bereits im sechszehnten Jahrhundert spanische Seefahrer die Inseln dieses Archipels entdeckt, denn die alten spanischen Karten zeichnen ungefähr da, wo sie liegen, eine grosse Insel la Mesa, ein Name, der auf Hawaii gut passt, und im NW. davon eine Gruppe Inseln, los Monjes [1]). Dennoch ist J. Cook, der 1778 erst die westlichen, später die östlichen Inseln dieses nördlichsten der polynesischen Archipele, aufnahm, der wahre Entdecker desselben. Die Wichtigkeit, welche in jener Zeit der Pelzhandel der Nordwestküste von Amerika verlieh, führte bald andere Schiffe her, und 1792 und 1793 erfolgte die gründliche und genaue Erforschung der Inseln durch G. Vancouver, die noch immer die unentbehrliche Grundlage für unsere Kenntnisse von denselben ist. Diese haben, obschon der Archipel seitdem häufiger als irgend ein anderer des Oceans von Reisenden besucht und geschildert ist, dennoch eine dem entsprechende Erweiterung nicht erfahren, und erst in der neuesten Zeit haben einige Amerikaner, besonders Brigham und Mann [2]), Erfreuliches in dieser Beziehung geleistet und den Grund zu einer genügenderen Durchforschung dieser interessanten Inseln gelegt.

Der von Cook dem Archipel beigelegte Name der Sandwichinseln ist jetzt grossentheils ausser Gebrauch gekommen; gewöhnlich bezeichnet man ihn (und selbst die Regierung des Landes) mit dem Namen Hawaii (the Hawaiian islands). Er umfasst den Raum von 151° 30′ bis 161° W. Lge. und von 18° 30′ bis 22° 30′ N. Br., der nördlichste Punkt, das Nordcap von Kauai, liegt 22° 16′ Br., der südlichste, C. Kalaë in Hawaii 18° 52′ Br., der östlichste, C. Kapoho in Hawaii 154° 43′ Lge., der westlichste, die Insel Kaula, 160° 32′ Lge. Von den Societätsinseln liegen sie etwa 700 M., von der Küste von Amerika fast eben so weit, von der von China gegen 1200 M. entfernt. Die Inseln, welche eine Kette bilden, die in der Richtung nach WNW. fast 100 M. sich

ausdehnt, sind (ohne Nihoa) an Zahl 11, 4 grosse, 4 von mittler Grösse, und 3 kleine; ihr Flächeninhalt mag etwa 285 QM. betragen.

Die Lage des Archipels ist so günstig, wie, Neuseeland ausgenommen, die keines anderen im Ocean; er liegt zwischen Asien und Amerika so in der Mitte, dass er das Verbindungsglied zwischen beiden Continenten sein muss, und wenn das, wie schon bemerkt, gleich bei seiner Entdeckung mit Bezug auf die Nordwestküste Amerikas hervortrat, so hat es sich später immer mehr und mehr gezeigt und ist die Veranlassung zu einem Verkehr geworden, wie er sich ausser in Neuseeland in keinem anderen Archipele des Oceans findet, eines Verkehrs, der zugleich auf die Entwickelung der Bewohner von bedeutendem Einfluss gewesen ist. Dadurch hat Hawaii für den nördlichen Theil des Oceans dieselbe Stellung eingenommen, wie Neuseeland für den südlichen und centralen. Allerdings lässt es sich rücksichtlich der Küstenbildung mit Neuseeland nicht vergleichen. Das Meer umher ist sicher und gefahrlos, die Küsten sind fast stets steil und hoch, von Riffen finden sich bloss hier und da Küstenriffe und zwar von beschränktem Umfange; doch fehlt es nicht an brauchbaren Ankerplätzen, und ein schöner, sicherer Hafen bildet den Mittelpunkt des Verkehrs mit dem Auslande. Alle Inseln sind hoch und bergig, die Berge in den östlichsten selbst von bedeutender Höhe, wenn auch die Behauptung, dass sie bis in die Schneeregion reichen, falsch ist; der Gebirgsbau in den einzelnen Inseln so wechselnd und verschieden, dass eine allgemeine Darstellung desselben sich nicht entwerfen lässt. Die Gesteine der Berge sind vulkanische, die Lava von grosser Verschiedenheit der Form[3]), doch überwiegend basaltisch, das Innere der Berge enthält vorherrschend Trachyt und Phonolith; ausser den vulkanischen Felsarten findet sich nur noch Madreporenkalkstein. Die östlichen Inseln haben thätige, wie erloschene Vulkane und vulkanische Erscheinungen von der äussersten Grossartigkeit; dagegen scheinen die westlichen älteren Ursprungs, submarin gebildet und erst später erhoben zu sein. Mineralquellen fehlen auffallender Weise ganz; leichte Erdbeben sind nicht selten. Die Thäler, welche sich zwischen den Bergen hinziehen, sind zahlreich, von grosser, malerischer Schönheit und Fruchbarkeit des Bodens, allein einförmig gebildet. Der erste Eindruck, den die Berge der östlichen Inseln machen, ist im Ganzen nicht einladend durch die weiten, mit Asche und rauher Lava bedeckten Strecken; auf den Ostküsten der Inseln und na-

mentlich in den westlichen sind die Bergabhänge dicht bewaldet, der Boden sehr fruchtbar und mit der schönsten Vegetation geschmückt, alle Erzeugnisse der Tropenzone gedeihen auf das Beste. Die Bewässerung ist nicht eben reichlich; die Flüsschen und Bäche versiegen nicht selten in den Küstenebenen, die an vielen Stellen dürr, staubig und öde erscheinen, bei gehöriger Bewässerung aber den reichsten Ertrag geben.

Die Flora des Archipels ist in hohem Grade eigenthümlich Mann, der sie am genauesten erforscht hat, bestimmte die Zahl der Pflanzen, (doch bloss Farren und Phanerogamen und diese mit Ausschluss der Gräser), zu 689, von denen nicht weniger als 68 Procent endemisch sind. Was den Charakter der Vegetation betrifft, so findet man zunächst ein unverkennbar indisches Element darin, dem auch alle Culturgewächse angehören; in dem endemischen Theil tritt überwiegend ein amerikanisches Element hervor, obschon wirkliche amerikanische Formen nicht häufig und augenscheinlich nur durch angeschwemmte Samen verbreitet sind, viel geringer ist die Zahl der Gewächse, welche an die ostasiatische Flora erinnern. Was die Verbreitung der Pflanzen nach den Standorten betrifft, so lassen sich 5 Zonen unterscheiden, die Pflanzen der Küsten, der tiefgelegenen Ebenen, der unteren Wälder (bis 400 M. Höhe), der höheren feuchten Wälder (bis 2000 M.) und der oberen trockenen Bergabhänge (über 2000 M.), welche letztere nur endemische Gewächse sind, eine eigentliche Alpenregion fehlt jedoch. Unter den einzelnen Pflanzenfamilien überwiegen vor allem die Synanthereen, sowohl durch die Zahl der Arten, die wahrscheinlich ein Zehntel von allen ausmachen, als durch Eigenthümlichkeit der Bildung, die Rubiaceen, Leguminosen, Labiaten, Farren, von denen Manns Liste 135 enthält, während in Wirklichkeit noch viel mehr sind, und unter denen in den feuchten Bergwäldern auch zahlreiche Baumfarren sich finden, und Gräser und Cypereen von zusammen über 90 Arten; nächstdem treten noch Pipereen, Urticeen, Euphorbiaceen, Chenopodeen, Solaneen, Canvolvuleen, Aralieen, Rutaceen, Malvaceen hervor, die Myrtaceen weniger durch Artenfülle als durch das Ueberwiegen des Geschlechtes Metrosiderus. Von Palmen sind ausser Kokos, die aber nicht mehr in der Fülle und Schönheit auftreten, wie in den südlichen Archipelen, noch einige Arten Pritchardia, Orchideen sind auffallend selten, Casuarina scheint ganz zu fehlen.

Die Fauna Hawaiis ist an Landthieren nicht reich. Von

Mammalien giebt es nur zwei, eine auch in Chili lebende Fledermaus[4]) und die Ratte; die Eingeborenen besassen zahme Hunde und Schweine, jetzt sind alle europäischen Hausthiere, (auch Kaninchen), eingeführt, einige auch verwildert. Vögel sind häufiger, dazu von eigenthümlichen Formen; sie sind jetzt in den Küstenebenen selten, in den Wäldern der Bergabhänge häufiger zu finden. Dole[5]) führt 25 Arten Landvögel auf ausser den noch nicht bestimmten; auffallend ist, dass es keine Papageien zu geben scheint[6]), auch hat Doles Verzeichniss nur eine noch nicht untersuchte Taube, und die Kukuk, Eisvögel und wilden Hühner, (die Eingeborenen halten zahme), fehlen ganz. Von Raubvögeln ist ein Falk und eine Eule, unter den übrigen treten besonders die Geschlechter Merops (Moho), Certhia (Drepanis, deren Federn die Einwohner sehr hoch schätzten), und Fringilla hervor. Von Amphibien finden sich einzig einige Eidechsen; Insecten sind sparsam und den tahitischen sehr ähnlich, einige 20 Käfer, mehrere Schmetterlinge, einige Ameisen, die gemeine Hausfliege in grossen Schwärmen, wenige Spinnen und Skolopendern. Dagegen sind die Seethiere eben so verschiedenartig als reichlich, von Mammalien Cetaceen, von Seevögeln (ausser den nicht bestimmten) 21 Arten, fast alles die gewöhnlichen des Oceans und nur wenige eigenthümlich, (wie Ortygometra und Chloephaga sandwicensis), von Amphibien Schildkröten, Fische in grosser Menge, den indischen nah verwandt, doch nicht ohne eigenthümliche Formen, Mollusken, Crustaceen und Zoophyten in besonders grosser Fülle und Mannigfaltigkeit.

Das Klima der Hawaiiinseln gilt übereinstimmend für ein eben so gesundes als angenehmes; es ist zugleich bei der Höhe der Berge sehr wechselnd, auf den Küstenebenen meist trocken und heiss, an den unteren Bergabhängen heiss und feucht, an den oberen gemässigt und trocken. Die Durchschnittstemperatur des Tages beträgt in Honolulu 24° C., in dem heissen Lahaina schwankt sie zwischen 18 und 30°, in Waimea in Hawaii in 1200 M. Höhe zwischen 9 und 18°. Man unterscheidet hauptsächlich zwei Jahreszeiten, Sommer und Winter. Der erste hat reines, helles Wetter mit erfrischender Luft und glänzendem Sonnenschein, an Regen fehlt es an vielen Stellen nicht, besonders an den Ostküsten der Inseln, während an den Westküsten manchmal lange Dürre herrscht; im Winter (vom November bis März) ist das Wetter unbeständig und veränderlich und der Regen häufiger, auf den Bergen fällt je-

doch in beiden Jahreszeiten der meiste. Stürme und Gewitter sind verhältnissmässig selten. Der Wind weht den Sommer über fast beständig aus NO., im Winter wird der Ostwind öfter von Süd- und Südwestwinden unterbrochen, die feuchtes und trübes Wetter mit sich bringen. Auf die Bildung der Küsten hat das Ueberwiegen des Ostwindes den auffallendsten Einfluss. Die Ostküsten, denen der Passat die feuchten Wolken zuführt, haben deshalb den häufigeren Regen, grössere Feuchtigkeit der Luft und eine viel lachendere und glänzendere Vegetation; die Westküsten erhalten den wenigsten Regen, da auf den hohen Bergen der Wasserdampf der Wolken in starken Niederschlägen zu Boden fällt, und sind daher im Vergleich zu den Ostküsten auffallend dürr und öde, ein Unterschied, der sich in allen Inseln findet, aber in der Insel Hawaii am auffallendsten hervortritt. Die Strömung führt überwiegend gegen W., wird aber im Winter nicht selten von der entgegengesetzten unterbrochen.

Man kann die einzelnen Inseln nach den grössten in 4 Abtheilungen theilen, Hawaii, Oahu, Maui und Kauai mit den kleineren, die um die beiden letzten liegen.

1. Die Insel Hawaii, die östlichste und zugleich die grösste des Archipels, ist 22 M. lang und 19 M. breit, von einem Inhalt von 188 Q.-M. und der Form nach ein fast gleichseitiges Dreieck. Ihre Küstenbildung ist überaus einfach, sie hat nur einen Hafen. Die Südostküste, die von dem C. Kapoho, dem Ostcap der Insel, bis zum C. Kalaë, dem Südcap, 16 M. nach SW. geht, hat keinen Ankerplatz und ist den herrschenden Winden und den Wogen des Oceans bloss. Die Westküste zwischen den Caps Kalaë und Upolu, dem Nordcap, die 21 M. von S. nach N. sich hinzieht, enthält dagegen 3 kleine Baien, in denen Schiffe wenigstens gegen den Ostwind Schutz finden, im S. die Bai von Kealakeakua mit einem nicht empfehlenswerthen Ankerplatze, die von Kailua 4 M. nördlicher, die nicht besser ist, und die nördlichste, die von Kowaihae (20° 3′ Br., 155° 53′ Lge.), 9 bis 10 M. N. von Kailua, welche die anderen Baien ein wenig übertrifft und kleinen Schiffen hinter einem Korallenriff einen geschützten Ankerplatz bietet. Die Nordostküste, deren Richtung 19 M. gegen SO. ist, hat fast überall keinen Schutz und liegt dem herrschenden Nordostwinde ganz offen; aber nicht weit N. von C. Kapoho besitzt sie dennoch den besten Ankerplatz der ganzen Insel in der kleinen Bai von Hilo (oder Waiakea, Byronbai, 19° 44′ Br., 155° 4′ Lge.), da ein grosses, bedecktes Riff (Blonde-

riff), das von dem Ostcap der Bai, C. Leleiwi, bis an ihren Grund reicht und die kleine Insel Cocoanut umschliesst, sie gegen N. einigermaassen schützt, so dass hauptsächlich die Schwierigkeit des Auslaufens den wesentlichsten Uebelstand an diesem Hafen bildet. Gefahren hat das Meer um die Insel keine; Korallenriffe an den Küsten sind nur selten und unbedeutend.

Was den Bau der Insel betrifft, so ist zunächst der Unterschied zwischen ihren Küsten ein im hohen Grade auffallender. Die den feuchten Ostwinden ausgesetzte Ostküste ist bis auf einzelne Stellen, wo neuere, durch die Feuchtigkeit noch nicht aufgelöste Lavaströme den Boden bedecken, mit reicher Vegetation geschmückt und bis tief in das Innere und an den Bergabhängen hinauf mit dichten Wäldern bedeckt; namentlich ist der Pflanzenwuchs im N. der Bai Hilo im Districte Hamakua äusserst üppig und glänzend, die Thäler des Gebirges zahlreich und trefflich bewässert [7]. Dagegen ist die Westküste ein schmaler, unbeschreiblich öder und dürrer Strand, dessen Boden gewöhnlich aus nackten Lavaschichten mit einzelnen Ausbruchskegeln besteht, ohne Trinkwasser, da aller Regen, der auf den höheren Abhängen fällt, in dem spaltenreichen Lavaboden sich schnell verliert; selbst Brunnen haben nur salziges Wasser, und bloss bei Kowaihae giebt ein Bach, allein nur nach starkem Regen, etwas Wasser. Das Küstenland könnte nicht bewohnt werden, wenn sich nicht die Kokospalme fände, die so oft im Ocean den Menschen das Leben allein möglich macht, und wenn nicht die Fischerei eine Bevölkerung auf diesen unwirthlichen Strand zöge, die freilich nur brakisches Wasser zum Trinken hat. Die Bergabhänge hinter demselben haben ganz die gleiche Beschaffenheit; erst in bedeutender Höhe über 700 M. beginnt die Wirkung der Regengüsse, die hier den Boden treffen, sich zu zeigen, das vulkanische Gestein ist aufgelöst und in eine fruchtbare Erde verwandelt, die mit schönen Bäumen bedeckt ist, und in welcher die Gärten der Einwohner angelegt sind, aus denen die Küstenbewohner zum Theil ihren Unterhalt beziehen. In etwa 1000 M. Höhe tritt dann der hochstämmige, dicht verwachsene Wald auf, der alle Bergabhänge bis zu 2000 bis 3000 M. bedeckt.

Das Innere von Hawaii wird von einem grossen Hochlande eingenommen, dessen Durchschnittshöhe 1000 bis 1200 M. beträgt und das augenscheinlich durch die sich folgenden Ausbrüche der Vulkane entstanden ist. Den grössten Theil seiner Oberfläche be-

decken nämlich 3 gewaltige Vulkane mit ihren weit ausgedehnten Abhängen im Nordost-, West- und Südwesttheil der Insel, durch welche die Hochebenenform auf zwei Stellen, im Nordwest- und im Südosttheil, beschränkt wird. Wenn hiernach der von den Vulkanen eingenommene Raum die Hochflächen übertrifft, so besitzt die Insel dennoch, aus der Ferne gesehen, die Hochebenenform viel mehr, als man glauben sollte, weil die Berge trotz ihrer bedeutenden Höhe sich so sanft und allmählich erheben; darin liegt zugleich der Grund, weshalb die Höhe derselben nicht selten unterschätzt worden ist.

Der erste der drei Vulkane ist der Mauna keä (der weisse Berg, 4253 M.[8]) im Nordosttheil der Insel, ein längst erloschener Feuerberg, dessen südliche und westliche Abhänge sich überaus sanft in die Ebenen von Hilo und Waimea herabsenken und von keinen tiefen Schluchten durchschnitten werden, während sich hier und da kleine Ausbruchskegel mit Kratern auf ihnen erheben. Von der Ebene von Hilo aus erreicht man am südöstlichen Abhange schon in 500 M. den Rand des Hochwaldes, den man 6 M. lang durchschneidet, bis er in 2650 M. plötzlich aufhört; höher besteht der Boden aus zersetzter Lava, die mit einzelnen Lavablöcken, Skorien u. s. w. bedeckt ist und nur hier und da niedrige Pflanzen trägt, die bis auf den Gipfel reichen. Dieser ist eine weite Fläche von $1^1/_2$ M. Umfang, die aus aufgelöster Lava und einzelnen Lavablöcken besteht, und auf der sich mehrere steile Piks aus vulkanischer Asche und Skorien erheben mit kleinen Kratern auf den Gipfeln; am Fusse des höchsten, der 300 M. hoch ist, liegt ein kleiner See zwischen steilen Ufern, der vollkommen einem alten Krater gleicht. Wahrscheinlich war diese ganze Fläche einst der Boden des alten Hauptkraters des Berges, dessen Umfassungswände jedoch ganz zerstört sein müssen, falls sich nicht etwa an dem noch nicht untersuchten nördlichen Abhange ein Hauptkrater finden sollte. Schnee bedeckt im Winter den ganzen Gipfel bis weit herab, aber im Sommer erhält er sich nur an einigen vor der Sonne geschützten Stellen. Der nordöstliche Abhang ist etwas steiler als der südliche, doch in den oberen Theilen diesem ganz ähnlich gebildet; tiefer ist er dagegen von einer Menge tiefer Schluchtenthäler zerschnitten, die durch malerische Schönheit und Fruchtkarkeit des Bodens zu den ausgezeichnetsten Theilen des Archipels angehören, allein das Reisen unglaublich beschwerlich machen. Diese mit der prächtigsten Vegetation

geschmückten Thäler, unter denen die von Laupahoehoe, Waipio und Waimanu die bedeutendsten sind, werden von steilen Felsmauern eingeschlossen und von Gebirgsbächen durchströmt, die jeder Regenguss in wüthend tobende Bergströme verwandelt; am Strande endet der Abhang in steilen, schroffen Felswänden, über die nach jedem Regen Kaskaden in das Meer stürzen. Südlicher liegt am Südostabhang des Berges die schöne Küstenebene von Hilo, von den allmählich sich senkenden Abhängen des Hochlandes umschlossen, ein wegen seiner Anmuth, Fruchtbarkeit und reichen Bewässerung hoch gepriesener District; in ihm erheben sich nahe bei der Stadt Hilo 3 niedrige Kegelberge mit Kratern, und der grösste der drei Flüsse, die in die Bai von Hilo fallen, der Wailuku, bildet 1 M. über der Mündung den romantischen Wasserfall Waianuenue (Regenbogenfall), in welchem er über Basaltsäulen herabstürzt.

Der zweite Vulkan ist der Hualalai im SW. des Mauna kea (3048 M.). Er senkt sich nach allen Seiten allmählich herab in die Hochebenen des Innern wie nach W. zur Küste des nördlichen Theiles des Districtes Kona, nirgends von schluchtenartigen Thälern durchschnitten, und von der Küste führen die Wege auf ihn über rauhem, mit Lavaströmen, Skorien und vulkanischem Sande bedecktem Boden sehr beschwerlich, selbst nicht ohne Gefahr bis auf den Gipfel, eine weite Ebene, über welche eine Reihe von einigen 20, von steilen Trachytwänden umschlossenen und 100 bis 150 M. tiefen Kratern hinzieht, in denen jetzt die Vegetation sich bis auf den Grund hinab erstreckt. Aber 1801 hatte der Berg eine furchtbare Eruption, wegen welcher er anfangs für den einzig thätigen Vulkan der Insel gehalten wurde, und von diesem Ausbruch stammen wahrscheinlich auch die heissen Quellen bei Kailua und Kowaihae, die jetzt bereits ihre Wärme ganz verloren haben. Breite Arme des innern Hochlandes trennen seine Abhänge von denen des Mauna Kea wie des dritten Berges, Mauna loa (der grosse Berg, 4194 M.), der sich im SO. des Hualalai erhebt, in der Form eines breiten Rückens von N. nach S. hinzieht und in sanften Abhängen nach O. zum Hochlande, nach W. und S. zu dem Küstenlande des südlichen Kona und des Districtes Kau abfällt, wie die beiden anderen Berge von einem breiten Gürtel dicht verwachsenen Urwaldes umgeben. Die Vegetation reicht hier an der östlichen Seite nur bis 3000, an der westlichen gar nur bis 2000 M. hinauf[9]); der ganze Abhang darüber besteht aus Lava in Strömen und Blöcken von

einer viel grössern Rauhheit und Oede als bei den anderen Bergen in niedrigen, flache Thäler umschliessenden Wellen, der gänzliche Mangel an Wasser erschwert die Erforschung dieser vulkanischen Einöden nicht wenig. Der Gipfel ist dem des Hualalai ähnlich, eine grosse, domartige, sanft in die Abhänge übergehende Fläche, die von einer von N. nach S. sich erstreckenden Reihe von Kratern durchschnitten wird, von denen der nördlichste, der Mokuaweoweo, der regelmässigste Krater des ganzen Archipels ist, den unersteigliche Felswände einschliessen, und auf dessen Boden einige Ausbruchskegel sich erheben, die hier und da Schwefel und Wasserdämpfe ausstossen. Südlich von ihm liegt der zweite, noch tiefere Krater Pokuohanalei und noch südlicher ein dritter, wie in der Fortsetzung der Spalte noch einige niedrige Kegelberge mit Kratern. Dass der Berg ein thätiger Vulkan ist, wurde den Europäern erst durch den Ausbruch von 1832 bekannt; seitdem hat er 1851, 1852, 1855, bei welcher Gelegenheit ein Lavastrom bis nahe bei Hilo vordrang, 1859 und 1868 Ausbrüche gehabt, von denen der letzte alle übrigen an Heftigkeit übertroffen hat.

Von den beiden Theilen der Insel, in denen die Hochebenenform überwiegend hervortritt, ist der eine im Nordwesttheil der District Waimea, der einzige im Innern von Hawaii, der angebaut und bewohnt ist. Daher ist auf dieser ungefähr 1200 M. hohen Ebene die alte Waldvegetation vertilgt, an ihre Stelle sind grosse Graswiesen getreten, die besonders zur Betreibung der Viehzucht dienen; der Boden ist fruchtbar, wenn auch hier und da weithin mit schwarzer Lava bedeckt, das Klima viel kühler als an den Küsten und so gesund, dass der District als Sanatarium gilt, die Bewässerung nicht reichlich. Nach W. senkt sich die Ebene, deren Süd- und Ostseite die Abhänge des Hualalai und Mauna Kea begrenzen, sanft zur Westküste herab, und auf dieser Senkung erheben sich viele zum Theil schon zerstörte, kleine Kraterberge. Im NO. führt aus ihr ein Pass über den nordwestlichen Abhang des Mauna Kea zur Nordküste, an dessen Westseite der etwa 1500 M. hohe Mauna Kohala (Puolai) sich erhebt, ein lang gezogener, nach W. sich ausdehnender Rücken, der mit dichten Wäldern bedeckt ist und mehrere kleine, mit Sümpfen angefüllte Krater enthält, und dessen nördlicher Abhang zur Küste ganz dem östlicheren Küstenlande von Hamakua gleicht.

Die zweite grössere Hochfläche liegt zwischen den Abhängen des

Mauna kea, Mauna loa und der Südostküste. Ihr rauher, felsiger Boden, über den sich hier und da Berge von mässiger Höhe erheben, besteht aus Lava in allen Stufen der Auflösung und ist an einigen Stellen mit jüngeren, noch ganz nackten Lavaströmen des Mauna loa, sonst aber allenthalben mit dicht verwachsenen Wäldern bedeckt, hauptsächlich von Acacien, zwischen denen auch die Farrenbäume nicht selten sind, deren seidenartige Hülle das als Handelsartikel dienende Pulu liefert. Das ganze Land ist ohne Cultur und Bewohner und wird von Heerden von verwildertem Hornvieh und Hunden durchstreift; alles Wasser versinkt in dem spaltenreichen Boden, Trinkwasser findet sich daher nur in Löchern. Die Senkung des Hochlandes zur Küste ist gewöhnlich sanft und allmählich, auf dem 7 bis 8 M. langen Wege von Hilo zum Kilauea liegen die Ortschaften Olaä 347 und Kapuauhi 666 M. hoch. Den nördlichen Theil durchschneidet das Thal des Flusses Wailuku, in welchem der Bau einer Strasse, welche die Insel von O. nach W. durchschneiden soll, begonnen ist; im südlichen befindet sich der Kilauea, das grösste Wunder des Archipels und unzweifelhaft der merkwürdigste aller Vulkane des Erdbodens, wenn er auch nicht als ein selbständiger Vulkan, sondern, wie es namentlich die Eruption von 1868 gezeigt hat, nur als ein Seitenkrater des Mauna loa angesehen werden muss.

Der Kilauea ist eigentlich kein Berg, sondern bloss ein Krater. Die Wälder des Hochlandes enden plötzlich an einem steilen, aus Lavabänken gebildeten Felsabhange von 50 bis 100 M. Höhe, der eine Ebene von über 4 M. Umfang umschliesst, deren aus vulkanischen Massen gebildeter Boden von vielen grossen Spalten durchschnitten wird, denen Wasser- und Schwefeldämpfe entsteigen; nur Gras und niedriges Gesträuch, vor allem die für alle vulkanischen Bergspitzen des Archipels charakteristische Ohelo (Vaccinium penduliflorum), wachsen zwischen diesen Spalten. Im N. sind in den Felswänden des Randes Schwefelbänke in der Lava abgelagert, und hier findet sich in kleinen Teichen das einzige Trinkwasser in der Gegend, das durch Condensation des aus den Spalten aufsteigenden Wasserdampfes entsteht. In der Mitte der Ebene ist der Krater eingesenkt [10]), ein von NNO. nach SSW. gehendes Oval von über 300 M. Tiefe, von steilen, von Spalten durchsetzten Lavawänden umschlossen, an denen in etwa 200 M. unter der Oberfläche ein Rand von verschiedener Breite (die sogenannte Blackledge) sich um

den ganzen Krater herumzieht. Der Grund des Kraters ist eine unebene Fläche von etwa $1^1/_2$ M. Umfang, deren schwarzer Lavaboden mit vulkanischen Massen aller Art bedeckt und von zahlreichen, rauchenden Spalten durchzogen ist; auf ihm erheben sich viele kleine Ausbruchskegel mit Kratern, die gewöhnlich thätig sind und Lava auswerfen, im südlichen Theile liegt der Halemaumau, ein grosser See von geschmolzener, aufkochender Lava, zu Zeiten bildet sich noch ein zweiter an der Nordseite der Kraterwand und an verschiedenen Stellen kleinere, man hat ihrer bis 60 gezählt. Das unaufhörliche Ueberkochen dieser Feuerseen und die Ausbrüche der kleinen Krater bilden namentlich bei Nacht ein Schauspiel, das keine Feder, keine bildliche Darstellung zu schildern im Stande ist. Ganz nahe bei dem Krater liegen noch zwei andere, die ihm ganz ähnlich, doch viel kleiner und noch tiefer sind, an der Ostseite der Poli o keawe[11]) und an der Südostseite der Kilauea iki (der kleine Kilauea), beide nach dem Ausbruch von 1868 auch mit kochender Lava gefüllt.

Was diesen merkwürdigen Krater noch besonders auszeichnet, ist seine ausserordentliche Thätigkeit, die auch der Grund ist, weshalb seine Form einer fortdauernden Veränderung unterworfen ist. Zu Zeiten füllt er sich hoch mit geschmolzener Lava an, die sich nur an der Aussenseite mit einer schwarzen Kruste bedeckt, zu Zeiten entleert er sich wieder ganz. Ueberfluthungen des Kraters und Austreten von Lavaströmen über die Wände, wie sie sich früher wohl oft ereignet und zur Bildung der umliegenden Hochebenen beigetragen haben mögen, kommen jetzt nicht mehr vor, da die geschmolzene Lava in den Hölen des vulkanischen Gesteins Wege findet, unterirdisch abzufliessen und nach S. und O. hin die Küste und das Meer zu erreichen; in tieferen Gegenden, wo die Decke über den Strömen nicht zu stark ist, brechen dann nicht selten Spalten auf, an deren Grunde man die Lava fliessen sieht. Damit hängt die Bildung des südöstlichen Küstenlandes der Insel in den Districten Kau und Puna zusammen. Die öde Lavawüste der Westküste endet im S. mit dem vom Abhange des Mauna loa bis zum Meere ziehenden, wilden Lavarücken Mamalu, an dessen Ostseite sich die mit schönen Wiesen bedeckte Ebene Kahuku ausbreitet, die am Meere mit einem steilen Abhange voll niedriger Kraterberge endet; 1 M. weiter erreicht man das liebliche Thal Waiohinu, in welchem der erste Bach zur Küste herabfliesst. Weiterhin jedoch

sind an der Südostküste der Insel wilde Lavarücken mit Kraterbergen, die Spuren solcher unterirdischen Lavaergüsse des Kilauea (z. B. bei Kalapanu, Kapoho, Nanawaliĕ), nicht selten, und wenn sich sich zwischen ihnen auch grössere Landstriche mit schöner Vegetation bedeckt und Dörfer und Pflanzungen finden, so fehlt doch alles fliessende Wasser und selbst Trinkwasser ist nicht häufig. Erst N. von C. Kapoho trifft man im Thal Kaau den ersten fliessenden Bach, wie deren von nun an auf der Nordostküste so viele überschritten werden.

ZWEITES KAPITEL.

Maui. Oahu. Kauai.

2. Die Gruppe Maui besteht aus 5 Inseln:

a. Maui, die grösste Insel der Gruppe, 7 bis 8 M. NW. von Hawaii, von der sie durch die Strasse Alenuihaha getrennt wird, welche wegen der Heftigkeit, mit der der Passat durch sie bläst, gefürchtet ist, hat 12 bis 13 M. Länge, gegen 6 M. Breite und $28^1/_4$ QM. Inhalt. Ihre Form ist sehr unregelmässig. Sie besteht aus zwei Halbinseln, welche der 2 M. breite, flache und mit Korallensanddünen bedeckte Isthmus Waikapu verbindet, der nur einen Theil des Jahres über als Weideland benutzt werden kann, und über den in der Regel der Passat den Sand nach W. forttreibt. Er bildet an der Südseite die grosse Bai Maalea, welche wegen der ausgedehnten Küstenriffe, des gefährlichen Meeresgrundes und, weil der Passat über den flachen Isthmus hineinweht, unsicher und unbrauchbar ist. Der einzige Ankerplatz der Insel liegt an der Südwestseite der westlichen Halbinsel in der Bai bei der Stadt Lahaina (20° 53′ Br., 156° 35′ Lge.), eine offene Rheede, die durch das Land gegen O. und durch die Insel Lanai auch gegen W. erträglich geschützt ist, allein schlechten Grund und am Strande Korallenriffe hat, welche die Landung erschweren; ausser dieser Bai ist keine der Buchten der Insel für den Verkehr zu gebrauchen.

Die beiden Halbinseln sind von ganz verschiedener Bildung. Die südöstliche, die grössere, wird ganz von dem längst erloschenen Vulkan Haleakala (Sonnenhaus, 3114 M.) eingenommen, der sich von der Mitte der Insel nach allen Seiten bis zum Meere herab-

senkt. Diese Abhänge sind im W. und S. so sanft und allmählich, dass der Gipfel sich hier zu Pferde erreichen lässt, und sogar die Anlage einer Fahrstrasse keine erheblichen Schwierigkeiten haben würde; tiefe Schluchten fehlen dieser Seite ganz, dagegen bedecken den trockenen Boden alte Lavaströme mit einzelnen Ausbruchskegeln, die sich bei Ulupalakua selbst bis an den Fuss des Berges hinziehen. Nach N. und O. dagegen sind die Abhänge nur in den oberen Theilen noch ebenso beschaffen, tiefer steiler und von vielen Schluchten durchschnitten, zwischen deren felsigen Wänden reissende Bäche mit vielen Kaskaden hinabströmen, ein Land, das in seiner Bildung wie an Fruchtbarkeit und romantischer Schönheit den Abhängen des Mauna kea in Hawaii vollkommen ähnlich ist. Den ganzen Berg umgiebt ein Waldgürtel, der in 2100 M. aufhört, höher finden sich nur einzelne Pflanzen zwischen den Lavablöcken. Der Gipfel umschliesst einen gewaltigen Krater, der sicher der grösste des Erdbodens ist, von 7 bis 8 M. Umfang mit steilen, doch allenthalben ersteiglichen Wänden und von 848 M. Tiefe; auf seinem Grunde erheben sich 16 Kegelberge von 200 M. Höhe aus vulkanischem Tuff und Skorien, einige von Kratern durchbohrt, und an der Nord- und Ostseite ist die Kraterwand von 2 breiten Spalten von je ½ M. Breite zerrissen, aus denen Lavaströme nach den Districten Koolau und Hana herabgeflossen sind, die noch jetzt frisch und unverändert aussehen, obschon sich in den Traditionen der Eingeborenen keine Spur von einem Ausbruch des Berges erhalten hat.

Von ganz abweichender Bildung ist die nordwestliche, um die Hälfte kleinere Halbinsel. Ihre Mitte wird von einem Gebirgslande eingenommen, das im Einzelnen wenig bekannt ist und mehrere steile Piks enthält, besonders 3 kenntliche N. von Lahaina, von denen der bedeutendste der Mauna eëka (1868 M.) ist; zahlreiche, wohlbewässerte Schluchten durchschneiden diese Berge und theilen sie in oft sehr schmale Rücken, der Boden der Thäler ist fruchtbar, wenn auch wenig benutzt, es finden sich Spuren von alten Lavaströmen, auch von Kratern. Die schmalen Küstenebenen um diese Berge sind meist nicht unfruchtbar und an manchen Stellen gut bebaut; die reichste und ergiebigste ist die von Wailuku an der Nordostseite, aus der ein Pass gegen SW. nach Lahaina führt, der das von steilen Wänden mit seltsamen Felsnadeln eingeschlossene Thal Jo durchschneidet.

b. Molokini ist ein kleiner, dürrer Felsen in dem Kanal zwischen Ostmaui und Kahulawe, ursprünglich wahrscheinlich ein Ausbruchskegel des Haleakala.

c. Kahulawe, $1^1/_2$ M. S. von Maui, ist eine kleine Insel (20° 32' Br., 156° 39' Lge.) von 3 M. Länge und $1^1/_2$ M. Breite, die überwiegend dürr und öde, an manchen Stellen selbst ganz pflanzenlos ist und süsses Wasser nur in einigen Teichen enthält. Das Innere enthält niedrige Hügel, in denen sich noch die Spur eines Kraters finden soll, und die mit steilen Lavawänden zu den Küsten abfallen; der ganze Westtheil ist eine flache Ebene. Die Insel hat nur einige Fischer zu Bewohnern.

d. Lanai, durch den 2 M. breiten Kanal Auau von Maui getrennt (20° 44' Br., 156° 53' Lge.), ist 5 M. lang, 2 M. breit und von 8 Q.-M. Inhalt. Ihre Berge, deren höchster im Südosttheil 700 M. misst, haben domartige Gipfel und bestehen aus Lavaschichten; an den südlichen Abhängen sind einige Thäler und in dem einen derselben die Spur eines alten Kraters, gegen W. und NW. ist die Senkung ganz allmählich und von keiner Schlucht durchschnitten. Der Boden ist allenthalben erstaunlich dürr und öde, weil der Passat durch Maui abgehalten wird; nur wenige Thäler sind angebaut, Trinkwasser ist sparsam, ein einziges Thal am Nordende, Manualei, enthält einen kleinen, fliessenden Bach.

e. Molokai, N. von Lanai und durch die 2 M. breite Strasse Pailolo von Maui getrennt, ist eine lange, schmale Insel von 8 M. Länge, kaum 2 M. Breite und gegen 5 Q.-M. Inhalt. Das Innere derselben zerfällt in zwei durch einen flachen Isthmus verbundene Theile, von denen der westliche mit dem Westcap, C. Kalaau (21° 7' Br., 157° 24' Lge.), beginnt und ein Bergland von gegen 200 M. Höhe bildet, dessen dürrer, trockener Boden nur in der Regenzeit bebaut werden kann. Das östliche Bergland ist viel höher und ausgedehnter. Aus dem südlichen, schmalen, an manchen Punkten sehr anmuthigen Küstenlande, dem am besten bewohnten Theil der Insel, erhebt sich das Gebirge allmählich in gut bewaldeten, von wohlbewässerten Thälern durchschnittenen Abhängen; die Höhe des Gebirges nimmt grossentheils der ausgedehnte, gegen 1000 M. hohe, Berg Olokui ein, dessen breiter Gipfel mehrere Piks und Einsenkungen umschliesst, die alle mit dichten Wäldern bedeckt sind; die höchsten Punkte liegen nahe an der Nordküste, wo die Berge sich plötzlich mit steilen Felsmauern zu der schmalen Küstenebene

herabstürzen, und am Nordostende dringt das Thal Halawa, das schönste und fruchtbarste der Insel, tief in die Berge ein.

3. Die Insel Oahu, von allen des Archipels in commercieller und politischer Beziehung die bedeutendste und zugleich eine der reichsten und ergiebigsten, 5 M. W. von Molokai, ist 9 bis 10 M. lang, gegen 5 M. breit und von 25 Q.-M. Inhalt. Von ihren Küsten ist namentlich die südliche besonders eingeschnitten und für den Verkehr wohl geeignet. Das Südostcap, C. Kowaihoa (Cocohead), begrenzt eine gegen S. ganz offene Bai (King Georgebai), die durch das C. Lealu (Diamond, Rose, Waikikibluff) von der grössern Bai Waikiki getrennt wird, der ebenfalls Schutz und guter Ankergrund fehlen. Bei C. Lealu beginnen die grossen Küstenriffe, die sich nach W. bis C. Laëloa längs der Küste hinziehen, und hinter denen W. von der Waikikibai ein durch einen tiefen Kanal zugängliches Becken liegt, das einen trefflich geschützten Håfen, eigentlich den einzigen des Archipels, bildet, an dessen Ufer die Stadt Honolulu (21° 18′ Br., 157° 50′ Lge.), einer der ersten Handelsplätze des Oceans, entstanden ist. Der 1 M. westlicher gelegenen Lagune von Ewa fehlt dagegen der bequeme Zugang durch das Küstenriff. Die übrigen Küsten der Insel sind einfacher und weniger günstig gebildet. Die westliche, die von ihrem Westcap, C. Kaëna, bis zum Nordcap, C. Kahuku, 4 M. nach NO. geht, hat mehrere kleine, schutzlose Buchten, unter denen die von Kawailoa noch die brauchbarste ist, und an der von C. Kahuku nach SO. bis zum C. Makapuu, dem Ostcap der Insel, reichenden Nordküste ist nur die Bai Waialai bei Kaneohe, doch nur von sehr kleinen Schiffen, zu benutzen.

In ihrem Gebirgsbau weicht die Insel ganz von den übrigen ab. Sie wird von zwei parallel nach OSO. ziehenden Bergketten durchschnitten, von denen die längere der Nordost-, die kürzere der Südwestküste folgt, so dass zwischen beiden eine breite Thalebene bleibt, die sich durch die ganze Insel hin erstreckt. Die südliche Kette, die Kette von Kaala oder Waianae, geht 5 M. lang von dem C. Kaëna bis zum C. Laëloa und ist ein Bergzug voller Piks und Schluchten mit oft sehr schmalen Rücken, dessen obere Theile häufig sumpfigen Boden haben; der südliche Abhang ist auffallend steil, schroff und ohne Verzweigungen, der nördliche etwas weniger steil und von kurzen, tiefen Thälern durchschnitten, das Gestein basaltische Lava, allein ohne eine Spur eines Kraters.

Der höchste Berg ist der Kaala von 1186 M.[1]), an dessen Südseite ein Pass über die Kette führt, wie ein zweiter an ihrem Südende. Das Küstenland im S. dieser Berge bildet den District Waianae, dessen vom Passat nicht berührter, trockener und dürrer Boden jetzt hauptsächlich zur Viehzucht benutzt wird.

Der zweite Bergzug, die Kette Konahuanui, zieht von C. Kahuku bis zum C. Makapuu 8 M. lang und beginnt im N. mit niedrigen Höhen, die sich östlicher zu zackigen, von Thälern durchschnittenen Bergen erheben, die in den Piks Waiolani (838 M.) und Konahuanui (954 M.) zu beiden Seiten des Pali von Koolau ihre grösste Höhe erreichen und dann östlicher niedriger werden. Der Boden auf den Höhen ist gewöhnlich feucht und sumpfig, durchaus mit dichten Wäldern bedeckt und die Uebersteigung der Berge deshalb und wegen der Schmalheit und Abschüssigkeit der Rücken sehr beschwerlich; das Gestein ist vulkanisch, allein Krater finden sich bloss in den nördlichen Abhängen. An der Nordseite sinkt die Kette steil herab mit kurzen Verzweigungen, die sehr romantische Thäler umschliessen, wie das durch seine Wasserfälle berühmte Thal Kaliiwaa, das Thal Punaluu mit einem grossen Krater an seinem Anfange, auf dessen sumpfigem Boden der grösste Fluss der Insel, der Kanaha, entspringt, und das zum Pali von Koolau hinaufführende Thal von Ahumanu; östlich von dem letzten bildet aber der Abhang eine steile, oft unersteigliche Felswand ohne alle Vorsprünge. Das Küstenland davor ist nicht breit, gut bewässert und sehr fruchtbar, einer der reichsten und ergiebigsten Theile der Insel; bei Kaneohe, wo es seine grösste Breite ($1^1/_2$ M.) hat, liegen am Meere auf einer kleinen Halbinsel 4 niedrige, vulkanische Hügel, von denen 2 Krater und Lavaströme haben, und ein dritter Krater auf einem Inselchen nahebei. Auch die von steilen Lava- und Basaltwänden eingeschlossenen Thäler am Südabhange der Kette sind durch ihre Schönheit und Fruchtbarkeit ausgezeichnet, wie das von Maunaloa dem Kaala gegenüber, besonders aber das Thal Nuuanu hinter Honolulu, das durch europäische Landhäuser und Hütten und Gärten der Eingeborenen so verschönert wird und mit einem kraterartigen Becken endet, aus welchem der Weg auf das Pali von Koolau (349 M.) hinaufführt, den besten Pass, der die Berge durchschneidet, dann östlicher das Thal Manoa, durch welches der Weg zum Gipfel des Konahuanuipik geht, und das Thal Palolo.

Die grosse Ebene am Südabhange dieser Kette gewährt im

Ganzen einen traurigen Anblick. Auf die Sümpfe am Strande folgt bis an den Fuss der Berge ein sanft aufsteigendes, trocknes, staubiges Land, das dem Anschein nach dürr, allein bei gehöriger Bewässerung sehr ergiebig ist, auch in früherer Zeit viel besser und allgemeiner angebaut war als jetzt, wo ein grosser Theil desselben nur zur Viehzucht benutzt wird. Der östliche Theil reicht vom Konahuanuigebirge bis an das Meer und ist besonders durch die vulkanischen Hügel interessant, die sich in ihm erheben, die Hügelgruppe Koko auf dem C. Kowaihoa mit mehreren Kratern, der Berg Leahi (Diamondhill, 231 M.), 1 M. O. von Honolulu auf dem Cap Lealu, ein alter Vulkan mit steilen Abhängen und einem grossen Krater auf dem Gipfel, dessen Boden bis fast zum Meeresspiegel reicht und in der Regenzeit einen Teich enthält, NW. von ihm der Puawaina (Fort oder Punchbowlhill, 140 M.), dessen Gipfel einen kleinen, seichten Krater besitzt, in welchem sich nach Regen ein gegen O. in die Ebene abfliessender Teich bildet, der Krater bei der Quelle Punahou nahe dabei, dann die vulkanischen Tuffhügel von Aliipaäkai mit Kratern, deren grösster einen Salzsee umschliesst, der früher reichen Ertrag an Salz gab, $1^1/_2$ M. W. von Honolulu, und endlich am C. Laëloa eine Gruppe kleiner Kraterhügel, deren höchster 100 M. misst. W. von Aliipaäkai liegt die grosse Lagune von Ewa (Puuloa, Perlensee), ein flussartiges Becken, das, wenn es einen tiefern Zugang vom Meere aus besässe, einen der schönsten Häfen der Welt bilden würde. Westlicher wird die Ebene von den beiden Bergketten der Insel begrenzt und erhebt sich allmählich zu einer Art Sattel von etwa 60 M. Höhe, über den der Weg nach der Küstenebene von Waialua an der Westküste führt; auch dieser Theil der Ebene ist nicht weniger trocken als der östliche.

4. Die Gruppe Kauai besteht aus 4 Inseln.

a. Kauai, durch den einige 20 M. breiten Kanal Jeiewaho von Oahu getrennt, ist von Form fast rund, 8 M. lang, 7 M. breit und von 25 Q.-M. Inhalt. Uebereinstimmend gilt sie für eine der schönsten und anmuthigsten aller Inseln; ihr Boden ist viel mehr als bei den übrigen aufgelöste, in Erde verwandelte Lava, da sie ganz vom Passat getroffen wird und geologisch von allen die älteste zu sein scheint, daher ist er so fruchtbar und ergiebig. Die Küsten sind einfach und arm an Ankerplätzen; der am häufigsten besuchte ist die Bai von Waimea an der Südwestküste, die aber schlechten Schutz und beschwerliche Landung hat, viel besser ist der Hafen

von Hanalei (22° 14′ Br., 159° 29′ Lge.) an der Nordküste, ausser diesen sind noch wenige schutzlose Ankerplätze für kleine Schiffe.

In der Oberflächenbildung kommt Kauai noch am meisten mit Hawaii überein, ausser dass ihr die mächtigen Vulkane fehlen. Ein Hochland nimmt die ganze Insel ein, das in den einzelnen Theilen verschiedene Höhe zu haben scheint und in den höchsten über 1000 M. hoch sein soll, übrigens durchaus unbewohnt und mit dichten, sumpfigen Urwäldern bedeckt ist. Im Westtheil bildet es die Districte Napali und Puuokapele, die an der Westküste in steilen, kühnen Felsabhängen so nahe an das Meer treten, dass zwischen Lapa im S. und Haëna im N. kein Landweg möglich ist, und die Boote manchmal zwischen den Felswänden und den von ihnen herabstürzenden Katarrakten hinfahren. Oestlicher wird die Insel von einer Art Einsenkung durchschnitten, in welcher der jetzt seiner Beschwerden halber ausser Gebrauch gekommene Landweg von Hanalei nach Waimea durch dichte, sumpfige Wälder führt. Weiter im O. erhebt sich auf breiter Oberfläche, sehr sanft aufsteigend, der ausgedehnte Berg Waialeale, der höchste der Insel (gegen 2000 M.), dessen ebener Gipfel keinen Krater enthält und mit Sümpfen bedeckt ist, aus denen Flüsse in tiefen, schluchtenartigen Thälern über die mit dichten Wäldern bedeckten Abhänge herabfliessen.

Viel bekannter sind die im Ganzen nur schmalen Küstenebenen von Kauai, die mit den Thälern der Flüsse die einzigen bewohnten und angebauten Theile der Insel bilden. Die nördliche Küstenebene ist nicht breit, allein, da sie dem Passat bloss liegt, der reichste, fruchtbarste und ergiebigste Theil der Insel, der ihr den Namen des Gartens von Hawaii verschafft hat. Sie beginnt im W. mit dem durch seine sehenswerthen Hölen berühmten Berge Hina, östlicher folgen die lieblichen, von steilen Felswänden eingeschlossenen Thäler Wainiha, Lumahai und Waioli, dann das Thal Hanalei, das für das reichste und fruchtbarste von allen gilt, und $1\frac{1}{2}$ M. östlicher endet die Küstenebene an dem Vorsprung, mit dem die von S. gegen N. ziehende Bergkette Pueo an das Meer tritt. An ihrer Ostseite beginnt die Ebene von Koolau, deren südliche Grenze die nach O. sich erstreckende Kette Mauna Kalalea bildet, an deren Südseite die fruchtbare, von dem Thal des Wailua durchschnittene Landschaft Lihue am östlichen Abhange des Waialeale liegt, welche gegen die Küste von einem nach S. ziehenden Bergzuge (Mauna nounou

im N. und Mauna kapu im S.) eingeschlossen wird. Ihre südliche Grenze ist die von der Küste nach W. ziehende Kette Koloa, die gegen N. sehr steil in das Thal des Flusses Nawiliwili abfällt, während an ihrer Südseite eine bis an die Südküste reichende Ebene liegt, in der sich alte Kraterhügel und Lavaströme finden, die sonst in Kauai selten sind. An derselben Küste liegt westlicher im Districte Kona die breite Küstenebene von Waimea, deren dem Passat entzogener, dürrer und trockener Boden von den ebenso schönen als fruchtbaren Thälern der aus den Bergen kommenden Flüsse Hanapepe, des grössten der Insel, und Waimea durchschnitten wird.

b. Niihau (21° 45′ Br., 160° 12′ Lge.) im W. von Kauai, durch die 4 M. breite Strasse Kaulaka davon getrennt, ist 4 M. nach SSW. lang und $^1/_2$ bis 2 M. breit. Ihre Küsten sind einfach gebildet, sie hat nur einen wenig sicheren und nur bei Ostwind brauchbaren Ankerplatz, die Yambai an der Nordwestküste. Die Oberfläche der Insel zerfällt in zwei Theile, das Gebirge und die Ebene. Das erste liegt in der Mitte der Ostküste, an der es sich in steilen Felswänden erhebt, und hat eine wellige Oberfläche ohne scharfe Piks und grössere Thäler mit anscheinend dürrem und waldarmem Boden; das Gestein ist vulkanisch, allein keine Spur eines Kraters. Um das Gebirge breitet sich in N., W. und S. die Ebene aus, die zwei Drittel der Insel einnimmt und deren aus Korallenfels und Sand bestehender Boden an manchen Stellen durch die von Regengüssen aus den Bergen herabgespülten Lagen des zersetzten vulkanischen Gesteins sehr fruchtbar ist und früher durch den Fleiss der Bewohner so reiche Ernten gab, dass die Insel dadurch für die Seefahrer nicht geringe Bedeutung erhielt [2]). Viele Stellen der Ebene sind namentlich im südlichen Theil dürr und kahl, an der Westküste liegen einige Teiche mit süssem, am südlichen Ende deren mit salzigem Wasser, aus denen man Salz gewinnt; an einigen Punkten tritt schwarze Lava aus dem Korallenboden hervor, und am Nord- und Südende der Insel umschliesst er alte zerstörte Krater.

c. Lehua (die Eierinsel, 21° 2′ Br., 160° 7′ Lge.) nahe am Nordende von Niihau, von dem sie ein seichter Kanal von $^1/_4$ M. Breite trennt, ist eine kleine, nur von Kaninchen bewohnte Insel mit einem Tuffkegel, der einen an der Südwestseite zerspaltenen Krater hat, in dessen Grunde eine Quelle entspringt.

d. Kaula (21° 38′ Br., 160° 32′ Lge.) ist eine felsige Insel von ¼ M. Länge, die ebenfalls einen Tuffkegel mit einem Krater besitzt und nur der Eier der Seevögel halber besucht wird.

DRITTES KAPITEL.

Die Hawaiier.

Die Bewohner von Hawaii sind ein polynesisches Volk, das den Tahitiern am nächsten verwandt erscheint, wenn es sich auch in manchen Beziehungen wesentlich von ihnen unterscheidet; der Name Tahiti war auch in Hawaii längst wohl bekannt [1]). In ihren Charaktereigenthümlichkeiten gleichen sie den übrigen Polynesiern vollkommen. Als eine hervorstechende wird allgemein Frohsinn und Heiterkeit, Freundlichkeit, Zutraulichkeit und Gefälligkeit anerkannt; kaum hat ein anderes polynesisches Volk solche Zuneigung und Vorliebe für die Europäer an den Tag gelegt und in so grossem Maasse und so früh ihre Ansichten und Gebräuche sich anzueignen gestrebt als sie. Zugleich war aber auch schon zu Cook's Zeit ihr sittlicher Zustand beklagenswerth; die Lust am Stehlen ist auch noch jetzt sehr allgemein, und die Liederlichkeit tritt bei beiden Geschlechtern in nicht geringerem Maasse hervor als bei den Tahitiern und Markesanern. Vor allem schildern die Missionare die Verhältnisse, welche sie vor 50 Jahren vorfanden, auf das Grellste, und es ist darin bis jetzt noch wenig besser geworden; die Vergnügungssucht der Hawaiier ist erstaunlich, die Trunkenheit bald nach der Bekanntschaft mit den Europäern ein ganz allgemeines Laster geworden. Aber andererseits ist ihr Muth ebenso unzweifelhaft als ihre Talente und ihre geistige Kraft, und wenn jetzt so viel über ihre Trägheit geklagt wird, so ist das doch nicht immer so gewesen, diese vielmehr wahrscheinlich die Folge der politischen Einrichtungen, der Einflüsse der Europäer und des damit zusammenhängenden Verfalls ihres früheren Bildungszustandes, denn früher hat die Natur ihres Landes sie zu Anstrengungen getrieben, welche die Bewohner der südlicheren, an wildwachsenden Fruchtbäumen viel reicheren Archipele nicht nöthig hatten. In der Bil-

dung übertrafen sie schon vor 100 Jahren viele der übrigen Polynesier weit, und seitdem haben sie durch die Verbindung mit den Europäern und den Einfluss derselben noch vieles angenommen; freilich ist leider für eine verständige Entwickelung des Volkes noch wenig Erhebliches geschehen. Im Folgenden sollen ihre Zustände betrachtet werden, wie sie vor der Bekehrung waren und wie sie zum grossen Theil, bei den Gemeinen wenigstens, noch sind.

Die Zahl der Eingeborenen ist verhältnissmässig nicht bedeutend und ihre schnelle Abnahme in hohem Grade beklagenswerth. Diese geht, wenn man auch von den übertriebenen Schätzungen früherer Reisender absieht, (Cook nahm 1778 400000, Rives 1824 gar noch 490000 an), aus den späteren Zählungen hervor, selbst wenn diese kein volles Vertrauen verdienen sollten; sie ergaben 1832 130313 Einwohner, 1836 108579, 1850 84165, (unter denen 1962 Fremde waren), 1853 73138, (2119 Fremde), 1860 69800, (2716 Fremde), 1866 62959, (4194 Fremde), 1872 56897, (5366 Fremde). Die Gründe dafür liegen nicht bloss in den von den Europäern verbreiteten Krankheiten, vielmehr in der allgemeinen Unsittlichkeit, in den Folgen des Trunkes und vor allem im Morde der Kinder bei der Geburt [2]).

In der körperlichen Bildung gleichen die Hawaiier den übrigen Polynesiern. Sie sind gross und schön, stark und kräftig gebaut; besonders gilt das von den Männern, die Frauen sind kleiner und nicht so zart und anmuthig wie die von Tonga oder den Markesas. Die Vornehmen zeichnen sich in der Schönheit und Körperkraft vor den Gemeinen sehr aus. Die Hautfarbe ist hellbraun, etwas dunkler als bei den Tahitiern, auch sind die Gesichtszüge nicht so angenehm, die Augen lebhaft, die Nase etwas platt, der Mund gross mit vorstehenden Lippen und schönen Zähnen, die Haare lang und schwarz. An Krankheiten leiden sie im Ganzen nicht viel, die bedeutendsten sind Hautleiden, zu denen auch eine Art Krätze (pupu) gehört, Ophthalmieen, Rheumatismen, Influenza; die Syphilis ist vielleicht von den Europäern eingeführt, allein nicht sehr verbreitet. Ihre Nahrung ist überwiegend eine vegetabile, und die Grundlage derselben bildet die das Brod vertretende Knolle des Taro (Kalo), die gebacken, vor allem häufig aber in der Form des Poë genossen wird, indem die Knolle erst zerrieben, gebacken und dann in einem Mörser gestampft und mit Wasser gemischt wird. Auch bereitet man daraus das Aïpaä (hartes Essen), indem die ge-

backene Knolle, in Blätter gewickelt, in der Sonne getrocknet wird, in welchem Zustande sie sich einige Monate hält, und isst die Spitzen der Pflanze, mit Fisch oder Fleisch zusammengekocht (luau). Ausserdem dienen besonders noch süsse Pataten zur Nahrung, dann die Wurzeln der Cordyline gebacken, Pfeilwurzel, Gurken, Melonen und andere Früchte, auch Seetang war eine beliebte Speise; dagegen achtete man Bananen, Brodfrucht und Yams nicht sehr, Zuckerrohr wurde gewöhnlich nur gekaut. In der Noth ass man besonders Blätter und Stämme von Farrenkräutern und wildwachsende Knollen. Von Thieren wurden Hunde und Schweine gleich gern gegessen, (und zwar theils frisch gebacken, theils gesalzen, was sehr beliebt war), doch nur von Vornehmen; für die Gemeinen blieben nur Fische, Krebse, (die beide auch oft roh gegessen wurden), und Muscheln übrig; überhaupt liessen sie nichts umkommen und assen sogar Insecten, ja Ungeziefer aller Art, nur Fliegen waren ihnen verhasst. Ausser Wasser tranken sie Kokosmilch; für den Branntwein gewannen sie bald grosse Vorliebe und lernten es früh, ihn selbst zu bereiten, auch die Kawa ('awa) brauchten sie und stellten das Getränk auf die gewöhnliche Weise durch Kauen der Wurzel dar. Tabak wurde schon früh allgemein beliebt; es ist Sitte, dass die Pfeife der Reihe nach in einer Gesellschaft herumgeht. Anthropophagie haben die Hawaiier niemals getrieben. Das Kochen geschah gewöhnlich in den bekannten Oefen durch glühend gemachte Steine, Pataten kochte man in domartigen Steinhaufen, die von den tahitischen Oefen ganz abwichen; Feuer bereitete man durch Reiben von zwei Stücken Holz gegen einander. Sie hielten mehrere Mahlzeiten während des Tages und wuschen sich vor und nach jeder die Hände.

Die Kleidung war sehr einfach. Die gewöhnliche Tracht der Männer war das Malo; häufig, besonders bei kühlem Wetter, trugen sie noch eine Art Mantel (Kapa oder Kihei), der eine Schulter bedeckte und auf der andern in einem Knoten festgebunden war. Die Kleidung der Frauen (pau) war ein langes, um den Leib gegewickeltes Stück Zeug, das bis zur Mitte der Schenkel herabhing; dazu kam zu Zeiten noch der Kihei. Die Vornehmen trugen kostbare Federmäntel (mamo), die mit bunten Federn besetzt waren, von denen besonders die gelben ihrer Seltenheit halber erstaunlichen Werth hatten[3]); daher waren Mäntel bloss mit gelben Federn nur den Königen gestattet. Die Kinder gingen gewöhnlich nackt,

manchmal trugen jedoch auch sie kleine Malo. Zierrathe waren häufig und besonders bei den Frauen sehr verschiedenartig. Das Haar trugen die Männer lang, aufgebunden oder in Zöpfe geflochten; allgemein war auch die Sitte, es an beiden Seiten zu scheeren, so dass in der Mitte ein länglicher Schopf über den Kopf hinüberging, dem Rossschweif eines Cavalleristen ähnlich, auch bestrichen sie es mit dem Saft eines Farrenkrauts, der ihm Glanz verlieh. Ein besonderer Schmuck waren die Helme (ie) der Krieger und Vornehmen aus leichtem Holz mit beweglichem Visir und hohem Busch, bei den Vornehmen mit gelben und rothen Federn geschmückt. Die Frauen hatten das Haar hinten gewöhnlich abgeschnitten, vorn über der Stirn mit einer Art Kalk weiss gefärbt, was sie sehr entstellte; sie schmückten es auch mit Kränzen von wohlriechenden Blumen, welche sehr vornehme Frauen auch mit gelben und rothen Federn besetzten, oder von Blättern; manchmal trugen auch Männer dergleichen. Den Bart schoren sie ab oder flochten ihn, andere rissen ihn wie andere Haare am Körper aus. Hals- und Armbänder liebten besonders die Frauen; sie bestanden aus Perlen, Muscheln, Samen, Blumen, Federn, Fischzähnen und geflochtenem Menschenhaar, an dem meist ein Kaschelotzahn (palaoa) herabhing; auch trugen die Frauen nicht selten eine Art Halsband aus zusammengeflochtenen und hinten zusammengebundenen Bananenblattstreifen über die Brust und die Schultern. Ohrringe hatten sie früher aus Schildpatt und Kaschelotzahn, sie sind aber jetzt ganz abgekommen. Lange Nägel waren ein Schmuck der Vornehmsten. Fussbekleidung fehlte; nur bei dem Gehen über rauhe Lava brauchten sie eine Art Sandalen aus Kokosfasern, Pandanus oder Kokosblättern. Tättowirung war allgemein und wurde schon in der Jugend vorgenommen durch ein Instrument mit 3 Spitzen, das man, in eine Mischung von verbrannter Aleuritesnuss und Zuckerrohrsaft getaucht, in die Haut schlug; die Zeichnungen waren ganz willkürlich[4]), roh und lange nicht von der Zierlichkeit und Eleganz wie bei den südlichen Polynesiern, meist auf Leib, Arme und Beine beschränkt, weniger im Gesichte. Den Körper salbten sie mit Kokosöl und gepulverter Curcuma; auch die Frauen färbten Hände und Gesicht durch den Saft gewisser Pflanzen roth, und beide Geschlechter hatten die Sitte, im Gesicht allerhand schwarze Flecke Sterne, Kreuze u. s. w.) durch das Auflegen der Wurzel von Plumbago ceilanica anzubringen[5]). Endlich hatten sie eine Ein-

schneidung der Vorhaut (mahele), die eine religiöse Sitte war, weil ein Priester sie an den Knaben vollzog.

Die Häuser der Gemeinen waren gewöhnlich elende, kleine, schmutzige Hütten voll Ungeziefer, die der Vornehmen zierlicher und besser gebaut; auch scheinen im östlichen und nördlichen Hawaii die Häuser stets besser und grösser gewesen zu sein. Sie dienten aber auch hauptsächlich bloss zum Aufbewahren der Geräthe und der Nahrungsmittel und enthielten jederzeit nur einen Raum; sie bestanden aus rechteckig auf den Boden, (in seltenen Fällen auch auf steinerne Platformen), gestellten Pfosten, auf denen Balken lagen, welche das aus Kokos, Pandanus, Cordyline, Zuckerrohrblättern, auch aus Seetang, besonders häufig aber aus trockenem Grase bestehende Dach trugen, das den Häusern, da es so tief herabreichte, den Anschein von Heuhaufen verlieh. Die Wände bestanden aus denselben Materialien wie das Dach und waren in den besseren Häusern sehr zierlich geflochten. Die kleinen Hütten waren nur durch eine lochartige Thür zugänglich, die grösseren Häuser hatten an einem oder an beiden Giebeln Thüren, manchmal selbst ein kleines Fenster. Den Boden bedeckte trockenes Gras, und nur bei sehr armen Leuten fehlten die sonst darauf gelegten Matten; im Innern von Hawaii wurde darin selbst Feuer gebrannt. In den Häusern schliefen alle Glieder der Familie zusammen auf Matten, allein nur bei schlechtem Wetter, sonst im Freien. Gewöhnlich war das Wohnhaus von einem Zaune umgeben, der zugleich die beiden Esshäuser, welche die Familie aus religiösen Gründen nöthig hatte, umschloss. Endlich gab es noch grosse, rund herum offene und mit Kokosblättern gedeckte Häuser (lanai), die zur Feier von Festen dienten. Die Häuser lagen gewöhnlich im Schatten der Fruchtbäume, oft zu kleinen Dörfern vereinigt, oft auch in den Gärten zerstreut.

Von den Beschäftigungen der Hawaiier war die bei weitem wichtigste der Landbau, und was sie darin geleistet haben, ist erstaunlich und der beste Beweis für ihr Talent und ihre Geschicklichkeit. Die Hauptkultur war die des Taro, und die Kunstfertigkeit, mit der sie das Wasser der kleinen Ströme und Quellen zur Bewässerung der Tarofelder anwandten, hat nicht selten gerechte Bewunderung erregt, wie der Eifer, den sie dabei zeigten, um so anerkennenswerther war, je mehr Mühe diese Cultur machte. An den Hügelabhängen wurden viereckige Terrassen angelegt, die man

mit Mauern aus Lava umgab, damit sie das für die Pflanzen nöthige Wasser festhielten, dessen Uebergang aus dem einen Felde zum anderen durch Schleusen vermittelt wurde. Eine ebenso grosse Sorgfalt wandten sie auf den Bau der Pflanze, welche nächst dem Taro für sie von der grössten Bedeutung war, der süssen Patate, die an manchen Punkten fast allein gebaut wurde; Yams zogen sie hauptsächlich für den Handel, Bananen und Zuckerrohr gewöhnlich auf der Erde, die sie auf die Steindämme um die Tarofelder brachten, dann noch andere Pflanzen (wie Curcuma, Pfeilwurzel, Cordyline u. s. w.), Kokos- und Brodfrucht nur wenig, da sie sie meist sich selbst überliessen, in grösserer Ausdehnung den Papiermaulbeerbaum und den Kawapfeffer. Von den Europäern haben sie den Bau des Tabaks und noch vieler anderer Gewächse angenommen. Von Thieren zogen sie Schweine, Hunde, Hühner. Das einzige dürftige Werkzeug für den Landbau war ein zugespitzter Spaten von hartem Holz ('oö), seit der Zeit der Europäer mit eiserner Spitze. Die Noth trieb sie zu Mitteln, sich den für ihre Felder dringend nöthigen Wasservorrath zu verschaffen; in der Ebene von Niihau hatten sie deshalb grosse Becken im harten Gestein ausgehauen, Regenwasser zu sammeln, die, in neuerer Zeit ganz verfallen, erst jetzt wieder hergestellt werden sollen.

Den Fischfang trieben sie ebenfalls sehr eifrig. Netze dienten dazu wenig, da die Beschaffenheit der Küsten und die Tiefe des Meeres nahe am Lande die Netzfischerei nicht begünstigten; desto häufiger war die Anwendung von Leinen und Haken, die früher aus Schildpatt, Knochen, Holz und Perlmuscheln bestanden. Auch verstanden sie es, die Fische durch Anwendung gewisser Pflanzen (besonders Cocculus ferrandianus) zu betäuben. Muscheln und Krabben sammelten sie auf den Riffen oder fingen sie durch Tauchen auf den Meeresgrund, worin sie erstaunlich geschickt waren. Besondere Sorgfalt wandten sie auf die Sammlung und Erhaltung der Fische für den Gebrauch. Das Wasser in den Tarofeldern diente als Aufbewahrungsort für hineingesetzte Fluss- und Seefische, und an den Küsten besassen die Vornehmen zwischen den Riffen grosse Wasserbecken, deren Benutzung den Gemeinen streng untersagt war, und die sie durch Errichtung grosser Dämme aus Korallensteinen herstellten, mit Vorrichtungen, das Wasser ab- und einzulassen, und mit besonderen Wächtern, welche die Fische zu füttern hatten. Ihre Jagd bezog sich früher einzig auf Ratten, die man mit Pfeilen

erlegte, und die kleinen Vögel, welche die hochgeschätzten Federn liefern, und die man mit Vogelleim fing; jetzt werden, namentlich im Innern von Hawaii, verwildertes Rindvieh und Schweine theils geschossen, theils in Fallgruben gefangen.

Auch die Boote der Hawaiier (wa'a) legen Zeugniss von ihren Fähigkeiten ab. Sie sind den tahitischen sehr überlegen und gehören, was Sauberkeit des Baues und Schnelligkeit betrifft, zu den besten des Oceans. Im Bau der Boote, die sie besonders aus dem Holz der Acacien, nächstdem auch aus Brodfruchtbaum- und Treibholz machten, besassen sie grosse Erfahrung. Es gab ausser kleinen Fischerbooten auch grössere, von 50 bis 80 Fuss Länge und geringer Breite aus einem gehölten Baumstamm und mit durch angenähte Planken erhöheten Seiten, die gewöhnlich schwarz gefärbt waren; alle hatten Ausleger von Erythrinenholz. Sie wurden bloss gerudert mit Rudern aus hartem Holz, die niemals durch Schnitzwerk geschmückt waren[6]); im Fahren und Lenken der Boote waren sie sehr geschickt. Wurden die Boote nicht gebraucht, so brachte man sie auf das Land unter offene Schuppen, wie deren auch zum Bau der grossen Boote dienten. Zu Reisen zwischen den Inseln dienten Doppelboote aus zwei durch Querhölzer (iako) verbundenen einfachen; die Ruderer sassen in den Booten, die auch einen an das eine Querholz befestigten Mast mit Mattensegeln hatten, für die Reisenden und die Güter war eine erhöhte Platform über beide Boote gelegt. Offenbar haben die Hawaiier für die Schiffahrt eben so viel Neigung als Geschick, sie dienen auch bereits häufig auf europäischen Schiffen als Seeleute; im Schwimmen und Tauchen besitzen sie eine wahrhaft wunderbare Fertigkeit.

Zeuge bereiteten sie allgemein aus der Rinde des Papiermaulbeerbaumes und des Pipturus albidus; allein sie standen den tahitischen an Güte nach. Die Weise der Fabrikation war die gewöhnliche; sie trennten die Fasern von der aufgeweichten Rinde und schlugen sie mit viereckigen, gerippten Hämmern (ië) von Holz; das so bereitete Zeug färbten sie, indem sie in die Farbe getauchte Muster von Bambus darauf drückten. Die Farben übertrafen an Glanz und Lebhaftigkeit alle, die sonst von den Polynesiern dargestellt waren; bei allen war die Grundlage der Saft der Aleurites, ein Zusatz von Kohle gab eine schwarze, der Wurzel der Morinda citrifolia eine rothe, von Curcuma eine gelbe, der Rinde einer Eugenia eine braue, einer Dianella eine blaue, der Baumwollenblume

eine gelbgrüne Farbe, grau oder schieferfarben färbte man durch Eintauchen des Zeuges in den Schlamm der Tarofelder. Die Matten waren theils einfach, theils mit eingewebten Mustern und Figuren geziert; die letzten, welche namentlich in Kauai und Niihau sehr kunstvoll gemacht wurden, übertrafen alles, was der Kunstfleiss der Polynesier in dieser Hinsicht geschaffen hat; sie waren dem Gebrauche nach, für den sie bestimmt waren, von verschiedener Dicke und wurden aus Pandanusblättern und die nicht in, sondern über die Pandanusmatte geflochtenen Figuren aus den braun gefärbten Halmen des Scirpus lacustris gemacht. Stricke gab besonders die Kokosnussfaser, dann die Fasern mehrerer Urticeen, Malvaceen und Cypereen, Körbe und Säcke die Blätter der Cordyline. Oel bereiteten sie aus Kokosnüssen, Ricinus und Aleurites triloba. Eigenthümlich ist den Hawaiiern, welche die einzigen Polynesier sind, die sogar eine Vorliebe für Salz besitzen, die Bereitung desselben durch Verdunstung des Wassers der Salzseen. Die Destillation eines Branntweins aus den Wurzeln der Cordyline australis und der süssen Patate und dem Saft des Zuckerrohrs haben sie von den Europäern gelernt. Von Geräthen besassen sie vor der Verbindung mit den Fremden kleine Beile (koi) von Stein, Messer und Scheeren von Bambus, Muscheln und Gräten; ausserdem hatten sie Fächer aus Kokosklättern, bei Vornehmen aus den so geschätzten bunten Federn (kahili) an mit Schnitzwerk geschmückten Handgriffen von Holz oder Knochen, Spucknäpfe von Holz mit einem Deckel, manchmal mit Zähnen besetzt, Körbe aus den Blättern der Cordyline oder Farrenkrautstengeln, sehr geschickt gearbeitete Schüsseln von Holz, während die Bananenblätter die Stelle der Teller vertraten, zierliche runde Schalen für Kawa, die auf 4 kleinen Menschenfiguren statt der Füsse standen, Kalebassen und Kürbisse (ipu, huewai) für Getränke, oft nett geschnitzt und von einem Netz umgeben, sie daran aufzuhängen, Kokosschalen statt der Tassen und Bambusgefässe zum Wasserholen, Mörser aus Phonolith, Fackeln und Lichter aus Aleuritesnüssen, die auf eine Kokosblattrippe gesteckt waren, die ersten auch von Bambus.

Die religiösen Anschauungen der Hawaiier zeigten mit denen der südlicheren Polynesier grosse Uebereinstimmung. Sie glaubten an Götter (akua), unter denen mehrere allgemein anerkannt waren, wie Kanaloa, Kane, Kaili, Ku, Lono, (der Orongo oder Ro'o anderer Polynesier), der den Archipel verlassen haben sollte, und

dessen Rückkehr sie anfangs in Cooks Besuch zu erkennen meinten; neben diesen stand eine andere Klasse von Göttern, die Aumakua (was eigentlich Greise bedeutet), die als aus den Seelen verstorbener Vornehmen hervorgegangen angenommen wurden, bei deren Tode sie mit ihren Ueberresten viele Ceremonien vornahmen, welche diesen Uebergang begleiten sollten. Auch Sagen über den bekannten Maui waren allenthalben verbreitet. Es gab ferner eine ganze Klasse von Gottheiten, die den vulkanischen Erscheinungen vorstanden, und unter denen die Göttin Pele, die Bewohnerin des Kilauea, die bedeutendste war, dann Götter des Krieges, Friedens, des Meeres, der Winde, solche, die den Spielen vorgesetzt waren u.s.w. Bilder der Götter (Ki'i), die aber nur verehrt wurden, wenn die Gottheit darin ihren Aufenthalt genommen haben sollte, hatten sie viele, die Vornehmen besonders in den Tempeln oder auf und um die Umfassungsmauern derselben gestellt, Figuren von Stein oder Holz (und zwar aus dem der Eugenia malaccensis) oft von bedeutender Grösse mit fratzenhaft verzerrten Gesichtern, gewöhnlich mit Zeug bekleidet und mit Federn geschmückt, (man glaubte, dass die Macht eines Bildes namentlich durch daran befestigte rothe Federn sehr verstärkt werde); die Gemeinen hatten kleine, hölzerne, in Zeug gewickelte Bilder, auch dienten hier und da roh behauene Steine im Boden als Schutzgötter besonderer Lokalitäten. Der Glaube endlich, dass die Götter zu Zeiten auch in Menschen, einzelnen Thieren, (besonders im Haifisch), und Pflanzen ihre Wohnung aufschlugen, fand sich ebenfalls.

Die Tempel (heiau) sind den Marae von Tahiti im Ganzen ähnlich. Es waren gewöhnlich viereckige Plätze, die von niedrigen Steinwällen oder hölzernen Zäunen umschlossen waren, der Boden innerhalb mit Steinen gepflastert, öfter auch in Terrassen getheilt, manchmal war eine Seite offen, und Stufen führten hinauf. Im Innern standen einzelne Palmen, ein Haus mit Götterbildern, in dem die Vornehmen bei den grössten Festen lebten und nach dem Tode beigesetzt wurden, und andere, die den Priestern zu Wohnungen dienten, dann eine Art hoher Pyramiden (anuu) aus Flechtwerk, die bei Augurien gebraucht wurden, und tischartige Altäre (lele) auf Pfosten. Diesem Tempel ähnlich sind die Pohonua [7]), von denen sich in Polynesien nur bei den Tonganern etwas Aehnliches findet, grosse Plätze, wie die Heiau mit einer Umwallung umgeben und durch breite Oeffnungen zugänglich, die den Zweck hatten, als

Asyle für schuldig oder unschuldig Verfolgte zu dienen, und in denen besondere Heiau, Häuser für die Priester und für die dahin Geflohenen lagen, die hier blieben, bis in Kriegen die Gefahr verschwand, während die Verbrecher schon durch einen Aufenthalt von wenigen Tagen vor aller Bestrafung geschützt waren; sie scheinen nicht häufig gewesen zu sein [8]).

Priester (Kahuna) gab es viele, sie waren hochgeehrt und ihr Ansehn und Einfluss sehr gross, wenn gleich Remy's Behauptung [9]), sie hätten eine besondere Volksklasse neben dem Adel gebildet, ohne Zweifel irrig ist. Ihr Amt war erblich und ging auf beide Geschlechter über; sie zerfielen in 3 Klassen, die eigentlichen Kahuna, denen vor allem die Leitung aller religiösen Ceremonien oblag, und unter denen besonders die Nachkommen des angeblich in uralten Zeiten aus Tahiti eingewanderten Paao die höchste Stelle einnahmen und den entschiedensten Einfluss ausübten, die Kaula, welche durch Inspiration den Willen der Götter den Menschen kund thaten, wobei sie in dem Anuu der Tempel standen, und die Kilo, die als Zauberer angesehen wurden und nach der Art der Bezauberung wieder in verschiedene Klassen zerfielen. Ausserdem gab es noch besondere Diener der Priester (Kahu), die sie bei ihrer Thätigkeit zu unterstützen hatten. Der religiöse Cultus, den die Priester allein besorgten, zerfiel in Gebete vor den Götterbildern und in Opfer, die der Priester festsetzte, und die aus Lebensmitteln, Matten u. s. w. bestanden, die man gewöhnlich auf die Altäre legte, manchmal den Bildern in den Mund steckte, (der Pele warf man sie in den Krater des Kilauea). Nicht selten wurden Menschen geopfert, aber es war das Vorrecht der Königsfamilie, Menschenopfer zu bringen, weshalb die von Anderen gebrachten für ein Zeichen der Empörung gegen den König galten; man opferte Kriegsgefangene, Verbrecher, solche, die das Tapu gebrochen hat, auch ganz Unschuldige, (Haifischen öfter junge Kinder), der Priester erschlug das Opfer auf dem Altar und überreichte dem Götterbilde das Auge des Getödteten auf einem Bananenblatt. Endlich hatten sie religiöse Feste verschiedener Art. In jedem Monat feierten sie deren vier, von denen das bei Neumond zwei, die übrigen einen Tag dauerten, und bei denen der Häuptling in dem Hause im Heiau lebte, und ein strenges Tapu herrschte. Ein anderes Fest bestand darin, dass die Priester bestimmte Götterbilder in feierlichem Zuge um eine Insel herumführten, wobei der den Zug begleitende König

bei der Rückkehr des Bildes in den Tempel die auf ihn geschleuderten Speere einiger Männer mit der Hand abzuwehren hatte; andere wurden bei der Herstellung eines neuen Götterbildes und bei anderen Gelegenheiten gefeiert, auch die heiligen Spiele, die alle Jahre einmal gefeiert sein sollen, gehören hierher. Allgemein war der Glaube an Zauberei durch besondere Gebete (pule anana), jeder Unfall wurde einem solchen zugeschrieben, und dies erklärt den Gebrauch der Spucknäpfe bei den Vornehmen, die ihren Speichel täglich vergraben liessen, damit er nicht zu einer Bezauberung gemissbraucht würde. Ueber das zukünftige Leben hatten sie wesentlich dieselben Ansichten wie die Tahitier; sie versetzten es in das Po (Nacht), wohin die Seelen der Vornehmen durch den Gott Kaonohiokala (Sonnenaugapfel) geführt wurden, um von den Göttern gefressen zu werden.

Das Tapu (Kapu) durchdrang auch bei den Hawaiiern alle Lebensverhältnisse. Seine Kraft kam allem zu, was mit den Göttern zusammenhing, dann den Fürsten, Vornehmen und Priestern und ihrem Eigenthum und wurde willkürlich auf alles gelegt, was die Vornehmen und Priester damit belegen wollten, in diesem Fall durch Stangen mit weissem Zeuge oder einem Kreuz daran bezeichnet. Es hinderte an allem Gebrauch, ja an der Berührung des damit Belegten und (wie bei Festen) an aller Arbeit während der dafür bestimmten Zeit; wer tapu war, durfte nicht mit eigenen Händen essen. Die Strafe für einen Bruch des Tapu war ursprünglich der Tod, in der letzten Zeit aber in leichteren Fällen nach Bestimmung des Königs auch eine Busse; die Götter straften ihn ebenfalls durch Krankheit oder Unfall. Am meisten litten die Frauen darunter; manche Speise, (Kokos, Bananen, Schweinefleisch, Schildkröten, gewisse Fische), waren ihnen ganz untersagt, sie durften nicht mit den Männern zusammen essen, was die Errichtung besonderer Esshäuser für sie zur Folge hatte, selbst ihre Speisen nicht an demselben Feuer bereiten, an keinem Feste Theil nehmen, selbst keinen daran Theil nehmenden Mann berühren.

Dass man auf die Begräbnisse der Vornehmen besondere Sorge wandte, ist bei der Heiligkeit, die man ihnen beilegte, begreiflich. Die Leichen der Könige wurden nach dem Tode des Fleisches beraubt, das man verbrannte oder in das Meer warf; die Knochen wurden gereinigt, in dem Hause des Heiau des Todten beigesetzt oder an die anderen Vornehmen vertheilt, auch, um sie

vor Entweihung zu schützen, versteckt. Bei anderen Vornehmen fand eine Art Einbalsamirung durch wohlriechende Kräuter statt, dann wurde die Leiche möglichst geschmückt ausgestellt und in dem Wohnhause, in dem Hause des Heiau des Todten oder in einer Höle begraben, Anhänger der Pele in den Krater des Kilauea geworfen. Eine besondere Sitte war, dass der treueste Diener des Verstorbenen etwas von seinem Fleische essen musste. Gemeine begrub man, die Leiche in sitzende Stellung gebracht, den Kopf auf die Knie gelehnt und die Hände unter die Beine gesteckt und festgebunden, in den Wohnhäusern, in Grabstätten, die alle Glieder einer Familie, oft auch eines ganzen Dorfes enthielten, oder in Hölen. Die Trauerbezeigungen bestanden in Klagen und Weinen, heftigen Verletzungen der Haut, Brandmalen besonders bei Frauen auf Wange und Brust, Ausschlagen der Vorderzähne und Aufschlitzen der Ohrlappen, Abschneiden des Haares, auch in einer besonderen Tättowirung der Zunge. Bei dem Tode eines Königs steigerten sie sich bis zu einer förmlichen Verzweiflung über den Verlust, die sich in einer gänzlichen Auflösung aller bestehenden Ordnung zu erkennen gab und zu Zeiten zu allen möglichen Gewaltthaten und Schändlichkeiten führte; auch wurden Menschen geopfert, um mit dem Todten begraben zu werden.

Die Verfassung der Hawaiier war eine monarchisch-feudale, aber nicht, wie bei den südlichen Polynesiern mit einer Hinneigung zum Republikanischen, vielmehr zum Monarchischen. Ob es in früheren Zeiten jemals einen den ganzen Archipel umfassenden Staat gegeben hat, wie jetzt, ist nicht zu entscheiden; zu Cook's Zeit bestanden seit der Eroberung Mauis durch den König von Hawaii 3 Staaten, die von Hawaii, Oahu und Kauai. Die grossen Inseln zerfielen in Districte, deren in Hawaii 6 und nach einer Nachricht [10 a]) in Oahu und Kauai je eben so viel bestanden, so dass in der Ordnung der Verfassung die Zahl 6 für Hawaii eben so charakteristisch war, wie 3 in Tonga und 8 in den Societätsinseln [10 b]). Die Districte zerfielen wieder in kleinere Bezirke (ahupuaa) und standen unter der Leitung vornehmer Häuptlinge als Vasallen der Könige; dass aber einzelne derselben eine günstige Gelegenheit benutzten, das Königshaus zu stürzen und ihre Familie an seine Stelle zu setzen, ist gewiss früher schon öfter vorgekommen, ehe Kamehameha, der Regent des Districtes Kohala, 1789 die Herrschaft über den Staat Hawaii an sich riss und später durch Er-

oberung der übrigen Inseln das Reich gründete, welches noch jetzt besteht.

Wie alle Polynesier zerfielen die Hawaiier in zwei Klassen, den Adel (ali'i), dem das Tapu zukam, und die Gemeinen. Die Adligen, welche alle Macht und den überwiegenden Einfluss im Lande besassen, waren der körperlich schönste, intelligenteste und gebildetste Theil des Volks, der Art, dass sie fast eine besondere Race zu bilden schienen, und um so stolzer, je grösser die ihnen erwiesenen Ehrenbezeigungen waren, denn alles musste sich vor ihnen zu Boden werfen. Aber die so scharf geschiedenen Adelsklassen anderer Polynesier finden sich hier nicht; wenn es auch Abtheilungen unter den Adligen gab, so ist von einer Klasse wie die Rangatira der südlichen Polynesier keine Spur, ja es scheint dem Könige gestattet gewesen zu sein, einzelne Adlige aus einer niederen Klasse in eine höhere zu erheben. Die absolut monarchische, ja despotische Form, die Kamehameha seinem Staate gab, ist allerdings unter dem Einflusse der von Europäern überkommenen Ansichten entstanden; allein eben so sicher ist es, dass auch schon vorher die politische Thätigkeit der Fürsten eine Richtung auf die Einführung einer solchen Staatsform hatte. An der Spitze des Staats stand der König (ali'i nui, auch moi oder ke lani (Himmel) genannt), der die höchsten Ehren empfing und absoluten Gehorsam bei allen fand; eine zweite Klasse bildeten die vornehmen Häuptlinge, aus denen man die Districtsverwalter nahm, und zu denen der Wohi, der präsumtive Thronerbe, der sonst nicht weiter bekannte Mahana und der Ja ia ka mamaku Kauau oder der Anführer des Heers in Kriegen gehörten. Eine dritte Klasse umschloss die Ali'i maoli, aus denen man zunächst die eine Art Wache des Königs bildenden Adjutanten desselben (hulumanu oder Vogelfedern) und seine und der obersten Häuptlinge Begleiter und Diener (Kahu ali'i) wählte, deren Geschäfte genau bestimmt waren. Alle diese Würden waren erblich, aber der Rang hing von der Mutter ab, und ohne Zweifel liegt darin der Grund, wenn in der königlichen Familie Verheirathungen mit den Schwestern und anderen weiblichen Verwandten Sitte war. Trotz der Erblichkeit wurde der König bei seiner Thronbesteigung noch durch eine besondere Feierlichkeit proclamirt wie bei den Tahitiern, und auch das hatten die Hawaiier mit diesen gemein, dass der König bei der Geburt eines Sohnes das lästige Tapu auf diesen übertrug, während er die Regierung

des Staats behielt. Die Gemeinen (maka ainana) waren der zahlreichste Theil des Volks, auch der fleissigste, aber unter dem Druck des Adels der ärmste, gewöhnlich geistig und sittlich verkommen; nur besondere Kunstfertigkeiten (z. B. im Bootbau) vermochten Einzelnen von ihnen Ansehn zu erwerben. Dann gab es noch Sklaven (kauwa), die an Zahl gering und ohne Zweifel Nachkommen von Kriegsgefangenen waren und noch weniger als die Gemeinen geachtet wurden, von denen sie sich nicht unterschieden.

Alles Eigenthum war und zwar schon vor Kamehameha's Reformen rechtlich in den Händen des Königs. Dieser vergab es nach Willkür als Lehen an grosse Häuptlinge oder Priester, konnte solche Lehen auch wieder einziehen; einen grossen Theil des Bodens behielt er für sich, der Anbau geschah durch Diener oder durch Pächter, denen die Grossen das Land verliehen. Ein längerer Besitz eines Lehns führte zur Erblichkeit desselben, ohne dass das die willkürliche Entscheidung des Königs darüber ausgeschlossen hätte. Die neueren, seit 1839 eingeführten Gesetzgebungen haben hierin allerdings Manches geändert, allein das System doch noch nicht umgestaltet. Für alles als Lehn vergebene oder verpachtete Land wurden aus dem Ertrage desselben Taxen entrichtet, welche die Districtshäuptlinge von den Bewohnern einzogen und dem Könige ablieferten; da sie zugleich damit Taxen für sich erhoben, so kann man sich die Bedrückung vorstellen, unter der das Volk litt. Die Bestimmung über die Höhe und Beschaffenheit dieser Abgaben, (unter Umständen wurden nicht bloss Lebensmittel, auch Matten, Geräthe u. s. w. geliefert), hing ganz von dem König ab, wenn auch ein bestimmtes Herkommen dafür bestand; erst die neuere Gesetzgebung hat eine feste Norm (seit 1835 einen Doller für die Person) festgesetzt. Die Einziehung geschah häufig durch den König selbst, der deshalb die Districte besuchte; es gab aber auch besondere Steuereinnehmer, die den Betrag durch Knoten, die sie an Stricken anbrachten, zu bestimmen verstanden. Zu diesen Steuern kamen dann noch Frohndienste aller Art, welche der König und seine Lehnsleute von dem Volke erhielten, und über deren Dauer sie allein Anordnungen trafen. Ausserdem legte der König auf alles, was er wollte, Beschlag; ihm gehörten (unter Kamehameha) das Sandelholz, das in Hawaii verwilderte Hornvieh, die Perlen, die Salzseen, auch die ganze Insel Niihau [11a]), und namentlich haben die Hafenabgaben, welche Kamehameha für die Honolulu be-

suchenden Schiffe einführte, die königlichen Einkünfte sehr gesteigert.

Eine geordnete Verwaltung fand, da der Wille des Königs alles entschied, natürlich nicht statt. Der Mittelpunkt des Staates war da, wo der König gerade wohnte; erst unter der Regierung Liholiho's, des Nachfolgers Kamehameha's, ist es Honolulu geworden, wo sich die meisten Europäer niedergelassen hatten. Die Districte standen unter der Leitung der Häuptlinge, denen der König sie verlieh, zugleich mit bestimmten Ländereien in dem Districte. Die Abtheilungen der Districte waren anderen Häuptlingen übergeben, den Dörfern besondere Vorsteher vorgesetzt. Es kamen Versammlungen der Häuptlinge zu Berathungen allgemeiner Angelegenheiten vor, die der König berief, ohne dass sie seine Entscheidung bestimmen konnten. Auch gab es eine Art gerichtlicher Ordnung, indem der König oder die den Districten vorgesetzten Häuptlinge entschieden; gewisse Verbrechen wurden bestraft, die Schuldigen durch Erdrosselung oder Niederschlagen getödtet und den Göttern geopfert, andere geblendet, bei leichteren Vergehen trat Beraubung des Eigenthums oder körperliche Züchtigung ein.

K r i e g e waren nicht selten. Jeder Waffenfähige war verpflichtet, als Krieger zu erscheinen und musste Waffen und Lebensmittel selbst liefern; war der Krieg erklärt, so wurden besondere Herolde (lunapai) in die Districte gesandt, die Krieger zu berufen, welche der Verwalter des Districts dem Könige zuführte. Fahnen gab es nicht, aber die Priester brachten Götterbilder, die Krieger anzufeuern; auch Frauen nahmen an den Kämpfen Theil, hauptsächlich um Krieger zu erquicken und Verwundete zu pflegen. Die Kriegszüge geschahen auch öfter zur See, wobei die Schiffe Flaggen (puwalu) an den Mastspitzen befestigt trugen. Zu Lande waren Hinterhalte selten, die Kämpfe offen, doch eher Scharmützel als Schlachten; oft trat ein Häuptling mit einem Fächer vor, die Gegner durch Spott zu reizen, fing die auf ihn geworfenen Speere mit der Hand auf und warf sie zurück. Die Kriege waren selten blutig, viel mehr Schaden als die Schlachten that die Behandlung der Gefangenen und Flüchtigen, die nicht selten zu Opfern für die Götter bestimmt wurden; das eroberte Land theilte der Sieger unter die Seinen, die Bewohner wurden zu Sklaven gemacht. Als Friedenszeichen galten Cordylineblätter und junge Bananenstämme. Die schon früh durch das Feuergewehr verdrängten Waffen des Volks bestanden in ge-

spitzten und gezähnten Speeren und kürzeren Wurfspiessen aus dem Holz der Alphitonia, Keulen von hartem Holz (laau palau), hölzernen Dolchen (pahoa), die durch einen am Handgriff angebrachten Strick an der Hand befestigt waren, und Schleudern aus Kokosfasern oder Haaren; Bogen und Pfeile dienten nur, um Ratten zu schiessen. Auch hatten sie an geeigneten Stellen Festungen mit hohen, starken Steinwällen, in welche sich die Wehrlosen flüchteten und die Geschlagenen zurückzogen.

Was ihre Lebensweise betrifft, so herrschte die Polygamie, allein gewöhnlich hatten nur die Vornehmsten mehr als eine Frau. Heirathsceremonien gab es nicht, auch scheint (und zwar nicht bloss bei den Vornehmen) kein Verwandtschaftsgrad Hinderniss der ehelichen Verbindung gewesen zu sein. Die Behandlung der Frauen war im Ganzen nicht hart und drückend; sie hatten bei den Männern die Stelle gut behandelter Dienerinnen, nur bei den Vornehmen gab der Rang der Frau ihr Rechte und Bedeutung. Die Scheidungen der Ehe waren leicht und häufig. Bei den unverheiratheten Frauen war die Zuchtlosigkeit ausserordentlich; aber auch bei den verheiratheten fehlte es an Beispielen daran nicht, eine eigene Sitte gebot dem gastfreien Wirth, die eigene Frau dem geehrten Gast zu überlassen. Mit den Kindern zugleich Hunde oder Schweine zu säugen, war nicht selten. Der Mord der Kinder bei der Geburt, (zu Zeiten sogar noch später), wurde allgemein geübt; sie wurden erwürgt oder lebendig in dem Wohnhause, oft nahe bei dem Lager der Aeltern begraben, der Hauptgrund dafür war vor allem Trägheit und Bequemlichkeit der Mutter. Wenn es auch übertrieben sein mag, was die Missionare berichten, dass auf diese Art die Hälfte oder zwei Drittel der Kinder umgekommen ist, so hat doch dieser schreckliche Gebrauch gewiss einen Hauptantheil an der starken Abnahme der Bevölkerung. Die Männer beschäftigten sich besonders mit Landbau, Fischfang, Boot- und Hausbau, Verfertigung der Netze und Geräthe, die Frauen mit der Wirthschaft und Sorge für die Kinder und der Bereitung der Zeuge, Matten, Schmucksachen.

Sie waren nicht ohne einige Kenntnisse. Das Jahr (makahiki) theilten sie in Sommer (kau) und Winter (hoilo) und zugleich in 12 Monate, deren Namen mit den in Tahiti gebrauchten manche Uebereinstimmung hatten; die Monate hatten jeder 30 Tage, welche besondere Namen führten, aber über die Art, wie sie dieses Jahr mit der wirklichen Jahreslänge in Verbindung brachten, wissen wir

nichts [11b]). Auch in der Medizin besassen sie einige Erfahrung. In Krankheiten wandten die Priester Zaubermittel an, aber es gab auch besondere Aerzte (Kahuna lapaau), welche die Kräfte mancher Pflanzen gegen gewisse Leiden kannten und sie zur Heilung derselben brauchten. Besonders häufig dienten zu Arzneien die Wurzel der Kawa; eine Kur gegen Rheumatismen und Aehnliches war das Umi, das in einem leichten Drücken der Gelenke bestand. Am meisten Erfahrung besassen sie noch im Heilen von Wunden.

Vergnügungen aller Art waren in hohem Grade beliebt. Zu den hauptsächlichsten gehörten die stets mit Musik und Gesang begleiteten Tänze (hula), die sie mit eben so viel Geschick als Geschmack theils einzeln, theils in Chören aufführten, möglichst kostbar und eigenthümlich geschmückt; es gab besondere hoch berühmte Tänzer, und Gesellschaften von solchen zogen im Lande umher, ihre Tänze gegen eine Belohnung aufzuführen. Musikalische Instrumente waren Bambusstäbe, mit denen sie den Takt gegen einen mit Zeug umwickelten Stein oder einen kürzeren Stock von hartem Holze schlugen, Trommeln aus ausgehölten Stämmen oder Kalebassen, mit Haifischhaut überzogen, die man mit den Händen schlug, oder kleinere, mit einem Stock geschlagene aus Kokosschalen, eine kleine Pfeife aus Cordylineblättern; Muscheltrompeten finden sich nicht erwähnt. Die Lieder (mele) waren einförmig, aber angenehm, oft in einer ausdrucksvollen, bilderreichen Sprache und von epischem, lyrischem und didaktischem Inhalt. Alle Traditionen und Kenntnisse wurden in ihnen aufbewahrt, eine grosse Zahl diente zum Lobe der Götter und Fürsten, welche von Barden begleitet waren, die an den grossen Festen das Lob ihrer Beschützer sangen; die Dichtkunst wurde hoch geschätzt, und Improvisationen waren nicht selten. Ausserdem besassen sie noch eine Menge von Spielen, denen sie viele Zeit widmeten; so das Ulu maika, das im Werfen eines runden, glatten Steines in die möglichste Ferne oder zwischen 2 Stäben hindurch bestand; das ihm ähnliche Pahe, bei dem ein Wurfspiess die Stelle der Kugel vertrat, das Ergreifen des auf jemand geworfenen Speers mit der Hand, Kampfspiele mit stumpfen Speeren, das Mokumoku (eine Art Faustkampf), Wettlaufen, Wettfahrten in Booten, jetzt auch Wettrennen zu Pferde, ein Spiel, in welchem der Spielende auf eine Kugel sprang, auf der er sich möglichst lange erhalten musste, Konane, (eine Art Damenspiel mit schwarzen und weissen Steinen), Puhenehene, (ein Spiel, das im Verstecken eines

Steins unter Zeug bestand), Schaukeln, Drachen, das Spiel Holua, in welchem man auf einem schlittenartigen Brette (popa), den Kopf nach unten liegend, auf einer in den Felsen gehauenen, glatten Rinne hinabfuhr; ein beliebtes Spiel war auch, von einem Felsen in die Brandung zu springen und sich auf einem schmalen Brett in den Wellen schaukeln zu lassen, ein anderes das Honuhonu, das im Schwimmen allein mit den Händen bestand. Alle Spiele waren gewöhnlich mit Wetten verbunden.

Die ursprüngliche Sitte des Grüssens durch gegenseitige Berührung der Nasen ist schon früh dem Handschütteln der Europäer gewichen. Bei der Rückkehr von Freunden war es, wie in anderen Archipelen, Gebrauch, heftig zu weinen und zu klagen; auch der Tausch des Namens mit einem andern und die daran sich knüpfenden Verpflichtungen fanden bei ihnen statt. Gesellschaften und Unterhaltungen waren sehr beliebt, und Feste gaben sie sich häufig. Eigenthümlich ist, dass die Vornehmen bei Besuchen, die sie erhielten, gern auf Matten auf der Seite und selbst auf dem Bauche lagen; sie pflegten sonst kreuzweis auf Matten zu sitzen, dem Vornehmen trug ein Diener stets die Sitzmatte nach. Sie badeten sehr häufig. Lasten trugen sie auf dem Rücken oder an beiden Enden eines auf die Schulter gelegten Bambusstockes. Die Frauen machten sich Mittheilungen durch bestimmte Knoten und Falten in Cordylineblättern, deren Bedeutung sie verstanden[12]).

Die Sprache der Hawaiier ist eine polynesische und wie alle diese sanft und harmonisch; sie steht der tahitischen und markesanischen am nächsten. Was sie besonders charakterisirt, ist, dass der Buchstabe k so häufig darin vorkommt; es ist das aber nicht die Gutturale, vielmehr ein Laut, der zwischen t und k in der Mitte steht, und es ist zu bedauern, dass die Missionare bei der Fixirung der Laute für die Schrift nicht den Buchstaben t dafür gewählt haben, es würde dann die Conformität dieser Sprachen noch mehr hervortreten. Die wahren Gutturalen fehlen der hawaiischen Sprache ganz oder sind vielmehr durch die schwache Aspiration ersetzt; für ng spricht man stets n, für r aber l.[13]) In allen Inseln des Archipels spricht man dieselbe Sprache; es giebt nicht einmal verschiedene Dialekte, höchstens bestehen in einzelnen Inseln einige Provincialismen.

Im Verkehr zeigten sie jederzeit grossen Eifer und viel Geschick. Die Bewohner der einzelnen Inseln trieben ihn durch den

Austausch ihrer Erzeugnisse; die von Oahu führten die Producte ihrer Pflanzungen und Zeuge nach den östlichen Inseln und nach Kauai, die von Kauai Boote und Ruder nach Oahu, Hawaii lieferte den westlichen Inseln Salz aus den Salzwerken von Kowaihae und Fische. Zu bestimmten Zeiten fanden grosse Messen statt; so brachten die Bewohner des nordöstlichen und des südöstlichen Hawaii ihre Producte zu einem bestimmten Punkte am Flusse Wailuku bei Hilo, wo der Austausch der Waaren auf einem grossen, viereckigen Felsen im Flusse geschah, und ein den Markt überwachender Beamter eine Steuer von allen Anwesenden einzog. Mit den Europäern begann gleich bei der Entdeckung der Inseln ein eifriger Verkehr, der später an Lebhaftigkeit sehr zugenommen hat; er bestand zuerst im Vertauschen von Lebensmitteln namentlich gegen eiserne Geräthe und Zeuge, später wurde Sandelholz ein Haupthandelsartikel, bis auch hier die Erschöpfung desselben dem Handel damit ein Ende machte, nächstdem noch Perlen und Salz. Jetzt liefert der Archipel zur Ausfuhr, so weit sie Erzeugnisse des Landes betrifft, ausser den Producten der von Europäern angelegten Pflanzungen (besonders Zucker und Orangen), vor allem Lebensmittel besonders für die zahlreich die Häfen besuchenden Walfischfänger, etwas Nutzholz, Oel (von der Aleurites triloba), Schildpatt, vorzugsweise aber das zum Füllen von Kissen dienende und von den Farrenbäumen kommende Pulu und getrocknete Pilze für den chinesischen Handel. Es liegt in der Lage des Archipels, dass das hauptsächlichste Ziel dieses Verkehrs, der alle europäischen Luxusartikel in Menge herführt, Ostasien und das nordwestliche Amerika ist.

Kein polynesisches Volk ist in so enge und innige Verbindung mit den Europäern getreten wie die Hawaiier. Bei der glücklichen, den Verkehr so begünstigenden Lage der Inseln war es natürlich, dass sich schon am Ende des vorigen Jahrhunderts einzelne unter ihnen niederliessen. Um dieselbe Zeit begann der Häuptling Kamehameha die Begründung seiner Herrschaft, indem er sich zuerst (1789) in den Besitz der Insel Hawaii setzte, später die anderen beiden Staaten des Archipels Oahu (1795) und Kauai unterwarf und so den jetzigen Staat Hawaii herstellte. Dieser Mann, der grösste und tüchtigste, den die Polynesier im letzten Jahrhundert hervorgebracht haben, verstand es, die Vortheile, welche die Europäer und die von ihrer Bildung entlehnten Hülfsmittel ihm darboten, vortrefflich zu benutzen, beförderte daher den Verkehr und die Verbindung

mit ihnen und begünstigte ihre Niederlassung auf alle Weise; dadurch ist er der Gründer der europäischen Colonie geworden, die für sein Land so einflussreich und verhängnissvoll zu werden bestimmt ist. In welchem Grade die nationalen Ansichten seines Volkes durch das Beispiel und die Lehren der Fremden zersetzt und zerstört wurden, hat er selbst schwerlich geahnt; es zeigte sich erst, als nach seinem Tode 1819 sein Nachfolger Liholiho (Kamehameha II.) die alte Religion seines Volks mit ihren Beschränkungen ohne Schwierigkeit aufhob, ohne etwas Neues an ihre Stelle zu setzen.

Bald darauf kamen protestantische Missionare aus Nordamerika in das Land, denen es zumal durch den Beistand der einflussreichen Königin Kaahumanu, Kamehameha's I. Wittwe, die nach Liholiho's Tode 1824 für seinen Bruder Kauikeaouli (Kamehameha III.) die Regierung führte, ohne grosse Mühe gelang, das Christenthum einzuführen. Ihnen sind später (1837) katholische Geistliche gefolgt, die eine lebhafte Thätigkeit entwickelt und auch einen Theil der Bevölkerung für ihre Lehren gewonnen haben, so dass jetzt etwa zwei Drittel der Einwohner Protestanten, der Rest Katholiken sind. Ausserdem haben sich (seit 1857) Mormonen eingefunden, die eine Niederlassung in Lanai besitzen, und 1862 ist zum Theil unter dem Einflusse politischer Verhältnisse eine anglikanische Kirche (von der Society for propagating the gospel) unter dem Bischof Staley gegründet worden, der sich Leiter der reformirten katholischen Kirche nennt. Die amerikanische Missionsgesellschaft hat jetzt, nachdem die Bekehrung vollendet ist, ihre Geistlichen zum grössten Theil zurückgezogen und, nachdem sie die Hawaiian evangelical association aus Eingeborenen gegründet hat, dieser die Ausbildung und Einsetzung eingeborener Geistlicher zugleich mit der Sorge für die Missionen in den Markesas und in Mikronesien überlassen, doch aus Gründen der Zweckmässigkeit noch einige ihrer Posten (z. B. in Honolulu, Lahaina) beibehalten.

Die unter Kamehameha I. entstandene Colonie der Fremden, die anfangs hauptsächlich aus Kaufleuten bestand, welche der Handel mit Sandelholz und nach der Erschöpfung desselben die Versorgung der zahlreich die Häfen besuchenden Walfischfänger mit Lebensmitteln beschäftigte, hat später durch die Gründung von Pflanzungen in den grösseren Inseln, (besonders zum Bau von Zucker, Kaffee, Baumwolle, Orangen), die fast alle in den Händen von Fremden sind, die allein die für solche Anlagen nöthigen Geldmittel liefern

können, sehr zugenommen und besteht jetzt (1872) aus 5366 (ausser 2487 halbblütigen), von denen die Mehrzahl (fast ein Drittel) Chinesen als Arbeiter in den Pfianzungen, die übrigen besonders Amerikaner und in wenig geringerer Zahl Engländer, sonst noch Portugiesen, Deutsche und Franzosen sind. Ihr Einfluss auf die eingeborene Bevölkerung ist von weitreichender Bedeutung gewesen. Ihnen ist die Umgestaltung der Verfassung des Staates zuzuschreiben, die Kamehameha I. in eine vollkommen absolut-monarchische verwandelt hatte; Kamehameha III. führte, nachdem schon 1840 auf Betrieb der amerikanischen Missionare ein Versuch mit der Aufstellung einer modernen Verfassung unternommen war, 1852 eine ganz den europäischen ähnliche, constitutionelle Monarchie mit einem aus dem unumschränkten Wahlrecht hervorgehenden Parlamente ein und übertrug die Leitung des Staates Ministern, die natürlich aus der Zahl der Fremden genommen werden mussten. Seitdem ist der Staat eigentlich zu einem europäischen geworden, und seine Geschicke stehen im engsten Zusammenhange mit den Parteien, die sich unter den Fremden gebildet haben, und unter denen besonders eine von grossem Einfluss ist, deren Endziel die Vereinigung des Landes mit den vereinigten Staaten von Nordamerika ist, während ihr gegenüber eine andere, hauptsächlich aus Engländern und Franzosen zusammengesetzte die Erhaltung der Unabhängigkeit des Staates anstrebt. Bei der glänzenden Entwicklung der amerikanischen Niederlassungen an der Westküste Nordamerikas ist es wahrscheinlich, dass das letzte Ende dieser Parteihändel doch die Vereinigung Hawaiis mit dem amerikanischen Staatenbunde sein wird [14]).

Den Einfluss, welchen die Fremden im Uebrigen auf das Volk der Hawaiier ausgeübt haben, ist, wenigstens was die Vornehmen und Wohlhabenden unter ihnen betrifft, ausserordentlich. Diese unterscheiden sich in Lebensweise, Sitten, Ansichten fast gar nicht mehr von den Europäern. Freilich darf man sich dadurch nicht verblenden lassen, wenn man sieht, wie sie, die Männer in glänzenden Uniformen, die Frauen nach der neusten Pariser Mode gekleidet, in europäisch gebauten und meublirten Häusern wohnen, europäische Feste und Gastmahle feiern, auf Pferden reiten oder in glänzenden Wagen fahren u. s. w. Das gemeine Volk dagegen lebt noch immer in seinen alten, jämmerlichen Hütten, arm, elend und gedrückt; wenn man den Bildungszustand erwägt, welchen es

in der heidnischen Zeit besessen hat, ist es jetzt sehr zurückgekommen, und seine Zustände gestatten mit denen anderer polynesischer Völker (z. B. der Tonganer und Rarotonganer) keinen Vergleich. Freilich ist es auch bisher von den unter ihm lebenden Fremden nicht fortgebildet, nur ausgenutzt worden.

VIERTES KAPITEL.

Die Inseln im W. von Hawaii.

Im W. von Hawaii liegt noch eine Reihe kleiner, unbedeutender Inseln, die sich in der Richtung gegen WNW. über 30 Längengrade hinziehen und schon durch diese Richtung den Zusammenhang mit den Inseln von Hawaii anzeigen, da sie auf derselben Spalte liegen, aus der die Vulkane dieser Inseln hervorgetreten sind. Ihre Zahl beträgt wahrscheinlich 13; die einzelnen sind folgende:

1. Nihoa, wie sie jetzt von den Hawaiiern genannt wird, 1789 von Cap. Douglas entdeckt und Vogelinsel benannt (oder, in das Hawaiische übersetzt, Mokumanu, in 23° 6′ Br., 161° 57′ Lge.) ist eine kleine, von Seevögeln bewohnte, steil abfallende Felseninsel, die nur in einer kleinen Bai an der Südwestseite zugänglich ist. Das Innere besteht aus zwei durch einen Isthmus verbundenen Bergen, die ohne Zweifel aus vulkanischen Gesteinen gebildet sind, und von denen der westliche 163 M. Höhe besitzt.

2. Necker, 1786 von la Pérouse entdeckt und benannt, (23° 35′ Br., 164° 39′ Lge.) ist eine kleine Insel von kaum ¼ M. Länge, die sich nach allen Seiten in mauerartig abfallenden Felsenwänden herabsenkt und an jedem Ende einen kleinen Pik trägt, von denen der höchste 84 M. misst. Sie wird von Seevögeln bewohnt und trägt bloss Gras. Nahe an der Nordseite liegt noch ein kleiner Fels; an der Nordwestseite ist ein Ankerplatz, und am Südostende kann man an einer Schlucht landen, in der in der Regenzeit ein Bach herabfliesst. Rings um die Insel geht eine ausgedehnte Bank, die an der Südseite wenigstens 12 M. weit reicht.

3. Basse des fregattes françaises (Frenchfrigatebank) benannte la Pérouse 1786 eine Bank, die er W. von Necker entdeckte 23° 47′ Br., 166° 25′ Lge.). Sie ist ein rundes Lagunenriff von

11 M. Umfang und hat die Form eines Halbmondes; am Nordwestende trägt sie die kleine, felsige und steile Guanoislet von 61 M. Höhe, auf der sich etwas Guano findet, und ausserdem noch 16 kleine Sandbänke. An der Ostseite scheint die Lagune offen, allein die Spitzen des Riffs werden durch eine submarine, 11 bis 31 M. hoch mit Wasser bedeckte Felsbank verbunden, über die man in die Lagune fahren kann; bei der kleinen Insel ist ein guter Ankerplatz[1]).

4. Gardner, 1820 von Cap. Allen entdeckt und benannt, (Pollard eines andern Entdeckers und Morells Man of war rock 1825, 25° 1' Br., 167° 59' Lge.) ist ein unzugänglicher Felsen von 200 M. Länge und gegen 50 bis 60 M. Höhe, der von einer grossen Bank umgeben ist, und an dessen Südwestende noch ein anderer, kleinerer liegt.

5. Maroriff (Allenriff), 1820 von Allen, dem Capitain des Schiffes Maro entdeckt, (25° 31' Br., 170° 38' Lge.) ist ein überaus gefährliches Lagunenriff von 9 M. Umfang, das sich nirgends über den Meeresspiegel erhebt, nur durch die Brechungen des Wassers an einigen Stellen zu erkennen ist und am Westende einen breiten Eingang hat, der zu einem guten Ankerplatz führt. Um das Riff liegt noch eine grosse Bank, die 4 M. von ihm fast im Meeresspiegel liegende Stellen (das Dowsettriff) zeigt.

6. Laysan, von einem Walfischfänger benannt, (Stanikowitchs Moller 1827, 25° 47' Br., 172° 41' Lge.) ist eine kleine Laguneninsel von 3/4 M. Länge und 1/2 M. Breite. Sie wird von einem Riff und ausserhalb desselben noch von einer Bank von über 1 M. Breite umgeben, auf der an der Westseite der Insel ein guter Ankerplatz ist; das Riff trennt ein fast um die ganze Insel gehender Bootkanal vom Lande, dessen Boden sandig, doch an manchen Stellen reich und üppig mit Gesträuchen bedeckt ist, sogar wenige niedrige Kokospalmen trägt, auch durch Graben im Boden frisches Wasser giebt. In der Mitte liegt eine 1/4 M. breite, salzige Lagune, an deren Rande Salz abgelagert ist, und wo sich auch etwas Guano findet, welcher der Regierung von Hawaii den Anlass gegeben hat, die Insel in Besitz zu nehmen.

7. Lisianskoy, 1825 von dem Capitain gl. N. entdeckt, (auch nach seinem Schiffe Newa benannt, bei anderen Bassiossas, Sapron, Pell, Drake, 26° 1' Br., 173° 49' Lge.) ist eine kleine, dreieckige Insel von 1/4 M. Durchmesser, deren sandiger, 20 bis 40 Fuss hoher

Boden auf Korallenfels ruht und mit grobem, grünem Grase bedeckt ist; sie liefert Seevögel, Fische, Schildkröten, Phoken, wie Laysan, doch nicht so viele. Im Südtheil hat sie den Rest einer alten Lagune, deren Boden jetzt mit Pflanzen bedeckt ist; vor der Südküste liegen einzelne Felsen und ein gefährliches Riff, die mit dem Lande gewissermaassen eine andere Lagune bilden, in welcher sich ein guter Ankerplatz findet. Die Insel hat etwas Guano, der die Regierung von Hawaii veranlasst hat, sie ebenfalls für ihr Eigenthum zu erklären. Im SO. von ihr dehnt sich noch eine grosse Bank bis über 6 M. weit aus.

8. Midwayinseln sind die folgenden Inseln von dem hydrographischen Amt in Washington benannt worden, welches sie erforschen gelassen hat, weil früher die Absicht war, sie zur Anlage einer Station für die Dampfbote auf der Fahrt von S. Francesco nach Ostasien zu benutzen[2]). Es sind deren drei:

a. Die Pearl- und Hermesbank, nach den beiden Schiffen benannt, die 1822 hier Schiffbruch litten, (auch Clarksriff nach dem Capitain des Pearl, 27° 44′ Br., 175° 53′ Lge.) ist ein Lagunenriff von 4 M. Länge von O. gegen W., 1½ M. Breite und 10½ M. Umfang, das am Nordwestende hervorragende Korallenfelswände zeigt, an der Nordseite 2 und an der Südseite 3 kleine Inseln ausser einigen Sandbänken trägt, im Uebrigen aber mehr den Anschein einzelner getheilter Bänke und Felsen als den eines zusammenhängenden Felsenwalles hat. An der Westseite ist die Lagune anscheinend ganz offen, hier können Schiffe in sie eindringen bis zu einem guten Ankerplatz am Ostende.

b. Brooksinsel ist ohne Zweifel dieselbe Insel, welche frühere Entdecker in freilich sehr falscher Lage angesetzt und Philadelphia, Bunker, Middleton und Massachusets benannt haben, eine Laguneninsel von 4½ M. Umfang (in 28° 14′ Br., 177° 23′ Lge.), deren Riff bis auf zwei Stellen an der Nordwest- und Westseite, wo sich niedrige Korallenfelswände über den Meeresspiegel erheben, bedeckt ist und am östlichen Ende zwei grössere Inseln von etwas über ¼ M. Länge trägt, die östliche, Middle Brooks (Eastern I.) von höchstens 4½ Meter Höhe, deren Korallensandboden nur niedriges Gesträuch und Gras trägt, die andere, Lower Brooks (Sand I.), ¼ M. westlicher, die bis 17 M. aufsteigt, aber eine noch dürftigere Vegetation enthält. Auf beiden Inseln findet man durch Graben Trinkwasser. Das Riff hat an der Westseite einen fast ¼ M.

breiten Eingang, der Schiffe mittler Grösse in den wohlgeschützten Hafen Welles führt, den ein Strich seichten Wassers von der eigentlichen, ½ M. breiten, durch Korallenblöcke gefährdeten Lagune trennt.

c. Ocean, wie Cap. Brown sie 1837 benannte, während ein früherer Entdecker ihr schon den Namen Cure gegeben hatte, (auch Stavers und Buckler anderer Seefahrer, 28° 44′ Br., 178° 28′ W. Lge.) ist eine Laguneninsel von etwa 4 M. Umfang, deren Riff am Nordwestende hervorragende Korallenfelswände zeigt, sonst aber bedeckt ist und zwei Inseln trägt, im O. Green, die mit höheren Sträuchern bedeckt ist als die Brooksinseln, und W. davon Sand, die niedriger und dürftiger ist als Green; zwischen beiden liegt noch eine kleine Sandinsel. In die seichte, mit Korallenflecken und Sandbänken angefüllte Lagune führen an der Südwestseite ein und an der Südostseite drei Kanäle.

9. Patrocinio, entdeckt und benannt von dem spanischen Cap. Zipain 1799, (angeblich das Byers eines andern Seefahrers, 28° 9′ Br., 175° 48′ O. Lge.) ist eine Insel von 1 M. Länge, von deren Südostspitze ein Riff ausläuft, und an deren Südwestseite ein Ankerplatz liegt.

10. Morell, von Morell 1825 entdeckt und von Krusenstern nach ihm benannt, (29° 57′ Br., 174° 31′ O. Lge.) ist eine kleine Insel, von deren West- und Südostende grosse Riffe ausgehen. Ihre Existenz ist, wie die der vorigen Insel, nicht gewiss[3]).

11. Crespo hat Krusenstern nach dem Entdecker, dem spanischen Cap. Crespo 1801, einen hohen Felsen (in ungefähr 33° Br., 170° O. Lge.) benannt. Alte spanische Berichte geben im nördlichen Theil des Oceans einen Felsen Roca de plata an, der seine Existenz ohne Zweifel Schiffermährchen verdankt, allein auf den Karten auf einen angeblich von dem Spanier Riomero 1733 gesehenen Felsen[4]) bezogen wird, der in gleicher Breite und 7 bis 8 Grad westlicher als Crespo liegen soll und vielleicht mit diesem identisch ist.

Endlich liegt noch WSW. vom Archipel Hawaii die kleine Insel Smith, die wahrscheinlich zuerst von dem Spanier Camisares 1786 gesehen, dann von Cap. Johnstone im Schiffe Cornwallis 1807 benannt ist, (bei Krusenstern Johnstone, das Weeksriff eines spätern Seefahrers, 16° 45′ Br., 169° 40′ W. Lge.) Es ist eine Laguneninsel von 2 M. Länge gegen SW., die grösstentheils von bedeckten Korallenbänken gebildet und daher sehr gefährlich ist; auf dem

Riffe liegen ausser einigen Sandbänken zwei Inseln, die grössere (Cornwallis), die einen kleinen Hügel und einige Vegetation hat, im W. und die kleinere (Kalama) $^1/_4$ M. NO. davon, eine blosse Sandbank. Die Lagune ist durch einen Kanal zugänglich und hat einen Ankerplatz. Da Cornwallis etwas Guano enthält, so hat die Regierung von Hawaii sie 1859 in Besitz genommen; allein eine Guanocompagnie von S. Francisco macht ihr das Besitzrecht streitig und hat sie in neuester Zeit besetzt.

Ausserdem sind noch im W. von diesen Inseln der 1805 von Lisianskoy gefundene und Krusenstern benannte, nur durch die Brechungen des Meeres erkennbare Fels (Sounders eines spätern Entdeckers) in 22° 15′ Br., 175° 37′ W. Lge. und eine ähnliche, bis an den Meeresspiegel reichende Bank, das Annariff, von Cap. Schjetman 1868 entdeckt und benannt, in 16° 8′ Br., 178° 56′ W. Lge.

FUNFTES BUCH.
MIKRONESIEN.

ERSTER ABSCHNITT.
Der Archipel der Gilbert- und Marshallinseln.

ERSTES KAPITEL.
Die Gilbert- und Marshallinseln.

Die erste Entdeckung dieses Archipels fällt bereits in den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts; der Spanier Saavedra stiess 1529 bei einem Versuche, den Ocean gegen NO. zu durchfahren, auf einige der nördlichen Inseln desselben [1]), auch haben nach Angabe der Karten andere spanische Seefahrer Inseln, die zu den nördlichsten von Ralik gehört haben müssen, Pescadores benannt. Die Wiederentdeckung derselben erfolgte zufällig, als Byron 1765 eine der Gilbertinseln, Wallis 1767 einige von Ralik, die Cap. Marshall und Gilbert aber 1788 auf der Fahrt von Neusüdwales nach China die nördlichsten Gilbertinseln und fast ganz Ratak auffanden. Später erblickten andere Seeleute einzelne Inseln, ohne dass man den Zusammenhang derselben verstehen lernte; dies war erst die Folge der neueren, systematischen Erforschungen durch Kotzebue 1816 f., der ganz Ratak, Duperrey 1823, der den Gilbertarchipel und einige Marshallinseln, Chromtchenko 1829 und 1832, der besonders das mittlere Ralik, und Hudson, den Reisegefährten von Wilkes, 1841, der die Gilbertinseln untersuchte [2]). Diesen Berichten schliessen sich dann die neueren der Missionare, besonders die von Gulick und Whitmee [3]) an; auf allen diesen beruht unsere Kenntniss von diesem Archipel, die jedoch nur für die Gilbertinseln und Ratak etwas genügender genannt werden kann, für Ralik es noch so wenig ist,

dass man nicht einmal bestimmt weiss, wie gross die Zahl der Inseln dieser Abtheilung ist.

Der Archipel der Marshall- und Gilbertinseln nimmt den Raum von 3° S. bis 12°, (wenn man Taongi und Wake dazu rechnet, gar bis 20°) N. Br. und von 161 bis 177° O. Lge. ein und besteht aus vielen Inseln, die sich (bis auf einige isolirt im W. liegende, doch von demselben Volke bewohnte) grösstentheils in der Richtung von SO. nach NW. ausdehnen und Ketten von Inseln bilden. Ein etwa 3 Grade breiter Kanal in 3 bis 6° N. Br. theilt sie in zwei Abtheilungen, von denen die nördliche wieder in zwei parallel mit einander ziehende Ketten zerfällt, welche die Bewohner jede als ein Ganzes betrachten und besonders benennen, (Ratak im O. und Ralik im W.). Die Zahl der Inseln ist mit Bestimmtheit noch nicht bekannt, beträgt aber wahrscheinlich 51, (18 in dem Gilbertarchipel, 16 in Ratak und 17 in Ralik). Der erste Name, mit dem man sie bezeichnete, war Mulgrave nach dem Namen, mit welchem die ersten Entdecker die Insel Mili belegten; passender und jetzt allgemein angenommen ist es, nach Plants Vorschlag[4]), sie nach den Seefahrern Marshall und Gilbert zu benennen, was Krusenstern noch so modificirt hat, dass er der südlichen Abtheilung den Namen Gilbert, der nördlichen den Namen Marshall gab. Die Amerikaner bezeichnen häufig die Gilbertinseln nach dem von Bishop 1799 zwei der südlichen Inseln derselben beigelegten Namen Kingsmill.

Die Inseln dieses Archipels gehören wahrscheinlich alle der Korallenbildung an und sind mit wenigen Ausnahmen Laguneninseln; von den anderen beiden aus solchen bestehenden Archipelen, den Paumotu und Carolinen, unterscheiden sie sich durch die regelmässige Anordnung der einzelnen Inseln und das gänzliche Fehlen hoher vulkanischer unter ihnen. Als Laguneninseln theilen sie mit den übrigen des Oceans alle Eigenthümlichkeiten derselben; unter sich aber sind sie hauptsächlich darin verschieden, dass in den Gilbertinseln das hervorragende Land im Verhältniss zur Lagune einen viel grössern Umfang besitzt als sonst, während es in den Marshallinseln vor allem in der nördlichsten so unbedeutend und geringfügig ist, dass der Geolog Dana darauf die Hypothese gegründet hat, dass dieser Theil des Archipels in einem allmählichen Herabsinken unter den Meeresspiegel begriffen sei. Die meisten Inseln haben Kanäle, die durch die Riffe in die Lagune führen, und in dieser brauchbare Ankerplätze und selbst Häfen. Die Inseln

sind nur klein und haben dürren Boden, den jedoch bei der Wärme und Feuchtigkeit der Luft eine dichte Vegetation von niedrigen Bäumen zu bedecken pflegt; frisches Wasser findet sich allenthalben durch Graben, hier und da selbst in kleinen Löchern und Teichen.

Die Flora des Archipels ist natürlich dürftig und einförmig, ob sie gleich die der Paumotu an Mannigfaltigkeit übertrifft; Chamisso fand in Ratak mit den cultivirten Gewächsen 59 Pflanzenarten. Der Charakter der Vegetation ist in den einzelnen Theilen des Archipels verschieden. Der dürre Boden der Gilbertinseln trägt grosse Wälder von Kokos und Pandanus, allein sonst wenig Gesträuch und Unterholz und nur selten etwas Gras; die südlichen Marshallinseln sind die ergiebigsten und reichsten und haben die üppigste Vegetation, was wohl mit der grösseren Feuchtigkeit, die in ihnen herrscht, zusammenhängt, dagegen wird je weiter nördlicher die Pflanzendecke immer ärmer und dürftiger. Dem pflanzengeographischen Charakter nach ist die Flora der indischen nahe verwandt und enthält ausser den in allen Laguneninseln verbreiteten Gewächsen noch einzelne an die Flora der indischen Inseln erinnernde. Auffallend ist die geringe Zahl der Algen; Chamisso fand in Ratak nur eine eigenthümliche Art [5]). Von grosser Bedeutung für die Bewohner sind die grossen Kokoswälder (besonders in den Gilbertinseln) und fast noch mehr die so häufigen Pandanus odoratissimus, ein Gewächs, das hier von grösserer Wichtigkeit als sonst im ganzen Ocean ist und die Hauptnahrung der Einwohner liefert, dann Arumarten, Bananen, die jedoch nicht nördlicher als bis Maloelab gefunden werden, Brodfruchtbäume nur in den südlichen Marshallinseln, wo sie sogar trefflich gedeihen, in den Gilbertinseln dagegen sehr selten [6]). Die Fauna ist an Landthieren sehr arm. Man findet von Mammalien bloss Ratten, die in den Gilbertinseln erwähnten zahmen Hunde und Schweine sind vielleicht erst in neuester Zeit eingeführt; von Landvögeln wird ausser dem zahmen Haushuhn nur eine Taube und ein Kukuk erwähnt, von Reptilien sind einige Eidechsenarten, Insecten nur von wenigen Arten, manche, (wie Fliegen, Moskiten) durch die Menge der Individuen lästig. Von Seethieren finden sich Kaschelots, aber Delphine anscheinend selten; Seevögel sind weder zahlreich noch verschiedenartig, am häufigsten noch die bekannte Sterna stolida, dann ein kleiner, weisser Reiher, der in Ratak gezähmt wird. Hier und da finden sich Schildkröten, Fische und Zoophyten sind allenthalben in eben so grosser Fülle als von

abwechselnden Formen, unter den ersten auch giftige, Mollusken und Crustaceen zwar zahlreich, doch, wie es scheint, in nicht so vielen Arten als in anderen Theilen des Oceans. Das Klima der Inseln ist gesund, die Hitze durch die Seewinde gemässigt. Von den Winden ist der Ostwind der herrschende; im September und den folgenden Monaten treten mit den den Ostwind unterbrechenden Südwestwinden die heftigen Orkane ein, die in diesen Gegenden so schreckliche Verheerungen anrichten und von den Eingeborenen so sehr gefürchtet werden [7]). Der den Nord- und Südpassat trennende Strich mit schwankenden Winden und überwiegender Strömung aus W. fällt besonders in die Lücke zwischen den Gilbert- und den südlichen Marshallinseln und erklärt die grössere Feuchtigkeit, die in den letzten herrscht. Im Uebrigen geht die Strömung stets gegen W., sie schwemmt Treibholz, Bimsstein u. s. w. auf den Küsten der Inseln an.

Die einzelnen Inseln sind folgende:

A. Die Gilbertinseln, zusammen 18, von denen 2 isolirt im W. der übrigen liegen.

1. Arorai, 1809 von Cap. Patterson entdeckt und Hope benannt, (auch Hurd und Saltoi anderer Seefahrer, 2° 40′ S. Br., 177° O. Lge.) ist eine kleine Insel von 1 M. Länge und an der breitesten Stelle fast ½ M. Breite, die eine kleine Lagune enthalten soll.

2. Tamana [8]), eine Entdeckung eines Cap. Clerk, die er Rotcher benannte, (auch Chase, 2° 32′ S. Br., 176° 13′ O. Lge.) im W. von Arorai ist eine kleine Insel von kaum 1 M. Länge und ½ M. Breite, deren dürrer Boden dicht bewaldet ist und in gegrabenen Gruben gutes Wasser liefert.

3. Onoatoa (bei Gulick, Hudsons Onoutu), von Clerk entdeckt und nach seinem Namen benannt [9]), (1° 50′ S. Br., 175° 30′ Lge.) ist ein 3 M. langes Riff, auf dem mehrere Inseln liegen, die trotz der Dürre des Bodens mit schöner Vegetation bedeckt sind; sie umgeben eine Lagune von 2 M. Länge, in welche an der bloss durch das Riff begrenzten Westseite ein Bootkanal führt. Ein guter Ankerplatz ist an der Nordwestseite nahe am Lande.

4. Nukunau, schon 1765 von Byron entdeckt, der sie mit seinem Namen belegte, (1° 24′ S. Br., 176° 33′ Lge.) ist ein Riff von 2 bis 3 M. Länge gegen NNW., auf dem drei durch Theile des Riffs verbundene Inseln liegen, von denen die breiteste fast

$^1/_2$ M. breit ist. Sie sieht sehr angenehm aus und ist dicht mit Kokos und Pandanus bedeckt, hat aber nur brakisches Wasser. Die Lagune scheint nicht zugänglich; nahe an dem Südostcap ist ein nur gegen O. und N. geschützter Ankerplatz.

5. Peru, von Cap. Clerk entdeckt und Francis benannt, (bei anderen auch Sunday und Maria, 1° 21' Br., 176° 7' Lge.) etwa 12 M. O. von Taputeuea ist eine Laguneninsel und etwa 3 M. lang und an der breitesten Stelle $^1/_2$ M. breit. Das Riff ist nur an der Südwestseite bloss, wo ein schmaler, gekrümmter Bootkanal in die Lagune führt, nahe bei dem ausserhalb ein Ankerplatz sich findet. Das Land, welches an den übrigen Seiten die Lagune grossentheils umgiebt, wird von Rücken von Korallensand durchzogen, welche der Wind in dem losen Boden hervorgebracht hat, und die theils den Küsten parallel, theils quer über die Insel ziehen; alles ist mit Kokos und Pandanus bedeckt, zwischen denen hier und da grobes Gras wächst.

6. Taputeuea, welches der erste Entdecker, Cap. Bishop 1799, Drummond nannte, (auf den Karten auch Bishop und nach seinem Schiff Nautilus, 1° 29' S. Br., 175° 12' Lge.) ist eine grosse Laguneninsel, die sich über 8 M. nach NW. ausdehnt und an der breitesten Stelle $1^1/_2$ M. breit ist. Ein Kranz von Inseln, deren breiteste nicht $^1/_4$ M. breit ist, umgiebt die Lagune an der Ostseite, während die westliche das blosse Riff bildet, das nach S. noch 3 M. weit ins Meer reicht und einige Fuss hoch mit Wasser bedeckt und von einigen tiefen Kanälen durchbrochen ist. Im nördlichen Theil der Lagune liegt ein nur gegen SW. nicht geschützter Ankerplatz bei dem Dorfe Utiroa nahe bei einer gewöhnlich trocknen Sandbank. Die Inseln sind voll Kokos und Pandanus, zwischen denen kein Unterholz oder Gras wächst.

7. Nonouti, 1799 von Bishop mit dem Namen Sydenham belegt, (auch Dog und Blaney, 45' S. Br., 174° 30' Lge.) ist eine Laguneninsel von über 5 M. Länge und über 2 M. Breite, deren Lagune an der Ostseite von einigen grösseren Inseln, an der westlichen von einem bei der Ebbe trocknen Riffe umschlossen wird und keinen Zugang vom Meere besitzt. Am Südwest- und Nordwestende liegen vor dem Riff noch Korallenbänke, auf denen man ankern kann.

8. Apamama, 1788 von Marshall entdeckt und Hopper benannt, (Bishops Simpson 1799, Pattersons Dundas 1809, 27' N. Br.,

173° 57′ Lge.) ist eine Laguneninsel von 2½ M. Länge gegen NW. und über 1 M. Breite. Den grössten Theil des Riffs an der Ost- und Nordseite nimmt eine zusammenhängende, 6 M. lange Insel ein, die nur an zwei Stellen durch schmale Streifen des trocknen Riffs unterbrochen ist, und deren Vegetation üppiger ist als auf den übrigen Inseln, wie sie denn auch für die reichste und ergiebigste aller Gilbertinseln gilt. In die Lagune führen zwei Pässe, von denen der eine die ganze Westseite des Riffs einnimmt und zwar ½ M. breit, allein durch Bänke gefährdet ist; dagegen ist der andere, ¼ M. breite an der Südostseite des Riffs, der zu einem geschützten Ankerplatz in der Lagune führt, ganz sicher.

9. Aranuka, (bei Hudson Nonouki), 1788 von Marshall entdeckt, der ihr den Namen Henderville gab, (Starbuck eines anderen Seefahrers, 12′ N. Br., 173° 40′ Lge.) 4 M. SW. von Apamama ist eine Laguineninsel von 1½ M. Länge und einer Breite von über 1 M. im Osttheil und ½ M. im Westtheil. Sie ist Apamama ganz ähnlich; das Riff trägt an der Ostseite eine grössere, bewaldete Insel, an deren nördlichem Ende ein 20 Fuss hoher Hügel sich erhebt, und an der Nordseite einige kleinere Inseln, während es an der Südseite ganz bloss liegt.

10. Kuria, 1788 von Marshall entdeckt und Woodle benannt, (Bernd eines anderen Seefahrers, 14′ N. Br., 173° 27′ Lge.) 1 M. NW. von Aranuka ist über 1 M. gegen NW. lang und am Südende ½ M. breit, sonst aber viel schmäler. Sie weicht in ihrer Bildung von den anderen Inseln ab; in der Mitte liegen zwei von grossen Riffen umgebene, gut bewaldete Inseln und nahe bei ihnen an der Nordwestseite zwei kleine Lagunen mit nicht ganz salzigem Wasser, von da geht ein Riff noch etwa 1 M. nach NW., das ebenfalls eine Art Lagune zu bilden scheint.

11. Maiana, 1788 von Marshall Gilbert benannt, (Pattersons Hall 1809, 57′ N. Br., 173° 4′ Lge.) ist eine Laguneninsel von über 2 M. Länge gegen NO. und 1½ M. Breite gegen NW. Das Riff ist viereckig und trägt an der Südost- und Nordostseite eine zusammenhängende Insel, während auf den anderen beiden einzelne Sandbänke nur bei der Ebbe sich zeigen, was sie sehr gefährlich macht; einige Bänke vor dem Riff an der Westseite gestatten das Ankern.

12. Tarawa, welche Marshall für zwei Inseln hielt, denen er die Namen Marshall und Knox gab, (Pattersons Cook 1809, 1° 29′ Br.,

173° 5′ Lge.) 5 M. N. von Maiana, die grösste aller Gilbertinseln, ist eine Laguneninsel, von 5 M. Länge gegen NW. und 2½ M. Breite. Die Südseite des dreieckigen Riffs geht 3 M. von W. nach O. und von seinem Ostende die Ostseite nach NW.; auf ihnen liegt eine fast zusammenhängende Insel, die nur an 4 Stellen durch Streifen des blossen Riffs unterbrochen wird, welche bei der Ebbe trocken sind und bei der Fluth von den Eingeborenen durchwatet oder durchschwommen werden; auf dem Westende der Südseite erheben sich 3 kleine, in der Ferne Inseln gleichende Hügel. Die dritte, westliche Seite der Lagune bildet ein 2 bis 10 Faden tief mit Wasser bedeckter Rand von Korallensand, über den kleine Schiffe in das tiefere Wasser der Lagune an seiner Ostseite fahren können; ein tiefer Kanal ½ M. von dem Südende der Insel erlaubt grösseren Schiffen, einen wohlgeschützten Ankerplatz in der Lagune O. von einer kleinen, in ihrer Mitte liegenden Insel zu erreichen, und ein anderer liegt in ihrer Nordwestecke nahe bei der kleinen Insel Lonetree, die aber auf der Nordwestspitze des Riffs zwei Bäume trägt.

13. Apaiang (oder Apaia), wahrscheinlich die Insel, welche Marshall Matthews benannte, (Krusensterns Charlotte, Duperreys Six isles 1823, 1° 52′ Br., 173° 5′ Lge.) 1½ M. N. von Tarawa, die bekannteste aller Gilbertinseln, ist eine Laguneninsel von ovaler Form, 4 M. Länge und über 1 M. Breite. Das Riff unterscheidet sich von den gewöhnlichen dieser Inseln dadurch, dass es jederzeit mehrere Fuss unter dem Meeresspiegel mit steil abfallenden, zerrissenen Rändern hervorragt. Auf seiner Ostseite liegt über dem Korallenfelsen ein langer, ununterbrochener Landstreifen, der mit Kokos und Pandanus bedeckt ist, unter denen auch hier und da etwas Gras und Unterholz sich findet, und der frisches Wasser, selbst einen Teich mit Fischen enthält; auf ihm ist dem Binghampasse gegenüber das grösste Dorf der Insel, Koinawa. An der Westseite hat das Riff nur wenige kleine Inseln im N. des Binghampasses, und vor ihm giebt es auf Bänken an mehreren Stellen guten Ankergrund mit Schutz vor dem Ostwind. An dieser Seite führen 4 Kanäle durch das Riff in die Lagune, die einen schönen Hafen bildet, dessen Beschiffung jedoch die zahlreichen Korallenbänke erschweren. Der nördlichste, der Nordwest- oder Leepass, an dessen innerem Eingange eine kleine Insel in der Lagune liegt, ist an der kleinen, bewaldeten Insel Terio an seiner Südseite kenntlich, aber

nur für kleine Schiffe brauchbar; dagegen lässt der Binghampass $1\frac{1}{2}$ M. von ihm und $\frac{1}{2}$ M. südlich von der Insel Iku (Lonetree) mit einem einzelnen Baume, der letzten Riffinsel an dieser Seite, alle Schiffe zu, die beiden südlichsten sind nur für Boote fahrbar.

14. Marakei (oder Maiakei), zuerst 1823 von Duperrey gesehen, der sie für Marshalls Matthews hielt, (2° Br., 173° 25 Lge.) 5 M. O. von Apaiang ist eine Laguneninsel und eine der kleinsten von allen, etwas über 1 M. lang gegen S. und halb so breit. Das dreieckige Riff wird rundum von einem dichtbewaldeten, zusammenhängenden Landstreifen umgeben, nur an der Ostseite zeigt ein schmaler Strich des trockenen Riffes, der den Wald unterbricht, die frühere Existenz eines in die Lagune führenden Kanales an. Die Insel ist eine der anmuthigsten der Gilbertinseln, hat aber weder einen Anker-, noch einen bequemen Landungsplatz.

15. Butaritari (Hudsons Taritari, Touching und Pitt der Karten), mit der folgenden zusammen von Marshall 1788 für eine Gruppe von 6 Inseln gehalten, die er besonders benannte, (3° 8′ Br., 172° 50′ Lge.) ist eine Laguneninsel von $4\frac{1}{2}$ M. Länge und fast 3 M. Breite. Das Riff hat die Form eines Dreiecks mit drei $3\frac{1}{2}$ M. langen Seiten, von denen die südöstliche eine lange, wenig unterbrochene Insel voll Kokos und Pandanus ist; die nördliche ist nur durch die Brandung kenntlich, die südwestliche hat wenige kleine Inseln und wird von zwei durch eine Insel getrennten Kanälen durchschnitten, die zu einem Ankerplatz im Südwesttheil der Lagune führen.

16. Makin, kaum 3 M. N. von Butaritari (3° 20′ Br., 172° 57′ Lge.), die nördlichste der Gilbertinseln, ist nur $1\frac{1}{2}$ M. lang und höchstens $\frac{1}{4}$ M. breit, eine flache, von einem Riff umgebene Koralleninsel ohne Lagune.

17. Banaba, die eine der beiden weit im W. von den übrigen liegenden Inseln, gegen 70 M. W. von Nonouti, 1804 von dem Capitain des Schiffes Ocean entdeckt und nach diesem benannt, (bei anderen auch High Isl., 50′ S. Br., 169° 45′ Lge.), ist eine runde, gut bewaldete Insel von 3 bis 4 M. Umfang, die in der Mitte einen Berg hat, allein keinen Ankerplatz besitzt, wenn auch das Meer um sie gefahrlos ist. Die von einem steilen Klippenwall eingefasste Nordküste ist kaum nahbar; im S. senkt sich das Land sanft zu sandigen Stranden, an denen Boote bequem landen können [10]).

18. Nawodo (Onawero), 1798 von Fearn entdeckt und Pleasant, (1801 von einem anderen Seefahrer Schanck), benannt, (25′ S. Br., 167° 20′ Lge.) etwa 30 M. westlicher ist eine Insel von 4 bis 5 M. Umfang, die bis auf einige Hügel eben ist und keinen Ankerplatz besitzt, vielmehr von einem schmalen Küstenriff umgeben wird.

B. Ratak (bei Kotzebue Radak) besteht aus 14 Inseln, an welche sich viel weiter nördlich noch zwei in derselben Richtung liegende anschliessen.

1. Mili (Kotzebues Mille), 1788 von Marshall gefunden, der sie Lord Mulgrave benannte, (6° 9′ Br., 171° 45′ Lge.), die südlichste der Ratakinseln, ist eine Laguneninsel von $2\frac{1}{2}$ M. Länge gegen N. und 2 M. Breite. Auf dem viereckigen Riffe liegen ausser vielen Felsen gegen 20 bis 30 bedeutendere Inseln, die meisten auf der Ostseite, von denen die grösste $1\frac{1}{2}$ M. lang ist, aber bei der Dürre ihres Bodens nicht viel Hülfsmittel darbietet. In die Lagune, die über 3 M. im Durchmesser hat, führen an der Westseite ein und an der Nordostseite vier tiefere Kanäle, von denen der eine zwischen den Inseln Bar und Tokowa selbst grosse Schiffe zulässt; das Innere der Lagune hat mehrere Ankerplätze, wie den Port du Rhin bei der Insel Tokowa und den Port Refuge bei der Insel Jabunwuni. Am Südostende liegen noch zwei kleine Inseln (Knox), die nach einigen Berichten von den übrigen durch einen Kanal getrennt sein sollen [11]).

2. Mejuro, (Kotzebues Mediuro), 1788 von Gilbert entdeckt und mit dem Namen Arrowsmith belegt, (7° 12′ Br., 170° 15′ Lge.) ist eine ovale Laguneninsel von $4\frac{1}{2}$ M. Länge gegen WNW. und fast 3 M. Breite. Auf dem Riffe liegen viele Inseln, die mit ihren zahlreichen Fruchtbäumen einen lieblichen Anblick gewähren, an der Westseite ein zusammenhängender Landstreifen von 6 M. Länge, an der Ostseite eine Menge kleiner Inseln. An der Nordseite gestattet ein sicherer Pass selbst grossen Schiffen, in die Lagune einzulaufen, die mehrere Korallenbänke enthält, allein bei der östlichsten Insel Oulikar einen guten Ankerplatz besitzt.

3. Arno ist der Name der Insel O. von Mejuro, die von ihr durch den Fordycekanal getrennt ist, welchem Gilbert 1788 diesen Namen gegeben hat. Dieser Seefahrer hielt sie für zwei Inseln, die er Daniel und Pedder nannte, allein nach Tanners genauer Schilderung ist es eine grosse Laguneninsel (7° 6′ Br., 171° 41′ Lge.) 4 M. O. von Mejuro von 19 bis 25 M. Umfang und von unregel-

mässig viereckiger Form, so dass die Nord- und Westseite concav, die südliche ganz unregelmässig, die östliche bis auf eine tiefe Bucht grade ist. Auf dem Riffe liegen eine Menge kleiner, schmaler Inseln zerstreut, die durch die häufigen Fruchtbäume sehr angenehm sind und eine üppigere Vegetation haben als die Gilbertinseln. In die mit Korallenbänken gefüllte Lagune führen an der Nordseite 4 Kanäle, ein tieferer im O. an der Ostseite der wegen der Höhe ihrer Bäume High Isl. benannten Insel, der zweite grössere (der Dodokanal), der durch ein Inselchen an der inneren Seite des Riffs kenntlich ist, 1 M. westlicher, die beiden anderen liegen zwischen jenen beiden und sind nur für Boote brauchbar. Auch kann man an der Südseite ausserhalb des Riffs an einer nur gegen den Ostwind geschützten Stelle ankern.

4. Aur, 1788 von Marshall entdeckt und Ibbetson benannt, (Kotzebues Traversey, 8° 14′ Br., 171° 12′ Lge.) ist eine Laguneninsel von über 3 M. Länge gegen NW. und 1½ M. Breite. Auf dem Riffe liegen 32 kleine Inseln zerstreut, die meisten auf der östlichen, wenige auf der südwestlichen Seite, während im W. das Riff bloss ist; die bedeutendsten sind Aur an der Südostspitze, Pigen an der Nordwestspitze und Stobual (Chamissos Tabual), das ½ M. lang und durch Fruchtbarkeit und schöne Vegetation ausgezeichnet ist, an der Nordostspitze. An der Nordseite führt ein schmaler, gefährlicher Kanal in die Lagune, die mehrere Korallenbänke und bei Stobual einen sicheren Ankerplatz hat.

5. Maloelab (oder Kawen), 1788 von Gilbert entdeckt und Calvert benannt, (Bishops Bass reeftied isl. 1799, Kotzebues Araktschejeff, 8° 42′ Br., 171° Lge.) 2½ M. N. von Aur und 11 M. SO. von Woche ist eine Laguneninsel von 8 M. Länge gegen NW. und über 3 M. Breite. Das Riff trägt 64 Inseln, die meisten an der östlichen, wenige an der südwestlichen Seite, die durch ihre schöne Vegetation sehr anmuthig sind; die grössten darunter sind Kawen (Chamissos Kaben) an der Nordwestspitze von über ½ M. Länge, Torua östlich von ihr, Airik an der Südostspitze, Olot an der Südwestseite. Durch das Riff führen an der Westseite 3 Kanäle, der eine bei Kawen, der schmal, aber tief ist, der zweite etwas südlicher, der dritte breite bei Airik; von den Ankerplätzen in der Lagune ist der bei Airik der beste.

6. Erikub (Kotzebues Eregub oder Tschitschagoff, 9° 6′ Br., 170° 4′ Lge.), von Marshall und Gilbert 1788 entdeckt, die den

über 1 M. breiten Kanal zwischen ihr und Woche durchfuhren und diesen beiden Inseln den Namen Chatham gaben, von Bishop 1799 mit Woche zusammen Junction isl. genannt, ist eine Laguneninsel von 6 M. Länge nach NW. und 1 M. Breite. Das Riff hat 17 kleine, ärmliche und jetzt unbewohnte Inseln, die grösstentheils an der Südostseite liegen, während es an der Nord- und Westseite auf weite Strecken nur durch die Brandung erkennbar ist. Einige Kanäle führen in die Lagune, der am Südende bei der grössten Insel ist krumm und gefährlich.

7. Woche (Kotzebues Otdia oder Romanzoff), von Marshall und Gilbert 1788 entdeckt, ist eine Laguneninsel von 7½ M. Länge gegen W. und über 2½ M. Breite. Auf dem Riff liegen 65 Inseln, von denen viele klein und unbewohnt sind; sie bieten auch nicht mehr die Hülfsquellen wie die südlicheren Gruppen. Die bedeutendsten sind die Vogelinsel mit einem kleinen Hügel aus Korallenblöcken, Oromed, die nördlichste, Woche an der Ostseite und Egmejo an der Südostecke. Durch die Südseite des Riffs führen 6 Kanäle in die Lagune, die alle schmal und bis auf den in der Mitte liegenden Schischmareffkanal gefährlich sind, der westlichste ist der Rurik-, der östlichste der Lagejakkanal. In der Lagune sind mehrere gute Ankerplätze, wie bei Oromed, Woche und der Weihnachtshafen (9° 33′ Br., 169° 53′ Lge.) bei der Ziegeninsel.

8. Likieb (bei Kotzebue Ligiep oder Hayden, 9° 51′ Br., 169° 13′ Lge.), schon 1788 von Marshall und Gilbert gesehen, 8 M. WNW. von Woche, ist eine schmale Laguneninsel von 6 M. Länge gegen NW. Auf dem Riff sind viele kleine Inseln zerstreut, besonders an der Ost- und Nordwestseite; die grösste, Likieb, bildet die Nordspitze. An der Westseite führen zwei tiefe, sichere Kanäle in die Lagune, die einen schönen Hafen besitzt.

9. Jemo (bei Kotzebue Temo), schon 1788 von Marshall und Gilbert gesehen und von Bishop 1799 Steepto genannt, (9° 58′ Br., 169° 45′ Lge.) liegt 5 M. ONO. von Likieb und ist eine kleine, flache, unbewohnte Koralleninsel.

10. Ailuk (Ailu, Eilug), von Kotzebue 1817 entdeckt und Krusenstern benannt, (10° 27′ Br., 170° 4′ Lge.) N. von Woche ist eine Laguneninsel von 4 M. Länge gegen N. und über 1 M. Breite. Auf dem Riff liegen viele kleine Inseln, fast alle auf der Ostseite, während an der Westseite das Riff bis auf zwei Inseln bloss ist; die Inseln sind bewaldet, allein viel ärmlicher und dürftiger als

südlicher, die grössten sind Ailuk an der südlichen und Kapeniur an der nördlichen Spitze des Riffs. An der Westseite führen vier Kanäle in die Lagune, einer am Südende, drei nördlicher nahe bei einander, von denen nur einer breit und tief genug ist; die Lagune enthält mehr Korallenbänke als die übrigen und nur einen sicheren Ankerplatz im Nordosttheil bei Kapeniur.

11. Mejit (Miadi), 1817 von Kotzebue entdeckt und die Neujahrsinsel benannt, (10° 8′ Br., 170° 55′ Lge.) 14 M. O. von Ailuk ist eine kleine Koralleninsel von 3/4 M. Länge gegen S. ohne Lagune und voll Bäume, besonders Pandanus. Sie wird von einem Küstenriff umgeben, das am Nordende weit ins Meer reicht; an der Südseite kann man landen.

12. und 13. Utirik und Taka (Udirik und Tagai oder Tegi), 1816 von Kotzebue entdeckt und Kutusoff und Suworoff benannt, (11° 11′ Br., 169° 51′ Lge.) sind zwei Laguneninseln N. von Ailuk, die durch einen sicheren, kaum 1 M. breiten Kanal getrennt werden, zusammen über 6 M. lang. Die beiden Riffe haben wenige kleine Inseln mit ärmlicher Vegetation, (doch finden sich in Utirik noch Kokospalmen); sie liegen in Taka, der südlichen Insel, auf der Ostseite, in Utirik auf der Süd- und Südostseite. Die Lagune von Taka scheint unzugänglich zu sein; in die von Utirik führt ein Kanal, der aber für Schiffe zu schmal ist.

14. Bikar (Bigar, 11° 48′ Br., 170° 8′ Lge.) ist wahrscheinlich die Insel, welche ein amerikanischer Seefahrer 1832 Farnham benannt hat. Es ist eine kleine Laguneninsel von etwas über 1 M. Länge, auf deren Riff 3 wasserlose, mit Gesträuch bedeckte Inseln liegen, die nur, um Seevögel und Schildkröten zu fangen, besucht werden. Auf der Westseite führen kleine Bootkanäle in die Lagune.

15. Taongi nennen die Rataker eine Insel, die in der Fortsetzung der Inselkette von Ratak 3 Grade nördlicher liegt und zuerst von dem Spanier Salazar 1526 entdeckt und S. Bartolomeo benannt worden ist[12]), später nach einem anderen spanischen Seefahrer den Namen Gasparrico erhalten hat, (auch Smyth, Cornwallis und Sybilleinsel des Cap. Johnston 1807, Petrelinsel, 14° 41′ Br., 168° 50′ Lge.). Es ist eine Laguneninsel von 2 bis 3 M. Länge gegen NNW., auf deren Riff an der Ostseite mehrere kleine Inseln liegen, die mit niedrigen Gesträuchen ohne Bäume bedeckt und von Seevögeln bewohnt sind, während an der Westseite das Riff bloss liegt. Ein Bootkanal führt in die anscheinend seichte Lagune.

16. Wake ist 1796 vom Schiffe Pr. William Henry entdeckt worden[13]), (auch Halcyon, Haystrous, Halverd, Wilson, Douglas anderer Seefahrer, 19° 11' Br., 166° 31' Lge.). Sie liegt 5 Grade nördlicher in der Richtung der Ratakinseln und ist eine flache Laguneninsel von 4 bis 5 M. Umfang, deren Riff ein niedriger Landstreifen voller Gebüsche und Seevögel ohne Trinkwasser umgiebt. Ein Bootkanal führt in die Lagune.

C. Ralik, die westliche Inselkette der Marshallinseln, besteht aus 14 Inseln, zu denen noch 2 in grösserer Ferne im W. liegende gerechnet werden. Der Meeresarm, der es von Ratak trennt, heisst das Ratakmeer und ist seiner heftigen und unregelmässigen Strömungen halber gefürchtet.

1. Ebon (Abone)[14]), 1824 von Cap. Ray entdeckt und Boston benannt, (Covells Fourteen islands oder Covellgruppe 1831, Linnez, 4° 37' Br., 168° 43' Lge.), die südlichste Insel von Ralik ist eine Laguneninsel von über 6 M. Umfang. Auf dem einen Ring bildenden Riffe liegen einige 20 Inseln, von denen mehrere sehr klein sind, an allen Seiten, so dass nur die Nordseite der Lagune von dem blossen Riff begrenzt wird; sie sind fruchtbarer und mit glänzenderer Vegetation, (Kokos. Brodfrucht), bedeckt als die übrigen Inseln und gelten für den reichsten und am stärksten bewohnten Theil von Ralik. Die grösste Insel ist Ebon an der Südseite, die gegen 2 M. lang, allein wie alle nur schmal ist; sie hat am Westende kleine Hügel und Thäler, die ohne Zweifel durch den Wind gebildet sind, allein kein frisches Wasser, das durch Regenwasser ersetzt wird. Die zweite Insel an Grösse ist Enijadok an der Ostseite. Zwischen den Inseln Met (Mej) und Juriger (Jury) an der Südwestseite führt ein zwar tiefer, allein schmaler und gefährlicher Kanal durch das Riff in die Lagune, deren Inneres einen schönen Hafen bildet.

2. Namerik (Namorik oder Kleinnamo), 1792 von Cap. Bond gesehen, der ihr den Namen Baring gab, (5° 35' Br., 168° 25' Lge.) 19 M. NW. von Ebon ist eine kleine Laguneninsel von kaum 2 M. Länge mit 4 bis 5 kleinen, nicht unfruchtbaren und gut bewaldeten Inseln.

3. Kili, 1797 von Cap. Dennet gesehen, der sie Hunter nannte, (5° 42' Br., 169° 9' Lge.) O. von Namerik ist eine kleine, unbewohnte Koralleninsel von $1^1/_2$ M. Länge gegen NW., die keine Lagune hat.

4. Jaluit (oder Telut), 1809 von Cap. Patterson gefunden und Banham benannt, (Duperreys Isles de la Coquille und Elizabeth 1823, 6° 8' Br., 169° 38' Lge.) ist eine grosse Laguneninsel von 8 bis 10 M. Länge gegen S. und gegen 2 M. Breite. Auf dem sehr unregelmässig gebildeten Riff liegen gegen 40 kleine und schöne Inseln zerstreut, die meisten auf der Westseite, die zugleich die fruchtbarsten sind, aber die grössten auf der Ostseite. Die Lagune ist reicher an Bänken als alle übrigen dieser Inseln, auch liegen in ihrem Inneren noch 4 kleine Inseln. Das Riff wird von 4 Kanälen durchschnitten, von denen 2 an der Nord- und Südostseite, zwei an der Westseite sind; von den letzten, die beide Schiffe zulassen, ist der nordwestliche bei der kleinen Insel Jaluit zu gekrümmt, der südwestliche bei der Insel Jebur, der zu dem einzigen Ankerplatze der Lagune S. von diesem Kanale führt, besser.

5. Ailinglablab (oder das grosse Land, bei Kotzebue Oja), 1797 von Dennet entdeckt, der ihr den Namen Lambert beilegte, (Pattersons Elmore 1809, 7° 15' Br., 168° 48' Lge.) ist eine grosse Laguneninsel von 5 bis 6 M. Länge gegen N. und über 2 M. Breite. Auf dem unregelmässig geformten Riff liegen einige 30 Inseln, unter denen die Hauptinsel Jebat ist; in die einen schönen Hafen bildende Lagune führen mehrere Kanäle an der Ost-, Nord- und Südseite, von denen der an der letzten der brauchbarste ist.

6. Namo, 1792 von Bond gesehen und Mosquillo benannt, (Dennets Ross 1797, 7° 55' Br., 168° 15' Lge.) ist eine Laguneninsel 5 bis 7 M. von Ailinglablab und 7 bis 8 M. gegen NW. lang und 3 M. breit. Auf dem Riffe liegen 25 kleine, flache, bewaldete Inseln, unter denen 5 etwas grösser sind; eigentlich besteht die Insel aus zwei Theilen, die an ihren Enden durch eine Art Isthmus, in dem eine Insel liegt, verbunden sind.

7. Jabwat (Kotzebues Tebot) ist nur aus Berichten der Eingeborenen bekannt, welche die Insel NO. von Ailinglablab setzen; ob sie wirklich existirt, ist noch zweifelhaft.

8. Lib (Kotzebues Lileb), 1797 von Dennet entdeckt und Princesse genannt, (8° 15' Br., 167° 25' Lge.) ist eine kleine, ovale Koralleninsel von nicht ganz 1 M. Umfang, mit Pandanus und niedrigen Kokos bedeckt und bewohnt.

9. Kwajalein (Kotzebues Quadelen, Hagemeisters Menzikoff, Moores Dove; Theile dieser grossen Insel sind die Inseln Lydia und Catharine des Schiffes Ocean 1804 (auch Ocean islands) und

Patterson des Cap. gl. N. 1809). Sie ist eine Laguneninsel von über 16 M. Länge gegen NW. und fast 3 M. Breite, die grösste, die es überhaupt giebt, (die Mitte in 9° 2' Br., 167° 20' Lge), auf deren Riff über 40 Inseln voller Bäume liegen. Wie Namo besteht sie aus zwei durch einen schmalen Isthmus mit Inselchen und Felsen verbundenen Lagunen.

10. Lae, wahrscheinlich zuerst vom Schiffe Ocean 1804 gesehen, (Browns Brown 1858, 8° 54' Br., 166° 15' Lge.) ist eine kleine Laguneninsel, auf deren Riff 14 bewaldete Inseln so zerstreut liegen, dass nur an der von einem schmalen Kanale durchbrochenen Westseite das Riff bloss liegt. Die Lagune hat 1 M. im Durchmesser.

11. Ujae, (Kotzebues Ujamilai), 1804 vom Schiffe Ocean gesehen und Margaret benannt, (Hammonds Serpent 1853, 9° 5' Br., 165° 50' Lge.) ist eine Laguneninsel von über 6 M. Länge mit vielen auf dem Riffe zerstreuten Inseln, die bei der hohen Brandung an den Felsen schwer zugänglich sind. An der Südseite führt ein Kanal in die Lagune.

12. Wotto, 1835 von dem Cap. Schantz entdeckt und nach ihm benannt, (auch Kabahaia auf den Karten, 10° 5' Br., 166° 4' Lge.) NW. von Kwajalein ist eine Laguneninsel von 3 bis 4 M. Länge gegen NW. und über 1 M. Breite, auf deren Riff 13 ziemlich gut bewaldete, schwer zugängliche Inseln liegen.

13. Ailinginae oder Rongrik[15]), (Kleinrong, Kotzebues Radogala oder Rimsky Korsakoff) scheint die eine der beiden Inseln zu sein, die auf alten spanischen Karten Pescadores heissen; nachweislich ist sie zuerst von Wallis 1767 gesehen worden. Es ist eine grosse Laguneninsel (11° 17' Br., 167° 2' Lge.) von 13½ M. Länge gegen WSW. und 1½ M. Breite, deren Riff wenige gut bewaldete Inseln auf der Südseite trägt, von denen die grössten durch Hudson die Namen Kumi, Rimsky und Tufa erhalten haben, während es auf der nördlichen ganz bloss ist. In das Innere der Lagune führen einige Kanäle an der Südseite.

14. Ronglab (oder Grossrong, Kotzebues Bigini), die zweite der Pescadores (11° 19' Br., 167° 35' Lge.) nahe bei Rongrik ist eine runde Laguneninsel von 2½ M. Durchmesser und 8 M. Umfang, auf deren Riff ausser einzelnen Sandbänken mehrere kleine Inseln voll Gesträuch, aber ohne Kokos und Pandanus liegen, die dennoch bewohnt sind, und von denen Hudson die grössten Dowsett an der östlichen, Brown an der südlichen und Wallis an der west-

lichen Seite benannt hat. In die Lagune führen zwei Kanäle an der nördlichen Seite und an der westlichen S. von Wallis.

15. Bikini von Kotzebue 1825 entdeckt und Eschholtz benannt, (11° 33′ Br., 165° 37′ Lge.), die nördlichste Insel von Ralik, ist eine über 5 M. lange Laguneninsel, deren Riff 14 kleine, meist mit Gebüschen bedeckte Inseln trägt und an der Westseite auf eine lange Strecke ganz bloss ist. In die Lagune führen mehrere tiefe Kanäle an der Südseite, von denen einer fast 1 M. breit ist.

16. Eniwetok, die erste der beiden im W. von Ralik liegenden Inseln, 1794 von Cap. Butler entdeckt und Browns range benannt, (11° 40′ Br., 162° 15′ Lge.) ist eine Laguneninsel von 5 M. Länge gegen N., 6½ M. Breite und etwa 19 M. Umfang. Auf dem Riffe liegen einige 30 kleine, flache Inseln, von denen Butler der östlichsten und der nördlichsten die Namen Parry und Arthur gegeben hat, und die mit einer kräftigen Vegetation von Bäumen und Sträuchern bedeckt sind, doch keine Palmen und Brodfruchtbäume haben; aber die Vermuthung der Seefahrer, dass sie deshalb unbewohnt seien, ist nicht richtig. Die Lagune scheint nicht zugänglich zu sein.

17. Ujilong, die zweite der in W. von Ralik liegenden Inseln, heisst auf den Karten gewöhnlich Arrecifes nach dem Namen einer Insel, die auf alten spanischen Karten in diese Gegenden gesetzt wird, oder Providence nach dem Namen, den sie 1811 von dem Capitain des gleichnamigen Schiffes erhalten hat, (James oder Morningstar von James 1864, Kewleys Kewley 1867, 9° 36′ Br., 161° 8′ Lge.) und ist eine Laguneninsel von 3 M. Länge gegen WNW. und gegen 2 M. Breite. Das Riff trägt 10 kleine, bewaldete und bewohnte Inseln, die grösstentheils an der Südseite liegen; in die anscheinend seichte Lagune führen zwei Pässe von der Südseite, der beste 1 M. vom östlichen Ende der Insel.

ZWEITES KAPITEL.

Die Bewohner der Gilbert- und Marshallinseln.

Die Bewohner dieser Inseln, welche, wie es die Untersuchung ihrer Sprachen zeigt, Mikronesier sind, zerfallen in zwei Völker, in

den Marshall- und in den Gilbertinseln. Während die ersten reine Mikronesier sind und in allen Inseln dieselbe mikronesische Sprache sprechen, zeigen die anderen in Ansichten und Gebräuchen manche wichtigen Abweichungen, und ihre Sprache ist mit polynesischen Elementen gemischt; man muss sie daher als das Resultat einer Vermischung von Polynesiern und Mikronesiern betrachten, die ganz der in Viti mit Melanesiern eingetretenen analog ist. Hierzu kommt, dass auch in den Traditionen die Kunde sich erhalten hat, dass sie aus einer Verbindung von Einwanderern aus Banaba und Amoa entstanden sind, woraus man auf eine Einwanderung aus Samoa schliessen darf, aus welchem Archipele Colonien sich über die Elliceinseln und sogar bis in die südlichen Karolinen verbreitet haben.

Der Charakter dieser Menschen wird fast durchgängig überaus günstig geschildert. An Freundlichkeit und Gefälligkeit stehen sie den Polynesiern nicht nach, sie übertreffen sie noch an Sanftheit und Gutartigkeit. Chamisso entwirft von den Ratakern ein so anmuthiges und reizendes Bild, wie noch je ein ähnliches entworfen ist, und sogar die Bewohner der Gilbertinseln, die sich durch grössere Kriegslust und Unruhe von ihren Nachbarn unterscheiden, gelten doch immer für überwiegend sanft und gutartig. Die Lust am Stehlen ist ihnen freilich auch eigen, besonders in den Gilbertinseln, allein nicht in dem Grade wie bei den Polynesiern, und die bei diesen so hervortretende Sitten- und Schamlosigkeit findet sich nur in einzelnen der Gilbertinseln und ist vielleicht auch da eine Folge europäischer Einflüsse. Wenn dennoch Beispiele von Hinterlist und Ueberfällen europäischer Schiffe vorkommen, und die Bewohner dieser Inseln deshalb von den Seeleuten als treulose und verrätherische Barbaren angesehen werden, so ist das ohne Zweifel weniger der zügellosen Begierde nach den Schätzen der Europäer zuzuschreiben, als vielmehr den Rathschlägen und Aufhetzungen sittenloser und nichtswürdiger europäischer Matrosen, die sich zuerst unter ihnen aufgehalten haben; dagegen hat die Niederlassung achtbarer Kaufleute und der Missionare jederzeit sogleich die glücklichen Naturgaben eines wahrhaft liebenswürdigen Volksstammes hervortreten lassen.

Die Zahl der Einwohner ist auf diesen Inseln grösser als man glauben sollte. Die Marshallinseln galten für schwach bewohnt; für Ralik rechnet Gulick nur 4000, für Ratak 6000; in beiden sind die südlichsten Inseln die am stärksten bewohnten. In den Gilbert-

inseln ist die Bevölkerung viel stärker. Cap. Hudson schätzte sie auf 60000, Gulick auf 50000, die Missionare Pierson und Bingham auf 30000 bis 35000, und diese Angaben beruhen zum Theil auf wohl begründeten Schätzungen, ja selbst auf Zählungen. Wie stark aber diese Bevölkerung ist, ersieht man erst, wenn man erwägt, dass das bewohnbare Land aller dieser Inseln zusammen kaum 4 Quadratmeilen beträgt.

In der körperlichen Bildung haben sie die meiste Aehnlichkeit mit den Bewohnern der östlichen Karolinen; aber ihre Hautfarbe, ein dunkles Kupferbraun, ist dunkler als bei diesen, zum Theil auch in Folge der starken Tättowirung. Sie sind wohlgebaut, doch eher schlank und schmächtig, die Frauen schön und zart, haben langes, schwarzes, oft lockiges Haar, regelmässige, von Geist und Frohsinn zeugende Gesichtszüge mit gut entwickelter Stirn, lebhaften, dunklen Augen, etwas vorspringenden Backenknochen und verbreiterter Nase, weissen, durch das Kauen der Pandanusfrucht oft verdorbenen Zähnen. Sie sind im Ganzen gesund; ein Hauptleiden ist namentlich in den Gilbert eine sehr unangenehme Hautkrankheit, und der Verkehr mit den Europäern hat ihnen leider mehrere Krankheiten (Influenza, Syphilis) zugeführt. An Nahrungsmitteln haben sie keinen Ueberfluss. Das wichtigste ist die Pandanusfrucht, besonders in den Marshallinseln, in denen sie auch daraus das Confect Mokan bereiten, indem sie den verdickten Saft der gebackenen Frucht am Feuer oder in der Sonne trocknen und in lange Scheiben rollen, die sich lange Zeit halten; dann brauchen sie Kokosnüsse, die jedoch namentlich in den Gilbert mehr zur Oelbereitung als zur Nahrung dienen, (in den Marshall machen sie kleine Kuchen aus dem gepulverten Holz des alten Baumes und dem damit gemischten Saft der unreifen Nuss), ferner Brodfrucht, gebacken und auch mit Pandanus gemischt, wie auch der sauere Brodfruchtteig erwähnt wird, Mehl aus den Knollen des Taro, allein nur als Leckerbissen, und der Pfeilwurzel, in den Marshall mit Wasser gemischt, in Nawodo mit geriebener Kokosnuss und Kokossaft gemengt und gebacken. Die animale Nahrung besteht fast nur aus Fischen und Muscheln, Hühner und Ratten essen sie nur, wenn die Noth sie dazu zwingt; doch fangen sie hier und da Schildkröten und Seevögel, deren Fleisch sie, in der Sonne und (wie auch Fische) im Rauch getrocknet, aufbewahren. Tabak ist jetzt fast allgemein beliebt; Salz wird durch Seewasser ersetzt.

In den Gilbert gewinnen sie durch Einschnitte in die Blumenstiele der Kokospalme einen gesunden und nahrhaften Saft (Karaka) und verfertigen daraus eine Art Syrup, den sie in hängenden Kokosschalen in den Häusern aufheben und mit Wasser gemischt als Delicatesse geniessen; erst durch die Europäer haben sie es gelernt, daraus ein geistiges Getränk zu bereiten, dessen unmässiger Genuss den Anlass zu argen Ausschweifungen gegeben hat. Speisen kochen sie auf Rosten, in Kokosschalen und in Blätter gewickelt in heisser Asche, die Oefen der Polynesier finden sich einzig in Nawodo erwähnt; Feuer bereiten sie durch Reiben von Holzstücken. Beim Kochen wie bei dem Essen sind sie sehr reinlich.

Die Kleidung ist in den Marshall- und Gilbertinseln sehr verschieden. In den ersten tragen die Männer Gürtel mit bis zu den Knien reichenden Streifen von Kokos- und Pandanusblättern, häufig darüber noch viereckige, vorn und hinten herabhangende Matten, die Frauen an den Hüften bis zu den Füssen gehende Matten, von den Kindern die Mädchen kleine Schürzen, die Knaben nichts. Dagegen gehen in den Gilbert auffallenderweise die Männer grossentheils nackt [1]) und tragen nur selten und vielleicht bloss bei gewissen Gelegenheiten kleine Matten, die Frauen Gürtel mit kurzen Kokos- oder Bananenblattstreifen, die Kinder nichts. Zierrathe sind vielfach. Die Haare tragen beide Geschlechter, wie sonst fast nirgends im Ocean, lang herabhängend oder auf dem Kopf in einen Knoten geflochten; nur in einigen Gilbertinseln schneiden die Männer es ab. Sie salben es mit Kokosöl und fügen noch Zierrathe hinzu; in den Marshallinseln tragen sie Blumenkränze, Federn von Hühnern und Vornehme von Tropikvögeln, Schnüre von kleinen Muscheln darin, in den Gilbertinseln bedecken sie es manchmal mit einer Art Mütze aus Kokosblättern und mit einem Hut, der dem europäischen nachgeahmt ist. Den Bart scheeren sie nicht. Die Ohrlöcher dehnen sie durch Hineinstecken von dicken, manchmal mit feinen Schildpattlagen überzogenen Rollen von Pandanusblättern entstellend weit aus und haben manchmal noch im oberen Rande der Ohren Löcher, in welche sie Blumen stecken. Halsbänder sind von Kugeln aus Kokosschale, Muscheln (auch abwechselnd von Muscheln und Kokosschalescheiben), Glaskorallen, Thierzähnen und Knochen, Blumen, Blättern, bei den Vornehmen in Ratak auch von Fischgräten ähnliche Bänder von Blumen, Muscheln und Federn tragen sie um die Arme und Beine. Die Tättowirung findet sich bei ihnen [2]) im

ausgedehntesten Maasse und in einer Vollkommenheit, dass sie sich darin mit den Neuseeländern und Markesanern wohl messen können; sie bringen die Bilder, die von besonderen Tättowirern dargestellt werden, nur auf dem Körper, sehr selten im Gesicht an, die Frauen sind wenig tättowirt, die Kinder haben nur einige Zeichen an Armen und Beinen. Interessant ist es, dass sich bei ihnen der Zusammenhang dieses bei den Polynesiern zu einem blossen Zierrath gewordenen Körperschmucks mit den religiösen Ansichten erhalten hat.

Die Häuser sind nach einem System gebaut. Sie sind gewöhnlich bis 20 Fuss breit und 30 Fuss lang, viereckig und bestehen in einem hohen Dach aus Pandanus- oder Kokosblättern, das auf den Querbalken von 3 bis 4 Fuss hohen Pfosten ruht. Der Boden ist mit Muscheln und Korallensteinen bedeckt, auf denen Matten liegen; gewöhnlich kann man darauf nur sitzen, denn in 3 bis 4 Fuss Höhe geht ein Gitterwerk aus Stangen, mit einer Oeffnung in der Mitte zum Hinaufsteigen, über das ganze Innere, ein zweites Stockwerk bildend, in welchem alle Geräthe und Nahrungsmittel aufbewahrt werden, und der Hausherr und seine Frauen schlafen, während den übrigen Familiengliedern dazu der untere Raum oder besondere niedrige Hütten mit zwei Eingängen rund um das Haus angewiesen sind. Der Raum zwischen den Pfosten bleibt in den Marshall gewöhnlich offen; in den Gilbert ist er auch oft durch Matten geschlossen, deren eine beweglich ist und die Thür vertritt. Von den Häusern unterscheiden sich nur durch ihre Grösse und sorgfältige Bauart die zu Festen und Versammlungen dienenden sogenannten Rathhäuser, die nur in den Gilbertinseln erwähnt werden und Muniup (Maniapa) heissen; sie sind stets rund umher offen, haben statt der Pfosten manchmal steinerne Pfeiler, das Innere bildet nur einen Raum ohne zweites Stockwerk. In den Marshall liegen die Häuser oft zerstreut, auch zu kleinen Dörfern vereinigt; in den Gilbert sind sie eng aneinander gebaut, die Dörfer gross[3]) und oft zahlreich, Tarawa allein hat über 30.

Auf den Landbau wenden die Einwohner nach ihrer Weise grosse Sorgfalt. Allenthalben pflanzen sie Fruchtbäume eifrig an (Pandanus, Kokos, Brodfruchtbäume, Bananen); die meiste Mühe bereitet ihnen besonders in den Gilbert die Cultur des Taro, wozu sie den Boden bis auf den Korallenfels ausgraben, in den Gruben das Regenwasser sammeln, den Boden künstlich durch Entfernung

aller Steine bereiten und durch trockne Blätter und zerstossenen Bimstein düngen. In Ratak bauen sie auch Zierpflanzen (ein Crinum und eine Sida)[4]. Von Hausthieren ziehen sie bloss Hühner, aber besonders der Federn halber. Fischfang treiben sie mit eben so grossem Eifer als Geschick. Sie brauchen dazu Netze, Haken und Leinen, am häufigsten jedoch, wie es scheint, den Speer, fischen auch Nachts bei Fackellicht; in den Gilbert legen die Vornehmen durch Dämme von Steinen Teiche in den Lagunen an, gefangene Fische darin aufzubewahren. Die zum Fischfang dienenden Boote sind klein und einfach; dagegen haben die grösseren und für den Verkehr bestimmten die Bewunderung und das Staunen der Europäer erregt. Sie sind den in ganz Mikronesien gebrauchten durchaus ähnlich, in den Gilbert allein mit rundlicherem und nicht so scharfem Kiel. Das schmale, lange Boot hat zwei ungleiche Seiten, von denen die eine senkrecht, die andere leicht concav ist; beide Enden sind gekrümmt und ganz gleich. Der concaven Seite gegenüber befindet sich der durch Stangen mit dem Boote verbundene Ausleger, über den eine Platform mit einem Kasten oder einer Hütte für den Proviant u. s. w. gelegt ist; auf ihr steht der Mast mit dem grossen, dreieckigen Mattensegel[5]. Werden sie nicht gebraucht, so stellt man sie (in den Gilbert) unter Schuppen auf das Land. Die Kühnheit und Unerschrockenheit, mit der diese auffallend schnellen Fahrzeuge von den Bewohnern namentlich der Marshall geleitet werden, ist wahrhaft bewundernswerth; sie zeigt sich nicht bloss in den Fahrten zwischen den einzelnen Inseln, noch mehr in dem Geschick, mit dem sie, selbst in weite Ferne verschlagen, oft den Weg nach der Heimath zu finden verstehen. Ohne Zweifel sind jetzt die Bewohner der Marshall nächst denen der westlichen Karolinen die ersten Seefahrer des ganzen Oceans, und ihre Seetüchtigkeit hat sie (in Ralik) sogar zu der Erfindung einer Art Seekarten geführt, die sie erstaunlich geheim halten, und in denen sie durch kleine, an einander gebundene Stricke Richtung und Länge der Curse zwischen den Inseln bezeichnen.

Im Bau der Häuser und Boote zeigen die Männer nicht weniger Talent und Geschicklichkeit; namentlich gilt das von dem Bau der Boote, den in den Marshall die Vornehmsten, die zugleich die Leiter der Seefahrten sind, am besten verstehen. Sie bauen den Körper des Boots aus Brodfruchtholz, die Seitenbretter aus Treibholz[6], verbinden sie durch Kokosbastschnüre und kalfatern die

Fugen. Nicht weniger Geschick und Geschmack zeigen die Frauen im Verfertigen der Matten, in Ratak aus Kokos- und Pandanusblättern und dem Bast der Triumfetta procumbens, eines Hibiscus und einer Boehmeria; sie machen sie von verschiedener Feinheit, je nachdem sie zu Kleidern, Segeln oder zum Schlafen dienen sollen, und schmücken die zu Kleidern bestimmten mit feinen, zierlichen Rändern. Die Männer bereiten Stricke und Schnüre aus den Fasern des Kokosnussbastes und Kokosöl, indem sie das Fleisch der Nuss einige Tage in die Sonne stellen und darauf durch eine rohe Presse auspressen. Ihre wenigen Geräthe sind einfach und dürftig. Zum Bauen dienen besonders scharfe Muscheln und Korallensteine; Eisen aus angeschwemmten Schiffsbalken hatten sie längst schätzen gelernt, ehe sie mit Europäern in Verbindung traten, eben so den Werth der zwischen den Wurzeln der Treibholzstämme sitzenden Steine, die sie zum Schärfen des Eisens brauchten. Sonst haben sie verschiedene Arten Gefässe von Kokosschalen, Muscheln, Holz, Körbe aus Blättern geflochten; die Betten sind durch Matten, das Kopfkissen durch einen Stein, die Teller durch Blätter vertreten.

Die religiösen Vorstellungen der Bewohner dieser Inseln zeigen einen tiefen Verfall, aber auch eine grosse Aehnlichkeit mit denen der Polynesier, von denen sie sich besonders darin unterscheiden, dass ihnen die bei diesen hervortretende, rücksichtslose Verschwendung des Menschenlebens fehlt. Sie glauben an obere, allgemeine Gottheiten, deren in den südlichen Gilbert drei angenommen werden; sie scheinen sie nicht einmal mehr besonders zu benennen und nur eine Erinnerung an sie in den zahlreichen Mythen und Sagen zu besitzen. Offenbar wird jetzt der Cultus einzig dem aus der Vergötterung gestorbener Vornehmer hervorgegangenen Gottheiten zu Theil, die den Namen Anit (Any, Anti) führen[7]) und mit besonderen Namen einzeln bezeichnet werden; zu ihnen gehört auch der Hauptgott der Inseln Tarawa und Apamama, Tabuariki, wie es schon sein vollständig polynesischer Name andeutet. Bilder der Götter giebt es nicht, doch brauchen sie die Schädel von Verstorbenen bei manchen Feierlichkeiten und betrachten auch nach polynesischer Weise gewisse Thiere als von Göttern zeitweise bewohnt. Tempel fehlen. Sie werden in den Gilbert durch in den Boden steckende, 3 Fuss hohe Steine ersetzt, die mit Kokosblättern umwunden werden und von einem Kranze ähnlicher kleinerer Steine umgeben sind; diese Steine gelten auch zu Zeiten

als Aufenthalt der Götter, die durch besondere Ceremonien bewogen werden können, sich in sie zu begeben, sie fehlen bei keinem grösseren Hause und liegen manchmal selbst in ihnen. In Ratak haben sie dafür vier um eine Palme im Viereck gelegte Balken, innerhalb deren man (wie in den Gilbert bei den Steinen) die Opfer bringt, während der Gott im Gipfel des Baumes sich aufhalten soll, auch heilige Steine werden (in Ralik) erwähnt. Priester fehlen in den Marshall, statt ihrer ruft der Familienvater den Gott der Familie an; in mehreren Gilbertinseln finden sich Priester, (ibonga oder tibonga) erwähnt, welche den Willen der Götter verkündigen, und in Tarawa sind eigens dazu bestimmte Häuser (batananti oder Götterhäuser) mit Korallensteinwänden und ohne ein zweites Stockwerk, in deren Mitte ein heiliger, oben von einem Loch durchbohrter Stein im Boden steckt, an den der Priester das Ohr legt, wenn er inspirirt zu werden wünscht. Der Cultus besteht in Opfern von Lebensmitteln und Blumenkränzen, verbunden mit Gebeten, die Hülfe des Gottes zu erbitten; auch feiern sie grosse Feste, von denen die Frauen ausgeschlossen sind, der Glaube an Zauberei ist allgemein verbreitet. Eine der grössten Feierlichkeiten begleitet das Tättowiren, das in den Marshall nur alle 5 bis 6 Jahre mit den indessen Herangewachsenen vorgenommen wird, indem zugleich die beiden der Handlung vorgesetzen Götter herbeigerufen werden und grosse Opfer erhalten; nur die Vornehmsten dürfen diese Ceremonien leiten. Das Tapu kennen sie wohl, und es hat für sie dieselben Wirkungen wie bei den Polynesiern; sie bezeichnen es auch an Gegenständen durch angebundene Blätter. Der Glaube an eine andere Welt wird überall gefunden; in Apamama und Tarawa, heisst sie Kainakaki und wird in den Westen verlegt, dabei aber zugleich auf die Insel Tarawa, wo auf gewissen, anscheinend künstlichen Erdanhäufungen die Todten unsichtbar leben und alle Freuden geniessen sollen, weshalb dort kein Baum gefällt werden darf, statt der umgestürzten neue gepflanzt werden müssen. Nur die Tättowirten werden jedoch zugelassen; die Uebrigen frisst unterwegs eine Riesin auf[8]). In anderen Inseln nimmt man dagegen an, dass Todte sich in der Nähe des früheren Wohnsitzes aufhalten.

Die Weise der Bestattung ist in beiden Archipelen verschieden. In den Marshall begräbt man nur die Vornehmen in sitzender Stellung, mit Schnüren und Matten umwickelt, innerhalb eines Vierecks von Steinen, um das man Ruder in den Boden steckt; auch

pflanzt man Kokos bei dem Grabe, deren Früchte die Frauen niemals, die Männer erst nach einer bestimmten Zeit essen dürfen. Alle übrigen Leichen werden mit etwas Nahrung in ein kleines Boot gelegt, und dies bei günstigem Winde an der Westseite der Insel in das Meer gestossen. In den Gilbert bestehen dagegen Gebräuche, die ganz an die der Polynesier erinnern. Die Leiche wird gewaschen, bekleidet und geölt, dann eine nach dem Range verschieden lange Zeit öffentlich ausgestellt im Wohnhause, (in einzelnen Fällen schläft die Frau unter derselben Decke mit ihr, und die Mutter trägt die des Kindes mit sich herum, ja sie bestreichen sich die Haut mit dem durch die Verwesung erzeugten Schaum), bis alles Fleisch vertilgt ist, dann werden die Knochen gereinigt und begraben oder auch sonst aufbewahrt, besonders der Kopf zu heiligen Gebräuchen. In Makin geschieht diese Ausstellung auf grossen, aus zusammengenähten Schildkrötenschalen hergestellten Schüsseln. Trauerbezeigungen sind in den Gilbert lange Klagen, verbunden mit Lobliedern auf den Todten und Tänzen; in Ralik wird bei dem Tode eines grossen Häuptlings ein sechstägiges Tapu auf die ganze Bevölkeruug gelegt[9]).

Auch in den Verfassungsverhältnissen finden sich bedeutende Verschiedenheiten zwischen den beiden Archipelen. In den Marshall bestehen rein mikronesische Einrichtungen, vor allem die auch bei den Karolinern sich findende Eintheilung des Volks in gewisse Abtheilungen (die Clans der Missionare), deren Mitglieder sich ohne Rücksicht auf die Standesunterschiede als Verwandte und dadurch als zusammengehörig betrachten, und deren Vorsteher auch wohl in einzelnen Inseln eine Art Herrschaftsrecht ausüben mögen. Ausserdem zerfällt das Volk noch in gewisse Classen dem Range nach, auf deren Reinhaltung sie mit ängstlicher Sorgfalt halten; in Ralik sind deren vier, die geehrteste der Iroiϑ (Iroy, in Ratak Irus), die Häuptlinge, welche den grössten Einfluss und das meiste Land besitzen, die Burak, eine Classe von Grundbesitzern, deren Ansehen noch sehr bedeutend ist, die Leotakatak, kleinere Grundbesitzer, und die Armykajur, die Gemeinen, die nur als Pächter Land besitzen und dafür vom Ertrage dem Besitzer einen Theil entrichten, die zahlreichste Classe. Sklaven werden nicht erwähnt. Der Rang in diesen Classen hängt allein von der Mutter ab, und der Umstand, dass die Söhne eines Häuptlings niemals dem Clan des Vaters angehören, erklärt sich daraus, dass die Mutter jederzeit

aus einem fremden genommen werden muss. Den Iroiϑ erweisen die Gemeinen auffallende Ehrfurcht, sie erscheinen stets gebückt und demüthig vor ihnen, reichen ihnen die Früchte nie am Stielende; gewisse Früchte, wie alles Treibholz gehört ihnen allein. In diese Classe gehört der König (Iroiϑ lablab), deren es für Ralik und Ratak je einen besonderen (in Ailinglablab und Aur) giebt, obschon gegen den von Ralik die nördlichsten, wie gegen den von Ratak die südlichsten Inseln beider Inselketten sich im Aufstande befinden: ihr Einfluss ist nicht weniger unbeschränkt als bei den Polynesiern, wenngleich die drückende Despotie hier sich nicht findet, wie so oft bei diesen. Die Erbfolge, von der die Frauen ausgeschlossen sind, soll (in Ratak) erst auf die Brüder, dann erst auf die Söhne des Gestorbenen übergehen. Strafen verhängen die Häuptlinge nach Belieben, den Tod oder die Einziehung des Vermögens des Schuldigen.

In den Gilbert herrschen ähnliche Einrichtungen, allein sie sind hier viel mehr in der Zerstörung und Auflösung begriffen. Ob die Clans des nördlichen Archipels sich finden, ist zweifelhaft; in der Unterstützung, welche die mächtigen Häuptlinge ihren Verwandten und Angehörigen jederzeit angedeihen lassen, möchte man etwas der Art vermuthen. Stände finden sich 3 erwähnt, die Häuptlinge, (in Tarawa Uea oder Oamata, in Makin Jomata), welche den grössten Theil des Grundbesitzes und alle politische Gewalt besitzen, die freien Grundbesitzer, (in Tarawa Katoka, in Makin Tiomata), welche ihre Eigenthum und ihre Stellung einzig der Gunst und Freigebigkeit der Häuptlinge zu verdanken haben sollen, und die Gemeinen, (in Tarawa Kawa, in Makin Rang), welche kein Grundeigenthum besitzen; ausserdem giebt es Sklaven, die ursprünglich Kriegsgefangene und Nachkommen derselben sind. Eine strenge, monarchische Ordnung fehlt fast ganz. In jeder Insel ist unter den Häuptlingen einer der angesehenste und führt wohl den Königstitel; aber zur Entscheidung der allgemeinen Angelegenheiten beruft er alle seine Standesgenossen in das Muniup, in welchem jeder seinen bestimmten Sitz hat, auch die Mitglieder der beiden anderen Volksclassen sind anwesend und dürfen zuhören, ohne dass sie dabei eine Stimme haben. Nur in Apamama besteht jetzt eine kräftigere Herrschaft unter einem Könige, dem auch die Inseln Kuria und Aranuka untergeben sind, und in Apaiang bildet sich jetzt unter dem Einflusse des Christenthums eine ähnliche in der Familie

des Häuptlings von Koinawa; in den übrigen nördlichen Inseln der Gilbert wie in Nawodo sind die Könige ohne alle Macht und ganz von den anderen Häuptlingen abhängig, in den südlichen Inseln scheint sogar eine vollständige Demokratie zu bestehen und jeder Häuptling ein selbständiger Herrscher zu sein. Die Ehrfurcht, die ihnen von den übrigen Einwohnern erwiesen wird, ist eben so gross wie in den Marshallinseln.

Unter den bestehenden Umständen und bei der Milde und Sanftmuth des Volkes sind Kriege weder häufig noch blutig. In den Marshall sind sie einzig Folge der Empörung von Häuptlingen, in den Gilbert, wie es bei den ungeordneten politischen Verhältnissen nicht anders sein kann, viel häufiger. Die Häuptlinge versammeln die Krieger, auch die Frauen nehmen am Kampfe Theil, tragen Steine herbei und werfen auch damit auf die Feinde; nach dem Siege werden die Männer getödtet, (in den Gilbert zu Sklaven gemacht), das Land verheert, doch die Fruchtbäume verschont. Ihre Waffen sind Speere, theils einfache, die bloss gespitzt sind, theils mit Widerhaken oder mit Haifischzähnen besetzt, in den Marshall schwach, in den Gilbert stark und viel länger, dann eine Art hölzernes Schwert, dessen Seiten beide mit Haifischzähnen besetzt sind, in den Marshall nur selten, in den Gilbert häufig und eine furchtbare Waffe, Steine, die sie mit der Hand oder mit Schleudern werfen. In den Gilbert tragen sie im Kriege eine rockartige Art Harnisch, der aus Kokosfaserstricken geflochten ist, und dazu eine Art Helm aus der Haut eines Fisches[10]).

Das gesellschaftliche Leben dieser Menschen ist begreiflich sehr einfach. Die Polygamie herrscht; Vornehme haben zu Zeiten selbst viele Frauen, ein Theil der Gemeinen ist zur Ehelosigkeit verurtheilt. Die Töchter werden in den Gilbert schon in früher Jugend verlobt und, was wohl mit den Institutionen der Clan zusammenhängt, niemals an Verwandte; der Verlobte der ältesten Tochter besitzt ein Anrecht auf die jüngeren, die ohne seine Einwilligung nicht verlobt werden dürfen. Ehebruch bestraft man streng, in den Gilbert auch schon, wenn, wie es in einigen Inseln derselben Sitte ist, die Frauen besondere Häuser bewohnen, das Eintreten eines Mannes in ein solches; nur die Frauen der Gemeinen sind zuchtlos und bieten sich den Fremden an, die der Vornehmen sind züchtig und keusch, wenn auch die unverheiratheten Mädchen volle Freiheit geniessen. Die Behandlung der Frauen ist

achtungsvoll, ihr Einfluss manchmal sehr gross, ihre Lage nicht drückend; sie besorgen die Wirthschaft und die Geschäfte des Hauses, auch das Trommeln ist ihre Sache. Mord der geborenen Kinder findet in Ratak Statt, wo man den Platz, an dem eines vergraben ist, durch einen Stock mit Einschnitten bezeichnet; nach Chamisso soll mit Ausnahme der Vornehmen keine Frau über drei Kinder aufziehen dürfen, und dem scheint es zu entsprechen, wenn zu gewissen Zeiten in den Gilbert bei den Frauen Abortion geübt wird. Eigenthümlich ist in den Marshall die Lust am Umherziehen, die sie freilich mit den Bewohnern vieler Laguneninseln gemein haben, und die bei der Natur ihrer Inseln und ihrer Geschicklichkeit in Seefahrten sehr natürlich ist. Die polynesische Sitte des Namenstausches zur Bezeichnung eines engeren Freundschaftsbundes findet sich auch, die Grüssweise des Nasens kommt nicht häufig vor, grüne Zweige dienen als Friedenszeichen. In den Gilbert sind Hahnenkämpfe im Gebrauch und sehr beliebt. Sie sind überhaupt vergnügungssüchtig und vor allem wenden sie grossen Eifer auf die Tanzfeste (Eb in Ratak), an denen beide Geschlechter Theil nehmen, und die sie jeden Abend in den Marshall auf dem Rasen bei Feuerschein, in den Gilbert in den Muniup, dann aber auch bei besonderen Gelegenheiten, wie Ankunft oder Abreise von Fremden, sogar zur Heilung Kranker veranstalten. Sie sind eigentlich eher mimische Darstellungen und bestehen vorzüglich in heftigen Bewegungen und Verzerrungen, die von lautem Geschrei begleitet sind. Jederzeit sind Gesang und Musik damit verbunden. Die Lieder sind den polynesischen ähnlich, doch roher und arten leicht in Geschrei aus; häufig sind sie improvisirt. Musikalische Instrumente sind hölzerne Trommeln von der Form eines Stundenglases, an beiden Enden mit Haifischhaut überzogen, und Muscheltrompeten. In allen Inseln findet sich eine Eintheilung des Jahres in Monate, die in den Marshall in 30 Tage (oder nach polynesischer Weise Nächte) zerfallen; in den Gilbert soll das Jahr 10 Monate haben, die sie mit Zahlen benennen[12]. Die Bewohner der Marshall kennen bei ihrer Lust an Seefahrten die Inseln ihres Meeres genau und bezeichnen ohne Zweifel auch gewisse Sternbilder.

Für den Verkehr zeigen die Bewohner dieser Inseln eben so viel Geschick als Eifer. Sie treiben auch unter sich lebhaften Handel. Die Ankunft einer Flotte von Booten führt in den Marshall sogleich zu einer Art von Markt, auf dem die Angekommenen

ihre Waaren für die Erzeugnisse der Landes eintauschen[13]. Eben so eifrig haben sie stets mit den Schiffen der Europäer gehandelt, von denen sie früher besonders Eisen, jetzt Feuergewehre, Zeuge und Tabak erhalten, der letzte vertritt fast die Stelle des Geldes. Die von ihnen dafür gelieferten Artikel sind Lebensmittel, Matten, Schnüre von Kokosbast, jetzt vorzüglich Kokosöl, und dies hat in neuester Zeit die Veranlassung zu einem Verkehr gegeben, wie er sich im Ocean nicht häufig findet. Ohne Zweifel ging der erste Anstoss dazu von der Niederlassung von ihren Schiffen entlaufener Matrosen aus, die, da sie nicht selten zuchtlose und verworfene Menschen waren, viel Unheil stifteten, aber das Volk an die Europäer und den Verkehr mit ihnen gewöhnten; ihnen sind ehrenhaftere Kaufleute gefolgt, welche das Oel in den einzelnen Inseln aufkaufen und hauptsächlich nach Sydney führen. Anfangs beschränkte sich dieser Handel auf die Gilbertinseln, aber er hat sich jetzt bereits auch schon über die Marshall verbreitet.

Den Händlern sind die Missionare gefolgt. Die evangelischen Geistlichen von Hawaii haben 1857 Missionen in Ebon und Apaiang gegründet und sich auch auf die umliegenden Inseln verbreitet[14]; sie haben nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten Fortschritte gemacht und einen Theil der Bewohner zur Annahme des Christenthums bewogen. Nach den südlichsten Gilbertinseln (Arorai, Tamana, Onoatoa, Nukunau und Peru) hat im Auftrage der Londoner Missionsgesellschaft Whitmee 1870 samoanische Lehrer geführt, die ersten Grundlagen der Bekehrung zu legen.

ZWEITER ABSCHNITT.

Der Archipel der Karolinen.

ERSTES KAPITEL.

Die Karolinen. Kusaie. Ponape.

Der Archipel der Karolinen ist schon im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts den Europäern bekannt geworden, da die Spanier auf den Fahrten von Mexiko nach den Molukken die nörd-

lichsten Inseln desselben berühren mussten; die zuerst (von Diego de Rocha 1525 oder 1526) gesehene Insel war wahrscheinlich Lamoliork [1]). Aber diese Entdeckungen endeten mit der Feststellung des Seeweges nach den Philippinen, der nördlich von den Karolinen vorüberführte. Aufs Neue traten die Spanier mit den Bewohnern dieser Inseln nach der Besitznahme der Ladronen in Verbindung hauptsächlich in Folge der von den Jesuiten unternommenen Missionsversuche, die zu einer Kenntniss von dem westlichen Theile des Archipels führte, wie sie in jener Zeit (die Ladronen ausgenommen) von keinem einzigen des Oceans bestand; aber für eine ordentliche Erforschung geschah dadurch eben so wenig, wie durch den Verkehr, welchen die Karolinier seit 1788 mit der spanischen Colonie in Guajan anknüpften, und der seitdem nicht wieder aufgehört hat. Dagegen haben seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts europäische Schiffe einzelne karolinische Inseln namentlich auf den Fahrten nach China im Westtheil des Archipels kennen gelernt und dadurch einige Kunde von demselben verbreitet; die erste gründliche Erforschung war die des Franzosen Duperrey 1824, der zum ersten Mal die östlichen Inseln sorgfältiger untersuchte, sie tritt jedoch weit gegen die Aufnahme des Cap. Lütke 1827 und 1828 zurück, eine Aufnahme die zu den glänzendsten von allen gehört, welche in dem Ocean vorgenommen sind, und die unentbehrliche Grundlage für die Schilderung des Archipels bildet [2]) und stets bilden wird.

Der Archipel besteht aus vielen Inseln, die sich in der Hauptrichtung von W. nach O. ausdehnen und im W. bis an die Philippinen, im N. bis an die Ladronen, im O. bis an die Marshallinseln, im S. bis an Neuguinea und Neubritannien reichen. Die westlichste Insel ist Tobi (131° 4'), die östlichste Kusaie (163° 6' Lge.), die nördlichste Uliϑi (10° 6'), die südlichste, wenn man von Mapia (55' S. Br.) absieht, das geographisch eher zu Neuguinea gehört, Greenwich (1° 3' N. Br.); er dehnt sich also über einen Raum von 9 Breiten- und 32 Längengraden aus und gehört zu den grössten des Oceans. Die Inseln, deren Zahl wahrscheinlich 50 beträgt, sind alle klein, ihr Flächeninhalt beträgt, den Umfang der Riffe mitgerechnet, etwas über 50 QM., von denen die 5 höheren allein über zwei Drittel einnehmen; das bewohnbare Land in den flachen Inseln des Ost- und Centraltheils schätzt Lütke auf kaum 1 QM. [3]). Der Name, unter welchem wenigstens die westlichen Inseln schon im

siebzehnten Jahrhundert bekannt wurden, ist Palau[4]); er war ihnen von den Bewohnern der Philippinen beigelegt durch Uebertragung des Namens der ihnen bekannten westlichsten Insel auf den ganzen Archipel. Der Vorschlag des Jesuiten Serrano 1705, sie die neuen Philippinen zu nennen, hat keinen Beifall gefunden; der jetzige Name der Karolinen[5]), den man durch Ausdehnung des Namens einer von dem Admiral Lazeano 1686 entdeckten Insel (wahrscheinlich Yap) auf alle gebildet hat, findet sich bereits seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts im Gebrauch.

Unter den Karolinen sind zunächst 5 hohe, bergige Inseln und Gruppen, deren mässig hohe Berge vulkanischen Ursprungs sind, wenn es gleich keine thätigen Vulkane, ja selbst keine Krater giebt, die Inseln daher submarin entstanden zu sein scheinen; im Uebrigen gleichen sie in jeder Hinsicht den ähnlichen Inseln des Oceans. Die bei weitem grösste Zahl der Inseln sind jedoch flache Korallen- und die meisten Laguneninseln; nur einige kleine sind einfache Koralleninseln ohne Lagunen, eine einzige (Fais) ist eine erhobene Insel der Art. Die Laguneninseln weichen in ihrem Bau von den übrigen des Oceans in keiner Beziehung ab; doch unterscheiden sie sich von den Marshall und Gilbert und noch viel mehr von den Paumotu durch den grösseren Reichthum an Pflanzen und Thieren, Erscheinungen, wie die grossen von Gürteln von Kokos und Pandanus umgebenen Brodfruchtbaumwälder in Lukunor finden sich in jenen Archipelen nirgends. Viele Laguneninseln haben Kanäle, die durch die Riffe zu Häfen führen, auch die hohen Inseln sind von grossen Barrierriffen umgeben und haben hinter diesen brauchbare Ankerplätze.

Die Flora kommt auf den hohen Inseln im Ganzen mit der der ähnlichen Inseln Polynesiens überein, doch treten in ihr und zwar westlicher immer mehr an die Vegetation der Molukken und Philippinen erinnernde Pflanzen auf. Sie ist nicht gerade mannigfaltig, in dem wissenschaftlich bis jetzt allein untersuchten Kusaie fand Mertens in der Regenzeit höchstens 180 Pflanzenarten; allein die Vertheilung und Gruppirung der Gewächse macht auf allen hohen Inseln den Eindruck einer ausserordentlichen Anmuth[6]). Bis auf die höchsten Gipfel ist alles mit Wald bedeckt, den nur das angebaute Land und einzelne sumpfige Stellen in den Thälern unterbrechen. Von den einzelnen Pflanzenfamilien sind besonders die Farren häufig, die in Kusaie ein Viertel aller Pflanzen bilden, mit

schönen Baumfarren auf den Bergen; Palmen sind mehrere Arten von indischem Charakter, (Kokos, Areca, Nipa, in Ponape auch die Sagopalme), auch Pandanus sind häufig. Gräser und Cypereen finden sich besonders an sumpfigen Stellen, in den Bergwäldern aber, wie alle krautigen Pflanzen, nicht häufig. Die durch Lianen eng verschlungenen Hochwälder bestehen gewöhnlich aus nicht vielen Baumarten. Die Küsten sind allenthalben mit breiten Gürteln von Rhizophoren eingefasst, unter denen nur einzelne andere Bäume auftreten; auf sie folgt das angebaute Land mit seinen Fruchtbaumwäldern, dann beginnen erst die Bergwälder, in denen die Ficusarten vorherrschen, mit denen sich noch andere Bäume (Artocarpus, Myristica, Citrus, Eugenia, Terminalia, Crateva, eine an Südamerika erinnernde Rhexia, in Ponape und Palau schöne Coniferen u. s. w.) mischen. Ein anderes Bild gewähren allerdings die Laguneninseln; allein ihre Vegetation ist doch immer dieselbe, und wenn sie gleich den hohen Inseln gegenüber arm erscheinen, können sie im Vergleich mit den flachen Inseln im östlichen Theil des Oceans fast für reich gelten. Alle Küstenpflanzen der hohen Inseln finden sich auf ihnen, und die dichten Wälder, welche sie bedecken, bestehen nicht bloss aus Kokos, Pandanus und Tournefortia, dazwischen sind Artocarpus, Calophyllum, Terminalia, Barringtonia u. s. w. nicht selten. Die Culturpflanzen sind allenthalben die gewöhnlichen des Oceans.

Die Fauna der Karolinen ist im Ganzen nicht reich. Was die Landthiere betrifft, so finden sich auf allen Inseln, auch auf den Laguneninseln, zwei, die Ratte und ein weit im Ocean verbreiteter Pteropus (P. Keraudreni), in Palau soll auch der Galeopithecus variegatus auftreten[7]. Hausthiere fehlten den Eingeborenen ganz, sie sind erst jetzt eingeführt; einzig in Ponape giebt es eine anscheinend eigenthümliche Art Hund[8]. Auch Landvögel sind im Ganzen nicht eben zahlreich. Allerdings giebt es zusammen gegen 40 Arten, die denen der indischen Inseln sehr nahe stehen, wenn auch gleich nur wenige identisch sind; sie sind in den flachen Inseln am seltensten, übrigens eigenthümlich vertheilt, in Kusaie fand Lesson nur 11 Arten, von Palau kennt man 16, von Yap 12. Raubvögel in einer bis zwei Arten sind nur selten. Von Fringilla ist nur eine Art (in Kusaie) und auffallend genug auch von Papageien nur eine Art und einzig in Ponape (Chalcopsitta rubiginosa), auch Taubenarten sind nicht häufig, (eine ganz allgemein ver-

breitete und zwei neue in Palau und Yap), von Alcedo finden sich zwei Arten (Todiramphus), dann ein schöner Singvogel nur in den centralen Karolinen, auch in den Laguneninseln (Calamoherpe syrinx), die Schwalbe, welche die essbaren Nester liefert, (Callocalia esculenta), in Kusaie. Das Haushuhn ist überall verwildert oder wahrscheinlicher wild und in Palau ein eigenthümlicher Megapodius (M. senex). Von Reptilien giebt es auf den hohen Inseln 5 bis 6 Arten Eidechsen, in den Laguneninseln nur eine derselben; das indische Krokodil ist bis Palau verbreitet. An Insekten sind die Karolinen sehr arm, besonders an Käfern; auch von Schmetterlingen sind nur wenige Arten, dann Cicaden, Spinnen, von Dipteren die gemeine Hausfliege und besonders in der Regenzeit hier und da viele Moskiten.

An Seethieren ist grösserer Reichthum. Von Mammalien finden sich einige Delphine, der Kaschelot und in Palau der Dugong; Seevögel sind zahlreich, allein nicht von eigenthümlichen Arten, allenthalben giebt es zwei Arten Schildkröten, auch Wasserschlangen. Sehr ausgezeichnet durch Schönheit und Eigenthümlichkeit der Formen sind die Fische, die in den Lagunen ebenso häufig sind als im offenen Meere; manche Arten sind endemisch, allein andere auch mit indischen identisch, und sie schliessen sich überhaupt diesen eng an. Auch giftige Fische werden erwähnt[9]). Mollusken sind natürlich in grosser Menge, allein, wie es scheint, meist nicht in besonders ausgezeichneten Arten; viel mannigfaltiger und überaus häufig sind auf allen Inseln die Crustaceen, darunter auch viele die auf Bäumen leben[10]), und noch viel reicher und abwechselnder die Zoophyten, unter denen die Holothurien für die Einwohner eine hohe Bedeutung gewonnen haben.

Das Klima der Karolinen ist zwar ein tropisches, allein es besitzt nicht die Regelmässigkeit eines solchen. Es ist vorherrschend feucht; eine bestimmte Regenzeit fehlt im Ganzen, wenn auch wenigstens in den östlichen und centralen Inseln in der Winterhälfte des Jahres besonders heftige und anhaltende Regengüsse sich finden, aber in der Sommerhälfte sind sie auch, wenn auch nur kurz, doch nicht selten. In den flachen Inseln ist das Klima unzweifelhaft gesund, die Hitze durch die Winde gemässigt; über die hohen Inseln herrschen die Gesundheit betreffend unter den Beobachtern verschiedene Ansichten. Die Temperatur ist auffallend gleichmässig, in Kusaie fand sie Lütke im December 25 bis 30,

Duperrey im Juni 29 bis 31° C. Der gewöhnlichen Ansicht nach sind die Winde in diesem Archipel die Mussone des indischen Archipels; genau genommen kann das nur für den Westtheil gelten, und der Nordostwind, der in den östlichen und centralen Theilen in der Winterhälfte vom November bis März weht, ist der Passat des Oceans. Aber mit Anfang April zieht sich seine südliche Grenze nach N. zurück, und der Archipel fällt dann in den Strich mit veränderlichen, oft westlichen Winden, der den nördlichen und südlichen Passat trennt, während dagegen in dieser Zeit in den westlichen Inseln der wirkliche Südwestmusson mit seinen starken Niederschlägen wie in den südlichen Philippinen herrscht. Ohne Zweifel haben diese Wechsel der Windrichtungen einen entschiedenen Einfluss auf die Ausbildung der Karolinier zu Seeleuten gehabt, wie sie es zugleich erklären, weshalb ihre Boote so oft gegen O. wie gegen W. verschlagen werden. Heftige und verheerende Orkane treten um die Aequinoctien bei dem Mussonswechsel ein und bringen namentlich in den niedrigen Inseln grossen Nachtheil.

Zwei breitere Strassen, die eine in 155° Lge. zwischen Ngatik und Lukunor, die andere in 142° Lge. zwischen Ulie und Sorol, trennen den Archipel in drei Theile, den östlichen, den centralen und den westlichen Theil.

A. Die östlichen Karolinen. Sie bestehen aus den zwei hohen Inseln Kusaie und Ponape und fünf kleinen Laguneninseln.

1. Kusaie (oder Walan), 1804 von dem Amerikaner Crozer entdeckt und Strong, wie 1807 von dem Capitän des Schiffes Hope nach diesem benannt, (Experiment, Teyoa und Armstrong anderer Seefahrer, Arao der westlicheren Karolinier, 5° 19′ Br., 163° 6′ O. Lge.) die östlichste aller Karolinen, ist eine Insel von 2 M. Länge, fast gleicher Breite und 6 M. Umfang. Das Innere ist voll steiler, zackiger, oft thurm- und hornartiger Berge, die von vielen schluchtenartigen Thälern durchschnitten werden; das Gestein besteht fast allgemein aus einem an der Oberfläche in rothen Thon aufgelöseten Basalt, an den Küsten findet sich Korallenkalkstein. Die bei der grossen Feuchtigkeit des Klimas und der Fruchtbarkeit des Bodens so üppige Vegetation macht die Insel erstaunlich anmuthig; hinter dem breiten Mangrovegürtel des Strandes beginnt sogleich der Wald, der bis auf die höchsten Spitzen reicht und an den allein bewohnten Küsten nur hier und da von bebauten Stellen und Dörfern unterbrochen wird. Die Bewässerung ist reichlich, die Berg-

thäler haben viele kleine Bäche, die sich in den Ebenen verbinden und selbst kleine Flüsschen bilden. Die Berge zerfallen in zwei Abtheilungen, denn die Insel besteht eigentlich aus zwei Halbinseln, welche durch eine Art Isthmus von über $^1/_2$ M. Breite zwischen der Nord- und Südküste, dessen höchster Punkt nur 106 M. misst, mit einander verbunden werden. Die nördliche Halbinsel nimmt der zugerundete, nach allen Seiten sanft sich senkende Berg Buache (515 M.)[11]) ein, in der südlichen, viel grösseren, deren Gipfel besonders spitz und scharf sind, zieht eine steil gegen Norden sich senkende Kette gegen SO., in der sich der konische Berg Crozer (607 M.)[12]), nächstdem die, welche Lütke die Eselsohren (der nördliche Gipfel 447 M.) und Mertens Monument (450 M.) genannt hat, erheben. Ein Riff umgiebt die ganze Insel, das ein Barrierriff zu sein scheint, obschon es sich im Nordtheil dem Lande so nähert, dass die Fahrt hinter ihm am Strande unmöglich ist, während es am Südtheil der Insel sich weiter davon entfernt und hier auch eine Kette kleiner Riffinseln trägt. Wo es weiter vom Lande abliegt, bildet es Häfen, deren besonders zwei sehr brauchbar sind. Der beste an der Nordostseite ist der Hafen Nimolschon (oder Lela, Weatherharbour der Seeleute), der geräumigste, der nur den Nachtheil eines schmalen und den Ostwinden ganz offenen Einganges hat und für den Ueberrest eines alten, submarinen Kraters gehalten wird; in seiner Mitte liegt Lela, der Wohnsitz des Königs, eine schön bewaldete, einen kleinen Berg bildende Insel von $^1/_2$ M. Umfang. An der Südwestseite ist der zweite Hafen Coquille (Lee oder Westhafen der Seeleute), der ebenfalls einen engen Zugang und im Inneren viele Korallenbänke, doch auch schöne Ankerplätze besitzt, und in dessen Mitte die kleine, flache Insel Matanyal sich findet. An der Südküste der Insel ist noch der kleine Hafen Lottin, zu dem ein Kanal in dem Riffe führt.

2. Pingelap, 1793 von Cap. Musgrave entdeckt und von Krusenstern nach ihm benannt, (die Macaskillinseln des Capitän dieses Namens 1807, Worths Tucksreef and Sailrocks 1829, 6° 12' Br., 160° 47' Lge.) ist eine kleine Laguneninsel von wenig über $^1/_2$ M. Länge. Auf dem Riff liegen einige gut bewaldete Inselchen, deren bedeutendste Pingelap (Pelelap) im W. und Takai (Tungulu) im O. sind, und an der Westseite soll ein tiefer Kanal in die Lagune führen.

3. Mokil, 1824 von Duperrey entdeckt und nach ihm be-

nannt, (die Wellingtoninseln eines anderen Seefahrers, 6° 40' Br., 159° 48' Lge.) ist eine kleine Laguneninsel von kaum 1 M. Länge, 12 bis 15 M. O. von Ponape. Auf dem Riff liegen drei kleine, flache, mit schönen Palmen bedeckte Inseln, deren bedeutendste Mokil und Aura, die südlichste, sind an der Nordwestseite soll ein breiter Kanal in die Lagune gehen.

4. Ponape, (Banabe, Bonebe oder Ponope, bei Lütke Puinipet, bei Kittlitz Hunnepet, bei Cheyne Bornabi, das Faunupëi oder Falope der westlicheren Karolinier), die bedeutendste und wichtigste aller Karolinen, ist bereits 1595 von Quiros, als er nach Mendanas Tode dessen Flotte nach Neuspanien zurückführte[13]), entdeckt und daher lange Zeit mit dem Namen Quirosa oder Torres bezeichnet worden. In neuerer Zeit hat sie Lütke nachweislich zuerst wieder entdeckt und ihr mit den beiden Laguneninseln im W. den Namen der Senjäwingruppe gegeben; aber schon vor ihm haben Walfischfänger sie besucht und Ascension benannt[14]). Dann hat die Insel 1832 von Cap. Frazer den Namen William the fourth island, von seinem Begleiter Osborne den Namen Harper erhalten. Es ist eine viereckige Insel von 4 bis 5 M. Länge, 15 bis 20 M. Umfang und gegen 6 bis 7 QM. Inhalt. Das Innere ist mit Bergen bedeckt, deren höchster Gipfel 800 bis 900 M. messen und nicht so steil und zackig sind wie die von Kusaie, vielmehr gewöhnlich sich sanft herabsenken; ihr Gestein ist olivin- und augithaltiger Basalt, an den Küsten von einem breiten Gürtel Madreporenkalksteins umgeben. Alles ist mit dichtem Walde bedeckt, nur an der Westseite tragen einige Stellen kurzes, grobes Gras; die Vegetation ist im hohen Grade üppig und glänzend, der Anblick des Landes daher höchst anmuthig, wenn auch nicht so malerisch wie bei anderen Inseln des Oceans. Hinter den breiten, von Seearmen durchschnittenen Gürteln von Mangroven, welche die Küsten einfassen, beginnt sogleich der hochstämmige Wald, in dem die Pflanzungen und Häuser der Bewohner verborgen sind. Die Fauna und Flora der Insel sind wissenschaftlich noch nicht erforscht, werden aber, wie schon die ihr eigenthümlichen Thiere und Pflanzen andeuten, manches Interessante bieten. Die Fruchtbarkeit des aus dem aufgelöseten vulkanischen Gesteine gebildeten Bodens und die Ausdehnung der Küstenebenen, deren Bildung unter dem Schutz der Mangroven beständig zuzunehmen scheint, erklärt die Fülle der Lebensmittel, welche die Insel den Schiffen bietet, die Wichtigkeit, welche sie

dadurch für den Verkehr gewonnen hat, die Niederlassung zahlreicher Seeleute; alles das hat Ponape eine Bedeutung gegeben, wie sie keine andere Insel des Archipels besitzt. Eine Menge Bäche kommen aus den Bergen und bilden in den Ebenen selbst kleine Flüsse. Das Bergsystem der Insel ist eine von NW. nach SO. sie durchschneidende Kette, deren höchster Berg im Nordwesttheil der domartige Gipfel des Montesanto (von Lütke 893 M.) ist; zwei andere kenntliche Spitzen an der Südküste haben von Lütke die Namen la Guerite und Tenedos erhalten. Diese Berge senken sich gewöhnlich allmählich und regelmässig herab, nur an der Nordküste ist die Senkung steiler und schroffer, im Nordosttheil zu einer mit unregelmässigen Hügeln bedeckten und von gewundenen Schluchten durchschnittenen Landschaft, in NW. zu einer Art Hochland, das erst nahe am Meere mit 300 M. hohen, steilen Wänden herabstürzt.

Die Bedeutung der Insel wird noch durch ihre Häfen erhöht. Sie ist ringsum von einem Barrierriff umschlossen, das sich im Durchschnitt bis $^1/_2$ M., an der Nordküste bis selbst über 1 M. vom Lande entfernt und mit diesem eine Lagune bildet, die neben vielen Korallenbänken auch grosse Strecken mit sehr tiefem Wasser enthält. Auf dem Riff liegen hier und da kleine, flache Riffinseln zerstreut; ausserdem aber schliesst das Riff, besonders an der Nordseite, noch über 12 kleine, hohe, basaltische Inseln ein, von denen die bedeutendsten Jokoits und Tarbak an der nördlichen, Na (Naha) und Tauach an der östlichen und Mudok an der südlichen Küste sind. Das Riff hat mehrere Kanäle, die zu Häfen und Ankerplätzen führen, von denen sich hauptsächlich 4 durch Schönheit und Brauchbarkeit auszeichnen. An der Südwestseite ist der Hafen Ronkiti (Roankiti, Leeharbour der Seeleute, 6° 45′ Br., 158° 13′ Lge.), in den der Fluss gleichen Namens fällt, und der guten Schutz gewährt, allein einen gewundenen und beschwerlichen Zugang bei der Nahlapinsel hat. An der Südspitze ist der Hafen Ponatik (Lod), nördlicher an der Nordostseite der Hafen Metalanim (Matalanim, Weatherharbour der Seeleute), der guten Schutz, allein einen schmalen Zugang bei der Insel Na hat, und dessen von Riffen eingefasstes Uferland von schön bewaldeten Hügeln umgeben ist, gegen welche eine hohe, säulenartig nahe am Strande aufsteigende Klippe auffallend absticht. An der Nordwestküste ist endlich der Hafen Jokoits nahe bei der gleichnamigen Insel (Lütkes Port du mauvais accueil), der aber nur bei Ostwinden zu brauchen ist.

5. Ant, (Audema bei Lütke, Frazer I. der Karten, 6° 46′ Br., 158° 3′ Lge.) ist eine kranzförmige Laguneninsel von 2 M. gegen SW. Länge, 3 M. von Ronkiti und durch einen sicheren, 1 M. breiten Pass von den Riffen des Südwesttheils von Ponape getrennt. Auf dem Riffe liegen an der Südseite zwei grössere Inseln (Kahalap im O. und Panemur im W.) und 12 kleinere, die alle flach, dicht bewaldet, doch nicht bewohnt sind; die Nordwestseite des Riffes ist bloss, die Lagune durch einen Kanal an der Südseite zugänglich.

6. Pakin, (bei Lütke Pagenema, 7° 4′ Br., 159° 57′ Lge.) ist eine ganz ähnliche Insel 3 M. N. von Ant und 5 M. NW. von Ponape, die sich über 1 M. nach NW. ausdehnt, und auf deren Riff an der Nordostseite 5 kleine, gut bewaldete Inseln liegen, von denen Kapenuar, die einzige bewohnte, die westlichste, Katelma, die östlichste ist; die Südwestseite des Riffes ist bloss, die Lagune unzugänglich.

7. Ngatik (oder Ngarik), 1773 von Cap. Thompson entdeckt, der sie Islas de la passion nannte, (Musgraves Seven islands 1773, Dennets Raven 1794, 5° 47′ Br., 157° 27′ Lge.) ist eine Laguneninsel von 3 M. Länge gegen W. und über 1 M. Breite. Auf dem dreieckigen Riff liegen 7 bis 8 kleine, flache, gut bewaldete Inseln, von denen die grösste und einzig bewohnte die an der Südwestspitze Thompsons Isla de los Valientes) ist. In die Lagune führt ein Bootskanal am Südostende.

ZWEITES KAPITEL.

Die centralen und westlichen Karolinen.

B. Die centralen Karolinen. Sie liegen zwischen 155 und 142° Lge. und bestehen aus 30 Inseln, von denen nur eine, die Gruppe Ruk, hoch ist.

1. Oraluk, 1773 von Cap. Thompson entdeckt, ist ein grosses, dreieckiges Lagunenriff, (Thompsons Baxotristo, Campbells Larkins oder Campbellriff 1830, Meaburnriff) von 4 M. Länge gegen NW., das um so gefährlicher ist, da über ihm nur einige Klippen, Bänke und eine kleine Sandinsel hervorragen; mehrere Kanäle führen in die Lagune. Am Nordwestende dieses Riffs liegt, von ihm getrennt,

noch eine kleine, von einem Küstenriff umschlossene, flache, dicht bewaldete, doch unbewohnte Insel (Thompsons S. Agostino, Bordelaise von Saliz 1826, Johnsons Jane 1827, 7° 40′ Br., 155° 5′ Lge.)[1]).

2. Nama, von dem Spanier Monteverde 1806 entdeckt und später von Duperrey nach dem Schiffe desselben S. Rafael genannt, (auch d'Urvilleinsel bei Duperrey, 6° 50′ Br., 152° 39′ Lge.) ist eine kleine, runde, schön bewaldete und bewohnte Koralleninsel von $^1/_4$ M. Länge, die keine Lagune besitzt und von einem Küstenriff umgeben ist.

3. Losap (Luosap), von Frazer 1832 entdeckt, der sie Royalist nannte, (Morells Westerfield 1830, 6° 53′ Br„ 152° 45′ Lge.) ist eine kleine Laguneninsel von etwa 2 M. Länge nach S., auf deren Riff 7 bis 8 kleine, flache, bewaldete und bewohnte Inseln liegen, die grösste an der östlichen, die anderen an der südlichen und westlichen Seite. In die Lagune führt ein Pass für Schiffe.

4. Namaluk (Namoluk), 1827 von Cap. Macy entdeckt, der ihr den Namen Harvest gab, (Morells Skiddy 1830, Harwoods Hashmy 1832[2]), 5° 54′ Br., 153° 16′ Lge.) ist eine kleine Laguneninsel von etwa 2 M. Umfang, auf deren Riff 3 bis 4 kleine, gut bewaldete Inseln liegen, deren grösste an dem Nordwestende des Riffs Ames heisst. In die Lagune führt ein nur für Boote fahrbarer Kanal.

5 bis 7. Die Lukunorgruppe, (Lugulus der westlicheren Karolinier). von Mortlock 1795 entdeckt und später nach ihm und seinem Schiffe Mortlock und Youngwilliam benannt, ist eine Gruppe von 3 nahe bei einander liegenden, durch sichere Kanäle von gegen 1 M. Breite von einander getrennten Laguneninseln, auf deren Riffen zusammen über 90 Inseln liegen. Die nördliche und kleinste, Etal, (Cheynes Naiad, 5° 38′ Br., 153° 43′ Lge.) hat auf dem Riffe mehrere kleine, schön bewaldete Inseln, von denen die bedeutendste Etal an der Südseite dss Riffes ist; die Lagune ist für Schiffe nicht zugänglich. 1 M. SO. von Etal liegt die zweite Laguneninsel Lukunor, die von O. nach W. 2 M. Länge und $4^1/_2$ M. Umfang hat und für eine der schönsten und lieblichsten aller Karolinen gilt. Von den Inseln auf dem Riffe sind besonders zwei bedeutend. Die erste, Lukunor, an der Ost- und Nordostseite ist 2 M. lang, aber schmal, mit schönen Bäumen, besonders mit Brodfrucht- und Kokoshainen bedeckt, höchst anmuthig, aber ohne frisches Wasser, das durch Regenwasser ersetzt wird; die zweite, Funoar, an der Nordseite des Riffes ist breiter als Lukunor, doch ihm an Grösse gleich, mit eben so schönen Fruchtbäumen bedeckt, aber nicht bewohnt. In

das Innere der von Korallenbänken ziemlich freien Lagune führt ein brauchbarer Kanal an der Südseite in den schönen und sicheren Hafen Chamisso (5° 29′ Br., 153° 58′ Lge.) im Südtheil der Lagune bei der Insel Lukunor; ein anderer Eingang an der Ostseite von Funoar ist für Schiffe zu schmal. Die dritte Insel, Sotoan, etwas über 1 M. SW. von Lukunor ist die grösste von allen, nach NW. 4 M. lang und 3 M. breit. Das Riff derselben hat an 60 schmale, flache Inseln, von denen einige bedeutender sind, wie Ta (5° 17′ Br., 153° 48′ Lge.) an der Südseite von 1 ½ M. Länge und Sotoan; alle sind sehr gut bewaldet, fruchtbar und besser bewohnt, als die beiden anderen Inseln. In die Lagune führen zwei Pässe an der Nord- und Südseite zu einem durch Korallenbänke gefährdeten Ankerplatz.

8. Nukuwor (Nukuor), von Monteverde 1806 entdeckt und von Krusenstern nach ihm benannt, (das Dunkin des Schiffes Pala 1806, 3° 51′ Br., 155° 2′ Lge.) ist eine kleine Laguneninsel von über 1 M. Durchmesser und 3 bis 4 M. Umfang, auf deren Riff über 30 kleine, bewaldete Inseln, die meisten auf der Ostseite, liegen. An der Westseite ist das Riff bloss, hier führt ein Kanal für kleine Schiffe in die Lagune.

9. Pikiram (Pikirap) ist wahrscheinlich der karolinische Name für die Laguneninsel, welcher ein europäischer Seemann den Namen Greenwich gegeben hat (1° 4′ N. Br., 154° 45′ Lge.), und auf deren Riff 26 kleine Inseln voll Kokos liegen, namentlich auf der Ostseite. Das Riff ist auf weite Strecken ganz inselfrei.

10. Ruk (Ruku oder Rug, das Hogoleu der alten Karten, in Morileu Olla), wahrscheinlich zuerst von dem spanischen Capitain Dublon 1814 entdeckt, ist eine der bedeutendsten und interessantesten Gruppen des Archipels. Sie hat die Form eines Vierecks, 8 M. Länge und gleiche Breite, einen Umfang von 25 bis 30 M. und gleicht in ihrer Bildung am meisten Mangarewa. Die äussere Begrenzung bildet ein grosses Barrierriff, auf dem viele kleine, flache Riffinseln (zusammen wohl über 50) von der gewöhnlichen Art zerstreut sind, und durch welches zahlreiche Kanäle in das Innere der Lagune führen. Am Südostende liegt eine von dem grossen durch einen Kanal bei der Insel Givry getrennte Lagune, die 2 M. nach NW. geht und auf ihrem Riff die Ile du Sud am Südostende, Hacq und Lauvergue an der Ostseite und Givry, die grösste dieser Inseln, an der Nordwestspitze trägt. An der Südseite der grossen Lagune führt

W. von Givry ein breiter Kanal nach N. in das Innere, westlicher noch mehrere kleinere und am Südwestende N. von Torres ein breiterer; die übrigen Theile des Riffs sind nicht genau erforscht. Unter den Inseln, die auf dem grossen Riff liegen, sind die bedeutendsten die Gruppe Cuop am Südostende, Onan (Duperreys Bory), Bernard und Torres an der südlichen, Deblois, Brongniart, Falalu an der westlichen, Lamoil und Pis an der nördlichen, Gaymard, Quoy und Gaudichaud an der östlichen Seite.

In dem Inneren der grossen, mit Korallenbänken reichlich gefüllten Lagune erheben sich noch ausser einigen flachen Koralleninseln 10 bis 12 hohe, bergige Inseln. Die Berge sind von mässiger Höhe und den von Ponape und Kusaie ganz ähnlich, das Gestein ebenfalls, wie es scheint, überwiegend Basalt; wie in jenen Inseln sind sie mit dichten Wäldern bedeckt und sehr anmuthig, die Küsten mit breiten Mangrovegürteln eingefasst, hinter denen sogleich der von Lianen verschlungene Wald beginnt, die Thäler von zahlreichen, kleinen Bächen durchschnitten. Die grösste und höchste aller Inseln ist die westlichste, Tol (7° 21′ Br., 151° 36′ Lge.) von 2½ M. Umfang, auf der sich 5 Zuckerhüten ähnliche Gipfel über einander erheben, von denen der südlichste der höchste ist; die folgenden Inseln, Falabegeθ, Ulalu, Periadik (Duperreys Tardieu) und Tarik (Artus bei Duperrey) haben nur niedrige Hügel, zwischen ihnen aber liegt die durch einen regelmässigen Kegelberg auf der Nordostspitze kenntliche Insel Udot. Dann folgt im O. Ruk (Falang) mit einer Bergkette, die 2 bis 3 Gipfel hat; im SW. von ihr liegt die kleine, hüglige, mit Kokos bedeckte Insel Θis von ½ M. Umfang, im SO. von Ruk Umol (Duperreys Chamisso) dessen oben abgeplatteter Berg weit sichtbar ist, NO. von Ruk Dublon (von Duperrey) und N. von dieser Moën (Duperreys Quiros), beide mit kenntlichen Gipfeln. Zwischen diesen Inseln giebt es mehrere Ankerplätze, die jedoch alle durch Korallenbänke und die grosse Wassertiefe beschwerlich sind; der bekannteste ist der im NW. von Θis, besser scheint der zwischen Ruk und Umol zu sein, und vielleicht enthält eine tiefe Bai an der Südküste von Tol einen Hafen.

11. Mintobreakers hat Cap Wishart 1842 ein grosses Riff (in 8° 10′ Br., 154° 18′ Lge.) benannt, das schon früher den Namen Dunkin erhalten hatte. Es ist ein Lagunenriff von gegen 2 M. Durchmesser, das fast ganz mit Wasser bedeckt und nur durch die Brandung kenntlich ist; einzig an der Nordostseite ist ein kleiner

Theil des Riffes trocken, und an der Südwestseite führt ein breiter Kanal in die Lagune. Ein anderes Riff Dunkin, das die Karten einen Grad nördlicher ansetzen, existirt wahrscheinlich nicht.

12 und 13. Die Hallinseln. Wahrscheinlich sind diese Inseln bereits von den Spaniern Villalabos 1552 und Legaspi 1565 gesehen; jenen Namen haben sie nach dem Cap. Hall erhalten, der sie 1824 wieder auffand, (Cookinseln 1825 und Worthinseln nach anderen Seefahrern). Es sind 2 Laguneninseln, von denen die nordöstliche Morileu (Los Reyes bei Villalobos, Legaspis Barbudos) 5 M. lang, aber schmal ist, und auf dem Riff 9 kleine Inseln hat, die auf der Südostseite liegen, während an der Nordwestseite das Riff ganz bloss ist, und von denen Rua im NO., Morileu im SO. (8° 42′ Br., 152° 26′ Lge.) und Namorus im W. die bedeutendsten sind; an der Südseite von Rua führt ein selbst für grosse Schiffe brauchbarer Kanal in die Lagune. Ein 1½ M. breiter, nach Halls Schiff Lady Blackwood benannter Pass trennt diese Insel von der zweiten, Namolipiafan (oder Fananu, el Coral und S. Estevan von Villalobos, Legaspis Plazeres), die 4 M. Länge nach SW. und 10 M. Umfang hat, und auf deren Riff 13 kleine Inseln liegen, von denen Namuin, die südwestlichste (8° 25′ Br., 151° 50′ Lge.), Fananu (Falalu) und Uaiman im Südosttheil, die wichtigsten sind; an der Südseite hat das Riff einen in die Lagune führenden Kanal.

14. Ostfayeu (Ostfaiu, Krusensterns Lütke, 8° 33′ Br., 151° 26′ Lge.), wahrscheinlich die Insel, welche Legaspi 1565 Pajaros Vogelinsel) nannte, ist eine kleine flache Insel zwischen Namolipiafan und Namonuito von kaum ¼ M. im Durchmesser voller Bäume, (auch Kokospalmen), von einem Küstenriff umgeben und unbewohnt.

15. Namonuito[3]), wahrscheinlich schon 1542 von Villalobos entdeckt und Jardines benannt, (Legaspis Las Hermanas, Ibargoitias Anonyma 1801, Bunkey nach dem Capitän dieses Namens 1824, Morells Livingstone 1832, Cheynes Lütke, auch Remp eines anderen Seefahrers), ist eine grosse Laguneninsel, deren Bildung manches Auffallende hat. Das Riff ist dreieckig; seine östliche Seite geht von der Südspitze bis zu der nördlichen Insel 6 M. nach NW. ohne eine Unterbrechung, an der westlichen und südlichen Seite ist es nur auf kurze Strecken noch durch die veränderte Wasserfarbe kenntlich, in der Mitte beider Seiten aber weithin so tief, dass alle Schiffe ohne Hinderniss in die Lagune fahren können, die ein Becken von 11 M. Länge gegen W. und 6 M. Breite bildet und eine Durch-

schnittstiefe von 23 Faden, aber auch eine Menge seichter Korallenbänke hat. Auffallend wenige Inseln liegen auf dem Riffe, an der Südostspitze 5 bis 6, von denen die grösste Piserar (8° 34′ Br., 150° 32′ Lge.) ist, an der Nordspitze Magir und noch eine kleinere Insel und an der Westspitze Onöun. Von dieser letzten im S. liegt eine tiefe Korallenbank wie eine andere im NW., die aber beide der Schifffahrt keine Gefahr bringen.

16. Die Martyres, von Ibargoitia 1799 entdeckt und benannt, sind eine kleine Gruppe S. von Namonuito und 30 M. W. von Ruk. Sie besteht aus 3 kleinen, flachen, bewaldeten und bewohnten Inseln von zusammen kaum 2 M. Länge, die von Riffen umgeben sind, zwischen denen enge Pässe hindurchführen. Die nördlichste ist Fanadik; 3/4 M. SW. von ihr liegt Olap (Ake) und 1/2 M. SSO. von dieser die dritte Tamatam (7° 32′ Br., 149° 30′ Lge.), die grösste von allen von 1/4 M. Durchmesser, und an ihrer Ostseite noch ein von dem Riff umschlossenes Inselchen. 5 M. im O. von diesen Inseln findet sich eine Bank, die Schiffen keine Gefahr bietet.

17. Poloat (oder Puluhot, auch Mama oder Uauak), von Mortlock 1795 entdeckt, (Ibargoitias Cata 1799, Rennecks Enderby 1826, 7° 19′ Br., 149° 17′ Lge.) 4 1/2 M. SW. von Tamatam besteht aus zwei kleinen, flachen, bewohnten Inseln von wenig über 1/2 M. Länge, von denen die grössere Poloat, die kleinere im W. davon Alet heisst; beide sind durch Riffe verbunden, die vielleicht das einer Laguneninsel bilden. 1 1/2 M. NW. davon liegt noch eine gefahrlose Bank.

18. Suk (Pulusuk), 1795 von Mortlock gefunden, (Ibargoitias S. Bartolomeo 1799, bei Krusenstern Ibargoitia, 6° 40′ Br., 149° 18′ Lge.) ist eine einzelne flache, bewohnte Insel von 1/2 M. Länge, von Riffen umgeben, die an den beiden Spitzen weit in das Meer reichen. O. und W. von ihr liegen mit tiefem Wasser bedeckte Bänke.

19. Pikelot (Pigela, Pigali), von Duperrey 1824 entdeckt, (bei Krusenstern Coquille, 8° 7′ Br., 147° 44′ Lge.) ist eine kleine, unbewohnte Insel voll Gesträuch und mit wenigen Palmen, die mit dem sie umgebenden Riff kaum 1/4 M. Durchmesser hat.

20. Pik (Pikela), nach dem Schiff, das sie 1801 auffand, Lydia benannt, (8° 38′ Br., 147° 13′ Lge.), eine kleine, unbewohnte Insel.

21. Westfayeu (Westfaiu), 1804 von Boll entdeckt (8° 3′ Br., 146° 50′ Lge.) ist eine kleine, flache, unbewohnte, mit Gebüschen bedeckte Insel, die mit dem grossen Riff umher über 1 M. lang ist. 5 M. O. von ihr liegt die gefahrlose Bank Oraitilipu.

22. Satawal, 1797 von Wilson entdeckt und Tucker benannt, 7° 22' Br., 147° 7' Lge.) ist eine kleine, flache, gut bewaldete und bewohnte Insel ohne eine Lagune und von einem Küstenriff umgeben.

23 bis 25. Lamotrek (Lamurek, Namurek), 1797 von Wilson entdeckt und Swede, Haweis und Low benannt, ist der Gesammtname einer Gruppe von 3 kleinen Laguneninseln W. von Satawal. Die östliche, Lamotrek, hat 1½ M. Länge gegen NW.; auf dem Riffe, das die zugängliche Lagune umgiebt, liegen drei grössere und 7 kleine Inseln. Die südliche, Lamoliork (Lamoliaur), ist die kleinste; die westliche, Elato (7° 30' Br., 146° 19 Lge.) ist an Grösse Lamotrek gleich und hat auf dem Riff mehrere kleine Inseln an der Ostseite, während die westliche fast ganz bloss ist, und an jener Seite einen Kanal, der in einen guten Hafen in der Lagune führt. Im SW. von dieser Insel liegt die gefährliche Bank Janthe (5° 32' Br., 145° 40' Lge.), nach dem Schiff, das sie 1845 entdeckte, benannt, die vielleicht die Falipibank der Karolinier ist.

26. Olimarao, (Cheynes Five islands, 7° 45' Br., 145° 47' Lge.) 2½ M. WNW. von Elato ist eine kleine Laguneninsel von ½ M. Länge mit zwei kleinen, bewohnten Inseln auf dem Riff.

27. Faraulep (Faroilap), 1696 von dem Spanier Rodriguez entdeckt, (Gardner eines neueren Seefahrers, 8° 35' Br., 144° 36' Lge.) NW. von Olimarao ist eine kleine, unbewohnte Laguneninsel von 1 M. Umfang, auf deren Riff 3 kleine Inseln liegen, von denen die südlichste Eate heisst.

28. Ifalik (Ifaluk), von Wilson 1797 entdeckt und nach ihm Wilson benannt, (bei anderen Two sisters, 7° 15' Br., 144° 31' Lge.) 5 M. O. von Ulie ist eine kleine, flache, bewaldete Laguneninsel von über 1 M. Umfang. Auf dem Riff liegen 4 kleine Inseln, die beiden grösseren und allein bewohnten an der Ost-, die kleineren, zwischen denen ein schmaler Bootkanal in die Lagune führt, an der Südseite.

29. Ulie (Ulea, Uleai, nach Gulick eigentlich Wolea)[4]), 1797 von Wilson entdeckt, der sie Thirteen islands nannte, ist eine der wichtigsten und bekanntesten aller Karolinen, obwohl sie von O. nach W. nur 1½ M. lang ist. Die Lagune ist ein längliches Oval; aber sie wird durch ein von der Insel Tagoilap nach S. ausgehendes Riff, auf dessen südlichem Ende die kleine Insel Motogozeu liegt, in zwei Theile getheilt, von denen der östliche einen schönen,

geschützten Hafen bildet, in welchen ein breiter, sicherer Kanal O. von Motogozeu und ein anderer schmalerer, N. von dieser Insel führen; der Westtheil der Lagune ist zwar viel grösser, allein der häufigen Korallenbänke halber als Hafen weniger brauchbar und durch 3 Pässe vom Meere aus zugänglich, die alle Schiffe zulassen, der breiteste an der Südseite W. von Motogozeu, der zweite an der Westseite N. von Felalis, der dritte an der Nordseite bei der kleinen Insel Angaligarail. Auf dem Riff liegen 22 kleine, gut bewaldete Inseln, von denen die bedeutendsten Raur (7° 21' Br., 143° 57' Lge.), Paliau und Ulie, die grösste von allen, an der Ostseite der kleinen Lagune, Tagoilap (Θagoilip), Seliap, Ulimirai an der nördlichen und Felalis an der südlichen Seite der grösseren Lagune sind.

30. Eauripik, schon früh entdeckt und mit dem Namen der Low islands bezeichnet[5]), (Horsburghs Kama, 6° 40' Br., 143° 11' Lge.) NW. von Ulie ist eine kleine Laguneninsel von $^1/_2$ M. Länge, auf deren Riff an der Nordseite zwei kleine Inseln liegen, von denen die östliche allein bewohnt ist.

C. Die westlichen Karolinen. Sie liegen zwischen 131° und 142° O. Lge. und bestehen ausser den beiden hohen Inselgruppen Yap und Palau noch aus 11 niedrigen Inseln.

1. Sorol, 1791 von Cap. Hunter entdeckt und Phillip benannt, (8° 6' Br., 140° 52' Lge.) 50 M. NW. von Eauripik ist eine kleine Laguneninsel, deren Riff nur 2 kleine Inseln trägt, die grösste an der Ostseite, die andere an der Südseite 1 M. davon, beide mit Gesträuchen und einigen Palmen bedeckt und jetzt unbewohnt.

2. Fais (Feis), wahrscheinlich bereits 1527 von Saavedra entdeckt, (bei Berghaus Tromelin, d'Urvilles Astrolabe, 9° 46' Br., 140° 36' Lge.) ist eine kleine Insel von etwas über $^1/_2$ M. im Umfang, die in ihrer Bildung von den übrigen Karolinen ganz abweicht. Sie erhebt sich in steilen, oft fast senkrechten Kalkwänden von Madreporenkalkstein bis gegen 30 M. hoch[6]) zu einer ebenen Fläche, die an den Rändern etwas erhöht, in der Mitte dagegen eine fruchtbare und angebaute Einsenkung enthält, welche die Stelle der alten Lagune anzeigt; der Strand um den Steilabfall ist wie die obere Fläche mit Kokospalmen bedeckt und von einem Küstenriff eingefasst, ein Anker- und Landungsplatz fehlen.

3 und 4. Uliϑi (Uluthy) ist der Gesammtname für zwei nahe bei einander liegende Laguneninseln, die schon 1528 von Saavedra

entdeckt und los Reyes benannt worden sind, (Egoy und Garbanzos früherer spanischer Seefahrer, Cheynes Mackenzieinseln). Die östliche Insel ist die kleinere und hat auf dem Riffe nur 5 bewohnte Inseln, von denen Kielap und Ear die bedeutendsten sind; sie liegen auf der Ost- und Nordostseite des Riffs, dessen übrige Seiten ganz bloss sind, und von dessen Südende eine Korallenbank noch weit nach S. geht, ohne für Schiffe gefährliche Stellen zu haben. Ein sicherer, 2 M. breiter Kanal trennt sie von der westlichen Insel (Falalep oder Mogmog), die viel grösser und von N. gegen S. 6 M. lang ist; auf ihrem Riff liegen 25 kleine, gut bewaldete Inseln, von denen die bedeutendsten Falalep (10° 2′ Br., 139° 50′ Lge.) und Mogmog an der Nordspitze sind, jede gegen $^1/_2$ M. lang, in die Lagune führen mehrere Kanäle.

5. Yap (Eap)[7a]), wahrscheinlich von dem niederländischen Admiral Schapenham 1625 entdeckt und später 1686 von Lazeano Carolina benannt[7b]), aber erst in der neuesten Zeit durch die Berichte von Tetens und Kubary bekannter geworden[7c]), (9° 35′ Br., 138° 8′ Lge.) ist eine Insel von $2^1/_2$ M. Länge von N. gegen S., 2 M. Breite und gegen 4 QM. Inhalt, welche durch die Fruchtbarkeit des Bodens und die Schönheit der Vegetation, der die ursprünglichen Urwälder fehlen, (sie werden vielmehr durch Haine von Fruchtbäumen und Palmen ersetzt), einen überaus anmuthigen Anblick gewährt und zugleich Berge von mässiger Höhe enthält. Sie besteht aus zwei durch einen sehr schmalen Isthmus verbundenen Halbinseln, von denen die westliche (Rul) sich nach SSW. erstreckt und in ihrem nördlichsten Theile von einem kleinen Gebirgslande eingenommen wird, dessen Berge sich bis 419 M. Höhe erheben und aus einem vulkanischen, tuffartigen Gestein bestehen, dessen Boden nur Gesträuch, Farren und Gras trägt, während der südliche Theil, eine sehr fruchtbare und bebaute Ebene, sich ganz sanft zur Südspitze herabsenkt. Die östliche Halbinsel (Tomil) hat in ihrem Innern ein ebenfalls bloss mit Gebüschen bedecktes Hochland von gegen 200 M. Höhe, das von einer sehr reichen und allein bewohnten und angebauten Küstenebene von im Durchschnitt $^1/_2$ M. Breite umgeben wird. Nördlich von diesen Halbinseln liegen noch die zwei kleinen, ebenfalls hohen Inseln Torei und Ronno. An allen Seiten wird Yap von einem bis $^1/_2$ M. breiten Küstenriff umschlossen, das nur an einigen Stellen durch zum Lande führende Kanäle unterbrochen wird. Der wichtigste derselben ist der Ein-

gang zu dem Hafen Tomil (oder Rul), an der Südostküste, den die lange, schmale, beide Halbinseln trennende Bai bildet, und der grossentheils mit Korallenriffen angefüllt ist, zwischen denen 6 kleine Inseln liegen. 5 M. N. von Yap ist noch das kleine, ganz gefahrlose Hunterriff.

6. Lamoliork (Lamuliur, Lamoliao-uru, Ngoli oder Angelul) ist wahrscheinlich die zuerst entdeckte Insel des Archipels, der D. de Rocha den Namen Sequeira gab, obgleich diese auf den Karten gewöhnlich an eine ganz andere Stelle gesetzt wird[8]); später ist sie von Villalobos 1543 gesehen und Matelotas benannt worden, (Drakes Thieve islands[9]) 1579, Rayners Spencerkeys 1796, 8° 40′ Br., 137° 36′ Lge.) Es ist eine Laguneninsel von fast dreieckiger Form 43 M. O. von Palau, auf deren grossem, sehr gefährlichem Riff 6 kleine, flache, bewaldete Inseln, 2 am nördlichen, die übrigen, unter denen Ngoli (Angelul) die bedeutendste ist, am südlichen Ende liegen; 1 M. im NW. ist noch ein anderes, isolirtes Riff. In die Lagune, die 3 M. im Durchmesser hat, führen nahe am südlichen Ende zwei tiefe Kanäle, von denen der südliche auch einen guten Ankerplatz bietet.

7. Palau (Pelew der Engländer[10]), die grösste Inselgruppe des Archipels, ist zuerst von Villalobos 1543 entdeckt, der sie bezeichnend Arrecifes (Riffinsel) benannte; der Wiederentdecker war Cap. Wilson, der 1783 an ihren Riffen Schiffbruch litt, ein Ereigniss, das diesen Inseln in Europa kaum geringere Bedeutung verschaffte, als Cooks Besuche Tahiti. Die daraus hervorgegangene Aufnahme des Cap. Maccluer[11]) 1790 hat unsere Kenntnisse von Palau gar nicht gefördert, erst in neuester Zeit ist es durch Semper und Kubary besser erforscht worden[12]). Die Gruppe hat 16 bis 18 Q.-M. Inhalt, gegen 25 M. Länge und 4 bis 8 M. Breite.

Die Inseln sind von grossen, gefährlichen Riffen umgeben. Zunächst werden sie von einem Barrierriff umschlossen, das bis zu seinem Nordende an dem breiten, die ganze Gruppe durchschneidenden Kanale von Kossol mindestens 15 M. lang ist; N. von diesem Kanale folgen jedoch noch andere Riffe, die, weil sie von den Schiffen sorgfältig vermieden werden, wenig bekannt sind, fast noch einen Grad weiter bis 8° 40′ N. Br. reichen, wahrscheinlich aber kein Ganzes bilden, sondern aus verschiedenen, durch Kanäle von einander getrennten Riffen bestehen. An ihrer Ostseite liegt die kleine Laguneninsel Ngaruangel (Aruangel, bei Douglas 1788 Goodlookout), deren Riff 2 kleine Inseln trägt, 2 M. SO. davon die ähn-

liche Insel Kaiangel (Kreiangel, bei Douglas Moore, 8° 8′ Br., 134° 48′ Lge.) von 1 M. Umfang mit 4 kleinen, flachen, bewohnten Inseln auf dem Riff, 1 M. S. von dieser die grosse Bank Kossol an der Nordseite des Einganges in den gleichnamigen Kanal, ein eine Lagune umgebendes, nur bei der Ebbe trocknes Riff mit einem Zugange an der Südwestseite. S. von ihr beginnt das eigentliche Barrierriff von Palau, das eine dreieckige Form hat, indem die Nordseite sich nach W., die Westseite von N. nach S. bis zur Südspitze von Pililiu, die Ostseite meist gegen NO. ausdehnt; es wird von mehreren Kanälen durchschnitten, wie der Woodinkanal an der nördlichen, der Aremolunguikanal an der westlichen Seite, aber nur an der Westseite der Gruppe hat dies auffallend breite Riff den Charakter eines Barrierriffs und bildet mit den Inseln eine Lagune, die an der Westküste von Baobelϑaob am breitesten und tiefsten, südlicher aber viel mehr mit Korallenbänken angefüllt und durch solche in einzelne kleine Lagunen getheilt ist. An der Ostseite dagegen ist das Riff den hier sich hinziehenden Inseln so nah, dass es für diese das Küstenriff bildet, dabei von vielen Kanälen durchschnitten, die zum Lande und den hier sich findenden Ankerplätzen führen. An der Südspitze von Baobelϑaob liegt noch ein besonderes, längliches Riff ihm vor, das mit dem Hauptriff den nach Korror führenden Altngotkanal (Maccluers Newharbour) bildet, in welchem ein guter und geschützter Ankerplatz sich findet.

Die Inseln von Palau, die sich an der Ostseite dieses grossen Riffes nach SW. hinziehen und bis auf eine grosse und 6 bis 7 kleinere alle unbedeutend sind, zeichnen sich vor denen anderer Karolinen durch ihre Berge aus, deren Gestein im südlichen Theil allein aus Korallenkalkstein besteht, der bis zu beträchtlichen Höhen erhoben erscheint, während er im mittleren und nördlichen Theil auf weite Strecken hin von vulkanischem Gestein, (nach Semper Trachyt und basaltischer Lava), durchbrochen und verdrängt ist, das die höchsten Gipfel bildet. Der Boden ist namentlich auf den vulkanischen Inseln ein aus der Auflösung des Gesteins entstandener fruchtbarer Thon, die Vegetation auf ihm glänzend und üppig, die Strande sind mit breiten Gürteln von Mangroven besetzt, die Bergabhänge bewaldet, die Gipfel tragen nur Gras, Farren und Gesträuch. Auch die Kalkinseln haben schöne Wälder, die den Schiffbau begünstigen, aber von Lianen dicht verschlungen sind. Die Bewässerung ist in den vulkanischen Inseln reichlich, das Klima für

ein Tropenklima gesund. Die Eingeborenen theilen die Inseln nach der Lage zu dem Nordostpassat in zwei Abtheilungen, Baobelϑaob (Babelϑaob oder die oberen Inseln) und Aolϑaob (die unteren Inseln)[13]; den ersten Namen führt auch die grösste und nördlichste Insel, die 6 bis 7 M. Länge und 13 Q.-M. Inhalt hat und nur im südlichen Theil von Kalksteinbergen, sonst von vulkanischen Hügeln durchschnitten wird, zwischen denen sich isolirt einzelne Piks zu bedeutenderen Höhen erheben, wie der Aremolungui (650 M.) an der westlichen und der an Höhe ihm folgende Ulitel an der Nordostküste; der grösste Fluss der ganzen Gruppe ist der zur Ostküste fliessende Fluss von Enkassar, der aus dem Ngardoksee abfliesst. An der Nordspitze von Baobelϑaob liegen noch 3 kleine Inseln innerhalb des Riffs und an der Südspitze eine längere, doch schmale; auf diese folgt die 2 M. lange Insel Korror, politisch die bedeutendste der Gruppe, welche der schmale, aber tiefe Armytkanal von Baobelϑaob trennt, und die mit Hügeln von überwiegend vulkanischem Gestein bedeckt ist; südlich von Korror ist die schmale Insel Bitanglokeang (Olupsakel) und ihre westliche Fortsetzung Ngargaol, die voller vulkanischer Berge (in Ngargaol von 325 M. Höhe) sind, und S. von diesen Inseln der durch das Riff geschützte, von O. her leicht zugängliche Hafen Korror, einer der besten der Gruppe. Westlich von diesem wird durch die Küsten von Bitanglokeang und Urukϑapel der Hafen von Malakal gebildet, der sicherste und bequemste der ganzen Gruppe, in den ein schmaler Pass aus dem Hafen Korror durch das Riff führt. In seiner Mitte liegt die kleine Insel Malakal, die aus einem einzigen vulkanischen Pik (490 M.) besteht, und von dieser südlich die grössere Insel Urukϑapel, deren Berge wie die aller südlicheren Inseln aus Kalk bestehen und phantastisch geformte, zackige Gipfel von nicht unbedeutender Höhe (wie der Aremdyu auf der Nordspitze) haben; an ihrer Südostseite bildet eine Bai einen brauchbaren Hafen, den Horsburgh den Hafen von Erakong nennt. W. von ihr ist die kleine, ½ M. lange Insel Aulong (Orulong), die mit dicht bewaldeten Kalkfelsen angefüllt ist, und an ihrer Nordostseite die kleine Bai English harbour, in der Wilson sich nach seinem Schiffbruch ein neues Schiff gebaut hat. Im S. folgt auf Urukϑapel die Insel Eilmalk (Erakong bei Horsburgh), die durch zwei schmale Kanäle, den Pelaukanal im N. und den Dengeskanal im S., von Urukϑapel und Earakong getrennt wird, darauf eine durch Inseln und Korallen-

bänke von der grossen getrennte Lagune (Olobeϑapel), die von kleinen Inseln, (Earakong im O., Akomakam und Uruguit im N. und die Gruppe von Imilis im W.), eingeschlossen wird. S. von den letzten Inseln liegt Eilϑaob und südlicher nahe dabei Pililiu, (Pililu, Pelelew), eine anmuthige Insel von 2 M. Länge, deren zackige Kalkfelsen dicht bewaldet sind. Endlich findet sich noch im S. von ihr, durch einen sicheren, 1 M. breiten Kanal getrennt, auf einem besonderen Riff die 1 M. lange Insel Ngaur (Angaur, 6° 54′ Br., 134° 5′ Lge.), deren von steil aufsteigenden Kalkfelsen gebildete Küsten von einem schmalen Küstenriff umgeben werden, vor dem an der Südwestseite noch Korallenbänke liegen sollen.

8. Die S. Andreasinseln, 1710 von dem Spanier Padilla aufgefunden und benannt, (5° 20′ Br., 132° 16′ Lge.) sind eine kleine Laguneninsel, auf deren Riff zwei kleine, flache, bewaldete und bewohnte Inseln ½ M. von einander liegen, Sonsorol im N. und die grössere Insel Kaϑogube im S.

9. Pul (oder Wul), wahrscheinlich 1761 von dem englischen Schiff Warwick entdeckt und nach ihm benannt, (Carterets Current 1767, auf den Karten auch Anna oder Pulo anna, 4° 38′ Br., 132° 3′ Lge.), 3½ M. SSW. von Kaϑogube ist eine sehr kleine, flache, gut bewaldete und bewohnte Insel, die von Riffen umgeben ist.

10. Merir, wahrscheinlich 1781 von dem Schiff Montrose entdeckt, (Warren hastings und Pulo Maria der Karten, 4° 19′ Br., 132° 28′ Lge.) 9 M. SO. von Pul ist eine Insel von ½ M. Länge gegen S., die eben, allein in der Mitte und im Südtheil etwas höher als der mit Palmen bedeckte Nordtheil ist. Von ihren Spitzen reichen Riffe weit in das Meer.

11. Tobi, die westlichste aller Karolinen, von Cap. Woodes Rogers 1710 entdeckt[14a]), (Carterets Peakedhill 1767[14b]), Thompsons S. Carlos 1773, Nevil des Capit. des Schiffes Montrose 1781, Lord North nach dem gleichnamigen Schiffe 1782, Johnstone von Douglas 1788, 3° 2′ Br., 131° 4′ Lge.) ist eine kleine, flache, doch bewohnte Insel von ¾ M. Umfang, in der eine Vertiefung in der Mitte, in welcher die Pflanzungen der Einwohner liegen, die alte Lagune anzudeuten scheint. Früheren Reisenden fiel ein hoher, kenntlicher Baum im Osttheil auf, der Carterets Namen erklärt. Ein Küstenriff umgiebt die Insel, der ein Ankerplatz fehlt[15]).

12. Helensbank, 1767 von Carteret entdeckt und von Cap.

Seton 1794 benannt, (Thompsons S. Felipe 1773, auch Carteretbank, 2° 50′ Br., 131° 41′ Lge.) 10 M. O. von Tobi und 27 M. N. von der Asiagruppe ist eine gefährliche Bank von gegen 4 M. Länge und 2 M. Breite, die aus einem Lagunenriff zu bestehen scheint, das am Südende am breitesten ist und nur hier und da einzelne Felsen und 1 M. von dem Nordende eine kleine Sandinsel mit einigen Bäumen hat.

13. Mapia, die südlichste von allen Karolinen, die ihrer Lage nach eigentlich zu Neuguinea gerechnet werden müsste, allein von einem karolinischen Volksstamme bewohnt ist [16]), wahrscheinlich von dem Spanier Grijalva 1537 entdeckt und Guedes benannt, (S. David des Schiffes Warwick 1761, Carterets Freewill 1767 [17]), 55′ S. Br., 134° 21′ Lge.) ist eine kleine Laguneninsel nur 25 M. N. von Neuguinea und von 3 bis 4 M. Umfang. Auf dem Riff liegen ausser zwei mit Gras und Gebüschen bedeckten Sandbänken drei flache, gut bewaldete Inseln, welche die Seefahrer jetzt North, West und Southisland nennen, (bei Carteret Pegan, Onata, die Funnel 1705 Disappointment benannte, und Onello); die beiden Sandbänke liegen an der Ostseite, an der auch ein Kanal in die Lagune zu führen scheint. Die ursprüngliche karolinische Bevölkerung ist jetzt durch die Papuapiraten Neuguineas zum grössten Theil vernichtet oder entführt; in neuerer Zeit hat ein holländischer Kaufmann hier eine Niederlassung zur Bereitung von Kokosöl gegründet [18]).

DRITTES KAPITEL.

Die Karolinier.

Die Karolinier sind ihren Sprachen nach ohne Zweifel Mikronesier. Die neuerdings von Hale und Kubary für Ponape und von Semper für Palau aufgestellte Behauptung, dass sich in ihnen Spuren der Vermischung mit einem Papuastamm erkennen lassen [1]), ist sicher nicht begründet, es wird sich damit wohl eben so verhalten, wie mit der ganz ähnlichen Vermuthung in Betreff mancher Polynesier [2a]). Dagegen ist es nicht zu bezweifeln und sehr interessant, dass nach neueren Untersuchungen [2b]) die Einwohner der Insel Nukuwor durch Sprache und Körperbildung zeigen, dass sie

samoanischer Herkunft sind, was mit der Verbreitung der Samoaner über die Ellice und Gilbertinseln im Zusammenhange steht [3]).

Die Zahl der Karolinier ist nicht bedeutend, wenn auch die flachen Inseln verhältnissmässig dicht bevölkert sind; sie ist dazu entschieden im Abnehmen begriffen, und die Abnahme besonders auf den hohen Inseln bedeutend. Gulicks Zählung giebt für 1860 21650 Einwohner; mit den Abänderungen, welche spätere Berichte nöthig machen, wird man jetzt die Zahl annähernd am richtigsten auf gegen 25000 annehmen können, von denen in Kusaie 700, in Ponape 2000, in Ruk 5000, in Yap 2500, in Palau 6000, in den niedrigen Inseln gegen 9000 leben.

Der Charakter dieser Menschen wird in hohem Grade günstig geschildert, und es kann kein Zweifel sein, dass sie einer der gutartigsten und friedfertigsten Volksstämme des Oceans sind. Alle Berichterstatter preisen ihre Milde und Sanftheit, Freundlichkeit und Zutraulichkeit, ihren Frohsinn und ihre Heiterkeit, man begreift es nicht, wie sie dabei in neuerer Zeit bei den europäischen Seefahrern in den Ruf hinterlistiger und verrätherischer Barbaren gekommen sind; die vorgekommenen Angriffe auf europäische Schiffe sind nicht sowohl aus dem Verlangen nach den Schätzen der Fremden hervorgegangen, viel häufiger durch Misshandlungen von Seiten der Seefahrer, manchmal selbst durch Aufreizung von zuchtlosen Matrosen, die sich unter ihnen niedergelassen haben, herbeigeführt. Hauptsächlich galten diese Eigenschaften für die Bewohner der flachen Inseln, die der hohen werden als unruhiger und kriegslustiger geschildert; aber auch bei diesen zeigt sich die natürliche Gutherzigkeit, die einen Grundzug im Charakter der Karolinier bildet, unverkennbar, und es ist das auch da der Fall, wo wie in Palau der längere Verkehr mit den Europäern auf die Sinnes- und Denkweise des Volks nachtheiligen Einfluss ausgeübt hat. An einer gewissen Schlauheit, die mit ihrer grossen Vorliebe für den Handel zusammenhängt, fehlt es ihnen nicht. Auch kennen sie eine fortdauernd angestrengte Thätigkeit nicht, aber sie besitzen die Kraft, bestimmte Zwecke ernst und eifrig zu verfolgen. Von der argen Diebslust der Polynesier sind sie in hohem Maasse frei; die Zuchtlosigkeit der polynesischen Frauen ist ausser auf einzelnen der hohen Inseln so wenig vorhanden, dass in manchen Inseln die Frauen sogar mit ängstlicher Sorgfalt vor den Fremden gehütet werden. Dass es ihnen endlich an geistigen Fähigkeiten und an

Geschicklichkeit durchaus nicht fehlt, wird sich aus der folgenden Schilderung hinreichend ergeben; es ist auch gewiss, dass sie in früheren Zeiten auf einer viel höheren Stufe der Bildung standen als jetzt.

Ihre körperliche Bildung ist nicht unvortheilhaft. Sie sind durchgehends gut und stark gebaut, wenn auch nur von mittler Grösse, manchmal selbst schön, besonders einzelne Frauen. Die Hautfarbe ist ein dunkles, in das Kupferbraune übergehendes Gelb, in manchen Inseln (z. B. in Palau) erscheinen sie noch dunkler. Das Haar ist stets schwarz, häufig lang und glatt, nicht selten auch mit einer Neigung zum Krausen und Lockigen, der Bart gewöhnlich nicht stark. Die Gesichtszüge sind angenehm und zeugen eben sowohl von Gutherzigkeit als von Geist; die schwarzen, lebhaften Augen stehen häufig leicht schräg, die hohe Stirn ist oft nur schmal, die Nase etwas platt, die Backenknochen ein wenig vorspringend, der Mund gross mit nicht sehr dicken Lippen, der Gliederbau symmetrisch, doch die Beine etwas verkürzt. Im Allgemeinen sind sie gesund, besonders auf den niedrigen Inseln; Hauptkrankheiten sind ein schuppiger Ausschlag, Elephantiasis, Rheumatismen u. s. w., von den Europäern sind Influenza, Masern, Dyssenterie eingeführt, und die Syphilis ist hier und da verbreitet.

Die Nahrung der Karolinier ist überwiegend eine vegetabile. Ihre Grundlage bilden auf den niedrigen Inseln Brodfrucht und Kokos, auf den höheren vor allem Taro und andere Knollen nebst Brodfrucht; ausserdem essen sie Früchte aller Art, Zuckerrohr wird bloss gekaut. Bananen und Brodfrucht werden in den östlichen und centralen Inseln in Gruben in den Zustand der sauren Gährung versetzt, um sie aufbewahren zu können (puro, huro). In Zeiten der Noth isst man Pandanusfrüchte und die Knollen wildwachsender Arum, in Palau auch Triebe der Rhizophoren. Die Verbindung der Früchte zur Herstellung gewisser Gerichte versteht man wohl; so bereitet man z. B. in Palau Kuchen aus den Mandeln der Barringtonia und Palmwein. Von animalen Speisen sind bei weitem die wichtigsten Fische, Schildkröten, Muscheln und Crustaceen; ausserdem isst man Schweine und Ziegen, wo sie sich finden, in Ponape mit Vorliebe Hunde, endlich verschiedene Seevögel, doch die zahmen Hühner selten, endlich Ungeziefer aller Art in den östlichen und centralen Inseln. In den westlichen werden Fische und Schweinefleisch geräuchert, um sie länger erhalten zu können; in Palau isst

man das Fleisch in halb süssem, halb salzigem Wasser mit Kokosnuss, Ingwer u. s. w. gekocht. Süssigkeiten sind sehr beliebt, vor allem aber eine Art aus dem eingekochten Palmwein und verschiedenen Früchten bereitetes Confect, das in Blätter gewickelt verkauft und besonders in Palau in grosser Mannigfaltigkeit bereitet wird[4]). Salz ist nicht bekannt. Tabak ist durch die Europäer verbreitet und jetzt allgemein gebraucht. Betel (in Palau malamak) wird nur in Yap, Palau und den umliegenden Inseln gekaut, und die Mischung ist ganz dieselbe wie in den indischen Inseln; daher tragen sie stets gepulverten Kalk in Bambusröhren, kleine Schildpattlöffel, Stösser aus Muscheln und ein Gefäss zur Bereitung des Ganzen bei sich. Das Getränk ist Wasser und Kokosmilch; dann bereiten sie aus dem Saft der Kokosblüthe eine Art Palmwein (gari in den centralen Inseln), den sie aber eingähren lassen, und namentlich in den westlichen Inseln daraus durch Einkochung eine Art Syrup, (in Yap Lich, in Palau Ailang)[5]), der, mit Wasser gemischt, ein sehr beliebtes Getränk giebt. Die Kawa (hier seka)[6]) findet sich bloss in Kusaie und Ponape gebraucht und wird so häufig und mit eben solchen religiösen Ceremonien getrunken wie bei den Polynesiern, (in Ponape der erste Becher stets einem Gotte geweiht), allein die Wurzel bei der Bereitung nicht gekaut, sondern auf grossen Steinen zerstossen. Feste Mahlzeiten kennen sie nicht; im Essen sind sie reinlich, in Ponape waschen sie sich nach jeder Mahlzeit die Hände. Feuer bereiten sie durch Reiben zweier Holzstücke; das Kochen der Speisen geschieht in den östlichen und centralen Inseln in den bekannten polynesischen Oefen, die auch noch in Yap oft gebraucht werden, doch kocht man in den westlichen Inseln öfter in Töpfen oder an offenem Feuer. Das Kochen ist allenthalben Sache der Frauen, doch in Palau der Männer, die darin sehr erfahren sind.

Die Kleidung ist nur dürftig; nicht selten gehen die Männer ganz nackt, wie es namentlich in Ruk vorkommt, und früher in Palau die allgemeine Sitte war, die noch jetzt in den nördlichen Theilen der Gruppe sich häufig findet. Sonst tragen sie gewöhnlich eine Art Maro, (in den östlichen Inseln und Lakunor Tol, westlicher Kapaleï, in Palau Hussacker), aus Zeug, Matte oder Kokosblättern, ausserdem haben sie in manchen Inseln (Ponape, Lukunor, Yap) darüber noch einen breiten, oft schön mit geschliffenen Muscheln geschmückten Gürtel aus Grasmatte oder Baumfasern, der aber (in Yap) nur den Freien gestattet ist, und in den

östlichen und centralen Inseln, (wie es scheint, besonders die Vornehmen) lange Mäntel mit einem Loch, den Kopf hindurchzustecken, ganz der tahitischen Tiputa gleich, eine Tracht, die in den westlichen Inseln fehlt. Die Frauen bekleiden sich überall mit einem ähnlichen, lang herabhängenden Schurz aus Blättern, (in Palau Kariut), deren sie in Yap oft mehrere über einander haben; in Palau hangen solche Schürze gewöhnlich hinten und vorn herab, und in Kusaie haben sie ausser dem Schurz hinten noch ein Mattenkissen angebracht, um sogleich darauf sitzen zu können. Ausserdem tragen sie in den westlichen Inseln einen Gürtel (Kau in Palau), der aus Stücken Kokosschale, (sehr kostbare aus geschliffenen Muschelstücken), geflochten ist, in Ponape noch eine Art Tuch um den Hals und in mehreren Inseln Mäntel aus Matte. Wo der Einfluss der Europäer stark ist, wie besonders in Ponape, haben sie auch schon europäische Kleidung angenommen. Die Kinder gehen allenthalben nackt. Zierrathe sind viele. Das Haar tragen sie (mit Ausnahme der Bewohner von Mapia, die es abschnitten), stets lang herabhangend oder in einen Knoten gebunden, (in Kusaie die Männer oben auf dem Kopf, die Frauen an der Seite); sie schmücken es mit Federn, Kränzen, Blumen, Thierzähnen, bedecken es in den östlichen und centralen Inseln und Yap mit kegelförmigen Hüten aus Kokos- und Pandanusblättern, (in Ponape haben sie auch blosse Schirme für die Augen), und stecken allenthalben schön geschnitzte, häufig mit einer Feder geschmückte Kämme von Holz hinein, auch färben sie es hier und da roth. Den Bart reissen sie in den östlichen Inseln mit Muscheln sorgfältig aus. Ohrlöcher (nicht selten zwei, oben und unten), sind allgemein, das untere häufig tief herabgezogen; darin tragen sie Steine, Cylinder von Holz, Blätter, Ringe von Schildpatt und Kokosschale, oft auch Nägel, Tabakspfeifen, Cigarren. Auch Halsbänder sind sehr häufig, Stricke von Kokosfasern, an die sie Blätter, Blumen, Muschelstücke, (auch abwechselnd weisse Muschelstücke und dunkle Scheiben von Kokosschale), Zähne, Beeren, kleine Steine, auch eine kleine Kokosschale mit einem Stöpsel, in der Wohlriechendes sich findet, befestigen; ähnlich sind die Armbänder aus Blättern und Blumen, Schildpattringen und besonders aus Muschelschalen, vor allem in den westlichen Inseln und am zierlichsten in Yap, die Armbänder aus einem Conus (in Yap, die Jatau) und die aus den Wirbelknochen des Dugong (in Palau, die Klilt) sind namentlich von hervorragender Bedeutung. Auch

tragen sie hier und da ähnliche Bänder um die Füsse. Endlich kommen auf manchen Inseln auch Nasenlöcher vor, in welche sie Blumen stecken. In den westlichen Inseln sollen sie die Zähne schwarz färben, falls das nicht bloss Folge des Betelkauens ist; auch besteht die Sitte, die Fingernägel lang wachsen zu lassen, an manchen Punkten. Allgemein ist die Tättowirung, besonders vollständig bei den Vornehmen, bei Frauen unbedeutend, bei Einzelnen, (in Yap bei den Sclaven), fehlt sie ganz; die Zeichen werden nur auf dem Körper, niemals im Gesicht angebracht[7]). Ihre Herstellung erfolgt mit 10 bis 12 Jahren und durch ein Werkzeug mit scharfen Gräten oder (in Ponape) mit den spitzen Nadeln einer Conifere, das Färben durch den Saft der Aleuritesnuss oder andere Pflanzensäfte, die Tättowirenden sind Frauen. In manchen Inseln gelten auch kleine pockenähnliche Narben auf Hals und Schultern der Frauen als Zierrath, die durch Einreiben des Saftes der Cerbera in Einschnitte in der Haut hergestellt werden.

Die Wohnungen der Karolinier sind im Ganzen denen der Polynesier ähnlich, zeigen aber in den einzelnen Inseln grosse Verschiedenheiten. In Kusaie sind sie schön gebaut und reinlich gehalten und bestehen aus vier Pfosten und einem aus drei Stücken zusammengesetzten Dachbalken, dessen Enden die Mitte um 10 Fuss überragen, so dass er eine Sattelform annimmt, das Dach aus Pandanusblättern reicht bis 4 Fuss vom Boden, die aus Rohr geflochtenen Wände haben gewöhnlich zwei Thüren, eine von der Höhe der Wand und eine ganz niedrige, im Inneren sind manchmal Abtheilungen, der Boden mit Matten bedeckt. Die Vornehmen haben in einem von starken Steinmauern umgebenen Raume mehrere Häuser zum Schlafen, Essen und für die Frauen. In den Häusern findet man kleine Kisten oder Stangen mit Zacken, um Geräthe und Speisen vor den Ratten zu schützen. Auch in Ponape sind sie viereckig, stehen aber auf 3 bis 6 Fuss hohen, steinernen Platformen, in denen ein vertiefter Platz als Herd bleibt, der Boden ist wie die Seitenwände zwischen den Pfosten mit Rohrgeflecht bekleidet, in den Wänden sind Oeffnungen statt Thür und Fenster, das Dach besteht aus Pandanusblättern. In Ruk sind sie ziemlich gross und viereckig, stark aus Holz gebaut mit einem Dach aus Kokosblättern und zwei niedrigen Thüren an beiden Giebeln, der Boden mit Gras, Kieseln oder Matten bedeckt, das Innere zu Zeiten durch Matten in Zimmer getheilt. Ganz ähnlich sind sie in Lu-

kunor, wo das Dach bis zur Erde herabreicht, und neben den Wohnhäusern besondere Häuser zum Kochen sich finden; in Nukuwor werden sie von netten Zäunen umgeben, in Ulie bestehen aber die Wände aus gut gearbeiteten Brodfruchtbaumplanken, während in Uliði wieder armselige Hütten mit Wänden von Rohr sich finden. In Yap sind die Häuser (naon) viel besser, viereckig und auf steinernen Grundlagen errichtet, die Giebelseiten durch einen Mittelpfeiler über die Mitte des Dachbalkens erhöht, die Wände aus Rohr mit mehreren viereckigen Oeffnungen statt Thür und Fenster, das Dach von Kokosblättern, der Boden mit Matten belegt, bei Vornehmen sind sie von Zäunen umgeben, und in Palau, (wo sie Blai heissen), ganz eben so gebaut, doch die Dächer von Arekablättern und der Fussboden mit einem Rohrgeflecht bedeckt. In Mapia haben sie elende, mit Blättern gedeckte Hütten, in Tobi auffallenderweise Häuser mit zwei Stockwerken ganz denen der Gilbertinseln ähnlich. In diesen Häusern schlafen sie auf Matten, hier und da der Moskiten halber in grossen, an einer Seite offenen Säcken.

Die Häuser sind allenthalben in Dörfern vereinigt, die stets im Schatten der Fruchtbäume und in den hohen Inseln an den allein bewohnten Küsten liegen. In Kusaie sind sie mit dicken Steinmauern umgeben und von gepflasterten Strassen durchschnitten; ganz ähnlich sind sie in Palau, wo die Strassen manchmal von Reihen von Zierpflanzen eingefasst sind, vor allem aber in Yap, dessen Bewohner überhaupt alle anderen Karolinier an Bildung übertreffen, und wo die Dörfer von Mauern oder Bambuszäunen umgeben, die Strassen in ihnen wie die zu den Pflanzungen führenden besonders sorgfältig gebaut sind. In allen Inseln giebt es in den Dörfern grössere Häuser für Berathungen und Versammlungen, die den Wohnhäusern ähnlich, doch schöner und zierlicher gebaut sind. In Kusaie finden sie sich in jedem Dorfe, sind vorn offen und an der Seite noch mit einer Thür versehen und dienen den Vornehmen zu Versammlungen. In Ponape sind ähnliche für Berathungen der Häuptlinge, die zugleich darin jeder einen besonderen, durch Rohrgeflecht abgeschlossenen Schlafplatz haben; in den centralen Inseln sollen diese zu Versammlungen der Vornehmen und Aufnahme der Fremden dienenden Häuser einzelnen wohlhabenden Leuten gehören, wie auch die, in welchen die unverheiratheten Männer zusammen schlafen. In Yap dienen grössere Häuser (beibei

oder febei) ebenfalls den jüngeren Männern zum Schlafen, sie scheinen überhaupt die gleiche Bestimmung zu haben, wie die Häuser in Palau, die man Bai nennt, und die als Versammlungsorte für die sogenannten Clubs dienen und durch die in ihrem Bau bewiesene Kunstfertigkeit oft Bewunderung erregt haben; sie sind solid aus Balken gebaut, mit Fussböden von Brettern, am Giebelende mit zwei grossen Thüren von leichtem Bambusgeflecht, die Balken auswärts mit Schnitzereien geschmückt, welche die Traditionen des Volks darstellen, das Holzwerk im Inneren und Aeusseren roth bemalt.

Die höhere Bildung, welche die Karolinier früher besessen haben, zeigt sich besonders in den Bauwerken. In Kusaie findet man hohe Mauern an den Ufern der Insel, die gegen das Anschlagen der Wellen errichtet sind oder schmale Meeresarme einschliessen und in Kanäle verwandeln, wie ähnliche offenbar zu Begräbnisszwecken errichtete Bauten. In Ponape liegen bei Metalanim grossartige Ruinen, Mauern von grossen, auf einander gelegten Basaltsäulen, die zu Grabstätten Vornehmer und zu Häuserfundamenten gedient haben, und die man sogar für die Ueberreste einer alten, von Spaniern angelegten Stadt hat erklären wollen[8]); bei Ronkiti fand Cheyne einen langen, hohen, künstlichen Erdhaufen, der auch wohl eine Grabstätte gewesen ist. In Palau staunt man über die alten Wälle, Strassen und Treppen von Steinen; durch die Bai von Angarard geht ein $^1/_4$ M. langer Steindamm, der das seichtere Binnenwasser von der Bai trennt. Hieran schliessen sich die bei einem seefahrenden Volke so natürlichen Hafenbauten; in Ruk haben sie Kanäle gegraben, in welche Boote einlaufen können, in Ulie und Palau sind künstliche Häfen aus grossen Steindämmen errichtet.

L a n d b a u treiben sie natürlich fast nur auf den hohen Inseln, (in den niedrigen beschränkt er sich hier und da auf die Cultur des Arum), wird aber, wie in Palau, Ruk, Ponape, nur nachlässig, in Yap allein mit grösserer Sorgfalt betrieben. Gebaut werden die gewöhnlichen Wurzeln und Fruchtbäume des Oceans, ausserdem noch in den östlichen Inseln der Kawapfeffer, in den westlichen Curcuma, die Arekapalme, der Betelpfeffer und von fremden Pflanzen in Palau Baumwolle, Mais, Carica Papaya, Anona muricata. Das einzige Geräth dazu ist ein spitzer, hölzerner Spaten. Von Hausthieren zieht man hier und da Schweine, in Palau ist das Rindvieh eingeführt, ohne benutzt zu werden. Im F i s c h f a n g sind die Ka-

rolinier sehr erfahren und geschickt. Sie brauchen dazu grosse und kleine Netze, in denen sie auch Schildkröten und in Palau den Dugong fangen, eben so Reusen, die auf den Grund des Meeres gelegt werden, Leinen und Haken von verschiedener Form aus Schildpatt, Perlmutter und Holz, Speere, die sie auch bei dem Fange Nachts bei Fackellicht anwenden, Dämme, in welche die Fluth die Fische hineintreibt (in Kusaie und Yap), in den niedrigen Inseln betäuben sie auch die Fische durch in das Wasser geworfene Pflanzen. Muscheln u. s. w. zu suchen, ist überall Sache der Frauen, denen (in Kusaie und Yap) auch fast aller Fischfang obliegt. Schildkröten bewahren sie in Yap in Buchten, die durch Dämme abgesperrt sind. In Palau sind Theile der Lagune einzelnen Ortschaften als Eigenthum zugetheilt, und in den niedrigen Inseln bestehen bei grossen, allgemeinen Fischzügen verschiedene zum Theil seltsame Gebräuche[9].

Wenn die Karolinier ein Seevolk genannt werden, so gilt das im Grunde nur für dis Bewohner der niedrigen Inseln der Centralabtheilung, welche die Boote bauen, mit denen sie wahrhaft staunenswerthe Seefahrten unternehmen[10]. Diese sind auffallend zierlich und nett, wenngleich ihre Schönheit häufig übertrieben worden ist; der Grund ist ein ausgehölter Stamm, die Seitenplanken von Brodfruchtbaumholz, an einander gebunden mit verstopften Fugen, sie haben zwei erhöhte und ganz gleiche Enden, so dass sie nicht zu wenden brauchen, häufig ist die eine Seite senkrecht, die andere concav, obschon sie jetzt auch häufig deren mit zwei concaven Seiten bauen. An der einen Seite ist der Ausleger an dem Boote befestigt, über der anderen liegt die Platform, auf der eine Hütte für die Waaren und die Provision steht, der untere Theil des Bootes ist schwarz, der obere roth bemalt, das Holzwerk oft zierlich geschnitzt oder mit Muscheln geschmückt. Sie führen einen beweglichen Mast mit grossem, dreieckigem Segel; man bedient sich auch der Ruder und hat noch eine Art Steuerruder. Zum Wasserausschöpfen dienen löffelartige Instrumente, Anker braucht man nicht. Ausser diesen grossen Booten, die man, wenn sie nicht benutzt werden, unter Schuppen auf dem Lande hält, giebt es auch kleinere, die ganz ähnlich gebaut sind. Die Schnelligkeit derselben ist, wenn auch oft überschätzt, doch sehr gross (bis 2 bis 3 M. die Stunde und mehr), aber die Geschicklichkeit in der Leitung und der Muth und die Ausdauer, mit der die Karolinier in so schwachen Fahr-

zeugen weite Reisen unternehmen, bewundernswerth; sie besuchen damit nicht bloss alle Inseln ihres ausgedehnten Archipels, sie haben auch den Weg nach den Ladronen entdeckt und fahren seit mehr als einem Jahrhundert jährlich in grossen Flotten dahin ohne Kompass [11]), bloss nach den Sternen sich richtend; mit den Bewohnern der Marshallinseln sind sie die ersten Seeleute des Oceans und übertreffen als solche alle Polynesier bei weitem.

In Ruk und Ponape sind die Boote den eben geschilderten der flachen Inseln ganz ähnlich, eben so in Yap, dessen Bewohner sie gewöhnlich in Palau bauen, da es ihnen an dem nöthigen Holz dazu fehlt, und in ihnen auch grössere Seefahrten unternehmen, was in Ponape nicht der Fall ist. In Kusaie unterscheiden sie sich auch nicht von denen von Ponape, haben aber, da man die Lagune nicht verlässt, weder Segel noch Mast. Auch in Palau unternehmen sie keine Seereisen; ihre Boote (amlai) sind nach Grösse und Gebrauchsweise von drei Arten, die grösseren (kabekel), die ganz denen von Yap gleichen, kleinere (kaep) von grosser Schnelligkeit und wie jene mit grossen Segeln versehen, und die kleinsten (kotraor), die mit Bambusstangen im seichten Wasser gestossen werden; ausserdem giebt es eine Art Bambusfloss (prer). Doppelboote finden sich bei den Karoliniern nirgends.

In allen Inseln werden Zeuge gewebt aus Bananenfasern und einer Art Hibiscus, in Ponape und Palau auch aus der Rinde des Brodfruchtbaums und zwar auf einer Art einfachen Webstuhls, wie er sonst nirgends im Ocean in Gebrauch ist; sie werden gewöhnlich gelb mit Curcuma, aber auch mit anderen Farben gefärbt. Matten und Körbe flechten sie aus Gras, besonders aber aus Pandanusblättern und schmücken sie mit Mustern oft ganz geschmackvoll; nur in Palau sind sie einfacher. Stricke bereiten sie aus Kokosfasern, die sie vorher lange in Wasser legen, sehr geschickt, Segel wie die Matten aus Pandanusblättern. Kokosöl stellen sie dar, indem sie das Fleisch der Nuss zerreiben und das Oel von selbst ausfliessen lassen oder mit den Händen auspressen. Im Haus- und Bootbau sind sie sehr geschickt und erfahren; in Palau sind besondere Meister (takelbai), welche Häuser und Boote bauen und hölzerne Geräthe verfertigen. Auch verstehen sie (in Palau) die Verfertigung irdener Töpfe, die gebrannt, aber nicht glasirt werden, jetzt jedoch durch die eisernen verdrängt sind.

Ihre Geräthe sind aus Steinen, Muscheln, Schildpatt und Holz.

Sie haben Koffer von Holz mit Deckeln, sehr zierlich und sauber gearbeitet, hölzerne Becken für Lebensmittel, die oft roth bemalt sind, so in Palau runde und viereckige, schön verziert und mit Perlmutter ausgelegt, aus Blättern geflochtene Körbe, Töpfe und Näpfe (in Palau), Teller und Schüsseln von Holz, hier und da Löffel von Schildpatt, Trinkgeschirre aus Kokosschale, (auch dienen oft bloss Blätter dazu), Kalebassen, ein besonderes Instrument, die Brodfrucht zu pflücken (in Kusaie). Ihre Messer bestanden aus Muscheln, jetzt sind aber spanische Messer aus Eisen weit verbreitet; sie hatten auch Beile gewöhnlich von Muschelschalen (in Kusaie, Yap, Palau), nicht so häufig aus Stein, die aber jetzt längst ausser Gebrauch gekommen sind. Zur Erleuchtung dienen allein Fackeln.

Ueber die religiösen Ansichten und Einrichtungen der Karolinier sind wir nur dürftig unterrichtet. Sie unterscheiden höhere und niedere Gottheiten; von den ersten kennen die Bewohner der flachen centralen Inseln besonders drei, Aluelap, Lugeleng und Olifat, die sie als Vater, Sohn und Enkel ansehen[12]), wie es sich dagegen mit den Gottheiten Ijopan in Ponape, Sitel nazuenziap in Kusaie, Obagat in Palau verhält, ist nicht klar, wenn sie gleich auch allgemein anerkannt zu sein scheinen. Die niederen Gottheiten, die sich von den höheren kaum trennen lassen, und auf die sich der Cultus vorherrschend, wo nicht allein zu beziehen scheint, sind offenbar aus den Seelen verstorbener Vornehmer hervorgegangen; sie heissen in den flachen Inseln Hanno oder Hannulap, auch Tautup, in Kusaie Anut, in Ponape Hani (Ani), in Palau Kaliϑ, in Tobi Yaris und werden auch ohne Zweifel allenthalben noch mit besonderen Namen bezeichnet. Bilder der Götter werden nirgends erwähnt ausser in Tobi, wo im Tempel 12 kleine Bilder Verehrung erhalten, und in Nukuwor, wo die von den samoanischen Bewohnern gebrauchten Bilder auch von Holz sind. Dagegen ist der Glaube allgemein verbreitet, dass die Götter zu Zeiten gewisse Thiere und Pflanzen, leblose Gegenstände, selbst Menschen zu ihrem Aufenthaltsort wählen und ihnen für diese Zeit eine gewisse Heiligkeit verleihen, (der Art, dass diese Dinge dann selbst für Götter gelten); hieraus erklären sich auch die Orakelaussprüche der von Göttern inspirirten Priester, in Palau werden solche Dinge, in welche sich die von Einzelnen angebeteten Götter dieser Art zu begeben pflegen, die Kasingl ihrer Verehrer genannt. Tempel scheinen fast überall zu fehlen; doch soll es in Yap und den flachen Inseln

umher deren (und zwar für beide Geschlechter besondere) geben, in Tobi haben sie einen Tempel mit einem von der Decke herabhängenden Brett, auf dem sich der Gott zu Zeiten niederlässt, in Ngatik dient ein gemauertes Viereck mit rohen Stufen, auf dem ein kleineres und auf diesem ein hoher Stein steht, zur Gottesverehrung, in Morileu wird der Led, ein gewöhnliches Wohnhaus, das die Kranken zum Aufenthaltsort zu wählen pflegen, bei grossen Festen als Tempel gebraucht, und in Palau gewisse seltsame, achteckige Gebäude als Wohnsitze der Kaliϑ angesehen [13]).

Priester, (in Ponape Ediomet, in Palau Korong), giebt es in allen Inseln, und sie besitzen bedeutenden Einfluss, sie leiten den Cultus, und Beschwörungen wie Orakelverkündigungen liegen ihnen ob. In Yap scheinen die Häuptlinge Priester zu sein, in Palau sind auch Priesterinnen. Der Cultus besteht vor allem in Gebeten, die in den östlichen Inseln mit Kawafesten verbunden sind und von den Priestern, wie es scheint, nach bestimmten Formularen gehalten werden. Dann opfert man den Göttern, aber nur Lebensmittel; in Kusaie übergiebt man die Opfer auf einem Altar, der in einem Winkel des Versammlungshauses jedes Dorfes steht, dem Gotte Sitel nazuenziap, dem auch alle Muscheltrompeten geweiht sind, auch Fäden mit rothen Blumen, die an Bäume gebunden sind, gelten für solche Opfer. In den niedrigen Inseln legt man Opfer an jeden beliebigen Ort, in Yap werden sie von dem Priester bei der Weihung im Tempel emporgehalten. Auch Feste gehören zur Götterverehrung nicht bloss bei besonderen Veranlassungen im Leben, auch ganz allgemeine, die in manchen Inseln (Yap, Morileu) einen Monat lang dauern, deren Sinn und Bedeutung wir jedoch freilich nicht kennen; in den Inseln N. von Ruk darf während desselben kein Boot ein Segel führen. Eine Hauptsache bei diesen Festen scheinen grosse, feierliche Tänze zu sein, das Berufen dazu geschieht (in Kusaie und Tobi) durch die Muscheltrompete, und in Kusaie wird ein dem höchsten Gotte geweihter Stock dabei viel gebraucht. In Ponape wird jährlich im Juni ein grosses Fest Arbungelap gefeiert, bei dem alle im letzten Jahr gebauten Boote den Göttern geweiht werden. Allgemein sind Beschwörungen durch die Priester unter gewissen Ceremonien; so wird in den centralen Inseln der Sturm und widrige Wind beschworen, wobei ein hölzerner Stock gebraucht wird, an dem Rochenstacheln befestigt sind. Orakel verkünden die Priester, namentlich wenn sie von den Göttern in-

spirirt sind, auch fungiren sie als Zauberer zur Beschädigung Anderer.

Der Glaube an das Tapu findet sich wie bei den Polynesiern; es hat auch ganz dieselbe Bedeutung und bringt die gleichen Beschränkungen mit sich, wie in Tobi Reinigungen für Wöchnerinnen und für solche, die Todte berührt haben u. s. w. Frauen dürfen deshalb (in Kusaie) nicht mit den Männern zusammen essen, (in Morileu) nicht die Versammlungshäuser besuchen; bei den grossen Festen (in Yap) herrscht ein allgemeines Tapu, die Sitte, ein aufgelegtes Tapu durch Anheften von Kokosblättern an den Gegenstand anzuzeigen, kommt ebenfalls vor. Auch glauben die Karolinier allgemein an ein künftiges Leben; in Ponape gilt die Unterwelt für ein von einem grundlosen Graben umgebenes Land, den zu überschreiten eine alte Frau die Seelen verhindert.

Die Weise der Bestattung ist bei ihnen in allen Inseln ziemlich ähnlich. Die Leichen der Vornehmen werden gewöhnlich in Matten gehüllt, mit Kokosöl und Curcuma gesalbt und mit Kokosschnüren umwickelt, in einem kleinen Hause (manchmal in einem Boote liegend) ausgestellt und dann begraben. In Kusaie geschieht dies nach 2 bis 3 Tagen, aber nach 3 Monaten wird der Körper gewöhnlich wieder aufgenommen, die Knochen gereinigt und in einem besonderen Theile des Hafens versenkt; auch errichtet man bei sehr Vornehmen um das Grab viereckige Steinwälle. In Ponape stellt man auf das Grab bei Männern ein Ruder, bei Frauen eine Spindel. In Ulie findet sich die Sitte, die Leiche nach der Ausstellung zu verbrennen und die Asche in einem Boote auf das Dach des Wohnhauses des Todten zu stellen. Gemeine werden dagegen auf Bretter oder in kleine Boote gelegt und dem Meere übergeben, dessen Strömung sie in die Unterwelt führe; in Tobi geschieht dasselbe mit Greisen und schwer kranken Menschen, (wie man sie auch in Viti lebendig begräbt), und auf dieser Insel werden nur kleine Kinder begraben, weil sie Boote zu führen unfähig sind. Trauergebräuche sind allenthalben heftige Klagen namentlich der Weiber, Abschneiden des Haars, dann (in Ulie) Bestreuen des Körpers mit Asche; die auch bei den Polynesiern sich findende Sitte, das Eigenthum des Todten zu plündern und zu rauben, findet sich in Kusaie, Ponape und Palau ebenfalls erwähnt.

Die Verfassungsverhältnisse der Karolinier sind auffallend verwickelt und bei der Mangelhaftigkeit der Berichte nicht leicht

verständlich. In allen Inseln besteht eine Scheidung des Volks in Vornehme und Gemeine, die ohne Zweifel auf dem Tapu beruht, das den ersten einwohnt. In Kusaie heissen diese Urus (Iros) und zerfallen in zwei Klassen, die Häuptlinge, welche wesentlich die Grundbesitzer sind und den Districten vorstehen, und der niedere Adel, der von den Häuptlingen abhängt, aber auch noch Grundeigenthum zu besitzen scheint. In Ponape besteht dieselbe Trennung; die Vornehmen heissen hier Aroch, die Häuptlinge speciell Munjab, der niedere Adel Cherijo, selten verheirathen sie sich mit einander, niemals mit Gemeinen, bei Kämpfen wählt sich jeder sorgfältig einen Gegner seines Standes, Grundeigenthum besitzen beide Klassen. In den centralen Inseln ist der Name für die Vornehmen Tamol, (in Ruk Chamol); auch hier scheinen sie verschiedenen Ranges zu sein. In Yap unterscheidet Tetens Häuptlinge, Freie und Sklaven; ohne Zweifel stehen aber die beiden ersten den Abtheilungen der Vornehmen in den östlichen Inseln gleich, denn auch hier sind sie allein Grundbesitzer, und die sogenannten Sklaven (Pomilingai), die in besonderen Dörfern leben, sind das gemeine Volk. In Palau endlich, wo die Vornehmen Rupak heissen, findet sich dasselbe, sie zerfallen in die Häuptlinge (die Klou rupak, grosse Rupak) und den niederen Adel (Kikeri rupak, kleine Rupak), denen das gemeine Volk (Armeau oder Kikeri arakaϑ, kleine Menschen) gegenübersteht, das hier wie überall keinen Grundbesitz hat. Der Adel ist in allen Inseln durch gewisse äussere Zeichen kenntlich, in Kusaie durch kleine, vierseitige, mit Muscheln geschmückte Pyramiden auf den Platformen der Boote, in Yap und Palau durch die schon früher erwähnten [14]) Armbänder Jatau und Klilt, in Palau der hohe Adel noch durch den Dui, ein Geflecht aus Kokosblättern und Arumwurzeln. Die Gemeinen zeigen vor den Vornehmen allenthalben eine ausserordentliche Ehrfurcht, die natürlich dem Könige gegenüber am weitesten geht, dem (in Kusaie, Ponape und Palau) sogar der hohe Adel dieselben Ehrenbezeigungen erweist, die er selbst vor dem niederen Adel, wie dieser von den Gemeinen empfängt; man verbeugt sich bis zur Erde, nähert sich ihm nur kriechend, darf ihn beim Reden nicht ansehen und unterlässt jedes Geschäft, wenn er vorbeigeht. Eben so bezeigt man in den centralen Inseln die Achtung, indem man Hand und Fuss des Vornehmen ergreift und damit über das eigene Gesicht streicht, auch darf der Gemeine vor dem Vornehmen niemals stehen. In Yap müssen sich die

Gemeinen den Vornehmen stets gebückt und kriechend nähern, und dasselbe findet in Palau statt [15]).

Staaten finden sich in diesen Inseln so viele, dass die Vermuthung sich aufdrängt, sie seien aus der Auflösung grösserer Gemeinschaften, die früher bestanden haben, hervorgegangen. Kusaie bildet einen Staat, dessen König den Titel Tokesau führt; unter ihm stehen 12 Häuptlinge, die alle zusammen auf der Insel Lela wohnen, während der niedere Adel in den Dörfern lebt, deren Leitung unter die Häuptlinge getheilt ist. In Ponape bestehen 5 kleine Staaten bildende Stämme, Kiti (Wona), der mächtigste, Metalanim, Joquoits, Nut und Awak (U oder Wanega), von denen die drei letzten erst durch die Theilung eines einzigen entstanden sein sollen. An der Spitze eines jeden steht ein König, dessen Titel in Kiti Nanikan, in Metalanim und Awak Iϑibau ist, unter ihnen eine bestimmte Zahl von Häuptlingen, (in Kiti anscheinend 6), mit besonderen Titeln, die in einer bestimmten Rangordnung folgen. Das Seltsamste dabei ist, dass bei dem Tode des Königs der nächststehende Häuptling in seine Würde eintritt, und ebenso die anderen aufrücken, weshalb der König erst alle Häuptlingswürden bekleidet haben muss; daneben bestehen noch andere Reihen von Häuptlingen, die ähnlich aufrücken, ohne dass der erste je die Königswürde erreicht [16]). Die Districte sind unter die Häuptlinge getheilt, die flachen Inseln W. von Ponape von dieser Insel abhängig. In den centralen Inseln zählt Lütke 9 Staaten auf, zu denen ohne Zweifel noch als zehnter Nukuwor kommt; es sind Lukunor (die 3 Inseln des Namens), Ruk, das aber mehrere einander feindliche Stämme enthalten soll, Fananu, (zu dem Morileu gehört, doch ist die Insel Namuïn davon getrennt) [17]), Piserar, wozu auch Losap gehören soll, Uljϑi, Fais, die aber jetzt beide von Yap abhängig sind, Suk (mit Poloat, den Martyres und Onöun), Ifalik (mit Faraulep), Ulie (mit den Inseln von Lamotrek, Satawal, Olimarao und Eauripik). In Yap ist die Zersetzung, seitdem das Königthum, das früher dort bestand, untergegangen ist, am weitesten vorgeschritten. Schon zu Chamissos Zeit gab es 46 Districte, jetzt sind 58, alle selbständig und unter kleinen Fürsten, mehrere jedoch in Conföderationen verbunden, wie die von Krur, Tomil, Rul, Eileil. Aehnlich ist es in Palau, wo jetzt 18 kleine Staaten bestehen, (11 in Baobelϑaob, dann Kaiangel, Korror, Malakal, Ngarekobasanga, Eilϑaob, Pililiu und Ngaur), jeder unter einem kleinen Fürsten, von dem wieder eine Zahl Rupak (in

Korror 20) abhängen. Diese Staaten sind in zwei grosse Verbindungen vereinigt, die sich stets feindselig behandeln; die eine, Erekeldau, zu der 7 Staaten, Korror und alle südlicheren Inseln nebst Kaiangel, gehören, hat durch die Begünstigung der Europäer seit Wilsons Zeit das Uebergewicht gewonnen und die Macht der anderen, Artingal, die 4 Staaten in Baobelϑaob umfasst, und an deren Spitze der Staat Malegoyok steht, sehr geschwächt, 7 Staaten in Baobelϑaob sind neutral, allein dem ersten Bunde geneigt. Die Fürsten wie die Rupak haben in jedem Staate besondere Titel und die letzten eine bestimmte Rangordnung; in Korror heisst der Fürst Aibaϑul (Wilsons Abbathulle), in Malegoyok Jraklang; die Würde des Fürsten mag häufig erblich sein, aber nur durch Anerkennung von Seiten der Rupak gilt er für eingesetzt. Die Districte (pelu) stehen unter der Leitung der oberen Rupak, die niederen führen die Befehle derselben aus und werden als diplomatische Boten gebraucht. Aber das Merkwürdigste und Eigenthümlichste ist, dass dieser Regierung noch eine andere der Frauen gegenübersteht, ebenfalls mit besonderen Titeln, wie in Korror die Frau, welche die erste Stelle einnimmt, Pilung heisst, die an der Spitze der niederen Häuptlinge steht, die man Rupakeldil nennt, und mit diesen zusammen die Ordnung unter den Frauen erhält und Recht spricht ohne eine Einmischung der Männer, eine Einrichtung, die im Ocean nirgends sich wiederfindet. Lamoliork hängt von Yap ab, die kleinen Inseln S. von Palau haben besondere Häuptlinge mit dem Titel Ratulweli, in Tobi sollen sie ganz fehlen.

Dass es bei dieser Ordnung der Dinge doch hauptsächlich auf den persönlichen Einfluss der Herrschenden ankommt, begreift sich leicht. Nur dem gemeinen Mann gegenüber ist die Macht des Königs und der Häuptlinge absolut. Der König hat auch mit der Regierung seines Landes wenig zu thun. In Ponape ist sie besonders einem sogenannten ersten Minister überlassen, der, obschon er nicht zu den oberen Häuptlingen gehört, doch von grosser Bedeutung ist; in Palau ist der erste der grossen Rupak, der auf den König folgt, (sein Titel ist in Korror Iraikalau, [Wilsons Arrakooker], in Malagoyok Nirugunir), gewissermaassen eine Art Mitregent und steht dem Könige an Ansehn wenig nach; gewöhnlich schliessen sich die übrigen Rupak ihm oder dem Könige an, und es ist in diesem Hader der Adelsfactionen bis zur Entsetzung des Königs und der Wahl eines anderen gekommen. Die Verwaltung

der Districte ist in allen Inseln in den Händen der Häuptlinge, die ihnen vorgesetzt sind; nur in sehr wichtigen Angelegenheiten entscheidet der König allein oder beruft die Häuptlinge zu Versammlungen (Kildybl in Palau), die dann die letzte, vom Könige bekannt gemachte Entscheidung geben, aber bei irgend einem Schwanken den Willen der Götter durch die Priester zu erforschen suchen. Der König bezieht vom Volke gewisse Tribute, welche die Districtsverwalter einziehen und abliefern; in Ponape erhält er stets die Erstlingsfrüchte des Brodfruchtbaums wie alles, was in einem neuen Netz gefangen wird, in Kusaie sind gewisse Lebensmittel, (Kokos, die besten Bananen, gewisse Fische), den Vornehmen vorbehalten. Bei Vergehen verhängt der Häuptling in seinem Districte Strafen, selten und nur in wichtigen Fällen der König oder nach Befinden die Versammlung der Häuptlinge; sie bestehen gewöhnlich in Geldstrafen, Verurtheilung zum Tode ist sehr selten, wer nicht zahlen kann, flieht in einen andern District oder Staat. Ueberall geht bei einem Todesfalle das Erbe, aber nur der Würden und Aemter, die in der Verfassung des Staates begründet sind, auf den nächsten Bruder des Gestorbenen und erst, wenn diese alle gestorben sind, auf den Sohn über, aber das Familiengut erbt der Sohn sogleich, für dessen Stellung seinen Brüdern gegenüber der Rang der Mutter entscheidend ist.

Endlich ist noch eine Einrichtung zu erwähnen, welche die Karolinier mit den Chamorro gemein haben, und von der sich Spuren unter den Polynesiern, ja selbst unter den Melanesiern zeigen. In Kusaie findet sich ausser der Abtheilung des Volks in Stände noch eine andere in gewisse Classen, deren Lütke drei nennt, Penneme, Ton und Lischenge [18a]), zu denen Vornehme wie Gemeine gehören; die Bedeutung derselben, die offenbar mit den sogenannten Clans in den Marshallinseln identisch sind, ist den Beobachtern hier zu verstehen nicht gelungen. Wahrscheinlich steht hiermit die Institution in Ponape in Verbindung, die man Θiamoru nannte, eine Verbindung von Männern, deren in jedem Districte eine besondere bestand, und zu der alle Häuptlinge von selbst gehörten, andere von ihnen hinzugezogene erst nach einem langen Noviziat und besonderen Prüfungen aufgenommen wurden. Sie zerfielen in verschiedene Grade, und das äussere Kennzeichen der Verbündeten bestand darin, dass sie bei dem Tode eines von ihnen das Haar absengen mussten; ihre Zusammenkünfte hielten sie in einem Hause,

das von hohen Steinwällen umgeben war [18b]), wo sie die Novizen aufnahmen, Feste feierten u. s. w. Eine ganz ähnliche Einrichtung besteht auch in Palau, die von den Europäern Clubs genannten Verbindungen, (im südlichen Palau Kaldebekel, im nördlichen Klöbbergoll), die ebenfalls aus Vornehmen und Gemeinen zusammen gesetzt sind, von denen aber sich eine klare Vorstellung zu machen nicht leicht ist. Die obersten Rupak bilden mit ihren Anhängern besondere Clubs der Art, ausser diesen bestehen noch andere [19]), jeder unter einem Anführer, der immer einer vornehmen Familie anzugehören scheint, sie sind genöthigt, gewisse Arbeiten gemeinsam zu unternehmen und bilden im Kriege förmlich gesonderte Regimenter. Sie besitzen ihren Mittelpunkt in den schon [20]) erwähnten Häusern, die Bai heissen, in denen sie alle vereint die Nächte verbringen, während sie bei Tage ihren Geschäften nachgehen, ihr Einfluss ist so bedeutend, dass sie sogar auf eigene Faust Kriegszüge unternehmen können, und selbst die mächtigsten Rupak vor den Nachstellungen eines gekränkten Kaldebekel nicht sicher sind. Freiwillig schliessen sich ihnen Mädchen an, ohne dass die Zuchtlosigkeit im Verkehr mit den Gliedern dieser Verbindungen ihnen als Schande angerechnet würde.

Dass bei dieser Menge der Staaten Kriege häufig sind, kann nicht auffallen; allein sie beschränken sich auf die Bewohner der höheren Inseln, die der flachen und auch die von Kusaie sind sehr friedliebend, in manchen Inseln scheinen sie sogar keine Waffen zu besitzen. In Ponape sind Kriege zwischen den einzelnen Stämmen nicht selten; sie führen zu Plünderungen der Dörfer, deren Fruchtbäume jedoch verschont werden. Ebenso sind die Bewohner von Ruk und Yap sehr kriegslustig; in Yap werden die Leichen der im Kampfe Erschlagenen vor dem Hause des siegreichen Häuptlings ausgestellt, dann aber den Verwandten der Todten zurückgegeben. In Palau kamen früher allgemeine Kriege zwischen den Staaten vor, an denen Theil zu nehmen jedermann verpflichtet war; allein in neueren Zeiten beschränken sie sich auf heimliche Raubzüge, die mit der Ermordung eines hinterlistig überfallenen Feindes enden, der Kopf desselben, der als Trophäe gilt, wird von dem Sieger in den befreundeten Districten dem Volke in Kriegstänzen zur Schau gestellt, wofür der District eine Geldsumme zahlt. Friedensanerbietungen macht man in Ponape durch Uebersendung einiger Kawawurzeln. Die wichtigste ihrer Waffen ist die Schleuder aus

Kokosfasern, die sie (in Lukunor und Ruk) gewöhnlich um den Kopf gewickelt tragen und sehr geschickt brauchen; dann haben sie lange, starke Speere aus Kokosholz mit Spitzen von hartem Holz, Haifischzähnen, Knochen, auch leichtere Wurfspiesse mit Rochenstacheln, (in Yap werfen sie sie angeblich [21a]) mit Hülfe eines rinnenförmigen Stückes Bambus, was an die Kampfesweise der Australier erinnert), schwere, hölzerne Keulen und an manchen Orten bereits Flinten und lange eiserne Messer [21b]). Zeichen giebt man im Kampf mit der Muscheltrompete.

Was das gesellschaftliche Leben der Karolinier betrifft, so herrscht bei ihnen Polygamie, die Zahl der Frauen ist nur durch die Mittel der Einzelnen beschränkt. Die Werbung geschieht durch Darbieten von Geschenken; bei der Schliessung der Ehe erfolgen keinerlei Feierlichkeiten, der Bräutigam macht den Aeltern der Braut Geschenke, den Verwandten wird ein Fest gegeben. Hindernisse der Verheirathung durch Verwandtschaft giebt es nicht; es sollen sogar Ehen zwischen Geschwistern vorkommen [22]). Die Ehen werden auch leicht geschieden, ausser wenn die Frau höheren Standes ist. Unverheirathete Frauen geniessen ihre Freiheit nach ihrem Belieben; allein die Ehe wird für heilig gehalten, die Frauen sorgfältig und eifersüchtig behütet. Dafür ist auch die Lage derselben besser als in irgend einem polynesischen Archipel; sie werden geehrt und geachtet und erfreuen sich in Palau sogar einer so bevorzugten Stellung wie in keiner anderen dieser Inseln. Der Kindermord wird ausser bei den samoanischen Bewohnern von Nukuwor nirgends geübt.

Vergnügungen lieben die Karolinier sehr, vor allem leidenschaftlich Tänze, die sich durch Präcision und Genauigkeit auszeichnen; häufig brauchen sie dabei Stöcke, mit denen sie gegen einander schlagen, wie sie auch zu Zeiten den Takt durch Zusammenschlagen der Hände oder Schlagen der Schenkel mit der Hand bezeichnen. Häufig gehen die Tänze in mimische Vorstellungen über, in denen sie bestimmte Ereignisse darzustellen sich bemühen. Beide Geschlechter tanzen; nur in Kusaie ist den Frauen die Theilnahme daran nicht gestattet. Auch die religiösen Festlichkeiten werden mit Tänzen begleitet, zu denen der Tanz Ruk in Palau gehört. Sie begleiten die Tänze einzig mit Gesang; die Lieder, die häufig extemporirt werden, und in denen sie die Erinnerung an vergangene Ereignisse erhalten, sind nicht unharmonisch, in Palau sind sie in Strophen getheilt, ein Vorsänger singt vor,

während der Chor einfällt. Musikalische Instrumente fehlen fast überall; nur in Ponape haben sie eine mit der Nase geblasene Bambusflöte und eine Trommel aus einem ausgehölten, an beiden Enden mit Haifischhaut überzogenen Stück Holz, das sie mit den Fingern schlagen. Aber in allen Inseln ist die Muscheltrompete im Gebrauch, nicht bloss bei Kriegszügen, auch bei religiösen Festen.

Was ihre Kenntnisse betrifft, so haben sie eine Art Chronologie und theilen in den centralen Inseln das Jahr in zwei Theile Hetang, die Regenzeit, und Rag, die Trockenzeit, jeden derselben aber angeblich in 5 Monate, die doch Mondmonate sein sollen, den Monat aber in 30 Tage (oder, wie die Polynesier, Nächte), die besondere Namen führen [23]). Sie verstehen es, Wunden ziemlich geschickt zu heilen, wenden den Aderlass an und kennen die Heilkräfte mancher Pflanzen; allein die Priester nehmen öfter ihre Zuflucht zur Anrufung der Götter. In den centralen Inseln giebt es eine Art Aerzte, die für ihre Kuren belohnt werden. Bei dem Geschick der Bewohner der niedrigen Inseln als Seeleute ist es begreiflich, dass sie die Gestirne, nach denen sie sich bei Seefahrten richten müssen, abgetheilt und besonders benannt haben; auch haben sie eine Art Windrose erfunden, indem sie den Horizont in 4 Theile nach den Hauptwinden, die Zwischenräume wieder in je 7 Theile theilen [24]).

Die nationale Art des Grüssens ist das bekannte Nasen. Auch die polynesische Sitte, dass sich zwei Männer zu inniger Freundschaft (in Palau Sakalik) verbinden, ist verbreitet; in Ulie allein geht sie so weit, dass der eine Freund dem anderen bei einem Besuche selbst seine Frau anbietet. Das damit zusammenhängende Vertauschen der Namen kommt in den östlichen und centralen Inseln vor. Mittheilungen werden (in Palau) durch Bänder mit einzelnen Knoten [25]), (in Ponape) durch Zusendung von Blättern gemacht, die an der Spitze verschieden umgebogen sind, um Verschiedenes dadurch anzuzeigen. Freude und Billigung bezeichnen sie in Kusaie durch Schlagen mit der rechten Hand gegen den linken Arm. Feste sind häufig, so bei jedem Besuch, den ein Häuptling einem anderen macht; in Ponape bereiset der König jährlich alle Dörfer seines Gebietes und wird dabei von den Bewohnern eines jeden mit einem grossen Feste bewirthet. Spiele haben sie mehrere, so in Kusaie eines, das im gleichzeitigen Zusammenschlagen der Hände

mehrerer Spielender besteht; in den centralen Inseln sind Hahnenkämpfe beliebt. Sie pflegen kreuzweis zu sitzen und ersteigen Kokospalmen durch Umbinden der Füsse mit einem Strick.

Sprachen sprechen die Karolinier wahrscheinlich 6. Eine wird in Kusaie, eine zweite in Ponape gesprochen; in den centralen Inseln, zugleich in Uliϑi, Fais und, wie es scheint, auch in den kleinen Inseln S. von Palau herrscht im Wesentlichen dieselbe Sprache, in Yap und Palau zwei verschiedene. Eine sechste ist endlich die samoanische Sprache in Nukuwor. In wie fern diese Sprachen bei aller Verschiedenheit der Wortstämme doch im Bau mit einander übereinstimmen, lässt sich jetzt noch nicht beurtheilen. In Ponape giebt es auch eine von der Volkssprache abweichende, die bei religiösen Ceremonien gebraucht wird.

Die Bewohner der flachen Inseln wenigstens sind ein Handelsvolk, wie es im Ocean kein zweites giebt. Sie treiben zunächst unter sich selbst lebhaften Verkehr, indem die Bewohner einzelner Inseln die natürlichen Producte wie die Erzeugnisse der Industrie an andere absetzen; so führt Ulie vor allem Boote, Yap Curcuma, Schleifsteine, Bambus, Ruk Matten und Zeuge u. s. w. nach anderen Inseln aus. Eben so lebhaft ist der Verkehr mit den Schiffen der Europäer, denen sie Lebensmittel und Geräthe aller Art für Eisen und eiserne Werkzeuge, Waffen, geistige Getränke, Zeuge, Tabak, Flaschen u. s. w. liefern. Da aber dieser Verkehr mit zufällig herkommenden Schiffen dem Bedürfnisse nicht genügte, so haben sie 1788 den Seeweg nach den Ladronen entdeckt und besuchen seitdem Guahan jährlich in ganzen Flotten (besonders von Ulie, Lamotrek, Satawal), wo sie vor allen Dingen Eisen und eiserne Geräthe gegen Boote und andere Producte ihres Kunstfleisses absetzen, ein Verkehr, der für die schwächliche spanische Niederlassung eine noch grössere Bedeutung hat als für sie, und aus dem die blühende karolinische Niederlassung in Saypan hervorgegangen ist. In ähnlicher Weise haben sie jetzt auch angefangen, die Philippinen zu besuchen, an deren Küsten sie Perlen fischen[26]. Endlich haben in neuerer Zeit europäische Kaufleute einen lebhaften Verkehr namentlich mit den Bewohnern von Yap und Palau begonnen, von denen sie Tripang und Kokosöl eintauschen; auch hat das zu Niederlassungen einzelner Europäer auf diesen Inseln geführt, vor allem haben sich viele in Ponape angesiedelt, das die Walfischfänger der Lebensmittel halber sehr stark

besuchen, und wo auch Tripang und Schildpatt von Kaufleuten eingehandelt wird.

Dieser Verkehr ist bis zetzt noch Tauschhandel, Geld ist noch wenig bekannt, Messer und noch mehr Tabak vertreten besonders seine Stelle. Allerdings besitzen die Bewohner, besonders der westlichen Inseln, eine Art Geld, das jedoch nicht als Handelsmedium, sondern zu politischen Verhandlungen dient und als Geschenk oder Busse gegeben wird, die zu erlegen ist, ganz wie in manchen Theilen Polynesiens, namentlich in Viti, die Kaschelotzähne gebraucht werden. In Palau besteht das Geld (Audou), dem die Sagen des Volks einen mythischen Ursprung geben, aus Stückchen geschmolzener Erde, Porzellan, Email oder Glas, die in regelmässigen Figuren geschliffen und meist durchbohrt sind; sie können jetzt von den Einwohnern nicht mehr hergestellt werden, wenn sie es auch mit dem Glase unserer Flaschen nachmachen, der Werth der einzelnen Stücke ist für jedes ein besonderer, bei den kleinen durch den Gebrauch festgestellt, bei den grossen nur angenommen und oft ausserordentlich bedeutend. In Yap dienen als Geld grosse, runde, in der Mitte durchbohrte Stücke eines krystallinischen Kalkspaths, den die Bewohner in Palau finden und bearbeiten, und deren Werth hauptsächlich wohl auf der beschwerlichen Transportirung der schweren Stücke auf ihren schwachen Booten beruht; auch haben sie eine Art kleineres Geld aus thalergrossen Stücken desselben Gesteins oder an Bändern geknüpften Muschelschalen[27]), wie die Bewohner von Ponape ein ganz ähnlichhes.

Die Verbindungen der Karolinier mit den Europäern sind bis jetzt noch beschränkt geblieben und hauptsächlich aus den Handelsbeziehungen hervorgegangen, die zwischen beiden bestehen. Einzig in Ponape haben sie zu einer etwas bedeutenderen Niederlassung von Europäern geführt, die jedoch noch keinen wesentlichen Einfluss auf die Bewohner gewonnen haben. Auch die Missionare haben ihnen ihre Sorge zugewendet. Schon im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts unternahmen katholische Geistliche ihre Bekehrung, allein die Versuche derselben, von den Philippinen aus 1710 in den Andreasinseln und von Guahan aus 1731 in Uliϑi das Christenthum zu verbreiten, schlugen fehl. Jetzt haben sich 1852 die amerikanischen Missionare von Hawaii in Kusaie und Ponape niedergelassen und Missionsstationen gegründet[28]); ihre Anstrengungen sind nicht ohne Erfolg geblieben, ihre Fortschritte auch bis jetzt

nur langsam, doch stetig gewesen, sie haben auch vor Kurzem eingeborene Lehrer auf einige der flachen Inseln im S. von Ruk angestellt.

DRITTER ABSCHNITT.

Der Archipel der Ladronen (Marianen).

ERSTES KAPITEL.

Die Ladronen (Marianen).

Dieser Archipel ist der erste, den die Europäer im Ocean entdeckten, als Magelhaens 1521 den 6. März die beiden südlichsten Inseln desselben erblickte, zwischen denen er hindurchfuhr. Darauf ist er von den Spaniern auf den Fahrten nach den Philippinen häufig besucht, später in Besitz genommen worden, ohne dass dadurch die Kenntniss der Inseln etwas gewonnen hätte. Die neuere Erforschung derselben begann mit den Reisen von Anson 1742, Byron 1765, Wallis 1767 und Crozet 1772[1]); diesen ist eine Reihe von anderen Seefahrern gefolgt, die jedoch fast ausschliesslich nur Guahan besucht und geschildert haben, bedeutende Erweiterungen unserer Kenntnisse verdanken wir hauptsächlich nur zwei derselben, Freycinet 1829 und dem spanischen Capitain Sanchez y Zayas 1865[2]).

Die Ladronen sind eine Kette von Inseln, die sich in 145 bis 146° O. Lge. von 13 bis 21° N. Br. 120 M. lang in der südlichen Hälfte gegen NNO., in der nördlichen gegen N. ausdehnt. Die Zahl der Inseln beträgt 15, von denen nur eine, die südlichste, grösser, die übrigen klein sind; ihr Flächeninhalt ist etwa 19 bis 20 QM. Von dem ersten Entdecker und seinen Gefährten haben sie verschiedene Namen erhalten, von denen der gewöhnlichste die Ladronen, die anderen Islas de las velas latinas und S. Lazarusarchipel ist. Galvaom nennt sie noch Jardines und Prazeres; aber der officielle Name der Spanier, der, als sie 1668 die Inseln in Besitz nahmen, aus dem Namen der Königin Maria Anna von Oesterreich, der Wittwe des Königs Philipp IV., gebildet ist

und den der Ladronen zur Ehrenrettung des Volkes ersetzen sollte, ist die Marianen.

Die südlichen Inseln des Archipels sind die niedrigsten, über ihrem ebenen, hügeligen Boden erheben sich nur hier und da einzelne kleine Berge; dagegen sind die nördlichen bergig, wenn auch die Höhe der Gipfel nicht bedeutend ist, die höchsten erreichen kaum 800 M. Höhe. Das Gestein ist in den südlichen Inseln überwiegend Madreporenkalkstein, der über dem Meeresspiegel erhoben ist; dazwischen finden sich, besonders in Guahan, vulkanische Gesteine, welche die Erhebung des Kalksteins erklären. Die nördlichen Inseln sind dagegen ganz von vulkanischer Bildung; es fehlt ihnen auch nicht an thätigen Vulkanen, und Erdbeben sind nicht selten und richten zu Zeiten starke Verheerungen an. Die Küsten der südlichen Inseln sind mehr oder weniger von Küstenriffen umgeben, die der nördlichen dagegen frei davon, Häfen nur selten. Alle Inseln sind grösstentheils dicht bewaldet; die Vegetation ist selbst im Vergleich mit der der Molukken und Philippinen noch reich und glänzend und schliesst sich eng an die der indischen Inseln, namentlich der Philippinen an, die politische Verbindung mit diesen hat (wenigstens in Guahan, auf welche Insel unsere Kenntnisse von den natürlichen Producten des Archipels fast allein beschränkt sind), die Einführung vieler Pflanzen von dort zur Folge gehabt, die häufig auch verwildert sind. Kryptogamen aller Art sind bei der Feuchtigkeit des Klimas sehr häufig, ebenso Gräser, (die Europäer fanden Zuckerrohr und Reis bereits vor), und Cypereen; Palmen sind ursprünglich nur in zwei Arten, (Cocos und Areca)[3]); von anderen Pflanzenfamilien sind Orchideen, Urticeen, Euphorbiaceen, Synanthereen, Leguminosen, Malvaceen, Rubiaceen, Apocyneen u. s. w. besonders vorherrschend. Die Nahrungspflanzen sind die gewöhnlichen des Oceans, zu denen noch mehrere aus den Philippinen eingeführte gekommen sind.

Die Fauna der Ladronen hat im Ganzen wenig Eigenthümliches, sie gleicht am meisten der der Karolinen, steht aber dieser an Mannigfaltigkeit und Abwechslung noch nach. Landthiere giebt es ursprünglich von Mammalien nur denselben Pteropus, der sich auch in den Karolinen findet, und die Ratte in zahllosen Schwärmen; Schweine besassen die alten Einwohner[4]), alle übrigen Hausthiere sind jetzt eingeführt und zum Theil verwildert, sogar Rehe haben die Spanier aus Luzon nach Guahan gebracht. Vögel sind

häufiger, doch nicht so viel als in den Karolinen. Von Landvögeln kennt man einige 20 Arten, von denen mindestens ein Drittel mit den karolinischen identisch ist; von Raubvögeln ist ein Falk und eine Eule, 6 Arten Tauben, ein Rabe, das Haushuhn zahm und wild oder verwildert, ein Megapodius (M. Laperousei), den die Einwohner früher gezähmt haben sollen, und der sich jetzt in den beiden südlichsten Inseln nicht mehr findet, die Collocalia, Calamoherpe und der Todiramphus der Karolinen; auffallend ist, dass es keine Papageien giebt. Von Reptilien sind einige Eidechsen und eine in den indischen Inseln weit verbreitete Schlange (Typhlops braminus)[5]; Insecten sind sehr wenig, besonders Coleopteren, (einige Schmetterlinge, Moskiten und Fliegen, beide sehr lästig, mehrere Arten Ameisen, Heuschrecken, Spinnen, Skorpione, Skolopondern). Viel zahlreicher sind die Seethiere, von Mammalien Delphine und Walfische, Seevögel nur gegen 15 Arten und fast nur die gewöhnlichsten des Oceans, 2 Arten Seeschildkröten, Fische sehr mannigfaltig und verschiedenartig, wenn auch nicht in dem Grade wie in den Karolinen, Crustaceen in grosser Zahl und von vielen Arten, auch Mollusken und niedere Thiere in Menge.

Das Klima ist gesund und im Vergleich zu dem der Philippinen gemässigt und erfrischend; die jährliche Mitteltemperatur scheint in Guahan etwa 27° C. zu betragen, die Schwankungen sind nicht bedeutend. Das Jahr zerfällt in eine Trocken- und eine Regenzeit, welche letzte hier Winter heisst, ob sie gleich die heisseste ist; allein die Feuchtigkeit ist über das ganze Jahr ziemlich gleichmässig vertheilt, und auch in der Trockenzeit fallen häufig Regen, die jeder Wind bringt, der Unterschied gegen die Regenzeit liegt nur in der kürzeren Dauer und geringeren Heftigkeit der Regengüsse. Diese Theilung hängt mit den Winden zusammen. In der Trockenzeit weht der Nordostpassat, der überwiegend schönes, trocknes Wetter bringt, vom October bis in den Mai; in den übrigen 4 Monaten wird er nicht selten von Winden aus NW. und SW. unterbrochen, welche von vielem Regen begleitet sind, während Orkane und Gewitter nicht häufig vorkommen. In dem Meerestheile, der die Inseln von den Philippinen trennt, und den die Spanier Golfo de las Marianas nennen, nimmt je weiter nach W. der Südwestwind an Dauer und Kraft zu, allein der Südwestmusson der indischen Inseln tritt erst in der Nähe der Küste von Luzon ein.

Ein breiterer Kanal in 16° Br. trennt die Ladronen in einen südlichen und einen nördlichen Theil, welchen letzten die alten Einwohner Gani nannten.

A. Die südlichen Inseln. Diese, jetzt die allein bewohnten, sind zusammen 5.

1. Guahan, (nach spanischer Schreibart Guajan, bei den Seefahrern Guam, S. Juan der alten spanischen Karten, bei den Karoliniern Wagol oder Ual), die grösste und bedeutendste aller Inseln, hat 7½ M. Länge gegen SSW., 1 bis 3 M. Breite, gegen 19 M. Umfang und einem Inhalt von fast 7 QM. Ihre Küsten sind gewöhnlich steil und felsig, an beiden Seiten mit Korallenriffen eingefasst und haben einige Ankerplätze an der Westseite. Das Innere ist mässig hoch und erscheint in der Ferne ebener, als es wirklich ist. Der Boden ist fruchtbar, die Vegetation reich und üppig, von den Rhizophoren des Strandes an bis auf die höchsten Spitzen verbreitet; manche Stellen im Innern sind jedoch waldlos, andere thörichter Weise des Waldes beraubt und darauf mit Dickicht und Gebüsch überwachsen. Die Insel könnte alles in grossem Maasse liefern, wenn nicht die Trägheit und Armuth der Bewohner und die Maassregeln einer unverständigen Regierung alle Fortschritte der Cultur hemmten. Das Gestein ist im nördlichen Theile Madreporenkalkstein, der niedrige, über einander sich erhebende Plateaux bildet und nur an einer Stelle (in dem Hügel bei S. Rosa) von vulkanischem Gestein durchbrochen ist; südlich von der 1 M. breiten Enge zwischen Agaña und dem C. Tahugan an der Ostküste treten überwiegend vulkanische Felsmassen auf, Basalt, Tuffe, verschiedene Laven[5]), zwischen denen sich an mehren Stellen Kalklager finden. Diese vulkanische Bildung ist ohne Zweifel submarin entstanden und von Kratern keine deutliche Spur. Der Nordtheil der Insel ist trocken und wasserarm, weil das Regenwasser sich in den Spalten der Kalkfelsen verliert; im südlichen Theil hat die unkluge Ausrottung der Wälder schon viel geschadet und die früher stärkeren Flüsse zum Theil in schwache Bäche verwandelt, doch kann die Bewässerung noch immer für reichlich gelten.

Die Ostküste der Insel ist steil und felsig, trockner und gesunder als die westliche. Sie geht von dem Nordcap, C. Ritidian (13° 39′ Br., 144° 53′ Lge.), nach SO. bis Patai an der Ostspitze, grösstentheils von Riffen eingefasst; südlicher wendet sie sich nach SW. bis zu dem Südcap, C. Manello, in dieser Strecke hat sie nur

an einzelnen Stellen Küstenriffe. Dem Ostwinde ausgesetzt, ist sie grösstentheils ganz schutzlos; einige kleine Baien sind von Riffen angefüllt oder lassen nur Boote zu, doch bildet die Bai von Tarafofo einen sicheren, wohl geschützten Hafen, der nur darum nicht besucht wird, weil die Umgegend fast unbewohnt ist. 8 M. SW. von dem Südcap der Insel liegt die Bank S. Rosa, die aber die Schifffahrt nicht zu hindern scheint. Die Westküste, welche durch glänzendere Vegetation sich vor der Ostküste auszeichnet, ist fast durchweg mit Küstenriffen besetzt, welche die kleinen Baien ausfüllen, die meistens ausserdem keinen Schutz gegen die Westwinde haben; einige sind jedoch zu Ankerplätzen wohl geeignet. Der südlichste ist die Bai von Merizo, die nur kleine Schiffe aufnimmt und einen sehr schmalen Zugang durch das Riff hat, nördlicher folgt die Bai von Umatak, die aber nur eine gegen W. offene Rheede bildet, (vor ihr liegt die kleine Insel Daneono oder Kokosinsel, obschon sie keine Palmen trägt). Weiter im N. ist die weit vorspringende Halbinsel Orote, die mit dem C. S. Carlos, dem Westcap der Insel, endet, und an ihrer Nordseite die Bai S. Luis de Apra (oder Caldera), ein schöner, wohl geschützter Hafen, dessen Zugang zwischen Orote und der nördlich davon liegenden Insel Apapa (oder Ziegeninsel) durch gefährliche Riffe beschwerlich ist. Endlich ist $1^1/_2$ M. nördlicher der kleine Hafen Agaña, den ein durch einen schmalen Kanal durchbrochenes Riff bildet, und der nur kleine Schiffe zulässt; an ihm liegt am Fusse hoher Hügel die Hauptstadt der spanischen Colonie, S. Ignacio d'Agaña, ihr Südcap ist C. Adelup (Punta del Diablo).

Der ganze Nordtheil der Insel ist ein ebenes, mit dichten, schwer durchdringlichen Wäldern bedecktes Land, das steil zur Küste abfällt und bis auf den Hügel von S. Rosa ohne Berge. Erst im S. der oben erwähnten Enge bei Agaña beginnt das Bergland, das den südlichen, vulkanischen Theil der Insel einnimmt und in der Mitte aus einer Art hügeligen Hochlandes zu bestehen scheint, das zum Theil grosse, baumlose Savannen trägt, während die Berge und ihre Abhänge mit dichten Wäldern bedeckt sind. Nach der Ostküste ist die Senkung dieses Hochlandes sanft und allmählich; dagegen erheben sich an seinem nördlichen und westlichen Rande kleine, kegelartige, durch Thäler von einander getrennte Berge, die sich von Agaña aus theils nach S. längs der Küste, theils nach O. quer durch die Insel hinziehen, und unter

denen die bedeutendsten der dreispitzige, schwer ersteigliche Ilikiu (Vigie d'Umatak) bei dem gleichnamigen Dorfe von gegen 500 M. Höhe und der Tinkiu (Tenju) von gegen 400 M. Höhe bei S. Cruz an der Caldera sind.

2. Rota, (eigentlich Luta, auch Sarpana, auf alten Karten S. Anna), hat 3 M. Länge, 1½ M. Breite, 8 M. Umfang und 3½ QM. Inhalt; sie wird von Guahan durch einen 7½ M. breiten Kanal getrennt, der in seinem nördlichen Theile durch die Bank Antupis gefährdet ist, welche grosse Schiffe vermeiden müssen. Die Insel besteht ganz aus Madreporenkalkstein, der hier zu viel grösserer Höhe erhoben ist als in Guahan; der Boden ist überaus fruchtbar und grösstentheils mit dichten, schwer durchdringlichen Wäldern bedeckt. Ringsum sind die Küsten von Korallenriffen umgeben, die beiden Ankerplätze bei den Dörfern Sosonlago und Sosonhaya daher schlecht und gefährlich. Ein flacher, sandiger Isthmus, auf dem jene Dörfer liegen, verbindet im S. eine kleine Halbinsel, die mit dem Südcap, C. Taipingon (14° 5' Br., 145° 8' Lge.), endet, mit der Hauptmasse der Insel; in dieser erhebt sich über der Ebene, die ihren Südtheil einnimmt, der höchste Berg[6]), der sich von dem tafelförmigen Gipfel in breiten Stufen allmählich zur Küste herabsenkt.

3. Aguigan, (S. Angel der älteren Karten, 14° 54' Br., 145° 33' Lge.) 11 M. NNO. von Rota und 1½ M. SW. von Tinian ist eine kleine, wüste, unbewohnte Insel von ¾ M. Länge, ein nach allen Seiten mit schroffen Wänden abfallender Fels, dessen Abhänge nur in zwei Schluchten an der Westseite erklettert werden können; dennoch ist der Abhang bis auf den Gipfel mit dichten Bäumen bedeckt, unter denen einzelne Kokos sind.

4. Tinian, (auf älteren Karten Buenavista), hat 2½ M. Länge, 1 M. Breite, 7 M. Umfang und 3 QM. Inhalt und wird durch einen fahrbaren Kanal von Aguigan getrennt. Sie ist niedriger und ebener als die übrigen Inseln, das Gestein durchaus Madreporenkalk, der hier und da kleine Hügel und kleine Berge bildet, der Boden reich und fruchtbar. Nur auf den Hügeln hat sich die ursprüngliche Waldvegetation erhalten, auf den Ebenen ist sie zerstört und diese jetzt mit dicht verwachsenem Gesträuch und Dickicht bedeckt. Das Klima ist weniger gesund als in den südlicheren Inseln; frisches Wasser findet sich hauptsächlich in einem kleinen See an der Ostküste, (ein zweiter im Nordwesttheil hat salziges

Wasser), und in einem Brunnen der alten Bewohner, der deshalb Pozo de los antiguos heisst. Die Berge der Insel, die sich in breiten Stufen herabsenken und höchstens 120 M. hoch sind, liegen im Südosttheil: der Rest des Landes ist eben. Die Küsten haben fast durchaus steile, felsige Ränder, vor allem die Ostküste, die auch frei von Riffen ist; dagegen wird die Westküste von grossen Korallenriffen begrenzt, die im Südwesttheil im N. des Südcaps, C. Lalo, einen wenig sicheren und durch die Korallenfelsen des Bodens gefährdeten Ankerplatz in der Bai haben, die Anson Tinianroad nannte, und die später den Namen Ansonsbai erhalten hat. An ihr liegt das Dorf Sunharon (14° 59′ Br., 145° 38′ Lge.), dessen Bewohner sich besonders mit der Jagd des zahlreichen, verwilderten Rindviehs beschäftigen.

5. Saypan, (auf den älteren Karten S. Jose), nahe bei Tinian, durch einen gefährlichen, nur $^3/_4$ M. breiten Kanal davon getrennt, hat über 3 M. Länge, $1^1/_2$ M. Breite, 8 M. Umfang und $3^1/_2$ QM. Inhalt. Sie ist höher und anmuthiger als Tinian, fruchtbar und und mit schöner Vegetation geschmückt; das Gestein ist Madreporenkalk, allein der nördliche Theil der Insel enthält vulkanische Berge und in dem sogenannten Pik von Saypan, einem regelmässigen Kegelberge von 300 bis 400 M. Höhe, einen erloschenen Vulkan und einen zweiten ähnlichen $^1/_2$ M. nördlicher. Dagegen ist der ganze Südtheil eben. Die Ostküste zeigt steil abgeschnittene Kalkfelsen in horizontalen Lagern, vor denen sich schmale Küstenriffe hinziehen; im Südosttheil ist die Bai Magicienne, eine offene Rheede, die einen nur gegen den Südwestwind geschützten Ankerplatz bietet. Die Westküste besitzt in dem Hafen von Tanapag einen brauchbaren Hafen, den besten des Archipels nächst der Caldera in Guahan, der durch das grosse, vor der Küste liegende Riff gebildet wird und durch einen schmalen Kanal von der Südseite her zugänglich ist; an seiner Nordseite liegt auf dem Riffe $^1/_2$ M. NNW. vom Nordwestcap von Saypan die kleine Insel Managasa[7]. Südlich von diesem Hafen ist bei dem Dorfe Garapan ein schlechter, gefährlicher Ankerplatz.

B. Die nördlichen Inseln (Gani). Diese jetzt unbewohnten Inseln sind zusammen 10.

1. Farallon de Medinilla, (von Freycinet 1819 benannt[8]), das Bird island des Schiffes Goodhope 1822, 16° 1′ Br., 146° 1′ Lge.), ist eine kleine Insel von $^1/_2$ M. Länge gegen SW., die von geringer

Höhe und oben eben ist, während die Abhänge steil abgeschnittene Madreporenkalkfelsen mit horizontalen Lagern bilden. Nach den grossen Hölen an der Südwestküste hat Freycinet das Südcap Cap des grottes benannt. Von Vegetation zeigt sie keine Spur.

2. Anatagan, (Anataxan, S. Joachim der älteren Karten, 16° 20′ Br., 145° 42′ Lge.) 7 M. NW. von dem Farallon de Medinilla hat etwas über 1 M. Länge und ist eine bergige, vulkanische, mit dichtem Walde bedeckte Insel, deren Küsten steil sind, und die nur in einer kleinen Bai am Südende einen Anker- und Landungsplatz zu haben scheint. Die Berge im Innern erheben sich in 3 Gipfeln, deren einer ein thätiger Vulkan sein soll.

3. Sarigan, (Sariguan, S. Carlos der alten Karten, 16° 40′ Br., 145° 45′ Lge.) 4½ M. NNO. von Anatagan, ist eine kleine Insel von ½ M. Durchmesser, die einen einzigen, kegelförmigen Berg von gegen 600 M. Höhe mit runder Grundfläche und zugerundetem Gipfel bildet, der ganz mit Bäumen bedeckt und ohne Zweifel ein alter Vulkan ist. Anker- und Landungsplatz scheinen ihr zu fehlen.

4. Piedras de Torres (von Zayas, früher Paxaros (Vogelinsel), auch Farallon, Fosters Zelandiabank 1858, 16° 54′ Br., 145° 51′ Lge.) ist eine sehr gefährliche Bank mit 3 kleinen, bis zum Meeresspiegel sich erhebenden Felsen in dem Kanal zwischen Sarigan und Guguan.

4. Guguan, (bei Freycinet Farallon de Torres, S. Felipe der alten Karten, 17° 16′ Br., 145° 52′ Lge.) 9 M. von Sarigan ist eine kleine, hohe Insel von nur ½ M. Länge gegen SSW., deren Abhänge aus steil abgeschnittenen Felsen bestehen, und die selbst an dem weniger hohen Nordende keinen Anker- und Landungsplatz zu besitzen scheint. Sie ist mit dichter Vegetation bedeckt.

5. Alamagan, (bei Freycinet Guguan, Concepcion der alten Karten, 17° 35′ Br., 145° 54′ Lge.) 5 M. N. von Guguan ist eine kleine Insel von ½ M. Länge, eine der höchsten von allen, die sich in mehreren Piks bis zu 706 M. (nach Zayas) erhebt. Zwischen diesen liegt der Krater des Vulkans, der beständig Rauchsäulen ausstösst. Die Abhänge sind an der Ost- und Südseite sehr steil und aus Lavaschichten gebildet, an der Westseite von tiefen Schluchten durchschnitten, die voller Vegetation sind; nach N. und NW. sind sie etwas weniger steil, obschon es auch hier an einem Landungsplatze zu fehlen scheint.

6. Pagan, (bei Freycinet Alamagan, S. Ignacio der alten Karten, 18° 5′ Br., 145° 53′ Lge.) 7½ M. N. von Alamagan ist 2. M. lang und über ½ M. breit und eine hohe Insel, die fruchtbar und sehr anmuthig ist und Hülfsmittel aller Art in Menge, auch schönes Trinkwasser liefert. In der Form gleicht sie zwei Inseln, da ihre Berge in zwei durch ein flaches Thal verbundene Gruppen zerfallen. An der Nordwestseite hat sie in der Howelbai (von Simpson) einen nicht sehr guten Ankerplatz, wo sich auch bei einer Lagune hinter dem Strande landen lässt; ein zweiter Ankerplatz soll an der Südwestseite liegen, und nahe an der Südostspitze liegen 3 hohe, spitze Felsen (Freycinets I. du Sud). Die Berge des Inneren enthalten 3 Vulkane, von denen zwei noch Rauchsäulen ausstössen, der eine, ein kegelartiger Berg, im Nordosttheil, die beiden anderen im Südwesttheil mit offenen Kratern, von denen der jetzt nicht rauchende besonders gross ist. An der Südseite der Insel finden sich heisse Quellen.

7. Agrigan, (oder Grigan, Francesco Xavier der alten Karten, Granger eines neueren Seefahrers, 18° 47′ Br., 145° 44′ Lge.) 10½ M. N. von Pagan, ist 1½ M. lang und über ½ M. breit eine hohe, felsige Insel mit zwei gegen 400 M. hohen Piks, die erloschene Vulkane zu sein scheinen, denn das Gestein der Insel ist Lava und Schlacken, wenn auch kein Krater bekannt ist. Das Meer umher ist gleich am Lande sehr tief, und es giebt nur einen sehr unsicheren Ankerplatz an der Südwestküste einem Sandstrande gegenüber. Der fruchtbare Boden des Landes ist mit dichter Vegetation bedeckt, und die Insel wird jetzt von zahlreichen, von den Spaniern hergeführten und verwilderten Hausthieren bewohnt, deren Jagd wie die Bereitung von Salz die Veranlassung sind, dass sie öfter besucht wird.

8. Assonsong oder spanisch Asuncion, (auch Volcano grande, 19° 41′ Br., 145° 27′ Lge.) 14 M. N. von Agrigan, von ihr durch den Lapérousekanal getrennt[9]), ist eine kleine Insel von kaum 1 M. Länge, die aus einem einzigen, kegelförmigen, nach allen Seiten steil abfallenden Vulkane von 639 M. Höhe[10]) besteht, der auf dem Gipfel einen Krater hat, und dessen Abhänge von tiefen, von Felswänden eingeschlossenen Schluchten durchschnitten werden. La Pérouse fand 1786 den Berg ganz ohne Vegetation und aus kahlen Lavafelsen gebildet und spürte Schwefelgeruch; bei Roquefeuils Besuch 1819 rauchte der Krater, dagegen sah Beechey 1827 den ganzen Berg mit Vegetation

bedeckt, während Zayas 1865 wieder den obern Theil mit Asche bedeckt erblickte. Die Ostseite der Insel ist der dürrste, unfruchtbarste und steilste Theil derselben; an der Nord- wie an der Südspitze liegen einige niedrige Felsen im Meere. An der Westküste ist die Insel weniger steil und hat am Fusse des Berges eine Ebene, die mit schöner Vegetation bedeckt ist und auch Kokospalmen trägt. Das Meer umher ist nahe am Lande schon sehr tief, und Ankergrund findet sich nur auf einer schmalen Bank an der Südwestseite, wo auch ein beschwerlicher Landungsplatz ist.

9. Mangs (oder Tunas[11]), das S. Lorenzo der alten Karten, 20° 6′ Br., 145° 21′ Lge.) ist eine Gruppe von 3 kleinen Inseln, N. von Asuncion, von denen die grösste im W., die zweite im SO., die kleinste im NO. liegt, und die durch brandende Felsriffe mit einander verbunden sind und dadurch einen runden See von über $^1/_2$ M. Durchmesser umschliessen. Die äusseren Abhänge der Inseln sind steil, aber gleichförmig und regelmässig aus rother Lava gebildet, die inneren zeigen die furchtbarste Verwirrung und schwarze, unregelmässige, von tiefen Spalten durchschnittene Felsmassen. Die einzigen Spuren von Vegetation sind einige Flechten auf den Felsen der grössten Insel, und es ist demnach nicht zu bezweifeln, dass die Inseln die Ueberreste des Kraterrandes eines gewaltigen Vulkans sind.

10. Uraccas, (Urak, Marquinas Farallon de Paxaros, Guy von Douglas 1789, Fanny eines neueren Seefahrers, 20° 30′ Br., 145° 10′ Lge.), das die Karten bisher als eine Gruppe kleiner Felsen zeichneten, ist vielmehr eine einzige Insel von fast $^1/_2$ M. im Durchmesser, ein dem Berge von Assonsong ähnlicher Vulkane von gegen 400 M. Höhe, der sich an der Ost- und Nordseite steil und kühn erhebt, an der Südwestseite weniger steil ist, wo am Fusse des Berges sich einige Vegetation, auch Bäume finden, während der Berg sonst dürr und nackt ist. Dass der Vulkan noch thätig ist, beweisen die im Südwesttheil der Insel aufsteigenden, hohen Rauchsäulen, die Zayas gesehen hat. An der Südost- und der Südwestseite liegen noch einige thurmartige Felsen nahe an der Küste, während das Meer übrigens bis nahe an das Land vollkommen sicher ist.

ZWEITES KAPITEL.

Die Chamorro.

Die alten Einwohner der Ladronen heissen bei den Spaniern Chamorro (Indios Chamorros), ein Name, dessen Entstehung nicht bekannt ist[1]). Sie sind unbezweifelt ein mikronesisches Volk, das besonders mit den Karoliniern, in manchen Beziehungen jedoch auch mit den Tagalen von Luzon verwandt zu sein scheint. Die jetzige Bevölkerung ist dagegen ein Gemisch von ihnen und Tagalen; denn bei der reissend schnellen Abnahme der ursprünglichen Bevölkerung ordnete die spanische Regierung 1741 an, dass alle zwei Jahre 5 bis 6 tagalische Familien als Colonisten eingeführt werden sollten, die sich mit den vorgefundenen Bewohnern so vermischt haben, dass sie sich kaum von ihnen unterscheiden lassen, und so besteht jetzt das Volk aus Nachkommen der Chamorro (Indios), die sich in Rota am reinsten und eigenthümlichsten erhalten haben, Tagalen und den aus den Verbindungen zwischen Spaniern und Chamorro hervorgegangenen Mestizen. Spanier sind sehr wenige. In neuester Zeit[2]) ist endlich noch eine Colonie von Karoliniern hinzugekommen, welche von der Regierung in Saypan angesiedelt sind, wo sie das Dorf Garapan gegründet haben, und sich durch Thätigkeit und Energie vor den übrigen Einwohnern sehr auszeichnen; ihre Zahl betrug 1865 424, sie sind allerdings auf Befehl der Regierung getauft, leben aber als vollkommene Heiden und haben selbst die Polygamie noch nicht aufgegeben. Im Folgenden sollen nun vorzüglich die alten Chamorro in ihren Eigenthümlichkeiten geschildert, dabei aber auch auf die jetzige Bevölkerung Rücksicht genommen werden.

Die Zahl der alten Einwohner wird vor der Unterwerfung der Inseln durch die Spanier sehr hoch angegeben; selbst die niedrigsten Schätzungen nehmen 40000 bis 60000 an. Die spanische Eroberung hat schrecklich unter ihnen aufgeräumt; alle Bewohner der nördlichen Inseln wurden gewaltsam in den beiden südlichsten vereinigt, und doch gab die erste Zählung, welche angestellt ist, 1710 nur 3539 Einwohner, die Zahl sank dann immer mehr bis (1741) auf 1816. Von da an ist sie durch die Einführung der Tagalen gestiegen, (1783 gab es 3231, 1803 4303, 1815 5406 Einwohner);

später nahm sie noch schneller zu und betrug 1848 8709, 1856 9500, aber in diesem Jahr raffte eine Pockenepidemie die Hälfte fort, und 1864 gab es erst wieder 5610 Einwohner auf den Inseln Guahan, Rota, Tinian und Saypan, von denen sechs Siebentel in Guahan lebten.

Der Charakter der Chamorro wird nicht ungünstig geschildert. Ihre Freundlichkeit, Zutraulichkeit und Gefälligkeit war trotz der rücksichtslosen Behandlung, die sie von Magelhaens an oft genug von spanischen Seeleuten erfuhren, ausserordentlich; dabei waren sie froh und heiter, freilich auch leichtsinnig, unbeständig, dem Vergnügen im Uebermaass ergeben, und wenn auch im Verkehr unter sich selbst treu und ehrlich, doch gegen die Europäer durchaus nicht. An Muth und Tapferkeit hat es ihnen, wie ihre Unterwerfung durch die Spanier beweiset, nicht gefehlt; ihre Freiheitsliebe war unerschütterlich, sie zogen den Tod der Knechtschaft vor, doch zeigten sie sich in Kriegen nicht unmenschlich. Sie waren stolz, ehrgeizig, hochmüthig, unbezweifelt sind ihre Talente, ihre Geschicklichkeit und Bildsamkeit. Von diesen Eigenschaften hat sich in der jetzigen Bevölkerung wenig erhalten. Diese hat zwar noch die ganze Freundlichkeit und Herzlichkeit der Vorfahren, aber der Frohsinn derselben ist unter dem Druck der europäischen Herrscher verschwunden, damit auch Thatkraft und Energie; ihre Trägheit und Armuth sind grenzenlos, die Unsittlichkeit ist auf eine ausserordentliche Höhe gestiegen. Für ihre geistige Entwickelung ist auch freilich nicht das Mindeste geschehen.

Die körperliche Bildung der alten Einwohner wird sehr vortheilhaft geschildert; sie waren gross, schön und stark gebaut, besonders die Vornehmen, die Frauen nicht hässlich, die Hautfarbe hellbraun oder olivenfarbig, die Gesichtszüge angenehm mit wenig schiefstehenden Augen, mässig hoher Nase und etwas dicken Lippen, das Haar glatt, lang und schwarz. Jetzt hat sich das geändert. Sie sind eher klein, die Männer zwar nicht hässlich, doch an den unteren Gliedern etwas zu kurz, die Frauen dagegen nichts weniger als schön; die Hautfarbe ist auch jetzt noch nicht dunkel, die Augen sind kleiner, der Mund breiter, die Backenknochen hervorstehender als bei den Polynesiern. Krankheiten sollen in alten Zeiten nicht häufig gewesen sein; jetzt sind sie es desto mehr, vor allem Aussatz in verschiedenen Formen erstaunlich verbreitet, dann Dyssenterie, Fieber, die seit 1779 eingeführten Pocken richten

zu Zeiten entsetzliehe Verheeeungen an, dagegen ist die Syphilis selten.

Die Nahrung war stets überwiegend eine vegetabile. Die alten Einwohner lebten besonders ven Reis, aus dem sie in Wasser gekochte Kuchen (hinigsa) und eine Art Suppe (alagan) bereiteten, dann von Brodfrucht, die sie im Ofen backten, auch zur längeren Erhaltung in Löchern in der Erde gähren liessen (bulao), von Wurzeln und Früchten verschiedener Art, Algen und in Zeiten der Noth von Wurzeln wildwachsender Pflanzen; die animale Nahrung bestand besonders aus Fischen und Muscheln, Schildkröten, Fledermäusen, Vögeln. Jetzt dienen noch dieselben Wurzeln und Früchte wie der Reis zur Nahrung, dazu haben die Spanier den Mais eingeführt und die Bereitung des Mehls aus dem Mark der Cycas, das früher nicht benutzt wurde. Auch die animalen Speisen sind dieselben geblieben, doch wird jetzt auch das Fleisch der Rehe und des Rindviehs benutzt und wie das der Schweine eingesalzen oder noch häufiger an der Sonne getrocknet (tasaye), doch mehr zum Handel als zum Gebrauch. Man verbindet die Nahrungsmittel jetzt zu mehrfachen Gerichten und braucht viel Gewürz, besonders Curcuma, bereitet auch Zucker aus dem Saft der Kokospalme. Betel war zu allen Zeiten sehr beliebt, und Tabak wird jetzt allgemein geraucht. Die alten Einwohner kannten kein geistiges Getränk; die Spanier haben die Bereitung von Wein, Branntwein und Weinessig aus Kokossaft und eines Branntweins aus Mais verbreitet. Feuer bereiten sie noch jetzt wie ihre Vorfahren, denen die spanischen Schriftsteller alberner Weise nachsagten, dass sie das Feuer nicht gekannt hätten, durch Reiben von Holzstücken; sie kochten früher in den bekannten Oefen (chanon), jetzt in Töpfen und auf offenem Feuer. Sie haben jetzt täglich drei Mahlzeiten und setzen dabei noch immer wie die alten Einwohner die Speisen auf Matten auf den Boden.

Die Kleidung der alten Chamorro war sehr einfach. Häufig gingen sie ganz nackt, die einzige Tracht war gewöhnlich ein Gürtel aus den Fasern gewisser Pflanzen (bahakui), nur bei Festen und zum Schutz gegen das Wetter brauchten die Männer noch andere Kleidungsstücke, die aus Blättern, angeblich auch aus Wurzelfasern geflochten waren. Auch jetzt gehen die Einwohner noch oft ganz nackt oder höchstens mit dem Gürtel bekleidet, bei festlichen Gelegenheiten tragen sie spanische Kleider. Die Haare

liessen in alten Zeiten die Männer oft lang herabhängen, gewöhnlicher schnitten sie sie bis auf einige Locken ab, bei den Frauen waren sie lang und nach verschiedenen Moden in Knoten geflochten; alles das ist noch immer Sitte, wie auch beide Geschlechter jederzeit aus Pandanusblättern geflochtene Hüte oder statt diesen Kalebassen oder Stücke davon auf dem Kopfe trugen. Sandalen von Palmblättern dienten früher als Fussbekleidung beim Gehen auf Korallenfels; jetzt gehen sie barfuss, nur die Reicheren tragen Schuhe. Von Zierrathen brauchte man in alten Zeiten einen Schmuck an der Stirn von Schildpatt, seltener von Muscheln oder Samenkörnern, lange Halsbänder (alas) aus Schildpatt, Frauen auch ähnliche Bänder (makududu) um die Hüften; jetzt haben sie zu Halsbändern Skapulier oder Rosenkranz, vornehme Frauen auch Ringe in den Ohren und an den Fingern. Die Weise der alten Chamorro, die Zähne schwarz zu färben, ist jetzt abgekommen; Tättowirung scheinen sie niemals geübt zu haben, dagegen ist Salben des Körpers mit Kokosöl stets Sitte gewesen.

Die Häuser der alten Chamorro waren von zwei Klassen. Die eine bestand aus niedrigen, hölzernen Hütten auf dem Erdboden mit Palmblattdächern und keiner anderen Oeffnung als einer Thür, sie dienten zu besonderen Zwecken und als Wohnhäuser nur für die Aermsten; von ihnen haben sich jetzt noch zwei Arten erhalten, die ursprünglich für Wächter bestimmten Sadigani als Aufenthalt der Seesalz bereitenden Männer und die Guma pajo, die sonst Reisenden zum Schutz dienten, als erster Aufbewahrungsort der Erndte. Die eigentlichen Wohnhäuser dagegen (guma saga) standen auf zwei Reihen steinerner Pfeiler, die sich noch in den südlichen Inseln, besonders in Tinian, wo sie Casas de los antiguos heissen, erhalten und nicht selten gerechte Bewunderung erregt haben; sie bestehen aus einer zusammengekneteten Mischung von Sand, Kalk und kleinen Steinen, sind viereckig, steigen pyramidalisch 6 bis 15 Fuss hoch auf und tragen auf der Spitze eine Halbkugel, deren Boden nach oben liegt. Auf diesen lag ein starker Fussboden, in dessen Mitte ein Loch den Zugang gestattete, das Innere des Hauses unter dem tief über die Pfeiler herabreichenden Palmblätterdach war in Zimmer getheilt und diente zum Schlafen und zur Aufbewahrung des Eigenthums; die Hausbewohner hielten sich bei Tage unten zwischen den Pfeilern auf, welcher Raum durch das Dach beschattet und mit Steinen und mit Matten darüber belegt

war. Jetzt sind diese kunstvollen Häuser, die im Ocean nichts Aehnliches haben, ganz ausser Gebrauch; die Häuser der jetzigen Einwohner (rancho) gleichen den europäischen, sind viereckig, von Holz und mit Palmblättern gedeckt und stehen auf niedrigen, hölzernen Pfosten, stets liegt die Küche getrennt daneben, und ein Zaun umgiebt das Ganze. Schon in alter Zeit waren die Häuser zu kleinen Dörfern vereinigt, deren Zahl sehr gross war; 1668 hatte Guahan deren 180, während es jetzt ausser dem Städtchen Agaña nur noch 10 zählt.

Auf den Landbau wandten die alten Einwohner die grösste Sorgfalt; ganz Guahan erschien einem englischen Reisenden im siebzehnten Jahrhundert wie ein Garten. Gegenstände des Anbaues waren besonders Reis, dann einige Knollenpflanzen und verschiedene Fruchtbäume; als Ackergeräthe dienten ein Stock von hartem Holz (dagau) und eine Hacke (akoa), an deren Spitze ein Stein gebunden war, Reis schnitt man mit scharfen Muschelschalen (palok, saïnan dogas) ab und bewahrte ihn in Säcken von Pandanusblättern. Jetzt dagegen ist der Landbau bei der Armuth und Trägheit des Volks, zumal da kein Verkehr besteht, im höchsten Grade vernachlässigt, obschon die Gegenstände des Anbaues sich durch den Einfluss der Spanier vermehrt haben, und Mais und Cycas, dann Tabak, etwas Indigo und Baumwolle gezogen werden; Düngung ist fast unbekannt, zum Bewässern der Gärten dient noch, wie bei den alten Einwohnern, das Herbeitragen des Wassers in langen Bambusröhren. Auch haben die Spanier andere Ackergeräthe und den chinesischen Pflug verbreitet. Dagegen ist die Viehzucht erst in neuerer Zeit entstanden und die Folge der Einführung der Hausthiere; Rindvieh und Schweine werden viel, Pferde, Esel und Maulthiere wenig gezogen, Hühner sind halbwild. Fischfang galt bei den alten Chamorro für eine der ehrenvollsten Beschäftigungen und wurde stark betrieben. Sie brauchten dazu Leinen von Fasern der Kokosnuss, der Banane und des Paritium tiliaceum, Haken aus Schildpatt, Perlmutter, Kokosschale und Knochen, hölzerne, gezähnte Speere (pulus), Netze von verschiedener Form, sehr geschickt und gut geflochten, (sie besassen auch sinnreiche Mittel, Fische herbeizulocken, die sie dann in Netzen fingen), Wehre von Steinen am Ufer (gigau), in welche die Fluth die Fische trieb [4]). Noch jetzt sind manche dieser Werkzeuge in Gebrauch, obgleich sie den Fischfang nicht in ausgedehntem Maasse betreiben. Muscheln

sammeln die Frauen auf den Riffen. Jagd war früher unbekannt, jetzt ist sie eine wesentliche Beschäftigung der Einwohner, die Rindvieh und Hirsche schiessen, Schweine mit Hunden jagen, auch Schlingen zum Fangen der Thiere anwenden. Die Boote der alten Einwohner (sagman), die sogenannten fliegenden Proas, die schon bei der Entdeckung der Ladronen die Aufmerksamkeit und gerechte Bewunderung der Europäer erregt haben, waren übrigens in jeder Hinsicht denen gleich, welche die Karolinier und die Bewohner der Marshallinseln noch jetzt bauen; sie wurden mit Segeln bewegt, waren, wie jetzt noch die karolinischen, gewöhnlich braunroth und schwarz bemalt und wurden, wenn man sie nicht brauchte, auf dem Lande unter Schuppen bewahrt, die auf eben solchen steinernen Pfeilern standen wie die Wohnhäuser. Es gab ihrer mehrere Arten, darunter auch grössere, die nur gerudert wurden (panga), und andere ganz kleine (garaïde). Von allem dem hat sich bei den jetzigen Einwohnern fast gar nichts erhalten. Diese bauen bloss noch die Garaïde, grob und plump aus einem Stamme gehölte Kähne mit Auslegern, die gewöhnlich nur gerudert werden; da sie aber die Küste nicht verlassen können, benutzen sie zu weiteren Fahrten Boote, die sie von den Karoliniern eintauschen. Im Schwimmen und Tauchen sind sie noch jetzt so gewandt wie früher.

Was ihre Industrie betrifft, so bereiteten die alten Einwohner Kokosöl theils durch Kochen, theils indem sie das Fleisch der Nuss faulen liessen; beides geschieht noch jetzt, aber die Spanier haben auch die Oelpresse eingeführt. Zum Färben dienten früher nur Curcuma, um gelb, und eine Mischung von Wasser mit dem Russ verbrannter Kokosschalen, um schwarz zu färben; jetzt werden dazu noch die Wurzel der Morinda citrifolia, die Achiote (Bixa orellana), Indigo, das Oel der Frucht der Hernandia sonora und das Mark des Brodfruchtbaums gebraucht. Kalk gewann man jederzeit durch Verbrennen der Korallen. Die alten Chamorro verfertigten auch Töpfe mit der Hand, die sie ohne einen Firniss brannten, eine Kunst, die den jetzigen Bewohnern verloren gegangen ist. Das in den Felsritzen sich ansetzende Seesalz war das einzige, das man sonst brauchte; jetzt wird Salz durch Kochen des Seewassers gewonnen, doch für den Bedarf nicht genügend. Die alten Einwohner webten Zeug aus Paritiumrinde, die jetzigen noch aus Baumwolle. Jederzeit verstand man die Bereitung von Stricken aus den Kokos-

fasern (kaïr), die man vorher in das Wasser legte; jetzt verfertigen sie Stricke häufiger aus der Rinde des Paritium. Matten flochten sie aus Pandanusblättern sehr geschickt und waren besonders erfahren in der Bearbeitung des Schildpatts zu Schmucksachen und dem sogenannten Gelde, was ihre Nachkommen nicht mehr verstehen. Diese bereiten jetzt Wein und Branntwein aus dem Saft der Kokospalme, Oel und Ricinus, Leder, das sie mit der Rinde der Rhizophoren und der Mimosa dulcis gerben, Seife, Ziegel, Kohlen. Es giebt jetzt besondere Handwerker, obschon jedermann sein Haus allein zu bauen pflegt; die alten Einwohner waren schon in Zimmerarbeiten sehr geschickt, wie aus dem Bau ihrer Häuser und Boote hervorgeht. Von Geräthen besassen die alten Chamorro ein schwerdtartiges Messer aus Stein- oder Muschelschale (damang), das längst durch das spanische Messer ersetzt ist, eine Art Beil (higam) aus hartem Stein mit hölzernem Handgriff, eine Feile aus Korallenstein, dann Körbe aus Pandanusblättern, Schüsseln von Holz, Kalebassen und Bambusrohre als Wassergefässe, Mörser aus Stein oder Holz zum Stossen des Reises, zierlich aus Pandanusblättern geflochtene Betelbüchsen, eine Art Wiege für junge Kinder (aktu). Die Stelle der Teller vertraten Blätter, zum Schlafen dienten Matten, (von den Spaniern ist der Hamak eingeführt), zur Erleuchtung Fackeln von Rohr und Kokosblättern. Die Geräthe der jetzigen Einwohner sind grösstentheils europäische.

Unsere Kunde von der alten Religion der Chamorro ist in hohem Grade lückenhaft. Von höheren, allgemein anerkannten Gottheiten wird nichts erwähnt; doch hat sich in alten Ländern die Erinnerung an Puntan (Funtan) erhalten, den Schöpfer des Himmels und der Erde, in welchem eine solche Gottheit nicht zu verkennen ist. Verehrung empfingen allein die aus den Seelen gestorbener Vorfahren hervorgegangenen Götter (anti oder aniti[5]), die Glück wie Verderben brachten, und deren Kraft und Einfluss verschieden war. Die bei der Bestattung aufbewahrten Knochen, besonders die Schädel der Todten dienten bei dem Cultus, der besonders in Gebeten an diese Götter um Hülfe und Beistand bestand, die sie anfangs in gewöhnlicher Weise, später immer lauter schreiend aussprachen; auch hielten sie lange Fasten, damit die Götter, die auch auf der Erde erschienen, sie nicht im Schlafe durch Träume erschreckten. Den Willen der Götter suchten sie durch die Priester mit Hülfe jener Schädel zu erforschen, die nur, wenn sie bei dem

Cultus gebraucht wurden, Beachtung von den Besitzern empfingen. Tempel und Altäre scheint es nicht gegeben zu haben. Die Priester hiessen Makana und zerfielen in zwei Klassen, von denen die erste aus Vornehmen, die zweite aus Gemeinen bestanden haben soll; sie waren sehr angesehen, namentlich als Zauberer sehr gefürchtet. Man glaubte an ein künftiges Leben, das man unter die Erde verlegte; es soll in eine Art Paradies, das mit allen Freuden geschmückt war, und in eine Hölle (sassalaguhan) getheilt gewesen sein, der ein böser Gott, Chaysi, vorstand, wenn diese Berichte nicht, wie es scheint, aus Missverständnissen hervorgegangen sind. Die jetzigen Einwohner sind schon seit zwei Jahrhunderten Christen, zuerst von den Jesuiten bekehrt, denen später Augustiner folgten; jetzt stehen an der Spitze der vier Kirchspiele Weltgeistliche, welche geborene Tagalen sind. Die Spanier haben auch Schulen für das Volk gegründet, die im Laufe der Zeit freilich sehr verfallen sind, und 1673 selbst eine höhere Lehranstalt (Collegio de S. Juan de Latran); es ist eine Folge dieser Einrichtungen, dass jetzt alle Einwohner spanisch sprechen und verstehen, was in gleichem Grade bei den Tagalen in Luzon nicht der Fall ist.

Die Todten bestatten die alten Einwohner in der Nähe der Wohnhäuser, manchmal in diesen selbst. Bei Vornehmen wurde im Augenblick des Todes ein Korb an den Kopf des Sterbenden gesetzt und die Seele gebeten, sich desselben zu bedienen, wenn sie den Lebenden später etwas mittheilen wolle. Dann wurde die Leiche geschmückt, feierlich ausgestellt und später bestattet gewöhnlich in Hölen oder künstlich ausgehölten, unterirdischen Gemächern, die man Todtenhäuser (guma alumsig) nannte, und bei denen die Nachbleibenden einst bestattet zu werden wünschten; auch errichtete man in der Nähe geschmückte Grabmäler, um die man Speere oder Ruder stellte, je nachdem der Todte als Krieger oder als Seefahrer ausgezeichnet gewesen war. Später aber nahm man die Leiche wieder auf und bewahrte die Knochen und den Schädel nebst einem roh in Holz oder Rinde geschnitzten Bilde des Todten in Körben, um sie bei religiösen Ceremonien zu brauchen. Die Trauerbezeigung bestand in namentlich von den Frauen und mit grosser Heftigkeit ausgestossenen Klagen, Mütter schnitten beim Tode eines Kindes dessen Haar ab und flochten es zu Halsbändern mit Knoten, welche die Zahl der seit dem Todesfall verflossenen Tage angaben, und bei dem Tode eines Häuptlings steigerten sich diese Klagen fast

bis zu einer Art Verzweiflung, die sogar bis zur Zerstörung von Eigenthum führte. Auch fanden bei jedem Todesfalle grosse Leichenfeste statt, zu denen, wenn das Familienhaupt nicht wohlhabend genug war, die Verwandten nach einer bestimmt festgesetzten Ordnung die Lebensmittel zu liefern hatten; ähnliche Feste sind noch jetzt bei den Einwohnern Sitte.

Was die Verfassung der alten Einwohner betraf, so zerfielen sie in zwei ungewöhnlich scharf und streng von einander geschiedene Klassen, die Vornehmen und die Gemeinen (Mangachang), die jenen unbedingt untergeben waren. Die ersten durften allein Krieg führen, Seefahrten unternehmen, Fischfang im Meere, Bootbau und Handel mit den Bewohnern anderer Inseln treiben, bei allem dem durften die Gemeinen ihnen nicht einmal helfen; im Kriege schafften sie den Proviant herbei, Fische in Netzen oder mit Haken zu fangen, ausser Aale, war ihnen untersagt. Sie durften sich den Vornehmen nicht nähern, noch ihre Geräthe berühren, selbst ihren Häusern mussten sie fern bleiben. Die Heirath eines Vornehmen mit einer Frau aus dem Volke hatte seinen Tod zur Folge; er durfte nicht einmal die Kebsweiber aus den Gemeinen wählen. Diese waren gezwungen, sich vor den Vornehmen tief zu verbeugen; wer das unterliess, verlor das Leben. Gewisse Beschäftigungen waren diesen vorbehalten, die den Gemeinen untersagt waren; diese lebten besonders vom Landbau auf den Gütern des Adels, der im Besitz alles Grundeigenthums war, sie hatten auch verschiedene Arbeiten für ihre Gebieter zu verrichten, dazu von ihnen aufgefordert zu werden, galt ihnen selbst für eine Ehre.

Die Vornehmen zerfielen wieder in zwei Klassen. Die erste, die Matua, waren die eigentlichen Häuptlinge und besassen die grössten Vorrechte und Ehren; sie bildeten im Grunde jeder mit seiner Familie und den Verwandten, denen, die sich an ihn angeschlossen hatten[6]), und den untergebenen Mangachang einen besonderen Staat und hatten das ganze Grundeigenthum unter sich getheilt. Diejenigen, deren Gebiet am Meere lag, besassen auch die Meerestheile am Strande, in denen sie allein Handel und Fischfang treiben durften, wie den im Inneren lebenden der Fischfang in den Flüssen vorbehalten war. Die zweite Klasse, die Achaot, bestand hauptsächlich aus jüngeren Söhnen der Matua, die dem Vater nicht in der Würde folgen konnten, dann aber auch aus solchen Matua, die durch richterlichen Spruch ihrer Würde auf

immer oder für eine bestimmte Zeit verlustig gegangen waren; sie mussten sich dann an einen anderen Matua um Aufnahme wenden und hatten ihm bis zum Ende der Strafzeit oder bis zu ihrer Herstellung in die alte Würde, die sehr erschwert wurde, ohne Entgelt zu dienen, während die übrigen Achaot, wenn sie dem Matua beim Bootbau oder Fischfang halfen, Ernährung und oft noch besondere Geschenke erhielten. Es kam auch vor, dass einzelne Achaot mit ihren Anhängern und Verwandten eine besondere Gemeinde gründeten, was zunächst von der Errichtung und Meublirung eines eigenen Hauses abhing, und so zur Würde eines Matua emporstiegen.

Wenn auch jeder Matua als Beherrscher eines kleinen Staates betrachtet werden konnte, so waren doch alle Matua einer Insel der Art unter sich verbündet, dass einer derselben die Würde eines Königs mit dem Titel Magalahi bekleidete, das höchste Ansehen genoss, (wie dem entsprechend seine Frau, die Magahaga, unter allen Frauen), und in den Kriegen Oberbefehlshaber war. Die Behauptung, dass alle Matua zugleich Verwandte des Magalahi gewesen seien, ist wohl eben so, wie es ähnlich von den alten Tonganern berichtet wird [7]), eine Fiction, die man begreift, wenn man berücksichtigt, wie viel in dieser Ordnung der Dinge auf Familienverwandtschaft ankommt. In Guahan waren überhaupt 50 Matua, die alle zusammen, wie dasselbe in Kusaie der Fall ist [8]), in dem Dorfe Agadna (Agaña) wohnten. Formen der Verfassung gab es sonst nicht. Jeder Matua war in seinem Gebiet unabhängig und fand bei seinen Untergebenen Gehorsam. Doch gab es gewisse durch die Sitte festgestellte Gesetze. Richter war in seinem Bezirke der Matua; Vergehen derselben wie jede allgemeine Staatsangelegenheit, Beschlüsse über Krieg und Frieden u. dergl. wurden der Versammlung der Matua vorgelegt und von ihr berathen, das Ergebniss nach dem Schlusse der Verhandlungen von dem Magalahi bekannt gemacht. Der Schuldige wurde zur Degradation zum Achaot verurtheilt, und die Strafe durch Ausdehnung auf seine Familie verschärft; er musste das Land verlassen, starb er als Achaot, so blieben seine Kinder in diesem Stande. Frauen hatten kein Nachfolgerecht auf die Würde eines Häuptlings, aber sie nahmen an den Versammlungen Theil und besassen darin grossen Einfluss. Beim Tode eines Mannes ging sein Vermögen an seine Frau und Kinder über; starb die Frau, so nahmen deren Verwandte das Ver-

mögen und die Kinder, selbst die adoptirten, an sich. Eine Wittwe mit Kindern blieb in der Familie des Mannes; war sie kinderlos, so konnte sie in ihre Familie zurückkehren, wenn sie ein von den weiblichen Verwandten des gestorbenen Mannes angebotenes Geschenk (fagahot) annahm, schlug sie es aus, so blieb sie in der Familie des Mannes. Aber die Würden erbten bei dem Tode des Mannes auf seine Brüder, Vettern und Neffen, dann erst auf die eignen Söhne.

Eine den Chamorro eigene Einrichtung waren endlich noch die Ulitao (Uritao), Gesellschaften, deren Zweck nichts anderes als die Befriedigung der sinnlichen Lüste war; sie zogen in den Inseln umher in feierlichem Aufzuge, gewisse Lieder in einer von der gewöhnlichen abweichenden Sprache singend, kenntlich durch einen mit Palmblättern und Pferdehaaren geschmückten Stock (tinas). In den einzelnen Dörfern besassen sie gewisse ihnen gehörende Häuser, in denen sie ihre Orgien feierten, die bis zur Blutschande führten; der Verkehr mit ihnen hatte für die Mädchen so wenig Entwürdigendes, dass er vielmehr für eine Ehre galt. Die Berichte, die wir über diese Verbindungen besitzen, scheinen zwar wenig zuverlässig zu sein, unverkennbar sind sie jedoch ganz dasselbe wie die sogenannten Clubs der Bewohner der Palau.

Was das gesellschaftliche Leben der Chamorro betrifft, so bestand zwar die Polygamie, doch hatte jeder nur eine legitime Frau, die übrigen waren Kebsweiber. Vornehme und Gemeine durften, wie schon erwähnt ist, keine Eheverbindung mit einander schliessen, auch waren alle mit Verwandten in absteigender Linie streng untersagt. Die Werbung geschah durch eine weibliche Verwandte des Mannes und musste nicht bloss bei der Mutter der Braut, auch bei allen ihren Geschwistern angebracht werden. War sie angenommen, so hatte der Bräutigam für den Unterhalt der Braut zu sorgen oder musste ihr, wenn er zu arm war, dienen bis zur Hochzeit, die erst nach sorgfältigen Prüfungen, in denen der Bräutigam nachzuweisen hatte, dass er die nöthigen Eigenschaften, eine Frau zu erhalten, besitze, vollzogen wurde. Sie fand ohne religiöse Ceremonien unter grossen Festlichkeiten und Schmausereien in einem besonders für die Eingeladenen errichteten Hause statt, nachdem ein besonderes Geschenk von Lebensmitteln (chinchuli) von den Mitgliedern beider Familien der Mutter des Bräutigams übergeben war. Eine Mitgift brachte die Frau nicht mit in die Ehe;

hatte das junge Paar kein Haus, so bauten ihm die Verwandten eines und lieferten auch die nöthigen Geräthe.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, wie bedeutend und einflussreich die Stellung war, welche bei den Chamorro die Frauen einnahmen; auch hierin zeigt sich die Verwandtschaft zwischen ihnen und den Karoliniern, namentlich den Bewohnern der Palau. Eine Ehebrecherin durfte der Mann nur mit Vorenthaltung alles Vermögens aus seinem Hause ausschliessen, doch blieben ihr die Kinder; den Ehebrecher dagegen zu tödten, war ihm erlaubt. Trieb der Mann Ehebruch, so konnte die Frau ihn schlagen, sein Haus verlassen, mit anderen Frauen verbunden sein Eigenthum verheeren oder durch ihre Verwandten verheeren lassen. Die Ehefrauen galten für keusch und züchtig, die unverheiratheten Mädchen hatten volle Freiheit; Kinder, die sie geboren hatten, nahm der Ehemann später ohne Widerrede auf. Die Frauen hatten die Sorge für die Wirthschaft und Herstellung aller Gewebe, sie halfen auch den Männern, denen alles Uebrige oblag, bei dem Landbau und Fischfange. Kindermord bei der Geburt übten sie nicht.

Auch einige Kenntnisse besassen die Chamorro. Sie hatten eine Art Chronologie und theilten das Jahr in 13 Mondmonate; wahrscheinlich bestand auch die Sitte, die einzelnen Monatstage zu benennen. Auch hatten sie einige Sternbilder am Himmel festgestellt, die sie bei Seefahrten brauchten. Es gab Aerzte (eamti), gewöhnlich Frauen und zwar für die verschiedenen Stände besondere, die ausserdem fast immer jede eine besondere Krankheit heilten; sie kannten die Heilkräfte verschiedener Pflanzen und wandten sie an. Tänze, die noch jetzt in der alten Weise aufgeführt werden, waren sehr beliebt und von verschiedenem Charakter; sie wurden jederzeit mit Gesang und häufig mit Gesten begleitet, so dass sie fast in Dramen übergingen. Die alten Einwohner waren nicht ohne poetisches Talent und hatten verschiedene Lieder, theils historische, in denen sie die Volkstraditionen aufbewahrten, theils lyrische, satyrische u. s. w. Von musikalischen Instrumenten gab es zwei Arten Flöten von Rohr, deren eine mit dem Munde, die andere mit der Nase geblasen wurde; jetzt sind beide vergessen und europäische und tagalische Instrumente eingeführt.

Unterhaltungen und Feste waren sehr beliebt; die letzten (gupot) wurden bei jedem einigermaassen bedeutenden Ereigniss (z. B. Fang eines grossen Fisches oder einer Schildkröte) gefeiert und stets

mit Tanz und Gesang begleitet. Auch gab es besondere Versammlungen, in denen bloss die Frauen, möglichst geschmückt, erschienen. Ihre Spiele zeugten von grosser Lebhaftigkeit; sie waren hauptsächlich körperliche, darunter eine Art Schwimmspiel, bei dem sie sich schwimmend und tauchend zu erhaschen suchten, ein Scheinkampf, in dem sie einen langen, mit Palmblättern besetzten Stock (fudfud) anwandten. Wahrscheinlich haben sie auch die jetzt leidenschaftlich betriebenen Hahnenkämpfe schon in alten Zeiten gekannt. Der Gruss bestand in einem Küssen, eigentlich Beriechen der Hand[9]); ein Zeichen der Achtung war Einladen in das Haus, Anbieten von Betel und die Hand an den Leib des Andern zu legen, aber in seiner Gegenwart auszuspucken, galt für die ärgste Unhöflichkeit.

Die Sprache der Chamorro ist von allen mikronesischen der tagalischen Sprache der philippinischen Inseln am nächsten verwandt[10]). Es gab früher eine grosse Verschiedenheit der Dialekte, nicht bloss zwischen den verschiedenen Inseln, selbst zwischen einzelnen Dörfern; sie sind aber jetzt ganz verschwunden. Auch verliert sich die Sprache allmählich mehr und mehr, obschon sie noch immer, wenn auch stark mit spanischen und tagalischen Wörtern versetzt, von dem Volke gesprochen wird, und weicht der spanischen.

Für den Handel zeigten die alten Einwohner so grossen Eifer wie andere Mikronesier. Seit dem Besuche von Magelhaens versorgten sie die Schiffe der Spanier, die ihre Inseln zahlreich besuchten, mit Lebensmitteln, die sie gegen Eisen und eiserne Geräthe, später gegen Tabak und Zeuge vertauschten. Auch unter sich trieben sie vielfachen Verkehr. Doch ist das sogenannte Geld, das sie besassen, nur in demselben Sinne zu verstehen wie bei den westlichen Karoliniern und weit mehr als ein geschätzter Schmuckgegenstand und nicht als ein Handelsmedium zu betrachten. Dieses Geld (alas), das besonders von den Bewohnern von Tinian verfertigt wurde, bestand aus dünnen, auf eine Schnur gereihten Schildpattscheiben, deren Werth sich nach den Löchern richtete, mit denen sie durchbohrt waren.

Es giebt kaum ein anderes Volk auf den Inseln des Oceans, für welches die Verbindung mit den Europäern von so verderblichen Folgen begleitet gewesen ist, als die Chamorro. Der Verkehr derselben mit den Spaniern war von Anfang an sehr lebhaft, zumal seitdem der von der Regierung festgesetzte Schiffsweg zwischen Neuspanien und den Philippinen die südlichen Inseln berührte; doch

ist die Eroberung der Inseln durch die Spanier mehr eine Folge des Glaubenseifers und des Fanatismus des Jesuiten Sanvitores gewesen, der 1668 die Bekehrung und Unterwerfung der Einwohner begann [11]). Diese nahmen ihn und die ihn begleitenden spanischen Soldaten freundlich auf, sahen die Niederlassungen gern und zeigten sich selbst gegen das Christenthum nicht abgeneigt; als sie aber merkten, dass es auf eine Unterwerfung und Unterdrückung abgesehen sei, so empörte sich ihre Freiheitsliebe heftig dagegen, und es kam zu einer Reihe von Kämpfen, in denen sie anerkennenswerthen Muth und Entschlossenheit zeigten und den Spaniern mit einer Erbitterung entgegentraten, wie diese es nicht erwartet hatten, ohne dass es ihnen gelang, bei der Taktik und den Waffen ihrer Gegner die Selbständigkeit zu bewahren. Diese durch Friedensschlüsse mehrfach unterbrochenen, von den Spaniern mit äusserster Grausamkeit geführten Kämpfe zogen sich durch das ganze siebzehnte Jahrhundert hin; erst 1699 war mit der Erschöpfung des Volks die Unterwerfung des Archipels vollendet. In dieser Zeit ging zugleich der grösste Theil der Bevölkerung zu Grunde, die im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts aus nur noch 3000 bis 4000 Menschen bestand; sie ist erst wieder gestiegen, als man, wie schon erwähnt, darüber erschreckt, tagalische Colonisten einzuführen anfing. Aber diese rücksichtslose Vertilgung des Volks ist fast noch das geringere Uebel, das die Spanier ihnen zugefügt haben. Die Nachkommen der alten Chamorro, die jetzt in der spanischen Colonie leben, unterscheiden sich von ihren Vorfahren in allen Stücken. Die Fröhlichkeit und Heiterkeit derselben haben sie unter dem Drucke ihrer europäischen Beherrscher verloren; die gedankenlose Uebung religiöser Gebräuche ist ein kümmerlicher Ersatz für das alte Heidenthum, ihre geistige Entwicklung hat trotz der spanischen Schulen Rückschritte gemacht, Unsittlichkeit und Zuchtlosigkeit herrscht unter ihnen im grössten Maasse, der Fleiss und die Betriebsamkeit der alten Einwohner ist einer grenzenlosen Trägheit und Gleichgültigkeit gewichen, der Art, dass sie den Landbau, dem sie die Jagd vorziehen, fast so gut wie aufgegeben haben und sich in manchen Punkten einzig auf die jährlichen Handelsbesuche der Karolinier verlassen, die Geschicklichkeiten und Fertigkeiten ihrer Vorfahren haben sie vergessen und verlernt. Aller Handel war bis vor 50 Jahren Monopol des Statthalters, und jetzt ist es damit eigentlich noch nicht anders; seitdem die Walfischfänger, die sich eine Zeit lang gewöhnt hatten, die

Häfen von Guahan zu besuchen, um Lebensmittel einzunehmen, in neuerer Zeit fortgeblieben sind, hat aller Verkehr aufgehört, und es herrscht eine kaum glaubliche Armuth. Alles das ist die Folge der Unterdrückung des Volks durch die Europäer gewesen. Allerdings haben sich auch die Engländer und Franzosen gegen die Neuseeländer, Neukaledonier, Tahitier und Markesaner vieles zu Schulden kommen lassen; aber sie haben sich doch an ihnen bei weitem nicht in dem Grade versündigt, wie die Spanier an den Chamorro.

DRITTES KAPITEL.

Die Inseln im Norden der Ladronen. Bonin.

Im NO., N. und NW. der Ladronen liegen noch mehrere Felsen und kleine Inseln, die ursprünglich alle unbewohnt waren und aus denen neuere Geographen einen Magelhaensarchipel gemacht haben, obgleich Magelhaens diesen Theil des Oceans nicht berührt hat [1]). Die ungenauen Angaben der Seefahrer haben den Raum von 20 bis 32° N. Br. und 130 bis 156° O. Lge. mit einer Menge von Inseln bedeckt, von denen ein grosser Theil nicht existirt; im Folgenden sollen die wirklich oder wahrscheinlich vorhandenen geschildert werden. Man kann sie nach ihrer Lage in 3 Theile den östlichen, mittleren und südlichen, theilen.

A. Die östlichen Inseln. In dem östlichen Theile des angegebenen Raumes von 150 bis 156° Lge. ist mit Sicherheit nur eine Insel bekannt, welche der Entdecker, ein Walfischfänger, nach seinem Namen Weeks, (ein anderer Seefahrer Marcus), benannt hat (24° 14′ Br., 154° Lge.) 200 M. NNO. von Guahan. Sie ist etwas über 1 M. lang, flach und nicht über 18 M. hoch, voller Bäume und Gesträuche; der weisse Strand, auf dem einzelne schwarze Felsen liegen, ist durch die hohe Brandung fast unzugänglich, vor der Ost- und Westspitze liegen grosse Riffe [2]).

Ausserdem scheinen noch südlicher eine Insel Folger in 18° 20′ Br., 155° Lge. und eine Insel Tuck, angeblich von Cap. Worth 1829 entdeckt, (auch Tarquin), in 17° Br., 155 bis 156° Lge., wie nördlicher eine Insel Ganges in 31° Br., 153 bis 154° Lge. zu liegen; allein ihre Existenz ist ungewiss.

B. Die mittleren Inseln. Die Inseln in dem Raume von 139 bis 150° Lge. sind die zahlreichsten und grössten von allen; sie zerfallen nach ihrer Lage in 3 Abtheilungen, die nördlichen, mittleren und südlichen Inseln.

I. Die nördlichen Inseln, die unmittelbar in die Inseln vor der Ostküste von Japan übergehen, sind, so weit sie hierher gehören, 5 Inseln und Felsen.

1. Moor ist eine Gruppe von Felsen, die nach dem Entdecker benannt sind (31° 27′ Br., 145° 40′ Lge.) und mit den von dem russischen Consul Dobell 1812 gesehenen, aber 3° westlicher angegebenen Felsen, die er Sylph nannte, identisch zu sein scheinen. Vielleicht sind es auch die auf alten spanischen Karten in diese Gegend gesetzten Inseln S. Matheo, Baxa und Pena de los Picos.

2. King William, benannt von Cap. Van Braam, (Rocky des Cap. Barras, Bayonnaise des Cap. Jurien la Gravière, Flavius des Cap. Rodgers, 31° 53′ Br., 139° 59′ Lge.) ist eine kleine, felsige Insel von 6 M. Höhe, die in der Ferne einem segelndem Schiffe gleicht, und von deren Nordspitze Felsen weit ausgehen.

3. Smith, nach dem Entdecker Cap. Smith 1851 benannt, (auch Heber nach seinem Schiffe, bei Cheyne Largerock, 31° 12′ Br., 139° 55′ Lge.) ist eine kleine, dürre Felseninsel von kaum $^1/_4$ M. Umfang und gegen 80 M. Höhe, neben der ganz nahe an der Nordostseite noch ein einzelner Fels liegt. Etwas über 1 M. N. davon sah Cap. Eldred 1873 einen thätigen, Flammen ausstossenden Vulkan, der sich eben erst gebildet hatte und gegen 12 M. Höhe besass[3]). Hiernach werden wohl alle Felsen in dieser Gegend vulkanischen Ursprungs sein.

4. Ponafidin, das seinen jetzigen Namen von Krusenstern erhalten hat, ist von dem Russen Powalischin 1821 S. Peter, bald darauf von seinem Landsmanne Ponafidin die Insel der 3 Berge benannt, allein schon früher und öfter von anderen Seefahrern gesehen worden, (S. Thomas und Todos los santos der alten spanischen Karten, Rebekka, Haystock, High, Neal neuerer Reisender, 30° 36′ Br., 140° 12′ Lge.). Es ist ein nackter Felsen von mässiger Höhe, den 3 Spitzen kenntlich machen, 7 M. SO. von Smith.

5. Lotswife, schon früh von spanischen Seefahrern gesehen, die sie auf ihren Karten Roca del oro oder las Coluñas nannten, ist nachweisbar zuerst von Cap. Meares 1789 entdeckt und benannt, allein freilich nicht weniger als 17 Grad zu weit östlich angesetzt,

seitdem oft von Anderen erblickt worden, (Sailrock des Schiffes Macedonian, Somerbys Blackrock, Ormsbyrock des Cap. Forbes, Armstead, 20° 42′ Br., 140° 20′ Lge.) Es ist ein kleiner, höchst auffallender, kegelartiger, einem segelnden Schiffe ähnlicher Fels von 60 bis 100 M. Höhe, der an allen Seiten fast senkrecht aus dem Meere aufsteigt, mit einer Höle an der Südostseite, in welche das Meer heftig hineinschlägt. Nahe dabei liegt noch ein anderer kleiner, niedriger Felsen.

II. Die mittleren Inseln, die grössten und wichtigsten von allen, bestehen aus 3 Theilen.

1. Die Gruppe Bonin hat ihren jetzigen Namen von der in japanischen Karten und Werken erwähnten Insel Boninsima erhalten, für die sie, doch ohne Zweifel mit Unrecht, gehalten worden ist [4]). Sie ist zuerst von spanischen Seefahrern häufig gesehen und auf ihren Karten mehrfach benannt worden, (Forfana, von Torre 1543 entdeckt, Arzobispo, S. Juan, Malabrigos); die ersten nachweisbaren Entdecker waren die Holländer Quast und Tasman 1639 [5]), später hat sie Cap. Coffin 1823 wieder gefunden, von Cap. Magee ist sie Margaret, von einem anderen Schiffer Three islands benannt worden. Genauer ist sie von Beechey 1827 und von Lütke 1828 erforscht [6]). Sie bildet eine von N. nach S. in 142° 10′ Lge. von 26° 30′ bis 27° 44′ Br. sich erstreckende Kette von Inseln und Felsen, zusammen von nur 1½ Q.-M. Inhalt. Die Inseln, unter denen vier etwas grössere sind, (die übrigen bestehen meist nur aus Felsen), zeigen überall steil aufsteigende, dunkle Felsmassen, die trotz der unbedeutenden Höhe (gegen 300 M.) doch durch die Steilheit der Abhänge und die schöne Vegetation einen sehr anziehenden Anblick gewähren. Alles Gestein ist vulkanisch, vorherrschend Basalt, im Innern der Buchten finden sich Korallenriffe häufig; doch ist das Meer umher ganz sicher, und an brauchbaren Ankerplätzen fehlt es nicht. Die Schroffheit der Berge erschwert den Anbau; aber der Boden ist in den die Berge durchschneidenden Thälern und Schluchten von ausserordentlicher Fruchtbarkeit und frisches Wasser in kleinen Bächen reichlich vorhanden. Alles dies in Verbindung mit der Lage dieser Inselgruppe vor den Küsten von Japan und China geben ihr nicht geringe Bedeutung.

Die Vegetation bietet durch ihre Ueppigkeit und den trotz der nördlichen Lage überwiegend tropischen Charakter, der sicher damit zusammenhängt, dass die warme Karosiwoströmung die Inseln be-

spült, ein ungewöhnliches Interesse. Die Abhänge und Thäler sind mit prachtvollen Wäldern bedeckt, in denen dicht verwachsenes Unterholz den Boden bekleidet, das auf den Bergen und in den höheren Theilen weniger dicht erscheint. Der Charakter der Flora zeigt eine Mischung von tropischen und anderen sehr charakteristischen Gewächsen, die an die ostasiatische, besonders die japanische Flora erinnern. Kryptogamen aller Art sind besonders häufig, auch Gräser nicht selten; von Palmen sind zwei Arten, die indische Areca oleracea und die japanische Corypha japonica (die Fächerpalme), und wie sich hier die Vermischung der beiden Floren zeigt, so ist es auch mit den übrigen Gewächsen; wie das Sandelholz, Calophyllum inophyllum, Hibiscus, Hernandia, Dodonaea, Terminalia, Pandanus, immergrüne Myrtaceen, Piper, Ficus, Apocyneen der Flora des Oceans angehören, so die Ericeen (Arbutus, Andromeda), Convolvuleen, Ilex, Ligustrum, Laurineen, Elaeocarpus serratus, Sambucus u.s.w. der ostasiatischen. Die Fauna ist an Landthieren sehr arm. Von Mammalien finden sich zwei Fledermäuse, (darunter der an die Arten der südlicheren Archipele erinnernde Pteropus ursinus), einige Landvögel von überwiegend ostasiatischem Charakter, (zwei Falken und eine Eule, einige Arten Turdus und Fringilla, Ixos familiaris, der weit verbreitete Corvus Corone, zwei eigenthümliche Taubenarten); das Land bewohnende Reptilien fehlen, Insecten sind sehr sparsam, (einige Fliegen; Schmetterlinge fand Kittlitz nicht). Dagegen ist an Seethieren grosser Ueberfluss; von Seevögeln giebt es nur die gewöhnlichen des Oceans, von Reptilien grosse Schildkröten, Fische sind in eben so grosser Menge als Verschiedenartigkeit, die Formen überwiegend tropisch und an die indischen erinnernd, was sich aus der Kurosiwoströmung leicht erklärt, auch Mollusken, Crustaceen und niedere Thiere in grösster Fülle und Mannigfaltigkeit. Das Klima ist ein subtropisches, vorherrschend feucht, übrigens schön und gesund. Im Sommer weht Süd- und Südostwind gewöhnlich mit heiterem, schönem Wetter, die Hitze ist gross, doch bei der Stärke der Winde nicht drückend; im Winter sind Nordwestwinde überwiegend, die oft regniges, trübes Wetter bringen, in dieser Zeit treten auch heftige, denen des indischen und japanischen Meeres ähnliche Orkane ein. Die Meeresströmungen sind um die Inseln sehr stark und scheinen den Winden zu folgen.

Durch breitere Kanäle werden die Bonininseln in 4 Gruppen getheilt. Die beiden ersten, die durch einen Kanal von 2 M. von

einander getrennt sind, nannte Quast die Grachtriffe; Beechey gab der ersten, die aus 2 Inseln und einer Menge von Felsen besteht, die zusammen 2 M. gegen SO. gehen, den Namen Perry, der zweiten, einer hohen Insel mit einigen Felsen zusammen von $^1/_2$ M. Länge, den Namen Kater. Die wichtigste aller Gruppen ist die dritte, $4^1/_2$ M. S. von Kater, die Quast Gracht, Beechey Peel genannt hat, und die aus 3 grösseren, durch schmale, umschiffbare Strassen getrennten Inseln, Stapleton, Buckland und Peel, zusammen von über 2 M Länge besteht. An der Westküste von Buckland liegt die brauchbare, doch der Strömungen halber schwer zugängliche Bai Walker. Peel ist von allen Inseln die grösste und über 1 M. lang, voll steil abfallender, phantastisch gebildeter Berge, weshalb sich nur an einzelnen Stellen schmale Sandstrande finden, mit schönen Bäumen und Gesträuchen bedeckt, besonders in den Schluchten, welche die Berge nach allen Seiten hin durchschneiden. Auf ihr liegt der beste Hafen der Bonininseln, Beecheys Port Lloyd, (jetzt bei den Colonisten Port S. George, 27° 6′ Br., 142° 12′ Lge.), der ringsum von steilen Bergen umgeben ist, weshalb ihn Beechey für den Rest eines alten Kraters hielt, ein grosser, sicherer Hafen, dessen Eingang zwar gegen W. offen, doch durch zwei Riffe davor gedeckt ist; er endet mit der ganz von Bergen eingeschlossenen Bucht Tenfathomhole,. an seinem Eingange findet man noch einige Felsen, wie den Sugarloaf am nördlichen und den Southarbourrock am südlichen Eingangscap, und an der Südseite das Dorf der Colonisten, Blossom. Ein zweiter tiefer Hafen an der Ostküste der Insel ist der Hafen Fitton, der auch ganz sicher, allein, da er gegen SO. offen liegt, nur im Winter zu brauchen ist. 3 M. S. von Peel liegt die vierte Gruppe, die Quast Engel benannt hat, (Bailey bei Beechey, Coffins Fisher), und die aus einer grösseren Insel (Coffins Fisher, Hillsborough der Karten) und 5 kleinen besteht, zusammen von etwa 2 M. Länge; die grösste Insel hat an der Westseite den brauchbaren Hafen Coffin (desselben Seefahrers, Newport der Karten), vor dem die Insel Kidd (bei Coffin, Plymouth der Karten), liegt. Die südlichste Insel ist South (Perry der Karten).

Bonin ist bis auf die neueste Zeit stets unbewohnt gewesen. 1830 liessen sich ein Engländer und ein Dalmatier mit hawaiischen Arbeitern am Port Lloyd nieder, um eine Colonie zu gründen, bauten einiges Land an und setzten den Ertrag an die den Hafen besuchenden Walfischfänger ab. Diese Niederlassung besteht noch,

ohne dass sie bis jetzt gediehen zu sein scheint; sie leidet hauptsächlich an den Belästigungen, welche die zuchtlosen, von Schiffen zurückgebliebenen Matrosen den Angesiedelten bereiten, und an dem Mangel an Arbeitern. 1853 haben sich die Einwohner, als factisch unabhängig, sogar eine eigene Verfassung gegeben, obwohl ihre Zahl damals nur 31 betrug.

2. Rosario. Diesen Namen einer Insel auf alten spanischen Karten übertrug der spanische Cap. Solis 1813 auf eine Insel, welche Cap. Bishop 1801 entdeckt und Disappointment genannt hat, (Invisible uud South rowan anderer Seefahrer, 27° 14′ Br., 141° 4′ Lge.). Es ist eine kleine dürre Insel von kaum $^1/_4$ M. Länge und gegen 100 M. Höhe, ringsum von fast senkrechten, wahrscheinlich vulkanischen Felsen umgürtet, an denen die Brandung hoch hinauf schlägt, anscheinend ganz pflanzenlos. Um sie liegen nahe am Lande noch mehrere einzelne Felsen.

3. Die Volcanoinseln. Schon 1543 entdeckte und benannte Torre diese 3 Inseln, die sich in 141° 10′ bis 20′ Lge. in einer Reihe von N. nach S. von 25° 14′ bis 24° 14′ Br. ausdehnen. Die nördlichste heisst auf den alten Karten S. Alessandro, (Quasts Hooge meeuweneylandt 1639, Arzobispo des Cap. Solis 1813, vielleicht auch die Isla de Patos und I. de Lobos der alten Karten, 25° 14′ Br., 141° 10′ Lge.) und ist eine hohe, kegelförmige, steilufrige Insel, die keinen Strauch zu tragen scheint; 1 M. W. von ihr liegt noch eine kleine, felsige Insel, welche die Form eines Daches hat. Die zweite, Farallon o Fortuna (Kings Sulphur 1779), 5 M. S. von S. Alessandro erstreckt sich nach SO. und hat 3 M. Umfang; sie ist dürr und felsig und endet in Steilabfällen am Meere, trägt auch nur hier und da Gras und Sträucher, am Südende hat sie einen hohen, felsigen, mit dem Rest der Insel durch einen flachen Isthmus verbundenen Berg, der ein noch thätiger Vulkan ist mit einem wohl erkennbaren Krater auf dem Gipfel. Die dritte Insel, S. Dionisio (S. Agostino, 24° 14′ Br., 141° 20′ Lge.) 5 M. S. von der vorigen ist der nördlichen ähnlich, ein Berg von 121 M. Höhe und viereckiger Form mit einem oben ebenen Gipfel.

III. Die südlichen Inseln. Es sind ihrer nur 3 bis 4 Felsen.

1. Euphrosynefels (oder Barrasfelsen, 21° 43′ Br., 140° 51′ Lge.), ein Felsen, der einem segelnden Schiffe gleicht.

2. Vela der alten spanischen Karten, wahrscheinlich identisch

mit dem von Cap. Bishop 1796 entdeckten Nautilusrock (20° 15′ Br., 136° 54′ Lge.) ist ein isolirter Felsen, dessen Existenz jedoch noch unsicher ist, da noch Zweifel bestehen, ob er nicht mit dem folgenden identisch ist.

3. Abreojos, 1543 von Torre entdeckt, wahrscheinlich auch zugleich das Parecevela der alten Karten, 1639 von Quast und Tasman gesehen und Engelsdroogte benannt, von Douglas 1789 wieder gefunden und mit seinem Namen belegt, (20° 30′ Br., 136° 6′ Lge.) ist eine sehr gefährliche Lagunenbank von etwas über 1 M. Länge gegen OSO. Ein steiler Korallenwall, der mit 3 Fuss Wasser bedeckt ist, umgiebt eine tiefe, ½ M. lange, ovale Lagune, die viele Korallenbänke enthält, und in die ein schmaler Pass für Boote führt. Am Westrande des Walles liegen zwei Felsen, deren höchster 19 Fuss hoch ist, im Inneren der Lagune noch ein dritter von 12 Fuss Höhe.

4. Lindsay ist ein von dem Capitain des Namens 1848 entdeckter, 1 M. langer und 49 Fuss hoher, dürrer Felsen in 19° 20′ Br., 141° 15′ Lge.

C. Die westlichen Inseln. In dem Raume von 130 bis 139° Lge. liegen 3 bis 4 Inseln und Felsen.

1. Borodino, zuerst von Cap. Meares 1788 gefunden und Grampus benannt, aber 15 Grade zu weit östlich angesetzt, hat seinen jetzigen Namen von dem Lieuten. Ponafidin 1820 erhalten, (Copper und Forbes anderer Seefahrer). Es sind zwei kleine, flache, sandige Inseln, von denen die südliche (25° 53′ Br., 131° 12′ Lge.) 1 M. Länge hat, die andere 1 M. NNO. von ihr etwas kleiner ist. Sie sind dem Anscheine nach von Korallenbildung, doch bis 12 M. hoch und mit hohen Bäumen bedeckt, von Küstenriffen umgeben und ohne Ankerplatz.

2. Bishoprock, ein 1796 von Cap. Bishop entdeckter Felsen in 25° 20′ Br., 131° 15′ Lge.

3. Rasa (Raza), 1807 vom Schiffe Cannonière entdeckt und 1815 von dem Capitain des Magellanes benannt, (Norvilles Argyle, Kendrick des Cap. gleichen Namens, 24° 26′ Br., 131° 10′ Lge.) ist eine kleine, flache Insel von 1 M. Länge, von einem Riff umgeben, das an der Nordseite ¼ M. ins Meer reicht und nahe an der Ostküste noch einen Felsen umschliesst. Sie erhebt sich in der Mitte bis 67 M. und ist mit Gebüschen bedeckt.

Noten.

VIERTES BUCH.

Erster Abschnitt.

ERSTES KAPITEL.

1) Der frühere Name Fiji, den die Engländer noch immer zu brauchen pflegen, stammt ursprüngiich aus Cooks in Tonga gesammelten Berichten; es ist die in den östlichen Inseln des Archipels gebräuchliche Form des Wortes, welches in den westlichen Dialekten, die der jetzigen Schriftsprache zu Grunde liegen, Viti lautet. Die richtigere Schreibart wäre ohne Zweifel Witi, allein die wesleyanischen Missionare haben das V in der Schriftsprache so eingeführt, dass es zweckmässig scheint, es beizubehalten, was zugleich auch für die Sprachen der Tonganer und Samoaner gilt.

2) Bligh Voyage to the Southsea 178 f. Erskines Ansicht, wonach er auf der ersten Fahrt Kandavu gesehen hätte, ist ganz falsch; er durchschritt die Lakembagruppe, fuhr dann zwischen Koro und Nairai und zwischen Vanualevu und Vitilevu hindurch und berührte das nördliche Ende der Yasavainseln. Kandavu entdeckte er erst 1792.

3) Wilson Missionsreise übers. von Canzler 379 f.

4) d'Urville Voyage de l'Astrolabe IV, 398 f., desselben Voyage au pole sud IV, 160 f.

5) Wilkes Narrative of the U-St. exploring expedition III, 45 f.

6) Erskine Journal of a cruise 266 f., Seemann Mission to the Fijiislands, T. Williams and Calvert Fiji and the Fijians, herausgegeben von Rowe 1858, Waterhouse King and people of Fiji und Denham im Mercantile marine magazine X, 212 f.

7) Ich bezeichne den englischen Consonant th nach Hales Vorgang mit dem griechichen Buchstaben ϑ; die Missionare setzen dafür c.

8 a) Macdonald im Journal of t. geogr. soc. XXVII, 260 f.

8 b) Graeffe Reisen im Inneren der Insel Vitilevu 1868 (S. 27, 40, 41).

9) Seemann Mission 140, 160 f.

10) Ein freilich unzuverlässiger Bericht spricht von dem Vorkommen von Kohlen und Petroleum (Nautical Magazine XXXVII, 658).

11) S. oben I, 27.

12) Es ist eine besondere Art (Santalum yasi nach Seemann), die sich einzig im Districte Mbua im südwestlichen Vanualevu findet, jetzt aber fast vertilgt ist.

13) Nach Seemann (Mission 385) 10 Arten, während sich nur 2 beschrieben finden.

14) So finden sich Haifischarten im Vailevu bis 8 M. über seiner Mündung (Meade Ride thr. t. disturbed districts of Newzealand 319 f.).

15) Graeffe in den Verhandlungen des Wiener zoologisch-botanischen Vereins XVI, 590 f.

16a) Der Name der älteren Karten Ambau ist von der kleinen Insel Mbau auf sie übertragen.

16b) Bei Smythe Mbitiraurau.

17) Es haben ihn Budd (Wilkes Narrative III, 121 f.) und Macdonald (Journal of t. geogr. soc. XXVII, 234 f.) befahren.

18) Seemann Mission 161 f., Smythe Ten months in the Fiji islands 69 f.

19) Graeffe Reisen 16 f.

20) Seemann Mission 147 f., Smythe Ten months 63 f., Graeffe Reisen 23 f.

21) Graeffe Reisen 31 f.

22) Richtiger wohl bezeichnet ihn Grundemanns Karte als den oberen Lauf des bei Mba mündenden Vairoro.

23) Seemann Mission 211 f., Smythe Ten months 47 f.

ZWEITES KAPITEL.

1) Der Name der älteren Karten Takanova ist aus dem der Landschaft Θakaundrovi entstanden.

2) Smythe (Ten months 135 f.) hat dies erforscht, und danach ist die Zeichnung der Karten zu berichtigen, die den Isthmus 4 M. breit machen.

3) Lawry Friendly and Fiji islands, a missionary visit 196.

4) Meade Ride 326 f., Creak in den Annales hydrograph. XXXI, 388 f.

5) Der Name Vuna bei Wilkes ist nicht der der Insel, sondern der des südlichsten Districtes derselben. Auch das Südcap heisst C. Vuna.

6) Seemann Mission 27 f.

7) Wilkes hat ihm den Namen gegeben, weil er ihn für den von Tasman durchfahrenen hielt; allein dieser scheint vielmehr der zwischen Lauϑala und dem Riffe von Nanuku gewesen zu sein.

8) Wilsons Insel Ross hielt d'Urville für Lauϑala, allein Wilson hat sie und Nggamea für eine Insel gehalten, der er jenen Namen beilegte.

9) Zu ihnen gehören die, welche Tasman die Heemskerkriffe genannt hat. S. oben S. 1.

10) Die Insel, welche Wilson unter dem Namen Edwards hier angiebt, ist wahrscheinlich das hohe Land des C. Undu gewesen.

11) Wilkes nennt den ersten Avia, den zweiten Lomolomo (Narrative III, 179).

12) Waterhouse King and people of Fiji 24.

13) Denham im Mercantile Magazine X, 214.

DRITTES KAPITEL.

1) Waterhouse King and people 348 f., 368 f.

2) Dem widerspricht Erskine (Journal 271) mit Unrecht.

3) Journal 14.

4) Hale Ethnography and philology 49.

5) Waterhouse King and people 313, Fiji and the Fijians I, 210.

6) Eine Art Pilz (eine Rhizomorpha).

7) Mariner allein behauptet, dass die Krieger Federn in der Nase trügen (Account of t. natives of t. Tonga isl. I, 327).

8a) Fiji and t. Fijians I, 166 f.

8b) Graeffe Reisen 37.

9) Macdonald bei Bennett Gatherings of a naturaliste 383 f.

10) Hale Ethnography 67 f.

11) Bethune im Nautical Magazine VII, 528.

12) Hunt allein erwähnt einen noch höher stehenden Gott Ove, dessen Namen die späteren Missionsberichte nicht kennen. (Hunt bei Erskine 245).

13) Missionary notices 1838 S. 172 f., Waterhouse King and people 355 f., Fiji and the Fijians I, 216 f., Hale Ethnography 53, Pritchard Polynesian reminiscences 362 f.

14) Der Sohn eines Häuptlings, der die erste Kleidung anlegt, steht dabei auf der Leiche eines Geopferten (Waterhouse King and people 45).

15) Wenn daneben noch ein anderer Aufenthaltsort der Todten, Mburotu, erwähnt wird, ein Elysium voller sinnlicher Vergnügungen, so zeigt schon der Name, dass er von den Tonganern und ihrem Bulotu entlehnt ist.

16) S. oben S. 16.

17) S. Fiji and the Fijians I 243 f., Waterhouse King and people 406 f., Pritchard Pol. reminiscences 365 f., Hale Ethnography 54 f.

18) Figi and the Fijians I, 24.

19) Fiji and the Fijians I, 31 f.

20) Waterhouse King and people 415 f., Fiji and t. Fijians I, 55 f.

21) Nach Erskine (Journal 253) soll ihr Jahr gar nur 11 Monate haben

22) Hale Ethnography 383 f.

23) Hale Ethnography 69, Waterhouse King and people 34 f., 319, 326 f., Fiji and the Fijians I, 161 f.

24) Fiji and the Fijians I, 256 f.

25) Der Name (Uebel für Mbau) bezieht sich auf seine List und Energie bei Gelegenheit der Unterdrückung von Usurpatoren in Mbau, die seinen Vater vertrieben hatten.

VIERTES KAPITEL.

1) Von der Insel Onascuse, welche noch neuere Karten im NW. von Viti zeichnen, und die Cap. Hunter 1823 entdeckt hat, habe ich in Petermanns Mittheilungen (XV, 375) gezeigt, dass sie fälschlich hierher gesetzt, vielmehr mit Niuafou identisch ist.

2) Dillon Narrative II, 91 f., Bennett Gatherings of a naturaliste 346 f., Rovings in the Pàcific I, 156 f.

3) Hope in den Annales hydrographiques XXX, 108, Mourilyan in den hydrograph. Mittheilungen I, 183.

4) Rovings in t. Pacific I, 180 f.

5) Turner Nineteen years 360.

6) Rovings I, 159.

7) Nach Hamelin (Ann. hydrograph. XXXV, 544) 7, nach Hale (Ethnography 105) 24.

8) Dillon Narrative I, 295, Rovings I, 159.

9) Dillon Narrative II, 108 f., d'Urville Voyage de l'Astrolabe V, 106 f.

10) Die Phantasie Sainsons (bei d'Urville V, 313) macht daraus den Krater eines Vulkans.

11) Seemann Mission to the Fiji islands 334.

12) Dillon Narrative II, 111 f.

13) Die von Marshall und Gilbert 1788 entdeckte und nach des letzten Schiff Charlotte benannte Bank ist sicher die Pandorabank oder ein Theil derselben; denn die Entdecker, die sie noch 15 Fad. tief fanden, stellen sie in 11° 50′ Br. und Marshall in 173° 21′, Gilbert in 174° 50′ Lge. Da aber die Länge von Marshall bei der zuvor entdeckten Insel Matthews um 40′, die von Gilbert bei den nach ihm benannten Inseln gar noch um 2 Grade mehr zu westlich sind, so ergiebt sich für die wahre Länge der Charlottebank etwa 172° 30′.

14) Zwei katholische Missionare, die hier 1851 einen Missionsversuch machten und dann verschollen sind, sollen einem Gerücht zufolge von ihnen getödtet und gar gefressen sein. Ohne Zweifel ist das eine grundlose Vermuthung.

15) Hydrogr. Mittheilungen I, 185.

16) Der in Sikayana (Stewart, s. Th. I, 159) gesprochene Dialekt kommt nach dem, was wir davon wissen, ebenfalls mit der Sprache von Tukopia ganz überein.

17) S. Th. I, 177 f.

18) Auf Arrowsmiths Karten findet sich eine 1801 von Simpson entdeckte und Kennedy benannte Insel, die aber bei den Bewohnern Mottuati genannt werden soll und in 8° 36′ Br., 167° 50′ Lge. gesetzt wird; sie ist aber seitdem nie wieder gefunden und existirt daher wahrscheinlich nicht. Im Archipel der Markesas liegt eine Insel Motuiti in ganz derselben Breite, aber freilich über 50 Grade östlicher.

Zweiter Abschnitt.

ERSTES KAPITEL.

1) Cook Voyage towards the Southpole I, 191 f., Forster Reise I, 318 f., Cook Voyage à l'océan pacifique II, 117 f., Maurelle in Voyage de la Pérouse I, 298 f.

2) Mariner Account of the natives of the Tonga islands, 1818, 2 Theile.

3) d'Urville Voyage de l'Astrolabe IV, 18 f., Wilkes Narrative III, 6 f.

Erskine Journal 114 f., West Ten years in Southcentralpolynesia 1865, Lawry Friendly and Feejee islands, a missionary visit 1850.

4) West 92 f. Die 1857 dadurch entstandene Insel lag 6 M. N. von Kao und wurde von den Eingeborenen Fonuafou (die neue Insel), von den Europäern Wesley genannt.

5) Der von Grey nach einem Ei aufgestellte Megapodius Burnabyi, der in Haabai leben soll, ist doch wohl nur die Art von Ninafou (M. Pritchardi), dessen Eier von da nach Tonga gebracht werden.

6) Nach d'Urville (Voy. de l'Astrolabe IV, 336). West (Ten years 122) bestreitet dagegen ihr Vorkommen.

7) Auffallend ist Wests Behauptung (Ten years 115), dass sie entschieden vulkanischen Ursprungs sein soll.

8) Cook schreibt Happai; die wesleyanischen Missionare haben in der Tongasprache leider die beiden darin sich findenden Laute (West 455) b und p durch denselben Buchstaben b ausgedrückt.

9) Waldegrave im Journal of the geogr. soc. III, 193, Belcher Narrative II, 31 f. d'Urvilles Behauptung, dass es hier vulkanische Gesteine gebe (IV, 335), ist gewiss ein Irrthum, und auf den Bericht Meades (Ride through the disturbed districts of New zealand 307), der vulkanische Felsen um einen für einen Krater gehaltenen See in Hihifo gesehen haben will, ist nichts zu geben. Allerdings hat man bei dem Brunnengraben in 40 F. Tiefe vulkanische Gesteine gefunden (West 94), allein solche giebt es auch sonst eingelagert in dem Madreporenkalk dieser Inseln.

10) Es ist ohne Zweifel ein Versehen Mariners (I, 271 f.), wenn er die Höle nach Hunga verlegt.

11) Diese und die Höhe von Kao sind von Bethune bestimmt (Nautic. Magazine VIII, 450).

12) West 89 f.

13) Forster Reise II, 154, Mariner I, 352 f.

14) Lawry (Friendly and Feejee islands 31 f.) behauptet, 1847 im Juli seinen Gipfel beständig Rauch ausstossen gesehen zu haben. Kein anderer Berichterstatter hat etwas davon bemerkt.

15) Nach West 762 M.

ZWEITES KAPITEL.

1) Erskine Journal 161.

2) Das ergiebt sich aus den Urtheilen von d'Urville (IV, 64), Erskine (Journal 159) und West (S. 270) im Widerspruch zu denen von Lawry (im Missionary register 1823 S. 102) und Meade (Ride 212).

3) West (S. 270) behauptet das, ohne einen Grund dafür anzugeben.

4[a]) Was man unter den Echi zu verstehen hat, die Cook in Tonga und Eua fand (Voy. à l'océan pacif. II, 245 f., III, 43 f.), Platformen auf behauenen Korallenkalkquadern, auf denen einzelne Bäume standen, ist nicht klar; sie werden später nicht weiter erwähnt.

4[b]) S. oben S. 48.

5) Mariner giebt (II, 111 f.) 6 Klassen von Göttern an, die oberen, die

Seelen der Eiki, die der Matabule, die Diener der Götter, die Hotua pow und der Moui. Der letzte ist der bekannte Maui, die 4. Klasse scheint nur aus den im Leben bestehenden Verhältnissen geschlossen zu sein; die Hotua pow, die auch bei Lawry (Feejee islands 251) unter dem Namen Otua baŭu als böse Götter erwähnt werden, sind angeblich Schaden bringende Götter, die keine Verehrung empfangen, allein es ist wohl Otua bo (Nachtgötter) zu lesen und der Name mit dem tahitischen Fanau po identisch und eine Bezeichnung der oberen Götter.

6) Lawry Friendly and Feejee isl. 248 f.

7) Cook Voy. à l'ocean pacif. II, 2 f., Mariner II, 208 f.

8) Mariner II, 216. Nach dem Missionar Thomas zerfällt Tongatabu in 6, nach Waldegrave in 13, nach Cook in über 30 Districte.

9) Es ist sehr auffallend, dass ein so wohl unterrichteter Beobachter wie West den Matabule erst den Platz zwischen den Mua und Tua anweiset. Darin weicht er von allen übrigen Berichterstattern ab.

10) d'Urville IV, 238.

11) Mariner II, 298.

12) S. oben S. 42.

13) 1866 ist das Geschworengericht eingeführt.

14) So bei den Einwohnern der Ellicegruppe (Pritchard Reminiscences 403).

15) Die wesleyanischen Missionsstationen sind in der Tongagruppe in Tongatabu Nukualofa, Maofanga, Hihifo, Houma, Mua und Kolonga, in Kotu Haafeva, in Haabai Lefuka, Uiha, Haano, in Vavau Neiafu, Leimatua und Hoalaufuli, die katholischen in Tongatabu, Mua, Maofanga und Hihifo, ausserdem Lefuka und Neiafu.

DRITTES KAPITEL.

1) Graeffe im Auslande XL, 1142 f.

2) Er besuchte sie 1801 (Burney Voy. and discov. II, 414 f.)

3) Mariner Account I, 318 f.

4) Bei Schouten Heraiko.

5) Es giebt zwei Missionsstationen; in Kopelu ist eine der schönsten Kirchen in Polynesien.

6) Graeffe im Auslande XLI, 529 f.

7) Die Katholiken haben zwei Missionsstationen, S. Joseph und Matautu.

8) West Ten years 82 f., Graeffe im Auslande XL, 1139 f. XLI, 529 f.

9) Diese Eruption hat merkwürdiger Weise auch Stücke von zu Kalk gebranntem Korallenstein an das Tageslicht gebracht, obgleich die Insel keine Riffe hat.

10) Meg. Pritchardi (Malau der Eingeborenen). Ausserdem findet sich noch ein anderer, nicht genauer bekannter hühnerartiger Vogel, Moho.

11) Williams Narrat. of miss. enterprises 293 f., Gill Gems of the Coral islands II, 285 f., Murray Missions in West. Polyn. 357 f., Turner Nine-

teen years 465 f., Erskine Journal 25 f., Skogman Erdumsegelung der Eugenia II, 53 f.

12) Forster (Reise II, 131) sah auch Bogen, die ganz den in Tonga gebrauchten glichen.

Dritter Abschnitt.

ERSTES KAPITEL.

1) Die Uebersetzung Schifferinseln ist eben so falsch, als die ganz allgemeine Behauptung, der Name sei von den vielen Booten der Einwohner hergenommen. Vielmehr hat ihn Bongainville deshalb vorgeschlagen, weil in dieser Gegend sich die Kurse mehrerer früherer Seefahrer berührten (Bougainville Voyage aut. du monde II, 132).

2a) S. Williams Narrative 331 f., Wilkes Narrative II, 64 f., d'Urville Voy. au pole sud IV, 91 f., Erskine Journal 39 f., Graeffe im Museum Godefroy Heft I, 3 f., II, 3 f., VI, 119 f., Powell im Christian Work 1868 S. 282 f., Pritchard Polynesian reminiscences, Turner Nineteen years 95 f.

2b) Powell im Chr. Work 284.

2c) Graeffe im Ausland XLI, 522 f.

3) Nach Williams (Narrative 500) soll es eine Art wilder Hunde geben, was wenig wahrscheinlich ist.

4) Meg. Stairii.

5) Es ist ganz unbegreiflich, wie Kotzebue (Neue Reise um die Welt I, 144) von den Bergen der Insel sagen konnte, dass sie den Pik von Teneriffa an Höhe überträfen.

6) La Pérouse hielt diesen Berg aus der Ferne für eine besondere Insel, die er Calinasse nennt.

7) Der Name Ohatuah, den Edwards ihr giebt, ist der des östlichsten Districts der Insel, Atua.

8) Die Karte im ersten Hefte des Museum Godeffroy giebt ihm die doppelte Höhe.

9) Nach Wilkes. Im Journal of the Linnean society (Botany X, 173) heisst er Olotane, und seine Höhe wird nur zu 427 M. angegeben.

10) Graeffe im Mus. Godeffr. I, 32, Couthouy im Journal of the Boston society of natural history IV, 137 f.

ZWEITES KAPITEL.

1) Jacquinot bei d'Urville Voy. au pole sud, partie zoolog. II, 266 f.

2) Erskine Journal 57 f., d'Urville Voy. au pole sud IV, 105, Graeffe im Mus. Godeffr. I, 19.

3) Pritchard Reminiscenses 126, 182.

4) Erskine 48 f., Pritchard 122 f.

5) Bennett Gatherings of a naturaliste 384 f.

6) Pritchard Reminiscences 142 f., Turner Nineteen years 181 f.

7) Pritchard 152 f., Turner 213 f.

8) Turner 273 f.

9) Pritchard 106 f., Turner 235 f., Powell im Christian work 1868 S. 284 f.

10) Powell giebt die Namen der Districtsgötter an; in Savaii und Upolu waren es Nafanua, Siuleo (der tonganische Hikuleo), Seumoanauli, (der ebenfalls in Tonga bekannt ist), Tamafainga, Papo, in Tutuila ursprünglich Taëma, an dessen Stelle später Tuiatua und Nafanua, (ursprünglich Götter von Upolu), eingeführt sind, im Districte Tau in Manu'a Sina, im Districte Fitiuta hiess er die Zerstörung, in Olosenga der Ausmesser des Himmels, in Ofu der Wanderer.

11) Pritchard 119 f.

12) Turner 294 f.

13) Turner 227 f., Pritchard 147 f.

14) Turner 279 f., Powell 284, Nautical Magazine XXXIV, 293 f.

15) Pritchard 390 f.

16) Pritchard 72.

17) Pritchard 52 f., Turner 298 f.

18) S. oben S. 111.

19) Die Stationen der Londoner Gesellschaft sind in Savaii Matautu, Tuasive und Sapapalii, in Upolu Leulumoenga, Malua, Apia, Saluafata, Alelapata, Falealili, Siumu und Safata, in Tatuila Pangopango und Leone, in Manu'a Ta'u, die der Wesleyaner Manono und in Savaii Satupaitea, Gangaemalae, Sangone, Neiafu, Asau und Safotu, die der Katholiken in Savaii Safotulafai und Satuala, in Upolu Leulumoenga, Apia, Falefa und Samusu.

DRITTES KAPITEL.

1) Wilkes Narrative V, 5 f., Hale Ethnography 155 f., Bird im Auslande XXXVII, 415 f., Murray im Mission. Magazine 1870 S. 70 f., Turner Nineteen years 525 f., Whitmee Missionary cruise in the South pacific 6 f., Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin III, 112 f.

2) In dem Bericht von Torres heisst sie Matanzas.

3) Williams in den Annales hydrographiques XXXI, 380 f.

4) Das folgt aus den in Buzacotts Missionary life in the islands of the Pacific (S. 231) mitgetheilten Worten.

5) Wilkes Narrative V, 37 f., Hale 162 f., Whitmee Miss. Cruise 10 f., Graeffe im Ausland XL,. 1159 f., Mourilyan in den hydrogr. Mittheilungen I, 183 f.

6) Dies scheint die Insel gewesen zu sein, die Mendana 1567 in 6° 45′ Br. entdeckte und Jesus benannte. S. Th. I, 353, Anm. 4.

7) Ein einziger Ifibaum (Inocarpus edulis), ein den Koralleninseln sonst fremdes Gewächs, in Waitupu könnte nach Murrays Vermuthung noch von diesen Einwanderern herrühren.

8) Er nennt die Insel Guaytopo (Burney Voyages and discoveries II, 479 f.)

Vierter Abschnitt.

ERSTES KAPITEL.

1) Pritchard (Reminiscences 164) will ihn für einen Apteryx halten.

2) Es ist nichts darauf zu geben, wenn französische Reisende (Dupetitthouars und Dutaillis) ihr einen vulkanischen Ursprung beilegen. Allerdings sah Williams hier und da einzelne Basaltblöcke (Missionary Enterpr. 29).

3) Lamont Wild life among the Pacific islanders 79 f.

4) Rovings in the Pacific II, 122 f.

5) Auf seiner dritten Reise glaubte Cook von den Einwohnern als den Namen der Insel Terougge mouatua gehört zu haben (Voyage à l'océan pacifique II, 90).

6) Der Name Rimatema auf einigen Karten ist der einer in Tahiti bekannten Insel, die Forster (Observat. 523) für Palmerston hielt.

7) Unzuverlässige Berichte erwähnen noch zwei Inseln im SW. von Mangaia, New Island (24° 20′ Br., 159° 30′ Lge.) und Kemin (auch Favorite, Drotoi), die für eine von den Rarotonganern Tuanake genannte Insel gehalten wird (26° 30′ Br., 160° 25′ Lge.); allein keine von beiden existirt. Noch südlicher fand Haymet in 27° 11′ Br., 160° 13′ Lge. eine gefährliche, bedeckte Felsbank.

ZWEITES KAPITEL.

1) Williams Mission. enterpr. 194 f., Gill Gems of the Coral islands II, 3 f.

2) Man sehe z. B. die Beschreibung des Dorfes Awarua in Rarotonga bei Buzacott (Mission. life 208 f.)

3) In der Lagune von Aitutaki erwähnt Pritchard einer Weise, Haifische zu fangen, die seltsam genug erscheint; sie füttern die gefrässigen Thiere, bis sie gesättigt auf den Boden der Lagune sinken, tauchen dann herab und binden ihnen einen Strick um den Schwanz, an dem sie sie hinaufziehen (Reminisc. 173).

4) Gill Gems of the Coral islands II, 18.

5) Allein nach Buzacott (Mission. life 79) lagen zwischen Ngatitangiia und Awarua (dem Dorfe von Ngatikarika) noch die Gebiete von 7 unabhängigen Häuptlingen.

6) Williams Miss. Enterpr. 138 f.

7) Bourne im Asiatic Journal XXIII, 224.

Fünfter Abschnitt.

ERSTES KAPITEL.

1) Waldegrave im Journal of the geogr. society III, 173 f.

2) Montgommery Journal of voyages and travels by the rever. D. Tyerman and G. Bennet 1832, 2 Bände, Ellis Polynesian researches 1839, 4 Bände.

3 Cuzent Otaïti 1860, de la Richerie Etablissements français de l'Océanie 1865, Garnier im Bulletin de la soc. de géogr. de Paris 1868, II, 447 f., Dumoulin et Desgraz Isles Taïti 1844.

4) Er hat ihn den Inseln gegeben, weil sie alle nahe bei einander liegen.

5) Guillemin Zephyritis taitensis (in den Annales des sciences naturelles Botan. 1836 und 1837).

6) Er giebt 532 Arten an, allein zählt nur 511 auf.

7) Hinds bei Belcher (Narrative II, 382).

8) S. Tyerman und Bennet I, 489. Der Name Ururutu auf den Karten stammt aus der Liste der den Tahitiern bekannten Inseln, die Cooks Reisegefährte Tupaia entwarf (Forster Observations 521). Es ist aber die Australinsel Rurutu darunter verstanden.

9) Gewöhnlich wird sie für die Insel gehalten, welche die Tahitier Cook Fenua'ura (das rothe Land) nannten und im SW. von Raiatea angaben. Indessen scheint diese Insel eher mythisch zu sein; denn der rothe Papagei, dessen Federn ihr den Namen gegeben haben, lebt gewiss nicht in Scilly. Ebenso steht es mit der Insel Papaä, welche tahitische Berichte (Forster observ. 524) O. von Tubaï stellen und von Menschen bewohnt sein lassen, deren Sprache in Tahiti nicht verstanden werden soll.

10) Die Schreibart Mopelia, (was nach Findlay der von Cook ihr gegebene Name sein soll!), ist aus einem Schreibfehler (für Mopeha) entstanden.

11a) S. Jahresbericht des Vereins f. Erdkunde zu Dresden XI, 21.

11b) Die Höhe wird sehr verschieden angegeben, 1000 M. (de la Richerie), 1203 M. (Lesson), 1227 M. (Darwin), dagegen 488 M. (Perkins. Na motu or reef rovings in the Southseas 280).

12) Bennett Whaling voyage I, 352 f.

13) Es ist schwer, in dem Becken mit schlammigem, stinkendem Wasser, das Forster erwähnt (Reise I, 288 f., II, 90), den von Ellis so anmuthig geschilderten See Maëwa wieder zu erkennen; dennoch sind beide gewiss identisch.

14) Belcher Narrative II, 13.

ZWEITES KAPITEL.

1) Sie ist auch die Insel Manua, von der Cook (Forster Observ. 327, 359) und Varela (Bratring Reisen der Spanier nach der Südsee 208) in Tahiti gehört haben. Man vergl. Ellis Polynes. researches I, 360.

2) Alle Höhen in Moörea und Tahiti sind von Kulcyzki bestimmt.

3) Beechey maass ihn 1232 M., nach Dortet de Tessan hat der höchste Berg der Insel 1339 M. Höhe (Dumoulin et Desgraz 188).

4) Nach Dortet de Tessan 2449 M.

5) Nach Hoffmann 471 M., nach Wilkes 518 M.

6) Ellis Polynes. researches I, 19 f.

7) Nach Raper 487 M.

DRITTES KAPITEL.

1) Noch jetzt ist die Destillation in Tahiti auf das Strengste verboten (Cuzent Otaïti 204), allein vielleicht mehr aus Rücksicht auf die einführenden Kaufleute, als auf die Sittlichkeit des Volkes.

2) Eine sehr interessante Art des Fischfanges ist die mit dem Tira (Mast). Zwei Boote werden verbunden und in einen Sockel zwischen ihnen ein gekrümmter, oben in zwei Arme sich trennender Stock (tira) gesteckt; von den Enden der Arme hängen Leinen mit Haken und Federn daran, ihnen den Schein von Seevögeln zu geben, bis nahe an das Wasser herab, nach diesen schnappen die Fische, die dann mit Stricken an das Boot gezogen werden. (Ellis Polyn. res. I, 147 f., Bennett Whal. voy. I, 127).

3) Es war ein Missverständniss von Cook, wenn er sagt, dass sie zur Aufnahme der Leichen getödteter Häuptlinge gedient hätten (Cook Voy. tow. the Southpole I, 342 f., Forster Reise II, 50).

4) Das letzte Pahi, das erwähnt wird, hat Beechey 1826 gesehen (Voyage I, 204).

5) Williams Enterprises 511.

6) Ellis Polyn. res. I, 190 f.

7) Die von Ellis (Pol. res. I, 325 f.) mitgetheilten Nachrichten Barffs über die in den westlichen Inseln verehrten Gottheiten theilen sie in vier Klassen, Ta'aroa und die von ihm geschaffenen Götter, die als Herolde zwischen den oberen Göttern und den Menschen dienenden, die Nachkommen des Gottes Raa und Oro nebst seinen Brüdern.

8) Der Gott Ro'o ist nach Ellis (Pol. res. I, 333) mit Tane identisch, daher nennt Barff einen Gott Ro'otane. In anderen Archipelen (z. B. in Hawaii) sind beide jedoch verschiedene Götter.

9) Ellis Pol. res. I, 334.

10) Moerenhout Voy. aux isles du grand océan I, 257.

11) Nott im Missionary Magazine I, 40.

12) Man sehe die Schilderungen bei Forster (Reise II, 55 f., 450 f.) und Ellis (Pol. res. I, 412 f.).

13) Dies ist die ohne Zweifel richtige Ansicht Wilsons (Missionsreise 301 f.); Ellis nennt die Districte selbst Mataina.

14) Tahiti zerfällt jetzt in 6 Abtheilungen (Porionuu, Fana ahurai, Oropaä, Aharoa, Tewa i uta und Tewa i tai (oder Taiarabu) und diese wieder in 21 Districte, Moorea in 2 Abtheilungen (Jo i raro, Jo inia) mit 10 Districten.

15) Ellis Pol. res. III, 107 f.

16) Nach Cuzent (Otaïti 95) hätte es zwischen den Ra'atira und Manahune noch eine Mittelklasse gegeben, die in den östlichen Inseln Eietoaï, in den westlichen Tuuhou benannt gewesen wäre.

17) Ellis Pol. res. I, 276 f.

18) Doch scheint es Uebertreibung, dass nach Behauptung der Missionare zwei Drittel oder drei Viertel aller Kinder bei der Geburt gemordet sein sollen.

19) Dass sie (nach Forster Observat. 503 f.) eine Windrose mit 12 Abtheilungen gekannt hätten, scheint nicht richtig.

20) Auffallend ist, dass nach Hale (Ethnography 170) die Monatsnamen offenbar von den Samoanern entlehnt sind; sogar die mit dem Worte Palolo (Paroro) zusammengesetzten Namen sind nach Tahiti übertragen, obschon das damit bezeichnete Thier in den Societätsinseln nicht bekannt ist.

21) Nach Forster (Observ. 508). Ellis hat 30 Tage.

22) Hale Ethnography 287 f.

23) Ein einziger, der aus der Missionsgesellschaft austrat, blieb in Papeëte zurück, als Geistlicher für die dort lebenden Engländer und um Bibeln an die Einwohner zu verkaufen.

VIERTES KAPITEL.

1) Onychocephalus multilineatus.

2) Dies folgt aus den Rovings in the Pacific II, 122.

3) Er hielt sie für die von den Tahitiern Ohitiroa genannte Insel, mit der jedoch wahrscheinlich eine Insel des Vitiarchipels bezeichnet worden ist.

4) Navarrete Coleccion de los viages y descubrimientos, que hizerou por mar los Españoles V, 182. Nach Moerenhout (II, 333) soll der Spanier Gayangos sie 1775 gefunden haben.

5) S. Vinehall in den Transactions of the Newzealand institute I, 128 f., M'Kellar im Nautic. Magaz. new ser. I, 420, Caillet in den Annales hydrographiques XXXIII, 387 f.

6) Der Name der Karten Four Crowns kommt daher, weil sie oft für die Quatro Coronados von Quiros, (die Duke of Gloucester islands der Paumotu), gehalten worden sind.

7) Annal. hydrogr. XXXIII, 82 f.

8) Moerenhout Voyage I, 142.

9) Vancouver Voyage of discovery I, 77 f., Vinehall 133 f., Caillet 393, Annales hydrogr. XXXI, 402.

Sechster Abschnitt.

ERSTES KAPITEL.

1) Hales Erklärung des Wortes, wonach es Inselwolke bedeutet, ist schwerlich richtig, weil sie in das Sprachbewusstsein des Volkes etwas legt, was nicht darin liegt, und weil danach das Wort in den Paumotu entstanden wäre, was sicher nicht der Fall ist. Nach Jouan soll pau das Zeichen des Plural im Tahitischen sein, was ganz ungegründet ist. Couthouy übersetzt das Wort verloren gegangene Inseln, da sie nach einer Tradition die Reste eines zerstörten Landes sein sollen. Moerenhout giebt, wenn er es Inseln der Nacht (po) erklärt, nur einen Beweis für seine grosse Oberflächlichkeit. Die Uebersetzung der französischen Regierung besiegte Inseln ist darum falsch, weil der Name sicher schon bestand, als die westlichen Inseln am Ende des vorigen Jahrhunderts unter die Herrschaft von

Tahiti kamen, und die im tahitischen Parlament gespielte Komödie, wonach der Name auf den Antrag der Abgeordneten von Anaa in den anderen Tuamotu (entfernte Inseln) geändert wurde, hat nichts zur Folge gehabt, weil der neue Name auf die französischen Regierungsberichte beschränkt geblieben ist.

2) Beechey Voyage I, 43 f., Wilkes I, 311 f.

3) Jouan in den Mémoires de l'acad. impér. de Cherbourg VII, 148 f., Caillet in den Annales hydrogr. XXI, 176 f., de la Richerie Etablissements français de l'Oceanie 20 f. Man vergl. meinen Aufsatz in der Zeitschrift der Gesellsch. f. Erdkunde zu Berlin V, 340 f.

4a) Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden XI, 17.

4b) Nach Wilkes hat sie keine Lagune; französische Berichte geben ihr jedoch eine unzugängliche.

5) S. Petermanns Mittheilungen XV, 376.

6) Aber nach den Rovings in the Pacific (II, 203) führt ein Schiffskanal an der Nordwestseite hinein.

7) Der Name Nairsa bei Arrowsmith und Wilkes ist aus einem Druckfehler für Ra'iroa entstanden.

8) Nach Dana 7 M. lang und 3 breit, nach de la Richerie 5 M. lang und 3 breit.

9) Nach de la Richerie. Nach Caillet hat sie eine Lagune mit einem Bootkanal am Westende.

10) Hier fand Beechey verschlagene Einwohner von Anaä, die auf der Fahrt zwischen Pinaki und Wanawana eine kleine Insel berührt hatten. Die Karten haben hier kein Land.

11) Annal. hydrogr. XXXIII, 76.

12) Auf französischen Karten heisst sie Reao, welchen Namen Andere Natupe beilegen.

13) Die Einwohner der Insel erwähnen noch eine andere nördlicher, die Tatakotopoto heisse, und ein Händler soll sie gesehen und Anonymous benannt haben. Aber eine von dem Admiral Clouet angeordnete Untersuchung hat ergeben, dass sie nicht existirt (Annal. hydrogr. 1872 S. 68).

14) Eine Insel, welche die französischen Karten nach Angabe der Eingeborenen O. von Ahunui ansetzen und Anaäiti nennen, existirt nach neueren Untersuchungen nicht.

15) Nach de la Richerie nur 1 M.

ZWEITES KAPITEL.

1) Annal. hydrogr. XXXIII, 392.

2) Vor allem ist die gänzliche Verschiedenheit der Ausdrücke für die Zahlwörter, die in allen polynesischen Sprachen dieselben zu sein pflegen, sehr auffallend; aber auch die von Moerenhout angegebenen weichen von dem bei Hale und Davies ab.

3) Beechey I, 179. Dasselbe geht auch aus dem hervor, was der Verfasser der Rovings (I, 243) von dem sogenannten Todesgott Tupapau be-

richtet, worunter man in Tahiti, (s. oben S. 183) die Leichenhäuser für die Vornehmen versteht.

4) Annal. hydrogr. XXI, 180 f.

5) Rovings in the Pacific I, 252, Hale Ethnography 149. Aehnliches findet sich in den Elliceinseln und in Tongarewa.

6) Nach Arbousset (Tahiti et les iles adjacentes 315) betrug die Zahl der Katholiken in den westlichen Inseln 1864 wenig über 200. Protestantische Stationen giebt es (nach Grundemann) in Anaa, Fakarawa, Kawehi, Kaukura und Arutua, katholische in Anaa und Fakarawa.

7) 1864 schätzte Richerie den Gesammtertrag auf 400 Tonnen Kokosöl; die Ausfuhr aus Papeëte betrug an Werth Kokosöl iür 356998, Perlen und Perlmutter für 7313, Tripang für 4720 Fr.

DRITTES KAPITEL.

1) Beechey Voyage I, 103 f., d'Urville Voyage au pole sud III, 129 f.

2) d'Urville III, 166, 431.

3) d'Urville III, 433.

4) d'Urville III, 177.

5) Moerenhout Voyage I, 94.

6) d'Urville III, 436 f.

7) Beechey Voy. I. 48 f., Bennett Whaling voyage I, 25 f., Shillibeer Narrative of the Briton's voyage to Pitcairn J. 1817, Burrows Pitcairns island 1853, Pitcairns island and the islanders in 1850, Boyles Murray Pitcairn, the island, the people and the pastor 1857, meine Schrift Die Insel Pitcairn 1858.

8) Nach Bennett (I, 29) findet sich an der Nordküste der Insel ein gelber, eisenhaltiger Sandstein.

9) S. oben Theil I, S. 342.

10a Nach Maclay soll der eigentliche Name der Eingeborenen Matakiraungi gewesen sein.

10b) Cook Voy. tow. the Southpole I, 276 f., Forster Reise I, 416 f., la Pérouse Voyage II, 83 f., Beechey Voyage I, 30 f., Viage de instruccion de los cadetes de la Escuela naval a la isla de Pascua 1870, Palmer im Journal of the Geogr. soc. XL, 167 f.

11) Forsters Behauptung, es gebe nur 20 Arten, von denen die Hälfte cultivirt seien, ist aber schwerlich richtig.

12a) Roggeveen schon erwähnt sie, er ist überhaupt der erste Europäer, welcher der Oefen gedenkt.

12b) Cook I, 292, Forster I, 429, Palmer Journal XL, 176.

13) Palmer 179.

14) Der Name Moai für die Bilder scheint auch dasselbe Wort zu sein.

15) S. meinen Aufsatz in der Zeitschrift der Gesellschaft f. Erdk. in Berlin VI, 548 f., Maclay ebendas. VII, 79 f., Park Harrison im Journal of the anthropological institute III, 370 f.

Siebenter Abschnitt.

ERSTES KAPITEL.

1) Cook Voy. tow. the Southpole I, 298 f., Forsters Reise II, 6 f., Marchand Voyage aut. du monde I, 24 f., Krusenstern Reise I, 150 f., Langsdorff Bemerkungen I. 75 f.

2) Stewart Visit to ihe Southseas I. 193 f., Bennett Whaling voyage I, 295 f., d'Urville Voy. en pole sud III, 221 f.

3) Vincendon Dumoulin et Desgraz Los Iles Marquises, Jouan in der Révue coloniale und den Annales hydrographiques von 1857 f., und in den Mémoires de l'acad. de Cherbourg Th. XI, Jardin in denselben Memoiren Th. IV. bis VI, Ausland XLV. 87 f.

4) Mém. d. l'acad. d. Cherbourg IV, 55 f.

5) Sie wird gewöhnlich mit dem Namen Chamaerops humilis bezeichnet.

6) Die Evia dulcis allein soll gefehlt haben und (nach Jouan Mémoires de Cherbourg XI, 103) erst kürzlich durch die Franzosen eingeführt sein; allein Langsdorff (Bemerkungen I, 91) sah sie schon 1804 in Nukuhiwa.

7) Russel maass den höchsten Berg nur 612 M.

8) Nach de la Richerie. Dumoulin hat nur 1260, Findlay 1360 M.

9) Sie hat den Namen (die grosse Insel) von den Einwohnern aus Ironie ihrer geringen Grösse halber erhalten (Krusenstern Reise I, 209).

10a) Roquefeuil Journal d'un voyage autour du monde I, 276 f.

10b) Nach Tessan; bei Richerie 1178 M.

11) Tessans Angabe für seine Höhe (1170 M.) erklärt Jardin für zu hoch.

12) Nach Dumoulin 610 M.

13) Nach Roquefeuil (Journal d'un voyage autour du monde II, 2) hatten sich 1818 hier Einwohner von Nukuhiwa niedergelassen.

ZWEITES KAPITEL.

1) In der zu Honolulu erscheinenden Zeitschrift Friend.

2) Dass Männer in der Noth die eigenen Frauen und Kinder fressen (Langsdorff I, 124), scheint eine Uebertreibung zu sein (Dumoulin 286).

3) Bennett Whaling voyage I, 303 f.

4) Jardin Mém. d. l'acad. d. Cherbourg V, 308 f.

5) Jardin Mém. V, 315.

6) Marchand Voyage I, 132 f.

7) Dumoulin 231 f.

8) So haben in Nukuhiwa die Taipii 3, die Hapa und Tai je 6 solcher Abtheilungen.

9) Um 1830 gab es in Tahuata im Thale Waitahu unter 127 Einwohnern 3, im Thal Hanatuuna unter 79 Einwohnern 2 solcher Hakaiki. (S. mein Werk Die Südseevölker und das Christenthum 95.)

10) Langsdorff I, 104.
11) Bennett I, 305.
12) Dumoulin 290 f.

ZWEITES KAPITEL.

1) S. meinen Aufsatz in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin III, 113 f.

2) Auf einigen Karten heisst sie Hiwapotto, nach dem Namen einer den Tahitiern bekannten Insel, den man willkürlich auf sie übertragen hat. Diese Insel gehört aber zu den Markesas, und das Wort bedeutet Kleinhiwa.

3) Durch den Arzt Bennett (Whaling voyage I, 365 f.)

4) Den Namen giebt Gill (Gems of the coral islands II, 277), Buzacott nennt sie Mangarongaro. Auffallend ist, dass Lamont, den ein Schiffbruch längere Zeit hier zu verweilen zwang, den Namen niemals nennt, zur Bezeichnung des Ganzen vielmehr Pitaka braucht, was der Kreis bedeuten soll (Lamont Wild life among the Pacific islanders 149).

5) So nach Krusenstern. Das spanische Schiff Berenguela setzt sie jedoch 13° 45′ Br., 163° 4′ Lge.

6) Gill II, 280 f.

7) Wie die tahitische Erithalys polygama, die hawaiische Sida rotundifolia.

8) Buache hält sie für die Insel O a c e a, die der Spanier Grijalva 1537 in 2° Br. gefunden hat (Burney Chronol. history I, 184 f.).

9) Wie Couthouy (Journal of the Boston soc. of nat. hist. IV, 141) will, dem Darwin (Structure and Distribution of coralreefs 158 f.) widerspricht.

10) Eine von einem Cap. Scott 1840 angeblich in 4° 56′ (oder 5° 10′) Br. und etwa 162° 20′ Lge. entdeckte und Samarang benannte Insel, deren Lagunenriff 16 kleine, schön bewaldete Inseln tragen soll, ist trotz mehrfachem Suchen nicht wieder gefunden und daher trotz der abweichenden Höhe wahrscheinlich mit Palmyra identisch.

Achter Abschnitt.

ERSTES KAPITEL.

1) Ueber die Traditionen der Einwohner, die sich auf frühere Besuche der Spanier zu beziehen scheinen, s. Jarvis (History of the Hawaiian or Sandwich islands 89 f.) und Remy (in den Nouvelles ann. de voyages 1856 IV, 343).

2) Brighams geologische Untersuchungen finden sich im ersten Bande der Memoirs of the Boston soc. of nat. hist., Manns hawaiische Flora in dem vierten und fünften Theil der Proceedings des Essex Institute. S. meinen Aufsatz in Petermanns Mittheilungen XX, 208 f.

3) Die Eingebornen unterscheiden die zellige Lava (aä) von der tuffartigen (pahoehoe).

4) Lasiurus Grayi.

5) In den Proceedings der Boston soc. of nat. hist. XII, 295 f.

6) Allerdings werden gewöhnlich 3 Arten als hier vorkommend angegeben, allein Dole zweifelt an der Richtigkeit dieser Behauptung.

7) Brigham zählte in Hamakua in $7\frac{1}{2}$ M. nicht weniger als 85 Bäche.

8) Die Höhe der Berge ist nach den Messungen von Wilkes.

9) Einzig ein kleines Moos wächst auf dem Gipfel an den Rändern der Spalten, denen heisse Dämpfe entsteigen.

10) Strzelecki maass sein Lager am Rande an der Nordseite 1258 M. hoch.

11) Ellis und Wilkes nennen diesen irrthümlich den kleinen Kilauea.

ZWEITES KAPITEL.

1) Nach Gairdner. Kotzebue fand 1230 M.

2) Der Yams der Insel ist der schönste von ganz Hawaii (Beechey Narrative I, 234).

DRITTES KAPITEL.

1) Er lautet hawaiisch Kahiki, ein Wort, das zugleich entfernt bedeutet.

2) Bishop in der Sandwichislands gazette Jahrgang II, 26.

3) Der Kihei, den der König Liholiho auf seiner Reise nach Europa dem Kaiser von Brasilien schenkte, wurde auf 30000 Franken an Werth geschätzt (Dupetitthouars Voyage I, 383).

4) Schon bei Kamehamehas I. Lebzeiten trugen viele seinen Namen in englischen Buchstaben tättowirt.

5) Bennett Whaling voyage I, 212 f.

6) Nach Ellis; dagegen behaupten Tyerman und Bennet (I, 436) das Gegentheil.

7) Ellis Tour trough Hawaii 86 f., Nautical Magazine LXIX, 143 f.

8) In der Insel Hawaii gab es nur zwei, an der Westküste bei Honaunau und an der Nordostküste bei Napopo.

9) Remy in den Annales de voyages 1865, IV, 313 f.

10a) Annal. hydrogr. XXXII, 586, XXXIII, 60.

10b) S. oben S. 83, 184.

11a) Beechey Voyage I, 234.

11b) Freycinet führt (Voyage part. hist. II, 592) eine andere Jahresabtheilung in 13 Monate mit ganz abweichenden Namen an.

12) Seemann Reise um die Welt II, 93.

13) So ist tangata (rarotongisch) oder ta'ata (tahitisch) in Hawaii kanaka, Tangaloa (rarotongisch) oder Ta'aroa (tahitisch) in Hawaii Kanaloa.

14) Die neuere Geschichte des Archipels behandeln die Werke von

Jarvis History of the Hawaiian or Sandwich islands 1843, Manley Hopkins Hawaii, the past, present and future of the Island kingdom 1862, Varigny Quatorze ans aux îles Sandwich 1874.

VIERTES KAPITEL.

1) Die nach einem hier gescheiterten Schiffe Twobrothersriff oder Reefshoal benannte Bank bei Krusenstern (Supplement au récueil 115), die in der Liste Kelbys (Zach Monatliche Correspondenz XIV, 258) Gardnerrock heisst, ist wahrscheinlich die Basse des fregattes françaises.

2) Der Bericht des Cap. Reynolds und des Arztes Kennedy über sie findet sich im Nautical Magazine XXXVII, 269 f.

3) 1849 hat Cap. Kellet beide Inseln ohne Erfolg aufgesucht.

4) Burney Chronological history II, 263 f.

FÜNFTES BUCH.

Erster Abschnitt.

ERSTES KAPITEL.

1) Welches die Inseln gewesen sind, ist nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden. Aus dem eigenen Bericht Saavedras in seinem Tagebuche (bei Navarrete Colleccion de los viajes V, 474 f.) scheint hervorzugehen, dass er zuerst die Karoline Ponape, dann Ujilong und Bikini gesehen und die beiden letzten Pintados (nach der Tättowirung der Bewohner) und Buenos jardines genannt hat.

2) Kotzebue Entdeckungsreise in die Südsee I, 128 f., II, 39 f., Chamisso Bemerkungen und Ansichten bei Kotzebue III, 106 f., Hudson bei Wilkes Narrative V, 45 f.

3) Gulick im einunddreissigsten Bande des Nautical Magazin, Whitmee Mission. cruise in the South pacific 1871. S. meinen Aufsatz in der Zeitschrift für Erdkunde XV, 369 f.

4) Auf seiner Karte von Polynesien von 1793.

5) Fucus radaccensis.

6) Dass sie (nach Gulick) hier ganz fehlen sollen, ist ein Irrthum.

7) Sie suchen bei solchen Stürmen die Fruchtbäume durch Anbinden an andere Gegenstände zu schützen.

8) Hudson, der die 5 ersten Gilbertinseln nicht gesehen, allein Nachrichten über sie eingezogen hat, identificirte Tamana mit einer Insel Phoebe der Karten unter dem Aequator und in 176° 45′ O. Lge.; allein diese ist die Insel Baker in falscher, (östlicher, statt westlicher) Länge angesetzt (S. oben S. 267).

9) Nach einer Bemerkung auf Arrowsmiths Karte hat er ihr jedoch den Namen Eliza gegeben.

10) Nach Cheyne (Description of islands in the western pacific ocean 74) soll vielmehr die Nordküste allein es sein, an der Boote zu landen vermögen.

11) Tanner in den hydrograph. Mittheilungen I, 75.

12) S. Petermanns Mittheilungen XV, 376 f.

13) Wahrscheinlich ist dies die von Mendana auf der Rückkehr von den Salomoinseln 1567 entdeckte Insel S. Francesco.

14) Doane in der Zeitschrift für Erdkunde XI, 216 f., Kubary im Journal des Mus. Godeffroy I, 33 f.

15) Nach Doanes Bericht (in den Annales hydrogr. XXXIV, 40) sind Rongrik und Ailinginae zwei besondere Inseln, die letzte 3 M. SW. von der ersten.

ZWEITES KAPITEL.

1) Nur in Nawodo tragen sie ähnliche Mattengürtel wie die Frauen (Nautic. Magazine XXXV, 229 f.).

2) Sie wird schon von Saavedra erwähnt, welcher der erste Europäer ist, der dieses Schmuckes gedenkt.

3) In Peru fand Pierson eines von 75 Häusern, und das von Hudson zerstörte Dorf Utiroa in Taputeuea hatte gegen 300.

4) Weshalb sie in Ratak Rhizophoren anpflanzen (Chamisso Bemerkungen 111), ist nicht recht klar.

5) In Banaba haben sie keine Segel (Cheyne Description 75).

6) Das geschah bereits zu Saavedras Zeit.

7) Bei Pierson Genth; in Chamissos Berichten über Ratak erscheint (Bemerkungen 117) als allgemeines Wort für Gott Jageach, als Name des Gottes Anis.

8) Hale Ethnography and philology 98 f.

9) Gulick im Nautic. mag. XXXI, 44, Hale 99 f.

10) Hale 103, Brown im Naut. magaz. XXXIV, 229.

11) Chamisso Bemerkungen 119, Gulik 410.

12) Hale 106, 170.

13) Hales Vermuthung, dass die in den südlichen Gilbert aus Muscheln hergestellten Halsbandschnüre (tenikadaradara) nicht bloss als Zierrath, sondern auch als eine Art Geld dienen, ist ohne Zweifel begründet.

14) Jetzt bestehen Stationen in Ralik in Ebon, Namerik und Jaluit, in den Gilbert in Apaiang, Butaritari und Tarawa.

Zweiter Abschnitt.

ERSTES KAPITEL.

1) Burney Chronolog. history I. 146.

2) Lütke Voyage autour du monde I, 288 ff., Kittlitz Denkwürdigkeiten einer Reise durch das russische Amerika, Mikronesien und Kamtschatka I, 351 f.

3) Lütke II, 325 f.

4) Jagor Reise in den Philippinen 203, Semper Palauinseln 356 f.

5) Die Bewohner der Ladronen sprechen Calorinas (Lütke II, 122).

6) Mertens bei Lütke III, 133 f.

7) Nach Lesson (Berghaus Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde, vierte Reihe I, 301).

8) Lütke II, 31 f., Kittlitz II, 77.

9) Chamisso Bemerkungen 113.

10) Nach Kittlitz (I, 379) vertreten sie hier fast die Stelle der Käfer.

11) Nach Lütke. Duperrey maass 583,5 M., Cheyne hat 593 M.

12) Nach Duperrey 657 M.; Lesson hat 678 M.

13) Das geht schon daraus hervor, dass der Bericht des Quiros bei Figueroa (Burney Chronol. history II, 170) die flachen Inseln im W. der grossen erwähnt. Krusenstern und Lütke halten Quirosa für Ruk, Peschel sogar für Palau.

14) Als Lütke sie entdeckte, hielten sich unter den Einwohnern zwei durch einen Schiffbruch hergekommene Engländer auf (Hale Ethnography 80).

ZWEITES KAPITEL.

1) Auch die von Cap. Haagsma kürzlich entdeckte Insel (Annal. hydrograph. XXXIV, 132), die er einen Grad östlicher legt, ist ohne Zweifel dieselbe Insel.

2) Gulick trennt Hashmy von Namaluk und setzt sie NW. von dieser; er giebt als ihren einheimischen Namen Mokor an. Aber an der Identität beider Inseln ist nicht zu zweifeln.

3) Nach Hale bedeutet der Name südliches, wie Namolipiafan nördliches Namo.

4) Vielleicht ist sie die Insel Barbudos, die Saavedra 1528 bei dem Versuch einer Fahrt von den Molukken nach Mexiko in 7° Br. auffand, und die Freycinet für Pulusuk hält.

5) Arrowsmiths Behauptung, sie sei 1791 von Cap. Hunter entdeckt, ist ein Irrthum (Krusenstern Supplement au récueil 140).

6) Nach d'Urville 30 bis 40 Toisen.

7[a]) Nach Semper heisst sie in Palau Bölulakap oder Ascheninsel.

7[b]) S. oben S. 345.

7[c]) Im Museum Godeffroy (II, 12 f.).

8) Nämlich 6 Grade westlicher. An dieser Stelle (131° 25′ Lge.) soll der spanische Capitain Lafita 1802 Inseln entdeckt haben, die er (nach Burney Chronolog. hist. V, 2) Martyres und Catritan benannte, während er vielmehr diese Namen aus der alten Karte Cantovas auf sie übertrug, und die Burney und Krusenstern für Rochas Sequeira halten. Sie können jedoch in jener Höhe nicht liegen (s. Petermanns Mittheilungen XV, 377 f.), und da die Schilderung Lafitas ganz auf Lamoliork passt, so wird man sie trotz der unerklärbaren Ansetzung an eine falsche Stelle für diese halten dürfen.

9) Krusensterns Ansicht, dass diese Inseln Drakes Ulie seien, wird

schon durch die Bemerkung des Entdeckers, dass die Einwohner Betel kauten, widerlegt. (S. oben S. 368.)

10) Es ist ohne Zweifel die englische Aussprache für Palau; Sempers seltsame Ansicht, die Eingeborenen hätten den Namen ihres Landes erst von den Spaniern angenommen, ist ganz unbegründet.

11) Keate Account of the Pelew islands 1788, Hockin Supplement to the account of the Pelew islands 1803.

12) Semper Die Palauinseln im stillen Ocean 1873, Kubary im Museum Godeffroy IV, 5 f.

13) Die Namen sind nach Kubarys Angabe, doch habe ich sein t aus guten Gründen in ϑ verwandelt.

14a) Woodes Rogers Voyage autour du monde II, 89.

14b) So giebt er auf seiner Karte an; Arrowsmith hat als Carterets Namen Evening.

15) S. Pickering Memoir on the language and inhabitants of Lord Norths island 1845.

16) Nach dem Bericht des Capitain Redlich (Journal of the geogr. soc. of London XLIV, 34) haben die Bewohner der Echiquierinseln (s. oben Theil I. S. 143) dunkle kupferfarbene Haut und lange, glatte Haare, scheinen also keine Melanesier zu sein, und dürften dann auch den Karoliniern zugezählt werden müssen. Man weiss sonst von diesen Inseln nichts.

17) Er glaubte von den Bewohnern den Namen Pegan für die ganze Insel gehört zu haben.

18) S. Junghähnel in der Tydschrift voor indische taal, land en volkenkunde IV, 155 f., van der Crab De Moluksche Eylanden 329.

DRITTES KAPITEL.

1) Hale Ethnography 82 f., Semper Die Palauinseln 361 f.

2a) S. oben Th. I, S. 34 und diesen Theil S. 110.

2b) Doane im Geographical Magazine I, 205.

3) S. oben S. 134, 332.

4) Kubary im Mus. Godeffr. IV, 60 f.

5) Nach Kubary; bei Semper Eilaut.

6) Ausser der Seka (Macropiper methysticum) wird in Kusaie noch ein ähnliches Getränk aus einer anderen Wurzel bereitet, die Kaua heisst.

7) Eigenthümlich ist die in Lukunor bemerkte Sitte, die einzelnen Zeichen nach den Namen der karolinischen Inseln zu benennen (Lütke II, 68, 90).

8) S. Cheyne Description of islands 100 f, Lhotsky im Asiatic Journal XVIII, Intelligence 25, Hale Ethnography 85 f., Gerland bei Waitz Anthropologie der Naturvölker V, 2, 72 f., die genaueste Schilderung giebt Kubary im Mus. Godeffroy VI, 123 f. Die mit Wasser gefüllten Kanäle zwischen diesen Steinbauten haben zu sehr grundlosen Hypothesen Veranlassung gegeben.

9) Lütke III, 167 f.

10) Lütke II, 74 f., Freycinet Voyage autour du monde II, 124 f.

11) Dass sie, wie Lesson glaubte, den Compass besässen, ist ein Irrthum (Lütke II. 333).

12) Die sie betreffenden Mythen hat schon Cantova berichtet, wie ein Jahrhundert später Torres, und noch jetzt sind sie den in Saypan angesiedelten Karoliniern bekannt (Chamisso Bemerkungen 129 f., Freycinet Voy. II, 107 f., Zayas im Nautical Magaz. XXXV, 260).

13) Semper Palauinseln 283 f.

14) S. oben S. 369.

15) Kubary im Mus. Godeffr. IV, 43.

16) Cheyne Description 108, Hale Ethnography 83.

17) Lütke II, 345; III, 153.

18a) Lütke I, 350. Duperrey hat noch eine vierte Neas.

18b) Die von Lütke in Lukunor gesehenen, von niedrigen Steinmauern umgebenen Plätze, die man hier Enen nennt, und die nur von Vornehmen betreten werden durften, scheinen etwas Aehnliches gewesen zu sein. (Lütke II, 57 f.).

19) Nach Semper (Palauinseln 36) sollen immer nur gleichaltrige Männer in den Clubbs zugelassen werden, jeder daher während seines Lebens verschiedenen angehören.

20) S. oben S. 372.

21a) Chamisso Bemerkungen 136.

21b) In Palau sollen sie nach Jacquinot (d'Urville Voy. au pole du Sud Partie zoolog. II, 310) auch Bogen und Pfeile haben.

22) Nach Torres bei Arago (Promenade autour du monde II, 26).

23) Chamisso Bemerkungen 63, Arago Promenade autour du monde I, 488 f., Lütke II, 371.

24) Lütke II, 375, Zayas im Nautical Magaz. XXXV, 263 f. Nach Freycinet und Chamisso sollen sie aber die vier Zwischenräume in je drei und den Raum zwischen diesen wieder in je zwei Theile theilen.

25) Semper Palauinseln 263.

26) Jagor Reise in den Philippinen 103 f.

27) Kubary im Mus. Godeffroy II, 21, IV, 49 f., Semper Palauinseln 61 f., 167 f.

28) Die Stationen sind in Kusaie auf Lela, in Ponape in Jokoits, Metalanim und Ronkiti.

Dritter Abschnitt.

ERSTES KAPITEL.

1) Anson Voyage autour du monde 239 f., Byron in Hawkesworth Geschichte der Seereisen I, 113 f., Wallis ebendaselbst I, 274 f., Crozet Vnyage autour du monde 173 f.

2) Freycinet Voyage autour du monde Part. histor. II, 73 f., Zayas im Nautic. Magazine XXXV. Aber die Aufnahme Freycinets ist bloss für

die südlichen Inseln genügend. In den nördlichen hat er nichts geleistet, vielmehr, wie Zayas nachgewiesen hat, die Piedras de Torres übersehen und diesen Namen auf Guguan übertragen, ähnlich auch die nördlicheren Inseln falsch benannt und, da die alten spanischen Karten im S. von Agrigan noch eine Insel (Pagan) angeben, die ihm demnach fehlen musste, für diese eine Insel geradezu erdichtet.

3) Die von verschiedenen Reisenden angegebene Sagopalme ist ohne Zweifel eine Cycasart, der Federico der Spanier.

4) Chamisso behauptet das Gegentheil (Bemerkungen 79), allein es geht aus dem Berichte über die Reise von Magelhaens hervor (Burney Chronol. history I, 59).

5) Nach Gaudichaud soll sich hinter Agaña auch Urgestein finden, was kaum glaublich ist.

6) Seine Höhe wird sehr verschieden geschätzt, von Freycinet 180 bis 200 M., von Raper 250 M., von Kotzebue gar 600 bis 800 M.

7) Die gewöhnliche Zeichnung der Karten ist nach Zayas ganz falsch und die auf ihnen benannte Insel Managasa existirt an dem angegebenen Orte nicht.

8) Bis dahin bezeichnete man sie mit dem Namen Farallon al norte de Saypan.

9) Roquefeuil Journal d'un voyage II, 363.

10) Nach Beechey. Zayas maass die Höhe 868 M.

11) Freycinet hat, durch eine ungenaue Stelle bei la Pérouse (Voy. II, 344) verleitet, die Mangs, (welches Wort aus einer Verstümmelung des spanischen las Monjas (die Nonnen) entstanden sein soll), 4 M. SSW. von Assonsong gestellt, wo kein Land existirt.

ZWEITES KAPITEL.

1) S. Gerland in Waitz Anthropologie der Naturvölker V, 2, 45 f.

2) Schon 1817 fand Chamisso einige karolinische Familien in Guahan, Freycinet 1819 auch eine in Saypan angesiedelt. Allein die jetzige Colonie daselbst ist nach Zayas (1865) erst vor 20 Jahren gegründet.

3) Zayas' Ansicht, dass die erhaltenen Pfeiler von Grabhäusern seien, ist ohne Zweifel unbegründet. Daran schliesst sich noch in Tinian der Pozo de los antiguos, (s. oben S. 393), ein Brunnen aus nett behauenen Steinen, zu dem Stufen hinabführen.

4) Freycinet Voyage II, 435 f.

5) Freycinets Unterscheidung zwischen den Anti als guten und den Aniti als bösen Gottheiten ist offenbar unrichtig; beide sind dieselben.

6) Es waren die Achagma, die sich durch ein besonderes Freundschaftsbündniss den Matua angeschlossen, und die Atugchuguma, die den Matua einen grossen Dienst erwiesen und das für einen solchen Fall festgesetzte Geschenk ausgeschlagen hatten. Die ersten waren nur zu gewissen Leistungen verpflichtet, die anderen mussten dem Matua in allen Dingen beistehen, wie sie dagegen das Gleiche von ihm zu erwarten hatten. (Freycinet II, 372 f.)

7) S. oben Th. I, S. 360, Anm. 38 und mein Werk Die Südseeinseln und das Christenthum 82.

8) S. oben S. 379.

9) Das dafür gebrauchte Wort (guhiguhi) heisst begrüssen und beriechen. S. oben Th. I, S. 51.

10) S. oben Th. I, S. 358, Anmerk. 3.

11) Die ältere Geschichte der Inseln behandelt das Werk des Jesuiten Gobien Histoire des Isles Marianes 1700; eine ausführliche Darstellung der ganzen Geschichte der Colonie liefert Freycinet (II, 164 f.).

DRITTES KAPITEL.

1) Petermann hat auch die Inseln in dem Raume von 156 bis 175° Lge. den Ansonarchipel benannt; allein von allen den dort angegebenen existirt einzig das schon oben (S. 328) behandelte Wake.

2) Petermanns Mittheilungen XI, 392, Nachrichten für Seefahrer V, Nr. 411.

3) Annales hydrographiques XXXIII, 413.

4) Rémusat in Asiatic journal V, 229 f., Krusenstern Recueil II, 12 f.

5) Siebold Documents importants sur la découverte des isles Bonin 11 f.

6) Beechey in der deutschen Uebersetzung II, 306 f., Lütke II, 151 f., Kittlitz Denkwürdigkeiten II, 163 f.

NACHTRÄGE UND BERICHTIGUNGEN.

ERSTER THEIL.

S. 46 Z. 13 v. u. lies Lono.

S. 49 Z. 18 v. u. lies Heiau.

S. 74 Z. 5 v. o. Moresby hat auch goldhaltigen Quarz an den Baien Moresby und Pitt gefunden.

S. 83 Z. 1 v. u. lies Enanas.

S. 86 Z. 11 v. u. lies Kainkainbeba.

S. 88 Z. 20 v. u. lies Mahasiap und Z. 18 v. u. Sapey.

S. 90 Z. 11 v. u. lies Saraweri.

S. 93 Z. 2 v. u. Goldmans Bemerkung ist irrig; er hat wahrscheinlich die früher für ein Cap gehaltene Insel Amberpun für Maskassa genommen.

S. 98. Die Küste der Astrolabebai ist stark bewaldet, doch nicht gesund, wenn auch ziemlich stark bewohnt; hinter ihr erheben sich steile, mit undurchdringlichen Urwäldern bedeckte und ganz menschenleere Gebirge, die bis zu 2000 bis 3000 M. Höhe aufsteigen. Bei dem Westcap der Bai, C. Duperrey, liegt die von Maclay der Archipel der zufriedenen Menschen benannte Inselgruppe, die aus gegen 30 Inseln von der Korallenbildung besteht, deren bedeutendste Tiara heisst.

S. 99, 100. Nach Maclay heisst bei den Bewohnern die Dampierinsel Karkar, die Insel Rob. Rich Wagwag.

S. 99 Z. 9 v. u. Lesson ist nach Moresby ein thätiger, starke Dampfwolken ausstossender Vulkan.

S. 99 Z. 4 v. o. Moresby hat die beiden höchsten Piks der Finisterrekette Gladstone und Disraeli benannt.

S. 101. 1874 hat Moresby die ganze Ostküste genauer erforscht. Sie ist, wenn auch arm an Häfen, doch ausserhalb des Küstenriffes ganz sicher, hoch und gebirgig, schön bewaldet und bewässert und enthält eine Reihe von über 5 M. in das Meer reichenden Vorgebirgen, die zwischen sich grosse Baien einschliessen. Die erste ist der Golf Huon, über deren fruchtbaren, waldigen Ufern sich die Rawlinsonkette erhebt; im Südtheil desselben liegt die Traitorbai, ein sicherer Ankerplatz an der Mündung eines grösseren Flusses, und 2 M. östlicher das Südcap des Golfs, C. Ward Hunt, dessen hohes Land wahrscheinlich von Entrecasteaux in grosser Ferne gesehen und für eine Insel (Riche) gehalten ist. Auf das Cap folgt die Bai Dyke Acland mit flachen, dicht bewaldeten Ufern, die bis C. Nelson 10 M. SO. von C. Ward Hunt reicht, hinter dem sich die 1000 M. hohen Berge Victory und Trafalgar erheben. Von ihm geht die Küste zuerst 11 M. nach SW. und darauf eben zo weit nach OSO., die grosse Bai Collingwood bildend, welche geringere Tiefe und niedrige, bewaldete Ufer hat; ihr Ostcap ist C. Moresby, das in grasigen Abhängen zum Meere hinabsinkt,

und vor dem kleine, von Riffen umgebene Inseln liegen. Die Küste der dann folgenden Bai, Goodenough, geht erst nach WSW., später nach OSO.; in ihrem Grunde stürzen romantische Fälle über die bewaldeten Bergabhänge hinab, das Land muss hier besonders gut bewässert sein, denn das Wasser ist bis tief in das Meer noch ganz süss. Die Goodenoughbai reicht östlich bis an die Bai Bartle, deren Ostcap das 600 M. hoch fast senkrecht zum Meere herabstürzende C. Frere ist; dies begrenzt mit dem C. Ducie die letzte dieser Baien, deren Ufer ein stark bewohntes, mit offenen Wäldern bedecktes Land bilden, hinter dem in 1/2 M. erst Hügel voll Gras oder Dickicht, tiefer landeinwärts dicht bewaldete Berge bis zu 2000 M. Höhe sich erheben. Ost von C. Ducie beginnt die mit C. East endende Halbinsel, über deren gut bewaldetem Boden ein kenntlicher, steiler, doppelgipfliger Hügel von 100 M. Höhe aufsteigt.

S. 102. Die Entrecasteauxinseln bestehen nach Moresby aus drei grösseren Inseln von zusammen 23 M. Länge von S. gegen N., die der Entdecker Normanby, Fergusson und Goodenough, wie die Strassen zwischen ihnen Dawson, Moresby und Ward Hunt benannt hat. Die beiden letzten dieser Inseln sind mit Piks von vulkanischer Bildung bedeckt, von denen der Berg Goodenough auf der Insel dieses Namens die Höhe von 2500 M. erreicht, und deren Boden bis 600 M. hoch gut bewohnt und angebaut ist, während die höheren Abhänge dichte Wälder bedecken, und die phantastischen Gipfel nur kahle, graue Felsen zeigen. S. vom C. Ventenat führt ein 1/2 M. breiter Pass zwischen ihm und dem Gallowsriff, das zwei bewaldete Inselchen umschliesst, aus dem östlichen Meere in die Goeschenstrasse. — Auf der Insel Moresby liegt an der Ostküste die Pittbai, die einen schönen, sicheren Hafen bildet.

S. 136 Z. 3 v. u. lies Amakata.

S. 140 Z. 3 v. o. lies Slingersbai.

S. 160 Z. 2 v. o. lies sein [18]).

S. 274 Z. 20 v. u. lies Mokoia.

S. 285 Z. 18 v. o. lies Waiau-ua und Z. 31 v. u. Ahauru.

S. 304 Z. 3 v. o. lies Waitaki.

S. 362 Anmerk. 10. Das Werk von Lawson Wanderings in the interior of Newguinea 1875 ist von vorn bis hinten eine abgeschmackte Erdichtung.

S. 373 Anmerk. 22. Neuerdings sind noch eine zweite Station in Efat (an der Havannahbai) und zwei andere in Nguna und in Santo (an der Lisburnbai) gegründet.

ZWEITER THEIL.

S. 22 Z 15 v. u. lies Tuvuϑa.

S. 132 Z. 14 v. u. lies Fagaua.

S. 156 Z. 8 v. u. lies Fa'anui.

S. 221 Z. 4 v. u. lies Duff.

S. 226 Z. 10 v. o. lies Pitcairn.

S. 240 Z. 8 v. o. lies Hanamiai.

S. 243 Z. 21 v. u. streiche loa.

NAMENVERZEICHNISS.

Abkürzungen: A. (Archipel), Gr. (Gruppe), I. (Insel), D. (District), Df. (Dorf), Bg. (Berg), Kt. (Kette), P. (Pass), Th. (Thal), Gl. (Gletscher), Fl. (Fluss), S. (See), C. (Cap), B. (Bai), H. (Hafen), Gf. (Golf), Sd. (Sund), St. (Strasse), F. (Fels), R. (Riff), Bk. (Bank). — A. (Auckland), Ad. (Admiralitätsins.), Am. (America I.), Ast. (Austral I.), Bn. (Inseln im N. der Ladronen), Ch. (Chatham), E. (Ellice I.), H. (Hawaii), Hr. (Hervey), K. (Karolinen), KC. (Königin Charlotte I.), Km. (Kermandek), L. (Ladronen), Ly. (Loyalty), M. (Markesas), MG. (Marshall- und Gilbert-I.), Mh. (Manahiki), Nb. (Neubritannien), Nf. (Norfolk), Ng. (Neuguinea), Nhb. (Neue Hebriden), Nk. (Neukaledonien), Ns. (Neuseeland), P. (Paumotu), Ph. (Phoenix I.), Rp. (Rapanui), Rt. (Rotuma), S. (Societätsinseln), Sl. (Salomo I.), Sm. (Samoa), Tg. (Tonga), Tk. (Tukopia), Tl. (Tokelau), Tm. (Taumako), V. (Viti).

A.

C.

D.

E.

G.

H.

J. (Dsch).

I. (Vokal).

L.

M.

O.

P.

Q.

R.

S.

W.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.